





D. JOHANNES AUGUSTUS  
UNZER Medicus.  
Ann: aetatis XXXVII

~~1790~~

Der

# Arzt.

Eine

medizinische Wochenschrift.

von

D. Johann August Unzer.



Neueste von dem Verfasser verbesserte und viel vermehrte Ausgabe.  
Zweyter Druck.

Mit Churfürstl. Sächsis. Privilegio.

---

Erster Band.

---

Hamburg, Lüneburg und Leipzig,  
verlegt Gotthilf Christian Berth. 1769.

*Handwritten signature*  
1771

52.434

## Erklärung der Bignetten.

---

Weil diese Schrift Lesern von mancherley Fähigkeiten bestimmt ist, so hat man geglaubt, daß es Einigen lieb seyn könnte, diese Erklärungen zu finden.

Die Bignette vor dem ersten Bande bezieht sich auf den Zweck und Inhalt des ganzen Werks, die Natur zu betrachten, sie zu schildern, ihre Geseze zu studiren, die Gespinnte der Systemsucht zu zerstören, und die Schwärzer, Prahler und Charlatans voll leeren Gewässers, dem Menschenmilch fehlt, zu vertilgen. Die Bienen und Ameisen sind Sinnbilder des Fleisses und der Ordnung.

Vor dem zweyten Bande, worin hauptsächlich die Waaren der Ueppigkeit, Thee, Caffe, Chocolat, Taback, Punsch, Wein, Branntwein, u. a. critisirt werden, stüzt ein Satyr eine Tafel darnieder, welche mit diesen Waaren angefüllt war.

Die Bignette vor dem dritten Bande bezieht sich auf die Lebensordnung zum langen Leben, welche, wie im ersten Blatte desselben Bandes gelehrt wird, in der Arbeitsamkeit, Nüchternheit und Mäßigkeit, Heiterkeit des Gemüths und Verbannung der Wollüste besteht, wodurch die schnelle Flucht der Lebenszeit aufgehalten wird. Die Statue des Tempels ist das Sinnbild der Lebensordnung, Hygiea, mit einer Schlange und einer Opferschaale in den Händen. Der hier vorgestellte Mohnkopf ist das Bild des Scherzes.

Vor dem vierten Bande, worin die thörichte Neigung der Menschen zu den Charlatans, hauptsächlich durch die Geschichte des Apollo und Mercur im 164 und 165ten Blatte, geschildert worden, wird der Haufe der Unglücklichen, die sich so eifrig zum Tode drängen, auf den Weg zum Tempel des Aeskulaps gewiesen.

Vor dem fünften Bande, welches der erste ist, worin die Euren der Krankheiten beschrieben sind, wird die Zuflucht zur Heilungskunst vor den Drohunaen des Todes abgebildet.

Vor dem sechsten Bande, der mit dem vorhergehenden gleichen Inhalts ist, werden die Hülfsmittel der Heilungskunst, und die wüthenden Angriffe des Todesengels vorgestellt.







## Vorrede

zur ersten Ausgabe 1759.

---



Es war eine Zeit, da man die Wissenschaften beim Kartenspiele lernte. Der Erfinder dieser Kunst war Thomas Murner, ein deutscher Franciscanermonch, welcher erst zu Cracau, hernach aber zu Frenburg in der Schweiz die Weltweisheit lehrte. Er sah, daß die jungen Leute durch die Schriften eines gewissen Spaniers, woraus sie die Kunstwörter der Dialectik lernen mußten, abgeschreckt wurden, und faßte daher den Entschluß, sie durch Bilder und Figuren, in Form der Spielkarten, auf eine anmuthigere Weise zu unterrichten. Der Erfolg hiervon war so glücklich, daß man den Murner anfänglich für einen Zauberer hielt, wozu er übrigens dumm genug war. Seine Schüler lernten die Vernunftlehre so schnell, daß es die Kräfte der Natur zu übersteigen schien. Die Sache ging so weit, daß sich Murner genöthigt sah, zu seiner Rechtfertigung den ersten Lehrern der Universität Cracau sein neu erfundenes Spiel zu offenbaren, die es nicht allein billigten, sondern es auch als eine göttliche Erfindung

## Vorrede

bewunderten. Der Quartant, worin der Franciscaner sein Geheimniß entdeckte, trat im Jahre 1509 ans Licht; und dieses Beyspiel gab zur Erfindung vieler andrer Spiele, nicht allein für diejenigen Wissenschaften, welche nur Augen und Gedächtniß erfordern, wie die Erdbeschreibung, die Zeitrechnung, u. s. w. sondern auch für andre Anlaß, wozu Vernunft und Application gehörte. Man erfand Spiele für die Rechtsgelehrsamkeit, für die Arzneykunst, Politik, und die Sittenlehre; ja, man spielte sogar die Theologie in den Karten.

Murners Erfindung war wol zu kindisch, um sich länger erhalten zu können, als ihr der Glanz der Neuigkeit ein Ansehn gab, das ihre ersten Nachahmer blendete. Inzwischen hatte er damit eine Zeitlang großen Nutzen gestiftet; und dieser Nutzen mochte herühren, wovon er wollte, so lag er doch gewiß in seiner Erfindung verborgen. Es bedarf keines Beweises, daß der ganze Vortheil bloß darin bestanden habe, den Lernenden das Studium der Wissenschaften zu einer Art von Vergnügungen und zu einem angenehmen und reizenden Zeitvertreibe zu machen. Man erlernt nichts glücklicher und geschwinder, als was man mit Eifer treibt. Man treibt nichts eifriger, als wozu uns die Lust reizt; und die nützlichste Kunst eines Lehrers, der uns seine Weisheit mittheilen will, besteht darin, uns dieselbe angenehm zu machen, oder, wie der Dichter sagt:

Der Lehren Kraft und Glück beruht  
Nur auf der Kunst, sie vorzutragen.

Als Malherbe sterben wollte, kam ein Mönch zu ihm, um ihn in erbaulichen Betrachtungen zu unterhalten. Allein, da er einen schlechten Vortrag hatte, so richtete er bey diesem Philosophen weiter nichts aus, als daß er zu ihm sagte: Höret auf, mein Freund! Euer böser Stylus ist mir ekelhaft! — Ein jeder Lehrer muß glauben, daß alle seine Schüler eben so eigensinnig sind, als der sterbende Malherbe. Man kann sehr gelehrt seyn, ohne doch die Gabe zu unterrichten zu besitzen; und in solchem Falle ist man zwar gelehrt für sich selbst, aber nicht für andre. Viel hundert Gelehrte können einen schwachen Murner an Einsicht weit übertreffen, und doch kann er der Welt weit nützlicher seyn, da er das Geheimniß versteht, viel hundert Gelehrte mit leichter Mühe zu bilden.

Es scheint, als ob man in unsern Zeiten mehr als jemals eingesehn habe, wie nützlich ein angenehmer und interessanter Vortrag zur Aufnahme und mehrern Ausbreitung der Wissenschaften sey. Viel Gelehrte des gegenwärtigen Jahrhunderts haben es versucht, den ernsthaften Wissenschaften eine angenehme Ein-  
 kleidung zu geben, ohne doch in das Lappische des Murners zu verfallen. Die Erfindung des letztern war ein Vergnügen für Knaben. Man konnte aber die Wissenschaften auch so einkleiden, daß sie eine Er-  
 regung für Männer und Gelehrte wurden, deren sie sich zum wenigsten nicht schämen durften. Die ersten Versuche, welche man schon im verwichnen Jahr-  
 hunderte in dieser Sache anstellte, hatten zwar ein ernsthafteres Ansehn, als die vormaligen gelehrten

## Vorrede

Karten- und Würfelspiele. Allein, sie besaßen einen andern Fehler, der fast noch unerträglicher war, nämlich den Pedantismus. Man glaubte, daß man seine Leser und Zuhörer nicht angenehmer unterhalten könnte, als wenn man ihnen alle Augenblicke Stellen aus alten Schriftstellern anführte, und seinen Vortrag mit ihren verschiedenen Sprachen bunt machte. Diese üble Mode riß im vorigen Jahrhunderte in Frankreich dergestalt ein, daß man sie sogar vor Gericht und auf der Kanzel bis zum Ekel mißbrauchte. Sie ist nach und nach wieder in Verfall gerathen, und der Herr de la Brunere beschreibt uns diese Veränderung der Mode in der Schreib- und Lehrart auf eine angenehme Weise. „Es ist kaum ein Jahrhundert verlossen, „sagt er, da in einem französischen Buche eine gewisse „Anzahl lateinischer Seiten war, auf welchen man einige Zeilen und einige Wörter von unsrer Sprache „entdeckte. Es ist nicht bloß bey Stellen, Einfällen „und Anführungen geblieben. Ovidius und Catullus „mußten zulezt die Heirathen und Testamente entschei- „den, und, nebst den Pandecten, den Witwen und „Unmündigen zu Hülfe kommen. Geistliches und „Weltliches wurden nie mehr von einander getrennt, „und schlichen sich sogar zusammen auf der Kanzel ein. „Der heilige Cyrillus und Horaz, der heilige „Cyprian und Lucrez redeten wechselsweise. Die „Poeten waren der Meinung des heiligen Augustins „und aller Kirchenväter. Man redete lange Zeit vor „dem Frauenvolke und den Rüstern lateinisch; ja, man „redete auch griechisch. Man mußte erstaunlich viel „wissen, um so übel zu predigen. Allein mit den Zeiten „haben

„haben sich auch die Gebräuche verändert. Der Text  
 „ist noch lateinisch, und die ganze Rede französisch,  
 „und gut französisch. Das Evangelium selbst wird  
 „nicht angeführt. Heutiges Tags darf man nur we-  
 „nig wissen, um gut zu predigen.

Dieser letzte Geschmack hat sich erhalten, und es war dabei weiter nichts zu befürchten, als daß die Gelehrsamkeit, welche durch diesen Mißbrauch lächerlich geworden war, durch die Abschaffung desselben ganz in Verfall und Verachtung gerathen möchte. Allein, das neue Licht, welches seit diesen Zeiten in allen Wissenschaften aufgegangen ist, hat der Gelehrsamkeit ihre alte Verehrung wieder erworben, und die neuesten Muster der angenehmen Schreibart bedienen sich derselben eben so stark, aber mit mehr Wahl, mit mehr Beurtheilungskraft, mit mehr Anstande, und mit weniger Schultolze, als die Pedanten, ihre Vorgänger. Der Herr von Fontenelle lehrte ein Frauenzimmer die Wissenschaft der Sterne; und die Gelehrten selbst, welche die Sternkunde viel besser wußten, als er, lasen seine Gespräche mit Vergnügen, und wünschten, daß sie die Anfangsgründe dieser Wissenschaft von ihm gelernt haben möchten. Fontenelle war weit von der Schulfüchsern entfernt. Nichts desto weniger würde er ohne viel Belesenheit das kleine Werk von den Welten nimmermehr haben schreiben können, welches gerade so aussieht, als wenn es ein zufälliges Gartengespräch, und keine Arbeit aus dem Studierzimmer wäre. Der erstaunliche Beyfall, den diese Schrift erhielt, und der so weit gieng, daß Viele sie vom östern

## Vorrede

Lesen fast ganz auswendig lernten, war gewiß größtentheils dem sanften lächelnden Wize, den unterhaltenden Erzählungen und der geistreichen Schreibart zuzuschreiben, womit der Verfasser eine Menge gelehrter Beobachtungen und Vernunftschlüsse auf eine Art vorzutragen wußte, die stets unterrichtete, aber doch immer noch mehr entzückte.

Was Fontenelle für die Sternkunde that, das thaten Addison und Steele für die Sittenlehre. Nachdem man den Menschen unzähligemal bewiesen hatte, daß sie tugendhaft seyn müßten; so versuchten es diese beyden Männer, ihnen zu erzählen, was sie wirklich wären, und ihnen dabey nur gleichsam im Vorbeygehn zu sagen, wie dieses mit den Gesetzen der Tugend bestehn könne, oder nicht. Diese neue Art von wöchentlichen Unterredungen mit dem Publico hatte so etwas Reizendes, und der männliche Witz und die große Gelehrsamkeit, welche die Verfasser des englischen Zuschauers meisterhaft zu verstecken, und auf eine anständige Weise zu erniedrigen und gemein zu machen wußten, unterhielt alle Arten von Lesern auf eine so bezaubernde Weise, daß sich zu ihrer Zeit die Menschen mit lebhafterm Eifer zu den Lektionen der Sittenlehrer drängten, als sie vielleicht jemals gethan hatten.

Die Sittenlehre wickte damals mit aller der Macht auf die Herzen der Menschen, deren eine Wissenschaft fähig ist, welche sie besser machen soll, als sie von Natur sind. Der englische Zuschauer ward von  
viel

viel Tausenden gebilligt. Man las mit Entzücken, was man thun und lassen sollte; und ob man gleich dem ungeachtet that und ließ, was man wollte, so war man doch vergnügt, daß man die Theorie der Tugenden und Laster eben so gut verstehn lernte, ob man sich gleich größtentheils eben so wenig darnach besserte, als die gelehrtesten Sittenlehrer. Wenn die englische Nation durch den Zuschauer nicht tugendhafter geworden ist, als andre; so lag doch dieses bloß daran, weil die Tugend, auch in ihrer besten Gestalt, die Gabe nicht hat, vielen Menschen zu gefallen. Es war aber die Frage, wenn man andre Wissenschaften, deren Einsicht glücklicher und mächtiger in den Willen wirkt, auf eine eben so reizende Weise unter den Menschen ausbreitete, ob man nicht von einem solchen Unternehmen die herrlichsten Erfolge zu hoffen haben würde?

Der Anfang ist gemacht, und ich möchte fast sagen, auch der Beschluß. Fontenelle und Addison haben in ihren beyden Arten eine ganz außerordentliche Menge Nachahmer gefunden. Die deutschen Gelehrten haben sich in diesem Nacheifer nicht saumselig bewiesen. Wir haben speculativische Philosophien, Naturlehren, Sittenlehren, und sogar verschiedene Theile der höhern Wissenschaften, besonders die theoretische Arzneykunst, im Fontenellischen Geschmacke, das ist, in einem Vortrage, dessen Zweck allein das Vergnügen zu seyn scheint, und dessen Zweck doch der Unterricht ist. Ich will nicht entscheiden, ob viele dieser Nachahmungen so glücklich gerathen sind, als das Original. Genug,

## Vorrede

dieser Geschmack hat sich ausgebreitet; und wenn es uns nicht an Fontenellen fehlt, so wird die Nachwelt die Wissenschaften mit nicht weniger Vergnügen erlernen, als wie man ein Schauspiel sieht, oder wie man in einer Gesellschaft witziger Freunde lernt. Sollte aber beim Mangel solcher Schriftsteller, die die schwere Kunst verstehn, leicht zu unterrichten und stets zu gefallen, dieser Geschmack fortdauern; so fürchte ich, daß wir bald die Rolle der Aegypter spielen werden, die uns der Verfasser der neuesten Bigarrures philosophiques in den Visions d'Ibrahim folgendermaßen beschrieben hat: „Der beste König der Aegypter, „Totis, wollte sein Volk gelehrt machen, und sandte „in alle Theile seines Reichs Gelehrte, welche daselbst „Schulen und Akademien anlegen mußten. Die „Sachen schienen anfangs vortreflich von statten zu „gehn. In sehr kurzer Zeit hatten sich Philosophen, „Redner und Gelehrte aller Arten gebildet. Unglücklicher Weise aber wollten auch die Weiber gelehrt „werden, und dies verdarb alles. Sie vermochten, „oder liebten vielleicht nicht, sich zu den Wissenschaften zu erheben, und man machte also den Versuch, „die Wissenschaften bis zu ihnen herab zu lassen. Von „Stund an zogen sich die Genies zurück. Denn man „mußte sich nach der Fähigkeit des Frauenzimmers „bequemen. Die Gelehrsamkeit fing an, vor dem „Richterstuhle des Frauenzimmers zu erscheinen, und „ihr Ausspruch war der Maasstab des Ruhms der „Schriftsteller. Es war gar nicht mehr die Frage „vom Unterrichten, sondern bloß vom Belustigen. „Der Hauptzweck bestand darin, mannichfaltige „Sachen



## zur ersten Ausgabe 1759.

„Sachen vorzutragen, und nichts zu ergründen; die  
„Einbildungskraft zu vergnügen, und den Verstand  
„müßig, das Herz zu rühren, und die Seele uners-  
„heitert zu lassen. Es dauerte nicht lange, so setzte  
„man das Schöne hintan, und suchte nur das Artige.  
„Man vertauschte das Gute gegen das Sonderbare,  
„das Gründliche gegen das Superficielle, die Schluß-  
„kunst gegen Scherz, und die gesunde Vernunft gegen  
„witzige Einfälle. Der Geschmack am Lappischen be-  
„meisterte sich aller Aegypter. Die Thorheit erhob ihr  
„Haupt, und die Weisheit blieb stumm und verwor-  
„ren. Der Styl, der anfangs weitschweifig, hart  
„und schwer war, verbesserte sich dergestalt, daß die  
„Werke der Aegypter Meisterstücke von Ordnung,  
„Richtigkeit und Anmuth wurden. Allein, er artete  
„bald aus. Erst war er fließend gewesen. Nun aber  
„sing er an zu hüpfen und zu springen. Erst, —  
„Doch, warum soll ich diese Erzählung fortsetzen?  
„Wenn der Fontenellische Geschmack das Unglück haben  
„wird, kleinen Geistern zu gefallen, die Schriftsteller  
„werden; so wird man den Ausgang dieser Geschichte in  
„Deutschland selbst sehn.

Addisson hat noch mehr Nachseiferer gefunden,  
als Fontenelle. Seitdem der Zuschauer in England  
mit so großem Beifalle gelesen worden war, und in  
allgemeinere Sprachen überging, bildete man sich  
vielleicht ein, daß der ganze Ruhm dieses Werks auf  
den glücklichen Einfall gegründet wäre, daß es stück-  
weise ans Licht trat. Wenn weiter nichts nöthig war,  
um einen so glänzenden Beifall zu verdienen, als daß

## Vorrede

man das, was man zu sagen hatte, nur nicht in einem Athem sagte; so war gewiß nichts leichter, als alle Wissenschaften mit eben so großem Erfolge zu lehren. Man versuchte es. Es wurden viel Wochenblätter geschrieben, wovon nur die wenigsten den Zuschauer erreichten; keins aber ihn übertraf. Man empfand, daß die Kunst dieses Vortrags mehr voraus setzte, als man ihr ansah, und daß es nicht leicht sey, so zu schreiben, daß alles lehrreich, interessant und ergezend wäre. Es gab Wahrheiten, die sich steiften, wenn sie sich biegen sollten, um sich ankleiden und schmücken zu lassen. Es gab Beweise, die den Geruch aus der Schule behielten, wenn man sie gleich noch so mühsam einbalsamirt hatte. Es gab Regeln und Reflexionen, an die sich noch kein Wisz gewagt hatte, und vor welchen die Einbildungskraft schüchtern ward. Man sollte Leute mit der Weisheit bekannt machen, die sich aus dieser Bekanntschaft nichts machten, und man sollte sie so umkehren, daß sie ihnen von nun an unschätzbar und unentbehrlich würde. Man sollte den Lehren die Kraft, zu entzücken, und den Lesern die Lust, sich unterrichten zu lassen, mittheilen. Man sollte der Vernunft einbilden, daß sie spielte, wenn sie lernte, und den Wisz zwingen, daß er unterrichten mußte, wenn er nur zu spielen glaubte. Der unwissende, den man in die Schule führte, sollte glauben, daß er spaziren ginge. Der Gemächliche, der durch alle Schwierigkeiten der Wissenschaften hindurch geleitet werden mußte, sollte es nicht merken, daß er sich Mühe gebe. Das Herz sollte die geliebten Vorurtheile nicht vermissen, die man ihm ausreißen wollte. Den

Zänker

Zänker sollte man unterhalten, bis er lachte und schwieg, den Zweifler mit der Wahrheit wieder ausföhnen, und den Stolzen, der sich des Lernens schämte, überreden, daß er selbst erfände. Es war wenigen Schriftstellern gegeben, ein solches Werk auszuführen, und Viele, die es anfangen, merkten zu spät, wie viel man wissen mußte, um so zu lehren, wie man es haben wollte, wenn man etwas lernen sollte.

Die Philosophen, die schönen Geister, die Dichter, die Juristen, die Theologen, haben sich um die Wette den Vorzug streitig zu machen gesucht, die Welt durch Wochenblätter in ihren Wissenschaften zu unterrichten. Nur die Aerzte hatten an diesem Wetteifer keinen Antheil genommen, und ich kann noch nicht begreifen, warum nicht? Wenn sich die Religion und die Rechte in einen solchen Vortrag einfleiden, und in abgebrochnen Betrachtungen lehren lassen; so muß gewiß die practische Arzneikunst hierzu noch geschickter seyn, da sie mehr, als irgend eine andre Wissenschaft, auf einzelnen Beobachtungen beruht; da ihre Theile keinen so nothwendigen Zusammenhang haben, daß sie Systemweise vorgetragen werden müßten; da es sehr leicht ist, die Grundsätze der Gesundheit, auch ohne Voraussetzung einer besondern Gelehrsamkeit, zu begreifen, und da sich bey schweren Untersuchungen, die nicht für die Fähigkeit aller Leser sind, ein Arzt allezeit helfen, und bloß die Erfahrungen zum Grunde legen kann, womit sich sein Leser gern befriedigen läßt, wenn er auch nicht allezeit erfährt, wie diese Erfahrungen aus Gründen von den Aerzten erklärt

## Vorrede

klärt werden. Hierzu kommt noch, daß keine Wissenschaft, nächst der Sittenlehre, allen Menschen so nützlich und unentbehrlich ist, als die allgemeine Erkenntniß der Grundsätze der Gesundheit, und der Verhaltensregeln bey allen Vorfällen des menschlichen Lebens. Wer hierin nur einigermaßen unterrichtet ist, der weiß sich in tausend Umständen so zu verhalten, daß er wenigstens den größten und gemeinsten Gefahren des Lebens und der Gesundheit entrinnt. Man weiß und erkennt es, wie nützlich und schätzbar zuweilen eine einzige Lebensregel, eine einzige Beobachtung, ein einziger Ausspruch eines erfahrenen Arztes einem Menschen in seiner ganzen Lebenszeit ist, weil er sich desselben bey allen Gelegenheiten wieder erinnert, und ihn zu seinem Nutzen anwendet. Folglich ist es auch unläugbar, daß ein wöchentlicher kurzer Vortrag medicinischer Maximen, wenn er sich auf zuverlässige Gründe stützt, und auf eine nachdrückliche Weise dem Gemütbe eingeprägt wird, im gemeinen Leben von großem Nutzen und häufiger Anwendung seyn müsse. Eine Wochenschrift setzt zugleich den Schriftsteller in Stand, stets interessant zu schreiben, weil er seine Materien so wählen kann, wie sie ihm Zeit und Umstände darbieten. Da Jedermann auf die Umstände Acht giebt, die einen merklichen Einfluß in seine gegenwärtige Gesundheit haben, und da er alles begierig vernimmt, was ihn so interessirt; so kommen dergleichen Betrachtungen ihren Lesern immer zu gelegener Zeit, und man verwickelt sich mit Vergnügen in dieselben, da sie uns gleichsam in einer Nothsache, die uns eben drückte, zu Hülfe kommen.

Diese

## zur ersten Ausgabe 1759.

Diese und mehr dergleichen Vorstellungen haben der gegenwärtigen Wochenchrift ihren Ursprung gegeben. Ich gestehe gern, daß mehr Ueberlegungen dazu gehört hätten, als diese einzigen; und aus dem, was ich oben von der Schwierigkeit solcher Unternehmungen gesagt habe, werden meine Leser wohl merken, was für Ueberlegungen ich meyne. Die Hoffnung eines guten Erfolgs gründete sich in der That auf nichts mehr, als auf vielen Fleiß, einige Erfahrung und eine gewisse Übung im Vortrage. Mit diesen kleinen Vortheilen bin ich dem großen Unternehmen entgegen gegangen, dem Publico gute Maximen zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit mitzutheilen, und mich darin, so viel als es der sehr zusammengesetzte Zweck hat leiden wollen, nach der Veranlassung der Umstände, nach der Subordination der Wahrheiten, nach der Fähigkeit der Leser, nach der Nothwendigkeit der Pflichten, und nach den größten Mustern des Vortrags zu richten. Bin ich zu kühn gewesen, dieses zu wagen; so muß ich mir es gefallen lassen, verachtet zu werden. Werde ich aber im Stande seyn, meine Leser künftig ferner so zu vergnügen, wie es bisher aus ihrem gütigen Benfalle geschienen hat; so muß ich es ihrer Vergesslichkeit danken, daß sie sich des Zuschauers nicht mehr erinnern. Im rechten Ernste! Ich habe gedacht, daß es nicht immer nöthig wäre, Meisterstücke zu schreiben, wenn man gefallen, und wenn man nützlich seyn wollte. Man wird mir allezeit Aufmerksamkeit gönnen, wenn ich aus guten Quellen die Maximen der Gesundheit lehre; und was den Vortrag betrifft, so ist mein Hauptendzweck,

## Vorrede

zweck, das Schicksal des Blondels zu vermeiden. Er gab einer Dame sein Buch von den Sibillen. Sie las darin einige Seiten, ohne ein Wort zu verstehn, und gab es ihm mit der Bitte wieder zurück, daß er es in besseres Französisch möchte übersetzen lassen.

Ich werde stets nach dem Plane fortarbeiten, den ich mir gleich anfangs vorgeschrieben habe. Alles, was aus der gesammten Arzneiwissenschaft, und allen ihren Theilen, Leuten, die von dieser Kunst nicht Profession machen, zu wissen nöthig und nützlich ist, um länger und besser zu leben, als man gemeiniglich lebt, wird der Hauptgegenstand meiner Arbeiten bleiben. Was in den theoretischen Theilen dieser Kunst entweder auf eine angenehme Weise angeht, oder wegen des practischen Unterrichts bisweilen zum Voraus gesetzt werden muß, soll stets in möglichster Deutlichkeit und Kürze abgehandelt werden. Die ersten Theile des Arztes werden mit lauter allgemeinen Untersuchungen angefüllt seyn, weil hierdurch die Leser leichter in medicinischen Dingen urtheilen lernen, als wenn man sie sogleich in ganz specielle Untersuchungen hinein führt. Nachdem man von der Lebensordnung überhaupt unterrichtet seyn wird, nachdem man die Grundsätze der Mäßigkeit, der Nüchternheit, der Regierung der Leidenschaften, des Verhaltens gegen die Witterungen, des Verhaltens in Absicht der natürlichen Verrichtungen aller Theile des menschlichen Körpers u. s. w. wohl gefaßt hat, wird man im Folgenden die besondern Beurtheilungen gewisser Arten von Speisen und

Ges

## zur ersten Ausgabe 1759.

Getränken, besonderer Leidenschaften, besonderer Veränderungen in der Witterung, besonderer Umstände bey mancherley Vorfällen des Lebens mit mehr Nutzen lesen, und ohne Schwierigkeit selbst medicinisch denken lernen. Denn dieses letzte ist es vornehmlich, was ich meinen Lesern gern gönnte. Außerdem müssen sie bloß im Gedächtnisse behalten, was ihnen ein Arzt als gut oder schädlich beschreibt. Wenn ihnen aber die Gründe der Arzneykunst geläufig und bekannt sind, so beurtheilen sie alles das selbst, was sie sonst nur nachsagen.

Um diese Blätter stets interessant zu erhalten, werde ich die Materien, wie bisher, so viel möglich ist, nach den Umständen und Veranlassungen der Zeiten, Witterungen und andrer Vorfälle wählen und anordnen, doch so, daß auch die gelegentlichen Stücke anfangs stets allgemeinere Betrachtungen enthalten sollen, als im Fortgange. Da die abstracten Lehrn nie einen so angenehmen Vortrag leiden, noch auch von so allgemeinem Geschmacke sind, als die besondern; so hoffe ich, meinen Lesern immer mehr zu gefallen, je weiter ich fortgehe und von den allgemeinen Regeln zu besondern und niedrigeren Betrachtungen herunter steige.

Ich habe noch wegen verschiedener kleinen Divertissements bey einigen Lesern um Vergabung zu bitten, die um andrer willen, welche den Unterricht nicht so sehr suchen, nöthig sind, und welche doch

b

wenig

## Vorrede zur ersten Ausgabe 1759.

wenigstens allezeit eine wahre Thorheit zum Besten haben, die in das medicinische Fach einschlägt. Mich gereuen dergleichen Scherze nicht, ob man sich auch gleich nichts darauf zu gute thun darf. Ihr ganzes Verdienst besteht darin, daß sie die Stirn eines weisen Gesichts glätten, und einem andern den Mund aufreißen.



Vorrede





# Vorrede

zur neuen Auflage von 1769.

---

**W**ie ich vor zehn Jahren anfang, diese Blätter herauszugeben, um Leuten, die keine medicinische Gelehrsamkeit besitzen, die Maximen einer guten Lebensordnung, nach den Einsichten unsrer besten Aerzte begreiflich, annehmlich und geläufig zu machen, weil dies beynabe das einzige ist, was solchen Leuten aus der Arzneywissenschaft zu wissen wahrhaftig dient, waren die schönen Werke eines von Haen, eines Tissot, Roseen von Rosenstein, Zimmermann, Medicus, u. a. entweder nicht vorhanden, oder mir noch unbekannt, und nur einige derselben habe ich in den letzten Theilen, ja die meisten erst in der gegenwärtigen Auflage einigermaßen nutzen können, so weit es die einmal gemachte Einrichtung hat erlauben wollen. Ohne diesen Umstand würde vielleicht mein Plan in vielen Stücken anders und glücklicher gerathen und das ganze Werk noch lehrreicher geworden seyn. Inzwischen hat es, so wie es da war, ein Glück gemacht, das alle meine Hoffnung und Eigenliebe übertraf. Man druckte die zwote Auflage des ersten Theils, schon indem der zwente herauskam. In der Zwischenzeit von zehn Jahren, seit dem Anfange dieser Blätter, bis ist, sind fast unaufhörlich die nach und nach abgehenden Theile wieder eingedruckt worden, und gleichwol hat es zum öftern an vollständigen Exemplaren für die Liebhaber gefehlt, weshalb auch die Verleger verschiedenemal mit Nachdrucken

b 2

## Vorrede

drücken bedroht worden sind. In Schweden ward schon 1763, im Stockholms Befohlad, eine vollständige schwedische Uebersetzung, die noch währt, angefangen, auch eine andre besonders zu druckende Auflage, mit einer Vorrede des vortreflichen Herrn Archiaters Rosen von Rosenstein, angekündigt. Von der in Amsterdam veranstalteten holländischen Uebersetzung war in zwey Jahren, worin die fünf ersten Theile erschienen, der erste viermal, der zweyte drey-mal, und die folgenden zweymal aufgelegt worden. Endlich hat auch die in Copenhagen edirte dänische Uebersetzung ebenfalls einen ausserordentlichen Fortgang gehabt. Ich übergehe die Uebersetzungen einzelner Stücke in andern Sprachen, ob sie mir gleich alle gleich rühmlich sind, da ich zu keiner jemals auch nur die entfernteste Veranlassung gegeben, oder einen ihrer Verfasser gekannt habe. Ausserdem sind die mir bekannt gewordenen Beurtheilungen dieses Werks fast durchgängig so günstig für mich ausgefallen, daß dieses zusammengenommen einen jeden andern Schriftsteller, der nicht so viel Empfindungen der Dankbarkeit, als ich, besäße, hätte vermögen müssen, zu wünschen, daß er ein solches Werk, so viel möglich, seines Beyfalls würdiger und seinen Liebhabern angenehmer und nützlicher machen könnte.

Es stand bisher nicht in meinem Vermögen, diesen Wunsch zu erfüllen. Die neuen Auflagen und Uebersetzungen wurden ohne mein Vorwissen gemacht, und selbst an der letzten deutschen, unter dem Titel einer neuesten Auflage vor ein Paar Jahren edirten, habe ich keinen Antheil gehabt, sondern vielmehr mit Bedauern die stets vergrößerte Menge von Druckfehlern gesehn,

## zur neuen Auflage von 1769.

gesehn, wovon sie wimmelt. Endlich ermüdeten mich die unaufhörlichen Anfordernngen, wegen einer von mir übersehenen Auflage, und ich bat um deswillen die bisherigen Verleger, daß sie in Ostern 1769 das von mir mühsam verbesserte Exemplar gegen das gewöhnliche, und von ihnen selbst gebilligte Honorarium für die Revision, im Druck herausgeben, und die bisherige fehlerhafte Auflage unterdrücken möchten. Allein die veränderten Verhältnisse der Herrn Verleger bewogen sie, den Antrag abzulehnen, und als sie mir frey stellten, die neue Auflage einem andern mir selbst gefälligen Buchhändler zu geben, benachrichtigten sie mich zugleich, daß sie den Rest ihrer Exemplare an einen Dritten verkauft hätten. So leid mir das letztere that, da ich mich selbst erboten hatte, diesen Rest zu erkaufen, um ihn zu unterdrücken, so gereichte mirs doch zum Vergnügen, daß ich hierdurch Gelegenheit erhielt, meinen Neveu, den izigen Herrn Verleger, zu etabliren, und das Werk einmal nach meinem Sinne und eigener Correctur drucken zu lassen. Man wird, wie ich hoffe, die äußerlichen Verschönerungen und die Uneigennützigkeit und Billigkeit des Verlegers bey dieser Ausgabe erkennen. Was aber die wesentlichen Veränderungen in derselben betrifft, so muß ich nunmehr davon besonders Rechenschaft geben.

Die ganze bisherige Einrichtung und Gestalt des Werks zu ändern, war meine Absicht nicht. Es hat als eine Wochenschrift sein Glück gemacht, und ich habe Grund zu glauben, daß die in solchen Schriften nothwendige Kürze der Aufsätze, Vermischung der Materien und Abwechslung des Vortrags, viel zu dem ihm geschenkten Beyfalle beygetragen habe. Um deswillen

## Vorrede

habe ich den Vorschlag einiger Herren Subscribenten, alle Materien von einerley Art zusammen zu bringen, und daraus an einander hängende Abhandlungen zu machen, nicht ganz annehmen können. Gleichwol ist es in Absicht der Lehren von der Cur der hitzigen, faulenden und bössartigen Fieber im 254 bis 256 Blatte, der Bauchwassersucht im 304 Bl. und mit einer Menge kleiner Aufsätze von einerley oder ähnlichem Inhalte, geschehn, welche, wo es sich, ohne die Form des Werks gänzlich zu ändern, oder ohne andre Unschicklichkeiten, thun ließ, theils vereinigt, theils bald von Wort zu Wort, bald anders umgekleidet, in die Hauptabhandlungen gebracht worden: daher man in dieser Ausgabe viel kleine Artikel, ja sogar einige ganze Bogen, besonders solche vermessen, und doch nicht verlieren wird, welche vorhin nur aus einer Sammlung kleiner vermischter Aufsätze bestunden. Weil aber diese Versezung doch nicht durchgängig hat geschehn können, so habe ich in solchen Fällen bey jeder Abhandlung, vor und rückwärts, die damit verwandten oder sonst dazu gehörigen Aufsätze citirt, damit der Leser überall gleich finden könne, ob und wo etwas Mehreres von derselben Sache im Arzte zu finden sey.

Ich hoffte anfänglich, den hierdurch für die vielen Vermehrungen und neuen Abhandlungen, womit ich diese Auflage bereichern wollte, schon gewonnenen Raum, durch die Hinweglassung der meisten Eissotischen Aufsätze beträchtlich zu vergrößern. Ich hatte das Avis au peuple &c. des Herrn Eissot, als eine Neuigkeit für Deutschland, in den letzten Theilen des Arztes, obwol zerstreut, doch meist vollständig übersetzt. Nachdem aber dieses vortrefliche Werk durch  
mehrere

mehrere gute deutsche Uebersetzungen bey uns allgemein bekannt worden, so schien es mir unnöthig zu seyn, diese Stücke ferner beyzubehalten. Jedoch als ich die Sache näher betrachtete, habe ich gefunden, daß sich dies schwerlich thun ließe, und daß ich meinen Lesern einen so wichtigen Verlust doch noch ersparen könnte. Die meisten Stücke aus dem Avis sind nicht bloß übersezt, sondern oft in meinen eignen Discours gewebt, und mit den Anführungen mehrerer Autoritäten von guten Aerzten, und oft derer selbst, aus welchen Herr Tissot seinen Unterricht genommen, vermischt, so daß meine Leser hier etwas zu verlieren glauben konnten, das sie in den besondern Uebersetzungen nicht wieder fänden, wenn ich sie wegließe. Zum einzigen Beispiele will ich nur aus meinem zehnten Theile die sechs Bogen, 237 bis 242 Stück, vom Verhalten in hitzigen Krankheiten, anführen, die die Uebersetzung des 3 und 4 chap. aus dem Avis in sich halten. Noch mehr; eine ziemliche Anzahl der von mir übersezten Tissotischen Aufsätze ist nicht aus dem Avis, sondern aus den lateinischen und andern Schriften dieses den deutschen Aerzten so nützlichen Lehrers, wie z. E. die im 272 und 273 Bl. von den Blattern, und diese sind durch besondre Uebersetzungen in Deutschland noch bey weitem nicht so bekannt, daß ichs für gleichgültig hätte halten können, sie zurück zu legen. Einige vorhin bloß übersezte Curarten des Herrn Tissot, die ich bey Niemanden besser, oder so gut gefunden, mußte ich, wenigstens dem wesentlichen Inhalte nach, beybehalten, welche dann nun, in den vorigen mir eignen Abhandlungen von eben denselben Curen, unter den übrigen Autoritäten anderer Aerzte mit eingerückt worden sind:

## Vorrede

Denn wer möchte wol unter diesen allen die Eissotischen entbehren? Einige übrige Aufsätze aus dem Avis, z. E. die von der Verstopfung des Schlundes durch verschluckte Sachen, u. a. konnte ich, abgekürzt, ohne großen Raumverlust, beybehalten, so daß also von den Eissotischen Aufsätzen aus der vorigen Auflage, ist nichts wesentliches weggeblieben ist, als die einzige lange Ermahnung wider die Quacksalber, wider die ich selbst oft genug gepredigt, und vermuthlich wenig genutzt habe, weil dies voraus setzt, daß die Menschen ihre wahren Vortheile höher halten sollen, als sie es belieben.

Auch von meinen eignen vorigen Artikeln ist nichts Erhebliches weggeblieben, und indem ich dieses Einigen zu ihrer Befriedigung melde, weil sie es gewünscht haben, so fürchte ich, daß es andre nicht gern vernehmen werden. Man kommt wirklich oft in Verlegenheit, wenn man ein Werk, das einmal Beyfall erhalten hat, ändern und bessern will. Das Urtheil über eigne Arbeiten ist eben so unzuverlässig, als das über fremde. In mancher Laune will mir kein einziges meiner Blätter gefallen, und ich muß mich mit dem Beyfalle, den sie erhalten haben, wider den Eifer rüsten, womit ich sie verwerfen will. Es ist wahr, daß nicht jeder Beyfall den Schriftsteller bewegen muß, weil nicht jeder Geschmack gut ist. Allein wer lehrt ihn den rechten, zumal in unsern Zeiten, wo die Kritik so manchen großen Mann, so manches bewunderte Werk für nichtswürdig erklärt, und man es kaum wagen darf, seinem Gefühle zu trauen, um etwas schön zu nennen. Zudem habe ich, was die gegenwärtige Schrift betrifft, einen Grund gefunden, manche Gedanken, worüber der Geschmack streitig ist, stehn zu lassen, den viel andre nicht haben, nämlich

## zur neuen Auflage von 1769.

nämlich das, was der Menge gefallen hat, darum zu behalten, weil eben die Menge gereizt werden soll, sie zu lesen, um daraus nützliche Dinge zu lernen. Ueberhaupt bin ich auch gar nicht so sehr wider den Beyfall der Menge eingenommen, daß ich um seinetwillen nichts thun möchte. Es sind, unter der Menge, Leute, die es noch wol verdienen, daß man ihrem Geschmacke etwas nachgebe, und unter denen, die ihren Beyfall verachten, unendlich Wenige, die nicht von einigen andern, eben so ekeln Kennern, dennoch auß tiefste erniedrigt worden seyn sollten. Doch ich will statt dieses Geschwäzes, kurz erzählen, was ich gethan habe, ohne dem Urtheile andrer vorzugreifen, was ich hätte thun sollen.

Alles, was ich igt besser einsehe, als ichs in der ersten Ausgabe gelehrt und gerathen, habe ich verbessert, ohne es weiter anzuzeigen. Viel Stellen sind deutlicher, genauer, richtiger und durch eine große Anzahl von Anekdoten, besonders aus Reisebeschreibungen, angenehmer vorgetragen. Dies sind Zusätze, die nicht ins Auge fallen; aber es sind ihrer viel Hundert. Einer Menge kleiner Aufsätze habe ich eine andre Gestalt gegeben, oder sie mit Zusätzen bereichert. Einige Hauptabhandlungen sind theils beträchtlich vermehrt, theils gänzlich verworfen, und von Wort zu Wort anders ausgearbeitet. Man findet dergleichen in folgenden und einigen andern Blättern: 8. 21. 33. 99. 114. 145. 149. 156. 177. 180. 184. 187. 194. 197. 208. 221. 222. 236. 248. 249. 251. 254. 255. 256. 267. 291. 292. 298. 303. 304. Unter diesen halte ich die Stücke: von der Ruhr; (145. 292.) von den Ursachen der Epilepsie; (187) von ihrer Cur im Anfalle; (248) von ihrer Cur außser dem Anfalle; (249) welche weit richtiger

## Vorrede

tiger, als zuvor, bestimmt sind; die viel vermehrten von den Kinderkrankheiten; (194) und den Curen der Gicht, (221.222) der Schwindsucht, (236.251) der Lähmflüsse, (197.298) der Rheumatismen, (303) und der Bauchwassersucht, (304) und endlich die drei Abhandlungen im 254, 255 und 256 Blatte, für wichtig, und so gut als neu, obgleich nicht in allen viel mehr Worte stehn mögen, als zuvor. Die drei letzterwähnten Stücke ersetzen die Stelle von vier andern, nämlich des 135, 254, 255 und 256sten der vorigen Auflage, worin dieselbe Materie, von der Natur und Cur der hitzigen, faulenden und bössartigen Fieber, ziemlich verworren und weit weniger gemeinnützig vorgetragen war, als ist, da ich mich getraue, sie den Aerzten selbst zur Beurtheilung zu empfehlen. Die in dieser Auflage hinzugekommenen ganz neuen größern Ausarbeitungen, welche unter den obigen nicht mit begriffen sind, betreffen die Reizbarkeit der Muskeln, (82) das von mir schon vorläufig bekannt gemachte, und hier in einigen Stellen mehr erläuterte Lehrgebäude von der Sinnlichkeit der thierischen Körper, (101.102) die verschiedenen Hülfsmittel wider den Biß toller Thiere, (135) die Unwahrscheinlichkeit, daß alle Thiere Seelen und Vorstellungen haben sollen, (171) einige Anekdoten zur Cur des Scharbocks, (207) das unrichtige physiologische Gesetz der Bewegung, daß auf jede Empfindung eine Bewegung erfolge, die der Empfindung proportional wäre, (223) die zwen deutigen Arznekräfte des Zinnoberß, (229) den Beweis, daß selbst im Zustande der Gesundheit nicht alle Gefühle der Nerven Empfindungen in der Seele hervorbringen, (233) den Gebrauch des Haarfeils bey der Schwindsucht, und des Oels wider  
die



## zur neuen Auflage von 1769.

die Vipernstiche, (251) einen Scherz von einer neuen Androis, (260) die Hülfsmittel wider die Wurmfraukheit, (270) und die, wider den Krebs. (307) Die Lehre von der Sinnlichkeit der Nerven ist überdem noch in vielen Stücken beyläufig angewendet worden, um einige Erscheinungen im thierischen Mechanismo zu erläutern.

Nach dem, was ich für Gewinn halte, muß ich nun auch den Verlust meiner Leser bey dieser Ausgabe berechnen, wohin ich aber die bloß versetzten, abgekürzten und umgearbeiteten Stücke nicht zählen kann. Ausser einigen ganz kurzen, nichts enthaltenden Billetten, einigen einzelnen anstößigen Scherzen, einigen wenigen Sendschreiben, die mir mehr possenhast, als witzig, geschienen, und wovon doch die Meisten nur nach einem reinern Geschmacke umgearbeitet, und nicht ganz verworfen worden sind, habe ich, um mir Raum zu schaffen, bloß einige allzu lange poetische Anführungen aus deutschen Dichtern, deren doch noch wol zu viel stehn geliebet sind, ferner eine aus den Abendzeiten vertreiben im 171 Bl. abgedruckte zu weitläufige und nicht viel bedeutende Erzählung, und die im vorigen 307 Blatte enthaltene übersezte und ziemlich trockne Abhandlung, von den Veränderungen des menschlichen Körpers im Alter, mithin nur lauter fremde Aufsätze, die ich damals, aus Mangel der Zeit zu eignen Ausarbeitungen eingeschaltet, weggestrichen, und man wird also hoffentlich nicht zu klagen haben, daß man bey dieser neuen Auflage etwas Beträchtliches verliere. Die Milderung vieler Scherze wird mir gewiß von den besten Lesern gut geheissen werden, und eben diese habe ich um Vergbung zu bitten, daß ich, aus schon oben ange-

## Vorrede

angeführten Gründen, noch viel habe stehn lassen, zumal weil ich das Unheil verhüten wollte, daß sich nicht etwa ein mit lustigen Köpfen zu barmherziger Buchhändler finden möchte, der die vorige Auflage unter dem Vorwande wieder in Gang brächte, daß sie angenehmer und swaßhafter wäre. Man weiß aus Beyspielen, daß diese Furcht in unsern Zeiten nicht ungegründet sey. Es wird die Leser selbst am meisten interessiren, den Einkauf eines etwanigen Nachdrucks, oder der bisherigen Auflage zu vermeiden, nachdem ich ihnen diese von allen mir bewußten Irrungen, und von allen Druckfehlern, die den Sinn ändern oder verbergen könnten, aufs Mühsamste gereinigt habe; denn in keinen Schriften sind dergleichen Fehler gefährlicher, als in den medicinischen.

So wie dieses die erste von mir ausgebesserte Ausgabe des Arztes ist, so soll es auch, um alle Vorwürfe der Gewinnsucht zu vermeiden, die einzige bleiben. Sollten sich künftig meine Einsichten in manchen Sachen verändern, so daß es mir nöthig schiene, das Publicum davon zu benachrichtigen, so werde ich es in der Sammlung meiner kleinen Schriften thun, die der izige Verleger des Arztes bereits in dreyen Theilen ans Licht zu stellen angefangen hat. Hingegen werden alle künftige Berthische Auflagen des Arztes, wovon die zwote schon im Druck, und künftige Michaelismesse zu erwarten ist, mit der gegenwärtigen völlig übereinstimmig, stets correct, und für einen billigen Preis zu haben seyn. Dafür wird man aber auch hoffentlich von der Forderung abstehn, daß ich die izt gemachten Veränderungen in besondern Supplementen zur vorigen Auflage herausgeben sollte, eine Forderung, die, wenn man  
die

## zur neuen Auflage von 1769.

die obige Beschreibung dieser Veränderungen überlegt, in der That zu erfüllen unmöglich ist.

Endlich muß ich noch von dem in meinem letzten Blatte geäußerten Vorhaben, einen Auszug aus dieser Wochenschrift unter dem Namen eines medicinisch practischen Handbuchs ans Licht zu stellen, etwas sagen. Mir scheint nach reiflicherer Ueberlegung das Vorhaben, auf die angelegte Weise, nicht thunlich, wenigstens nicht nützlich. Wenn jemals das Volk sich selbst noch, dürftig curiren lernen soll, ohne sich mehr schädlich als nützlich zu seyn, so muß es gleichsam auf eine mechanische Weise, ohne medicinische Einsicht und Gelehrsamkeit, ohne Kenntniß der Ursachen der Krankheiten und der Wirkung der Arzney, practiciren lernen. In Krankheiten nach Einsicht zu verfahren, das ist schlechterdings kein Werk für einen, der nicht den ganzen Umfang der Wissenschaft kennt, und wird den besten Ärzten schwer genug. Halbgelehrte zu machen, heißt Pfüscher und schädliche Leute ziehn. Lieber lasse man den Practicus nichts wissen, sondern sich bloß an die Augenscheinlichkeiten halten, die man ihn in einem solchen Buche lehren muß, wie ich glaube, daß ein practisches Handbuch seyn sollte. Es ist wahr, seine Kunst wird immer ein stumperhaftes Werk seyn, aber das mag sie bleiben, wenn sie nur weniger schädlich wird, als bisher: Denn entbehrlich ist sie nicht, so lange das Volk nicht überall Ärzte hat, so lange es nicht beliebt, sie zu gebrauchen, so lange es mit Rousseau glaubt, man müsse sie erst in der Todesstunde rufen lassen, und so lange es von Herzen gern thut, was ihm jeder anderer rath, wenn er nur kein Arzt ist. Man schildere also den Lauf der unter dem Volke gewöhnlichsten Krankheiten aufs deut-

## Vorrede

deutlichste, jedoch so handgreiflich und unüberhäuft, als möglich, in welcher Kunst Herr Tissot ein Meister ist; man zeichne die Umstände, woraus die verschiedenen und oft einander widersprechenden Ursachen von einerley Krankheit, nach welchem die Cur sich richtet, erkannt werden; man überrede das Volk, das schadhafte Verhalten und unsinnige Verfahren mit den Kranken abzuschaffen; hüte sich mehr, es zu viel, als zu wenig zu erleuchten; beschreibe ihm genau, was in jeder Krankheit zur höchsten Nothdurft nöthig sey; halte es, wie Herr Rousseau, scharf an die bloße Natur und ihre gute Beyhülfe; schlage ihm einige ganz einfache Mittel vor, und setze ihm die Grenzen, wo seine Kunst aufhören, und es seinen Kranken Gott, der Natur, und, wenn der Segen da ist, gelehrten Ärzten überlassen muß, so eng als möglich. Ein solcher Unterricht ist hinlänglich, und muß es zu dem großen Zwecke seyn, den man dadurch zu erhalten trachtet, und der fürwahr nicht viel feiner seyn darf, wenn man nicht alles verderben will. Die vortreflichen Beschreibungen der Krankheiten und die überredende Beredsamkeit, womit Herr Tissot die gemeinsten Vorurtheile bey der Krankenpflege bestreitet, bewogen mich am meisten, die vier letzten Theile des Arztes zu schreiben, um die Tissotischen Lehren für das Volk in Deutschland auszubreiten. Allein aufrichtig zu reden, so hat mich dieses nach der Zeit in so fern wieder gereuet, als ich bemerkte, daß selbst das Tissotische Werk, ausser den obbefagten Vorzügen, zu einem practischen Handbuche für das Volk weit weniger, als zum Unterrichte angehender Gelehrter, ja auch viel hundert alter Ärzte, nützlich wäre, weil die meisten Curen eine viel tiefere Einsicht

zur neuen Auflage von 1769.

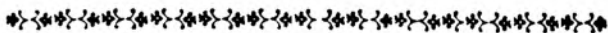
Einsicht in die medicinisch practische Gelehrsamkeit zum Voraus setzen, als man Leuten von der besten Vernunft, die keine Arzneykunst studiert haben, beybringen kann. Ich habe diesen Fehler vergrößert, da ich in den vier letzten Theilen, nicht nur das Avis au peuple, sondern auch die eigentlich bloß für gelehrte Aerzte geschriebenen lateinischen Aufsätze des Herrn Tissot und der größten neuern Aerzte, mit genutzt habe, wodurch mein Werk zu einem solchen Handbuche noch unbrauchbarer geworden ist. Gleichwol meine ich damit nicht, daß ich diese vier letzten Theile überhaupt nicht geschrieben haben möchte; sondern nur, daß ich sie zu einem Auszuge, der ein medicinisches Handbuch für Leute, die keine Aerzte sind, abgeben sollte, schlecht zubereitet habe. Ist, da ich sehe, wie häufig sich der Arzneykunst Beflüßne, manche Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Feldmedici derselben bedienen, bin ich überzeugt, daß diese Theile einen vielleicht weit größern Nutzen stiften können, als den ich ihnen bestimmt hatte, indem sie dergleichen Personen in den neuesten Maximen der größten Aerzte unterrichten, weshalb ich sie auch bey dieser Ausgabe am fleißigsten ausgearbeitet habe. Ich kann dies ohne alle Ruhmredigkeit sagen, da ich es eigentlich nicht bin, der diesen Unterricht ertheilt, indem ich ihn aus den besten Schriftstellern, die ich auch angeführt, entlehnt habe.

Wenn man mich demnach ferner, wie bisher, beym Worte halten, und ein medicinisch practisches Handbuch von mir verlangen wird; so muß ich jetzt erklären, daß es nichts weniger, als ein Auszug aus dem Arzte, sondern ein viel simpleres Werk werden werde. Ich wünsche sehr, daß solches ein andrer geschickter Mann unter-

## Vorrede zur neuen Auflage von 1769.

unternehmen möchte, der die Wissenschaft gründlich verstünde, eine große Beurtheilungskraft besäße, ein Kenner der Welt im Volke, ein Schriftsteller, dessen Gabe Ordnung, Deutlichkeit, Ueberredung und Einfalt ist, und ein Menschenfreund wäre, der gern eine mühselige Arbeit unternähme, um ein kleines nützlichcs, aber vermuthlich undantbares Buch zu schreiben, das ihm nichts einbringen würde. Ich bin in den allerwenigsten Stücken ein solcher Mann. Gleichwol weiß ich auch, daß ein erster Versuch von dieser Art, so unvollkommen er bliebe, größern Leuten die Mühe erleichtern würde, etwas Vollkommeneres zu liefern, und ich könnte mich wol damit begnügen, diese erste grösste Arbeit unternommen zu haben. Das Versprechen kann ich nicht wagen: doch sollten meine Verhältnisse mich nicht daran hindern, so werde ichs gewiß nicht unterlassen, die Arbeit wenigstens einmal zu versuchen. Durch so viel Beifall aufgemuntert, kann ich mit dem größten Vergnügen arbeiten. Würde nicht ein jeder erkenntlicher Mensch dasselbe thun, wenn er zu einem seiner Werke, das schon zehn Jahr unaufhörlich gedruckt worden, noch eine Subscription eröffnete, und man legte ihm ein solches Verzeichniß von Subscribenten vor, wie das hier folgende ist?





# Inhalt

der im ersten Theil enthaltenen Aufsätze.

---

## Erstes Stück.

Von dem Charakter der wahren und falschen Aerzte. Seite 3

## Zweytes Stück.

Allgemeiner Begriff von der Lebensordnung. 14

Beachtungen über die Neugier der Menschen in medicinischen Dingen. 25

## Drittes Stück.

Von den Frühlings- und Brunnencuren. 30

## Viertes Stück.

Nothwendigkeit des Genusses der freyen Lust zur Gesundheit. 45

Gebrauch des Eau de mille fleurs. 57

## Fünftes Stück.

Von den dreyen nothwendigsten Ausführungen des menschlichen Körpers und der Wundsucht. 59

## Sechstes Stück.

Zergliederung und Mechanismus des menschlichen Körpers. 75

## Siebentes Stück.

Von den übeln Gewohnheiten bey unsern Gastgeboten. 89

## Achtes Stück.

Von den gewöhnlichsten Ursachen der Frühlingskrankheiten. 103

Anfrage wegen eines Lämmerichmauses. 109

Schreiben, wegen eines zu fleißigen Arztes. 112

Schreiben, von der Schädlichkeit der medicinischen Schriften, woraus man sich selbst curiren soll. 114

## Neuntes Stück.

Von der Kunst der Aerzte, die Natur der Krankheiten aus den natürlichen Zeichen, besonders aus dem Urine, zu erforschen. 116

Schreiben eines unglücklichen Marktschreyers. 128

## Zehntes Stück.

Auszug aus einem medicinischen Casus buche eines alten Arztes. 129

Schreiben einer Matrone, wegen der Kleidermoden. 139

## Elfstes Stück.

Von dem Verhalten in trockner und heißer Luft. 140

Schreiben eines Apothekers. 153

## Zwölftes Stück.

Von den Kleidermoden. 154

## Dreyzehntes Stück.

Wie Kinder ohne Muttermilch aufgezogen werden können. 168

Vier:

# Inhalt.

## Vierzehntes Stück.

Vortheile der Nüchternheit.	S. 184
Von den Anzeigen eines Todesfalles aus dem Geheule der Hunde.	194
Abgeforderte Erklärung.	195

## Fünfzehntes Stück.

Wunderliche Wünsche und Gesinnungen der Menschen, in Absicht auf ihre Gesundheit.	197
---	-----

## Sechzehntes Stück.

Vortheile der Mäßigkeit im Speisen.	210
-------------------------------------	-----

## Siebzehntes Stück.

Vom Verhalten bey Gewittern.	225
An Herrn Brevis: Ob die Erdbeeren gesund sind?	236

## Achtzehntes Stück.

Die thierische Oeconomie, überhaupt betrachtet.	238
---	-----

## Neunzehntes Stück.

Herrn Platners Gespräch zweener Aerzte, mit Anmerkungen über den Character der Aerzte.	252
--	-----

## Zwanzigstes Stück.

Von den Hundstagen.	266
---------------------	-----

## Ein und zwanzigstes Stück.

Beispiele von verschiedenen seltsamen Gesinnungen des Frauenzimmers, in Dingen, die zur Gesundheit gehören.	280
Urtheil über den Vorschlag, Kinder ohne Muttermilch zu erziehen.	287
Stammeter eines Schuhknechts, der ein Arzt zu werden gedenkt.	292

## Zwey und zwanzigstes Stück.

Vom Einflusse der Vernunft in die thierische Oeconomie, und ihrem Nutzen in der Arzneywissenschaft.	293
Ueber die Schreibart in medicinischen Schriften.	302
Schreiben vom Kartenspielen.	305

## Drey und zwanzigstes Stück.

Historische und medicinische Nachrichten von der Fiebertinde.	307
Vorschlag zu einer Doktorherberge.	320

## Vier und zwanzigstes Stück.

Die Wirkung der Gemüthsbewegungen in den menschlichen Körper überhaupt.	322
Lied einer alten Jungfer, an die Liebe.	335

## Fünf und zwanzigstes Stück.

Beschreibung der Hypochondrie.	336
Schreiben eines Schulmeisters, wegen der Hundstagsferien.	350





# Der Arzt.

Eine medicinische

Wochenschrift.

---

Erster Theil.



# Der Arzt.

Erstes Stück.



Günther.

— — — Ist irgend eine Kunst,  
Worinn Verwirrung, Zank und Thorheit, Haß und Dunst,  
Und Wahn und Borwitz herrscht; so ist es in den Schulen,  
Wo Bader und Barbier mit Medicinen hulen.



Die Menschen würden, wie die Thiere, gesund  
sehn, und weder Aerzte, noch Arzneiweiß-  
enschaft haben, wenn sie der Natur getreu  
geblieben, und nicht weichlich, zärtlich, be-  
quem, üppig, und ihrem Schöpfer zu klug geworden wä-  
ren. In Griechenland nahm die Arzneikunst zuerst eine ord-

deutliche Gestalt an, so bald sich die Griechen der Ueppigkeit und den Wollüsten ergeben hatten; da hingegen die übrigen Nationen weder Aerzte besaßen, noch begehrten. Das große und volkreiche Babylon, das einen Stadtphysicum leicht zu einem kleinen Fürsten hätte machen können, besaß keinen einzigen Arzt, sondern die Kranken suchten ihr Heil auf dem Wege, worauf es ist nur noch der ärmste Pöbel sucht, und tausendmal findet, nämlich in der Mäßigkeit, Geduld, guten Pflege, und in dem Rathe anderer Leute, die ehemals eben solche Krankheiten ausgestanden hatten. Um diesen Rath zu erhalten, setzte man die Kranken auf dem Markte zur Schau, da sich dann immer Leute fanden, die ihnen denselben ertheilten. Wenn in Persien der König selbst krank wurde, und alle andre Sorgfalt vergeblich angewendet worden war: so ließ man endlich einen Arzt aus Griechenland kommen, welchen man lange Zeit noch immer für so entbehrlich hielt, daß man ihn, wenn er seine Cur vollbracht hatte, wieder nach Hause sendete. Zu Thevenots Zeiten und bis diesen Tag sind noch in ganz Persien die Weiber in dem alleinigen Besitze des Rechts, die Arzneyen für die Kranken zu verfertigen. Wie lange hat nicht das alte Rom ohne Aerzte bestanden! Sie hatten sich in der That einstmals das selbst eingeschlichen. Allein, das römische Volk verjagte sie alle auf einmal wieder, und sie durften in vielen Jahren nicht zurück kommen. Ja, was ist viel davon zu sagen? Finden wir nicht auch in der neuern Geschichte, daß diejenigen Völker, die noch in der Wildheit der Natur, ohne Ueppigkeit und Weichlichkeit leben, entweder gar keine, oder doch gewiß lauter solche Aerzte haben, die eine andre ehrliche Handhierung dabei treiben müssen, wenn sie nicht Hungers sterben wollen? Europa selbst hat die Einführung und Wiederherstellung der Arzneykunst zweien sehr übeln Ursachen zu danken: der Ueppigkeit, die uns kränklich machte; und den Juden, die uns curirten. Denn die Juden sind lange Zeit die vornehmsten Aerzte im gothischen Reiche gewesen.

Ich hätte hier die beste Gelegenheit, dem menschlichen Geschlechte wegen seiner Ueppigkeit und Wollüste eine Strafpredigt

predigt zu halten. Allein, ein Arzt hat hiezu glücklicher Weise keinen Beruf; und ich mag am wenigsten jenem Schulmeister ähnlich seyn, der am Ufer eines Teiches einem hineingefallenen Knaben, der eben ersaufen wollte, anstatt ihm die Hand zu reichen, eine Strafpredigt hielt, und ihn ersaufen ließ. Es ist freylich nicht gut, daß wir üppi- und wollüstig geworden sind. Allein, seitdem dieses Versehen der Menschen eine so große Menge von Aerzten hervorgebracht hat, so sagt man, daß sie ihren Fehltritt theuer genug bezahleten.

Wir wollen indessen einen billigen Unterschied unter den Aerzten verstehen: Denn sie sind gewiß nicht alle den Menschen zur Strafe und Züchtigung gegeben. Wenn wir alle Leute Aerzte nennen wollen, die mit ihrem guten Rathe allezeit fertig sind, so bald sie einen Kranken sehen; so sind alle Menschen Aerzte, und so können die wenigsten gut seyn. Unter dieser Bedingung gewann der Hofnarr, Gonelle, unstreitig seine Wette, als er mit seinem Herrn, Nicolao von Este, Marquis von Ferrara, über die Frage stritte, welcher Profession wol die meisten Menschen zugethan wären? Gonelle antwortete: Der Arzneykunst; und um dieses zu beweisen, stellte er sich des andern Morgens, als ob er Zahnschmerzen hätte. Er schrieb alle diejenigen in seine Schreibtafel auf, die ihm ein-iges Mittel dawider rietzen; und der Marquis ward selbst mit in dieses Verzeichniß gesetzt, weil er zu dem Gonelle gesagt hatte: Ich weiß etwas, daß dir sogleich die Schmerzen vertreiben wird, obgleich dein Zahn hohl ist. Thue dies und das, so wirst du den Augenblick gesund seyn. Es konnte nicht fehlen, Gonelle mußte die Wette gewinnen. Denn wenn die Neigung, Kranken Rath zu erteilen, der Charakter eines Arztes ist; so ist die Arzneykunst eine natürliche Fertigkeit, welche den Menschen eben so angeboren wird, wie die Kunst, zu verdauen, ohne zu wissen, daß sie es thun. Es ist keine Begierde unter den Menschen so allgemein und durstig, als Kranken zu rathen; und man könnte gern damit zufrieden seyn, wenn dieser Trieb gründlich bewiese, daß die Men-

schienliebe eine allgemeinere und lebhaftere Leidenschaft der Menschen sey, als die Sittenlehrer behaupten wollen. Wenn ich dieses in Zweifel ziehe, so geschieht es aus keiner andern Ursache, als weil ich glaube, es habe mit dem Nachgeben bey'm Krankenbette eben eine solche Bewandniß, als mit dem Gähnen. Wenn nur einer den Anfang macht, so müssen alle andre mitgähnen.

Nach dieser ersten Art von Ärzten, unter welchen die alten erfahrenen Matronen und die Wartfrauen den Vorrang haben, kömmt der große Haufe derer in Betrachtung, die ohne die geringste Auctorität und Wissenschaft die Ausübung der Arzneykunst zu ihrer Profession machen, weil sie etwa in einem mit dieser Kunst verwandten Gewerbe einige Wissenschaft und Erfahrung erlangt haben. Dieses sind die eigentlich sogenannten Pfuscher, deren Anzahl ungemein groß ist. Schlechte Apotheker, Barbierer, Bader, Bademütter, Laboranten, Chymisten, Goldmacher, Scharfrichter, Pferde = Aerzte, Hirten, und hundert andre Leute, erwählen mehrentheils, wenn ihre Sachen schlecht werden, die Arzneykunst zu ihrer Zuflucht, und lassen sich als Aerzte gebrauchen. Sie gewinnen dadurch, daß sie sich ihre Mühe und Arzneyen zuweilen geringer, als ordentliche Aerzte, bezahlen lassen, von dem gemeinen Volke großen Zulauf; und oft sind selbst angesehene Leute so unvorsichtig, sich ihnen anzuvertrauen. Die Aerzte verfolgen sie um deswillen, als eine schädliche Brut, und sie haben kein Argument für sich, als: *Mundus vult decipi, decipiatur ergo.*

Es ist wahr, die Weisheit solcher Leute ist ekelhaft, und man kann es den Ärzten nicht sehr verdenken, daß sie sie verachten und verfolgen. Allein, nichts destoweniger liegt der Fehler, warum sie so schädlich sind, allezeit mehr an denen, die sie gebrauchen, als an ihnen. Es ist eben, wie mit den Bettlern. Die Obrigkeit würde nicht nöthig haben, das Betteln zu verbieten, und die Bettler einziehn zu lassen, wenn niemand bereitwillig wäre, ihnen etwas zu geben; und alle Pfuscher würden ihr verbotenes Gewerbe fahren lassen, wenn es nicht

Leute

Leute gäbe, die ihr Vertrauen auf sie setzen. Ich hoffe, daß die Leser dieses Blatts bald überzeugt werden sollen, daß zu einem Arzte, der das Leben und die Gesundheit der Menschen nicht bloß aufs Würfelspiel setzen will, gewiß unendlich viel mehr erfordert werde, als alle Pfuscher leisten können; und von dieser gelinden Seite allein will ich suchen, das große Unheil nach und nach zu vermindern, das sie in der Republik stiften. Meine Amtsbrüder werden mir diese Gelindigkeit gegen diese medicinischen Handlanger nicht übel auslegen. Ich habe ein Argument, das sehr überwiegend ist. Ich bin von Natur etwas furchtsam, und meine Gegner sind nur zu robust. Jacob des Parts, ein Arzt, der im fünfzehnten Jahrhundert zu Paris lebte, und Leibarzt des Herzogs von Burgund, Philipps des Gütigen, und hernach Carls des VII. Königs von Frankreich, war, mußte sich über Hals und Kopf aus Paris retten, weil ihn die erbosten und müthenden Bader ermorden wollten. Denn er hatte der Obrigkeit angerathen, den Gebrauch der Bäder zur Pestzeit nicht zu gestatten. Sollte man nicht durch ein solches Benehmen abgeschreckt werden, eine Art von Leuten zu beleidigen, die nicht erst fragen, ob man der Republik zum Besten rathe, sondern die soaleich auf Mord ausgehn, wenn man sie in ihrer Nahrung stören will?

Die dritte Art der Aerzte besteht aus denen, die sich von den beiden ersten bloß darinn unterscheiden, daß sie privilegiert sind. Der Charlatan auf der Bude macht mit seinem Affen und Harlekine den Anfang, und ein schlechter Doctor den Beschluß dieses Zuges. Diese Leute sind es, die eigentlich der Arzneykunst Schande und Verachtung zuziehen. Von ihnen gilt das, was der Dichter sagt:

— — — Sie thun den Kranken ab,  
Und lassen, ohne sich, ja keine Leich ins Grab.

Von ihnen gilt das, was Hadrianus, nach Xiphilins Berichte, beim Sterben sagte: Die Menge der Aerzte hat den Monarchen umgebracht! Sie sind die wahren Tyrannen der Kronen, denen man nicht entrinnen kann, weil sie ihr Privilegium haben, und die sich, wie Johann

Cottiers, durch Drohungen vermögend machen, von ihren fürcht samen Patienten alles zu erhalten. Ludwig der XI. erfuhr die scharfe Zucht dieses seines niederträchtigen Leibarztes. Er gab ihm, außer einem monatlichen Gehalte von 10000 Thalern, alles, was er verlangte, wenn er nur das abscheuliche Gespenst des Todes vertrieb, bey dessen Namen sich der schwache Monarch allezeit unter seine Bettücher verkroch. Oft sagte Cottiers im Zorne zu ihm: Ich weiß wohl, daß ihr mich, wie die andern, ehestens wegzagen werdet. Allein, ich schwöre bey Gott, daß ihr nach diesem nicht acht Tage mehr leben sollt. Dieser arme Herr gab ihm alles, was er begehrte, Bischümer, Pfründen und Aemter. Er ließ sich von ihm, wie ein Bedienter, ausfilzen, und Cottiers zog in fünf Monaten 55000 Thaler und viel andre Gnadenbezeugungen von ihm. Ich brauche den Namen nicht zu nennen, welchen ein solcher Mißbrauch desjenigen Ansehens verdient, das ein guter Arzt bey seinen Kranken unentbehrlich nöthig hat, wenn er sowohl für sie selbst, als für sich, glücklich seyn will. Moliere hat diesen Charakter im Kranken in der Einbildung geschildert, und nicht übertrieben. Denn obgleich der D. Purgon seinem Kranken mit den unerhörtesten Arten von Krankheiten drohet, so thut er doch den Schwur nicht, den Cottiers nicht halten konnte, ohne ein Schelm zu werden. Es ist betrübt, daß die Arzneykunst ihre Vorrechte und Freyheiten in den Händen vieler solcher Niederträchtigen entheiligt sehn muß, die ihre Unwissenheit durch Unverschämtheit bedecken, und den Charakter eines Arztes zum Spotte der Menschen machen, deren die wenigsten sich die Mühe geben, über diese Sache nachzudenken, und die guten von den bösen zu unterscheiden. Sowohl in dieser Absicht, als auch wegen der Gefahr, in die man eine Republik setzt, welcher man solche Aerzte auf eine gewissenlose Weise, mit den Freyheiten und Vorrechten der Arzneykunst versehen, zusendet, halte ich die privilegirten schlechten Aerzte für weit gefährlichere und schädlichere Leute, als alle Pfscher zusammen genommen. Der Mangel der Privilegien unterscheidet die letztern, wie ein Brandmaal, und jedermann kann sich also

also vor ihnen hüten. Wie soll man aber den Nordmitteln der elenden Doctoren entfliehen, denen ein hungriger Professor das Zeugniß gegeben hat, daß sie gründliche Aerzte sind, und die mit dem Wahlspruch: Leben und sterben lassen! eine arme Stadt mit Seuchen überziehen, und den rechtschaffensten Mann Herr Colleague nennen dürfen. Es gehört eine Scharfsinnigkeit dazu, die nicht jedermann besitzt, einen Ignoranten bald zu erkennen, und sich von seiner Geschwägigkeit und Prahlereyen nicht hintergehen zu lassen. Um deswillen muß ich meinen Lesern gleich anfangs ratheyn, sich nicht auf die Privilegien der Aerzte zu verlassen. Man kann, wie Ludwig Saporata, dreymal Doctor geworden seyn, und man wird deswegen doch nicht klüger. Es ist bey einer so wichtigen Sache, als Leben und Gesundheit ist, nothwendig, daß man sich einigermaßen in den Stand setze, die Geschicklichkeit eines Arztes erforschen zu können. Hierzu wird aber unumgänglich erfordert, daß man von der Natur und den Eigenschaften des menschlichen Körpers selbst einen allgemeinen und richtigen Begriff habe, und daß man sich dieser Einsicht, als eines Probersteins bediene, um rechtschaffne Aerzte von den privilegirten Ignoranten und Bösewichtern zu unterscheiden. Dieses ist eine der vornehmsten Absichten der gegenwärtigen Blätter. Man wird sich bemühen, das Publicum nach und nach mit den allgemeinen Grundsätzen näher bekannt zu machen, aus welchen die Oekonomie der menschlichen Natur, und die Zufälle, welche sie in Unordnung bringen, beurtheilt werden müssen. Dieses wird die Leser zugleich in den Stand setzen, nicht allein bey hundert Gelegenheiten die Hülfe der Aerzte zu entbehren, sondern auch die falschen von den wahren zu unterscheiden, welches beydes ein jeder rechtschaffner Mann wünschen wird.

Die Anzahl rechtschaffner Aerzte ist klein. Indessen aber ist sie dieses doch nur in Vergleichung gegen die vorhergehenden drey großen Haufen, welche den Erdboden, gleich einem unglücklichen Heere von Heuschrecken, überschwemmt haben. Es giebt in der That Aerzte, welche die drey wesentlichen Eigenschaften eines rechtschaffnen Arztes, die gehörige Gelehr-



samkeit, eine gute Vermunft, und ein edles Herz besitzen. Es ist nicht möglich, ohne diese Eigenschaften zusammen genommen, ein guter Arzt zu seyn. Ich lobe den frommen Kirstenius, der die Bibel sechzehnmal durchgelesen hatte, der keine Cur unternahm, ohne sich vorher mit Gott zu versöhnen, der die Wirkung der Arzneymittel ohne Gottes Beystand für nichts hielt, und den glücklichen Erfolg der Arzneykunst allein dem himmlischen Segen zuschrieb. Allein, man kann ein gutes Herz haben, und doch sehr einfältig seyn; und dann wird man dem Bäre des Herrn von Sagedorn ähnlich, der seinem schlafenden Herrn eine auf der Stirn sitzende Fliege wohlmeynend wegjaagen wollte, und ihm mit dem Steine den Kopf einschlug. Wiederum ist alle Scharfsinnigkeit unnütz, die nicht von einer hinlänglichen und gründlichen Einsicht, und von einer medicinischen Gelehrsamkeit geleitet und unterstützt wird. In dieser Absicht hatte der alte mäßige und fromme Leonicensus recht, der nur bloß die Theorie der Arzneykunst trieb, und sagte, daß er der Welt mehr Dienste leistete, wenn er alle Aerzte unterwiese, als wenn er die Kranken selbst besucht hätte.

Der Mensch, vor dessen Wort sich soll die Erde bücken,

Ist ein Zusammenhang von lauter Meisterstücken.

In ihm vereinet sich der Körper Kunst und Pracht.

Kein Glied ist, das ihn nicht zum Herrn der Schöpfung macht.

Dieses Meisterstück der Schöpfung erfordert wahrlich die ganze Kraft unsrer Nachforschung, um es wenigstens von der Seite gründlich kennen zu lernen, die wir verstehen müssen, wenn wir seinem Elende vorbeugen und abhelfen wollen. Denn die Natur behält sich jederzeit gewisse Geheimnisse selbst vor, die wir zwar nie ergründen werden, die uns aber auch zu unsrer Erhaltung zu wissen nicht unentbehrlich nöthig sind. Sie offenbart uns nicht, wie sie aus einem Kerne einen Obstbaum erzeugt. Allein, sie entdeckt uns doch, wie wir es anzufangen haben, um ihn zu pflanzen und zu cultiviren. Dergleichen Geheimnisse sind auch in der Arzneykunst nicht wenige, wöken wir nach tausend vergeblichen Untersuchungen ausrufen müssen:

Dies

Dies soll ich nicht verstehn, und kein Geschöpf fragen.  
Es möge sich mein Feind mit solchem Vorwitz plagen!

Viel freudbegieriger ist die Natur mit den Einsichten gewesen, die uns zu unsrer Wohlfahrt nützlich sind, und am allerfreudbegierigsten mit denen, die wir zu unsrer Erhaltung nothwendig besitzen müssen.

Hier schwant ein treuer Arzt der Seele Kräfte an,  
Wo Wissen heilsam nützt, und Irrthum schaden kann.

In diesem Felde übt er sich in den Jahren, da noch kein Kranker seine Hülfe begehrt, und kehrt oft wieder zurück, wenn er auch gleich schon die Hoffnung und der Trost ganzer Provinzen geworden ist. Hier entdeckt er die Marinen der Natur, deren Nachahmer er werden wird. Er erfährt, wie sie ihre Haushaltung einrichtet, um den Körper gesund zu machen; welche Feinde sie fürchtet, die sie zerrütten können; wie sie sich wider sie waffnet; auf welche Weise sie mit ihnen streitet, und wie sie entweder siegt, oder unterliegen muß. Er, der ihr Bestand und ihr Vertreter werden will, erforscht alle Gefahren, erkennt ihre Feinde, legt sich eine Kistkammer an, und entwirft sich einen allgemeinen Plan, nach welchem er überhaupt handelt, so oft er erfordert wird, um der leidenden Natur zum Schutze und zur Vertheidigung zu dienen. Dies ist der Jubegriff der medicinischen Gelehrsamkeit, und diese kann ein jeder fassen, der Fleiß und Mühe anwendet, um sich zu unterrichten. Allein, er kann diese ganze Wissenschaft besitzen, ohne jemals ein glücklicher Arzt zu werden.

Es ist mit der Arzneywissenschaft, wie mit der Kriegskunst. Man kann die Theorie derselben vollkommen besitzen. Allein, es gehört eine ganz besondere Vernunft dazu, die allgemeinen Regeln in einzelnen Fällen geschickt anzuwenden. Es kann unmöglich eine Krankheit in Büchern so beschrieben werden, wie sie bey einzelnen Personen vorkommt. Es kann die Wirkung keiner Arzney mit allen den Einschränkungen bestimmt werden, die sie bey einer einzelnen Person leidet. Es können keine so allgemeine Regeln des Verhaltens und

Ver-

Verfahrens vorgeschrieben werden, daß sie nicht bey einzelnen Personen tausend Ausnahmen leiden sollten. Alles dieses sind Sachen, die man durch kein Lesen, durch keinen mündlichen Unterricht, ja, nicht einmahl durch die längste Erfahrung lernen kann, sondern die eine besondre medicinisches Vernunft erfordern, welche in solchen Fällen allezeit vor dem Entschlusse des Arztes vorhergehen, und ihn entscheiden muß. Wer diese besitzt, der ist zum Arzte geboren. Er sieht den Lauf einer Krankheit vorher. Er kennt die zukünftigen Wirkungen aller Arzneien, die ihr entgegen gesetzt werden können. Er weiß die Tücke, die Verstellung seines Feindes. Er wählt unter tausend Mitteln das, was nicht fehlschlagen wird, und sieht mit einem Blicke, wo und was für ihn zu thun ist. Dieses ist das Genie, der Beruf der Natur, den jedermann besitzen muß, der in einer gewissen Kunst groß werden will. Der gelehrteste Arzt, dem dieses Genie fehlt, ist ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Er kann gelehrter seyn, als ein sehr glücklicher Practikus; aber er ist ein Arzt bloß für die Studierstube, und nicht für das Krankenbette. Er kann ein Leonicensus seyn; aber er wird nie ein Van Swieten, oder ein Werlhof werden.

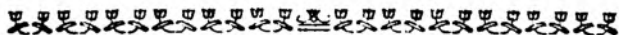
Der sittliche Charakter ist das dritte wesentliche Stück eines Arztes. So wie sein Charakter eine eigne Vernunft zum voraus setzt, so erfordert er auch ein eignes Herz. Seine Profession verdammt ihn dazu, die elendesten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft aufzusuchen. Ihm öffnen sich nur die Thüren der Nothleidenden, und die, denen es wohl geht, sehn ihn, stolz oder gleichgültig, vor ihren Häusern vorbeieilen. Aber da, wo das Elend wohnt, erwartet und zieht ihn der sehnliche Blick des Leidenden an sich, und sein Wort, seine Gehehrden, sein Lächeln, sein Achselzucken verkündigt Tod und Leben, gebiert Hoffnung oder Verzweiflung, und entscheidet das kummervolle Gemüth des Kranken, der in den Augen seines Arztes sein Schicksal liest. Wenn in solchen Umständen ein flüchtiger, leichtsinniger Mensch, ein Geck, ein Pedant oder ein flüchtiger Lehndiener, seine  
 Stelle

Rolle bey dem Krankenbette spielt; so ist er so unerträglich, so ekelhaft, so verächtlich, daß ich glaube, man könne sich nach ihm nichts verächtlicheres mehr vorstellen, als etwa einen betrunkenen Priester. Es muß in der That einer Republik daran gelegen seyn, daß ihre Aerzte einen rechtschaffnen, gelehrten, menschenfreundlichen, mitleidigen Charakter besitzen; daß sie sich bey ihren Kranken ein gegründetes Ansehen zu verschaffen wissen, welches ihnen beyden zur Zeit der Tribul unendlich vortheilhaft ist; daß sie sich eines Zutrauens würdig machen, ohne welches ihre Cur nimmermehr glücklich vonstatten gehn kann, daß sie für Menschenfreunde gehalten werden können, welche das Leben und die Gesundheit auch des geringsten Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft eben so sehr interessirt, als ob er ihr liebster Freund, ihr nächster Anverwandter wäre; daß sie ihn in der Noth zu ihrem Vertrauten machen können, gegen den sie ihr Herz ausschütten, dem sie ihren Kummer offenbaren, und von dem sie alle Bereitwilligkeit und Geschicklichkeit hoffen können, die dazu erfordert wird, um ihnen aufs treueste und nachdrücklichste beizustehen. Es wird sich in der Folge vielfältige Gelegenheit zeigen, mit diesem Charakter eines rechtschaffnen Arztes, überhaupt betrachtet, den großen Haufen derjenigen in Vergleichung zu stellen, die in der Republik den Namen davon führen. Die Aerzte sind keinesweges von der Critik ausgeschlossen, die man in diesen Blättern über alles erstrecken wird, was nur irgend mit der Arzneykunst einen Zusammenhang hat. Allein, auch die Patienten sollen ihren Theil daran haben. Sie haben sowohl gegen sich selbst, als gegen andre Menschen, besonders aber gegen die Aerzte, gewisse Pflichten zu beobachten, davon sie sehr wenig zu wissen setzen, und ich hoffe, daß es ihnen angenehm seyn werde, sie zu erfahren, weil sie doch im Grunde allesammt auf ihre eigne Wohlfahrt abzielen.

Ich erkenne den ganzen Werth, aber auch die großen Schwierigkeiten meiner Unternehmung. Um deswillen lade ich jedermann ein, wer Geschicklichkeit dazu besitzt, meinem Vorhaben zu Hülfe zu kommen, und mit mir gemeinschaftlich

an

an einem Werke zu arbeiten, das sehr mannichfaltige Einsichten erfordert, wenn es auf eine stets gründliche und nützliche Weise fortgesetzt werden soll. Ich bin überzeugt, daß ein gut ausgeführtes Werk von dieser Art ein großer und wahrer Dienst sey, den man der Republik leistet, und eben dieses läßt mich hoffen, daß jeder patriotisch gesinnter Arzt Theil daran nehmen werde.



## Zweytes Stück.



von Hagedorn.

— — — Folgt der Natur, in deren schönen Werken  
Wir weder Mangel sehn, noch Ueberfluß bemerken  
Erkennt, belacht und flieht, mit rühmlichem Entschluß,  
Den geizigen Besitz, den üppigen Genuß,  
Den thörichten Geschmack.

Der Frühling ist da. Die Natur feyert gleichsam ihr Geburtsfest, und ahmt der Schöpfung nach. Die Gärten kleiden sich; die Wiesen grünen; das Erdreich der Felder wird inwendig wieder lebendig; der Lenz haucht balsamische Dünste in die Luft; die Vögel frohlocken auf den neubegrüntem Zweigen; das Kind liegt wollüstig, still, wie ein Hügel, im jungen Grase, und wiederläuet; der Landmann segnet die Felder, die ihm so viel Hoffnung zeigen: das ganze Land mit allen seinen Bewohnern ist voll von Triebfedern, oder von Wirkungen der Fröhlichkeit. Nur in den Städten scheint ein großes und allgemeines Unglück die bestürzten Einwohner betroffen zu haben. Wie rollen die Wagen der Aerzte! Wie laufen Barbierer und Bader! Wie tragen sich Laquayen und Apotheker mit Arzneyen! Wie ist alles so besorgt, so unruhig, so furchtsam für sein Leben!

Hat

Hat wohl der Winter Seuchen bey uns zurückgelassen, die uns Verderben und Tod verkündigen? Haben sich die Krankheiten wohl mit einander vereinigt, die Städte zu verwüsten? Nein, keins von beyden! = = Nein? keins von beyden?

At o Deorum quicquid in cælo regit  
Terras & humanum genus,  
Quid iste fert tumultus?

Wem jagen denn alle die Kutschen, alle die Barbierer nach? Wollen sie retten oder tödten? und werden wir nicht bald in beyden Fällen ausrufen müssen:

Groß ist des Todes Erndte! groß!  
Laut tausend Weh und Ach!

Ich sah dieser Verwirrung vor einigen Tagen neugierig aus meinem Fenster zu, und erblickte unter der Menge meinen Barbier, der sich in mein Haus drängte. „Wann belieben Sie morgen rasirt zu seyn? fragte er; denn ich kann heut unmöglich kommen.“ Warum nicht? fragte ich „Ach! man hat iht das viele Aberlassen auf dem Halse.“ Ey! fuhr ich fort, sind seit kurzem so viel Menschen krank geworden? „Nein, antwortete er, Gottlob! nicht krank; allein wer läßt nicht im Frühjahre Blut?“ Mit diesen Worten nahm er seinen eiligen Abschied, und ich fing nunmehr an zu merken, daß dieser ganze Tumult weiter nichts zu bedeuten hatte, als daß man Frühlingscuren gebrauchen wollte.

Ist es möglich, sagte ich bey mir selbst, daß die Gesundheit den Menschen zur Last fallen kann? Es kann doch gleichwohl nicht anders seyn, wosern sich gesunde Leute entschließen können, Arzneyen zu gebrauchen. Ich verdenke es keinem Kranken, ich verdenke es keinem, der einige Spuren von einer ihm bevorstehenden Unpäßlichkeit empfindet, daß er sich bemüht, diese Quelle, so bald, als möglich ist, zu verstopfen. Allein, warum sollten wohl die gesündesten Leute sich schon halbe und ganze Jahre vorher entschließen, in einem gewissen zukünftigen Monate Blut zu lassen, zu schröpfen, zu purgiren, zu schwitzen, wenn sie nicht ihrer Gesundheit überdrüssig wä-

ren,

ren, und wenn sie es nicht für dienlich hielten, sie alsdann zu unterbrechen? Wie mögen es aber wohl die Aerzte auffangen, um einem Menschen, der über nichts zu klagen hat, eine Cur zu verordnen? Speisen und Getränke verschreiben sie nicht; und dieses sind doch die einzigen Sachen, deren Genuß einem Gesunden dienlich seyn kann. Eine Arznei dient dem menschlichen Körper weder zur Sättigung, noch zur Nahrung; sondern eine jede Arznei ist etwas, das in ihm ungewöhnliche Wirkungen hervorbringt, welche nie nützlich sind, als in dem Falle, wenn sie andern unnatürlichen Umständen entgegengesetzt werden, die von einer in uns verborgen liegenden Ursache einer Krankheit erregt worden sind. Dies ist der wahre Begriff von der Arzneikunst. Sie erregt unnatürliche Wirkungen durch künstliche Mittel, das ist, sie macht künstliche Krankheiten, bloß um die natürlichen damit zu vertreiben. Wenn die Natur selbst ein Erbrechen, einen Durchlauf, ein Grummeln im Bauche, eine Hitze im Blute erregt; so nennen wir diese Wirkungen Krankheiten. Wenn ein Arzt eine Arznei verordnet, die ein Erbrechen, ein Purziren, Bauchweh, oder Hitze im Geblute hervorbringt, so nennen wir dieselben Wirkungen Curen; und so ist es in allen Fällen. Die Wirkungen der Arzneyen, die Curen, sind also eben sowol Krankheiten, als die Uebel, wider welche wir sie gebrauchen. Sie werden bloß dadurch zu Curen, das ist, zu künstlichen Krankheiten, die auf einen heilsamen Zweck abzielen, wenn sie den natürlichen Krankheiten entgegengesetzt werden. Was sind sie aber, wenn sie dergleichen natürlichen Krankheiten nicht entgegengesetzt werden? Krankheiten, die man sich thörichter Weise selbst macht, wenn man die gesunden Tage nicht länger vertragen kann.

Als mein Nachbar, dem vor dem Aequinoctio kein Glied weh that, seudem alle vier Tage auf seinem Cofferstuhle heulte, daß ich es in meinem Zimmer hören konnte; so ließ ich mich aus Mitleiden erkundigen, wie es ihm gienge? Sehr gut, ließ er mir sagen; er gebrauche die Frühlingseur, und die greife ihn blos etwas an. Er war so verquält mit dem Bauchgrummen, welches ihm seine höllische Purganz verursachte,

fachte, daß er wie ein Märtyrer lachte, wenn er wie ein armer Sünder aushielt. Doch endlich weiß sich die Natur an solchen Uebermüthigen zu rächen. Sie sendet denen, die die Gesundheit nicht vertragen können, Aerzte, die ihnen den Krieg ankündigen; und der, unter dessen Hände mein Nachbar gerathen ist, hat ihn so mitgenommen, daß er mir das letztemal sagen ließ: Er wäre in Mörders Hände gefallen.

Nein, so war nicht der Wille der Natur! Mein, so wollte sie uns nicht durch Krankheiten gesund erhalten!

Gott machte nicht sein Werk, damit ein Mensch es fliehe.

Für die Gesunden ist kein andrer vernünftiger Weg, um gesund zu bleiben, als die gute Lebensordnung; keine Frankfurter Hauptpillen, kein Pyrmonterbrunnen, kein Selterswasser, kein blutreinigendes Decoct, kein Aderlassen, nichts von dem allen! Es ist genug, daß dieses Kranke gebrauchen, welche nur allein eine Absicht haben können. Was kann aber wohl die Absicht eines Gesunden seyn, der purgirt, oder Blut läßt? Einer zukünftigen Krankheit vorzubeugen? Gut. Aber was wird dieses für eine Krankheit seyn? Wer kann das wissen? So! Wie kann man denn die Arzney wider eine Krankheit vorher wissen, von der man keinen Begriff hat? Wie leicht erwählt man nicht eine Präservationscur, die sich mit der verborgnen Ursache der zukünftigen Krankheit zu unferm Untergange vereinigen kann? Ein anders ist es, wenn man schon vorläufige Spuren eines uns dräuenden Uebels empfindet. Denn hier kann eine Cur einen Zweck haben. Allein, bey den meisten Personen, die Frühlingseuren gebrauchen, haben sie keine andre Absicht, als die Mode mitzumachen, und vornehm zu seyn. Wie seltsam ist der Mensch, das Fraueinzimmer mit eingeschlossen! Er macht sogar aus dem Purgiren eine Mode, und die Damen leisten Gesellschaft.

Ich würde mich für sehr glücklich schätzen, wenn meine Leser diese erste Ermahnung von mir annehmen wollten, daß sie nicht eher Arzneyen gebrauchen, als bis sie finden, daß sie



sie nöthig haben. Sie werden sie aber alsdann nöthig finden, wann sie bey einer guten Lebensordnung dennoch nicht wohlthun sind. Ich setze diese Einschränkung billig hinzu. Denn, wenn von einer schlechten Lebensordnung Unpäßlichkeiten entstehen, so können sie mehrertheils durch die Verbesserung derselben allein wieder gehoben werden. Solchergestalt finde ich es vernünftiger, die Menschen, die gesund sind, von allen Präservationscuren auszuschließen, und sie auf die gute Lebensordnung zu verweisen, die das allgemeine Präservativ sowohl wider die Curen, als Krankheiten ist, als daß ich ihnen Eickorienträuke und Brunnen, Purganzen und Blutreinigungungen verordnen sollte.

Worinnen besteht aber diese gute Lebensordnung, bey der unsre Väter ohne Präservationscuren alt geworden sind? Darinnen, daß wir unsre Lebensart der ihrigen, so viel, als möglich ist, gleich machen. Sie wohnten in Wäldern und Feldern, wo der Himmel ihr Dach, und die Erde ihr Bett war. Sie athmeten eine reine gesunde balsamische Luft, die sich in keinem verschlossenen Zimmer befindet, das stets von Menschen berechnt wird. Es ist wahr, wir müßten wieder Barbaren werden, wie sie waren, wenn wir ihnen hierinn völlig nachahmen wollten. Allein, wer wehrt es uns, eine Mittelstraße zu treffen? Wir können eine reine Luft gemessen, ohne deshalb unter Gezelten zu wohnen. Wir dürfen nur unsre Zimmer fleißig öffnen, um den Dünsten einen Ausgang zu verschaffen. Wir dürfen nur die schönen Jahreszeiten und Tage in Acht nehmen, um uns unter den freyen Himmel zu begeben. Wir dürfen nur unsre Zimmer nicht unnöthiger Weise mit Kohlendampf, mit wäßrigen Dünsten, mit tausend Gerüchen anfüllen, die gar nicht zur Keulichkeit der vornehmen Leute gerechnet werden können, und die doch überall bey ihnen angetroffen werden. Die reine fröhe Luft ist ein Balsam des Lebens, und eine Läuterung der Seele. Sie härtet den Leib, und erheitert das Gemüth.

*Purius coelum acuriora felicius alit ingenia.*

PANCIROLL, P. 2, S. 244. *Rev. Memor.*

Unsre

Unsre Väter hatten noch einen andern Vortheil, der darinn bestand, daß sie der Himmel nöthigte, mäßig zu leben. Unsre Köche sind eine Art von Ärzten, und ihre Mahlzeiten sind Präservationsacuren, die sie uns vorsehen, wenn uns nichts fehlt. Wie kann es also wol anders seyn, als daß wir davon kränklich werden müssen? Ein reichversehener Tisch ist eine von den gefährlichsten Verschichungen. Denn unsre Triebe schweigen nicht; und wenn sie auch schweigen wollten, so löset ihnen der Wein die Zunge. Wir speisen um des Geschmacks willen; und dieses könnte allensfalls ohne Schaden geschehen, wenn wir nur nicht alles auch verschlingen müßten. Allein, der Magen ist schneller befriedigt, als die Zunge; und jenem kann ekeln, wann diese noch lustern ist. Hierdurch verderben wir unsre Verdauung, die Quelle, aus welcher alle Säfte, die unsern Leib durchströmen, ernähren und erhalten, rein oder unrein herfließen, nachdem wir sie rein erhalten, oder durch Ueberfluß und Mischmasch verunreinigen. Um deswillen lobe ich den Diogenes, der einen Jüngling von der Strasse hinweg nahm, welcher eben zu einem Gastgebote gehen wollte, und ihn seinen Freunden wiederbrachte, nicht anders, als wenn er ihn von einer grossen Gefahr, in die er sich stürzen wollen, errettet hätte. Addison hat über diesen Einsall des Diogenes ein Urtheil gefällt, das ich hier hersehen will: „Was würde dieser Weltweise gesagt haben, wenn er bey der Schwelgereyen einer heutigen Mahlzeit gegenwärtig gewesen wäre? Würde er nicht den Herrn eines Hauses für unsinnig gehalten, und alle seine Bedienten ersucht haben, ihm die Hände zu binden, wenn er ihn Vögel, Fische und Fleisch hätte essen, Del und Efig, Wein und Gewürze verschlingen, Callate von zwanzigerley Kräutern, Brühen von hunderterley Dingen, Confect und Fruchte von unendlich vielerley lieblichem Geschmack und Geruch hinunterschlucken gesehen? Was für unnatürliche Bewegungen und unordentliche Gährungen muß nicht ein solcher unmäßiger Mischmasch im Körper hervorbringen? Wenn ich für mein Theil eine solche Tafel in aller ihrer Pracht und Herrlichkeit aufgesetzt sehe, so bilde ich mir ein, ich sehe das

„Zirrerlein und die Wassersucht, Fieber und Schlaffucht, nebst andern unzähligen Krankheiten, zwischen den Tellern verborgen liegen.“

Unsre Väter begnügten sich damals, wie unsre Gefangene, mit Wasser und Brodt, oder mit nicht viel mehr. Denn da sie noch Land baueten, konnten sie keine solche vornehme Leute werden, wie wir sind; das ist, sie konnten nicht so viel Summen täglich daran wenden, um sich den Magen zu verderben. Man schreibt ihrer Mäßigkeit und Nüchternheit das hohe Alter zu, das sie erreichten; und wenigstens ist so viel gewiß, daß es sehr wenig Schwelger erreichen werden. Es ist wahr, wir haben erst neulich ein Beispiel von dem Dorfbarbier in Gascogne, Namens Espagno, in der Zeitung gelesen, welcher sich täglich besoffen hat, nie krank gewesen ist, nie Blut gelassen, noch Arzney gebraucht, im 90sten Jahre seines Alters sich zum zweytenmale verheirathet, und, mit Hinterlassung einer zwanzigjährigen Tochter aus dieser Ehe, in seinem 117ten Jahre gestorben ist. Ich weiß noch mehr, daß der Herr v. Fischer einen Erischlemmer von hundert Jahren gekannt hat, der in den letzten funfzehn Jahren jeden Tag sechs Pfund Brantwein gesoffen. Allein, wer würde diese Begebenheiten wohl bewundern? Wer würde sie einer Anzeige würdig halten, wenn sie nicht höchst seltene Erscheinungen wären, die wider die Ordnung der Natur erfolgat sind? Ich kann es niemanden rathen, auf ein solches Beispiel zu bauen. Denn es ist eben so viel, als auf Abenteuer auszugehen.

Die Leibesbewegung ist ein wesentliches Stück unsrer Gesundheit. Unser Körper will geübt seyn, wenn er zunehmen und gedeihen soll. Es ist freylich gewiß, daß wir nicht alle Bauern und Soldaten seyn können. Allein, ich verlange auch sonst nichts, als die Mittelstraße zu halten. Wir müssen Gelehrte, wir müssen sitzende Damen und Handwerker, wir müssen vornehme Leute haben, die sich für das Beste des Ganzen aufopfern, indem sie ihren Luquanen, Kutschern und Pferden Motion machen, selbst aber verkrümmen und verwachsen. Inzwischen könnten doch alle diese Leute, und beson-

sonders die Gelehrten, Leibesübung genug haben, wenn sie nur ernstlich darauf bedacht wären, und es für so nothwendig hielten, als es wirklich ist. Ich kann ihnen hiervon ein Beyspiel aus dem Athenäus erzählen. Die Areopagiten ließen zween junge Leute, welche sehr arm waren, und die Philosophie studirten, vor sich fordern, und fragten sie, wie sie es machten, daß sie so fett wären? Ihr habt nichts zu thun, sagten sie zu ihnen. Ihr bringt den ganzen Tag ohne Arbeit zu, und wendet ihn nur zu Anhörung der Philosophen an. Klepiades und Menedemus, so hießen die beyden Jünglinge, beruften sich auf einen Müller, welchen man rufen lassen mußte. Er kam, und erklärte sich, daß sie alle Nächte in die Mühle kämen, und daselbst so lange arbeiteten, bis sie zwey Drachmen verdient hätten. Der Rath der Areopagiten ließ ihnen dafür 200 Drachmen auszahlen. Aber in der That hatten sie sich selbst schon besser bezahlt gemacht, da sie ihre Gesundheit dadurch erhalten hatten. Die Leibesübung kann also zugleich wider die Armutz und wider die Magerkeit dienen, zwey Eigenschaften, welche bey nahe die Definition der Gelehrten ausmachen könnten.

Ein Herr seiner Leidenschaften zu seyn, oder besser, keine zu besitzen, welches fast einerley seyn wird, ist eine Regel für die Gesundheit, aber eben nicht für den Menschen. Die uneinsinnlichsten und leichtsinnigsten Menschen erreichen, wenn die übrigen Umstände einerley sind, das höchste und gesündeste Alter. Allein, es ist noch ein Streit unter den Gelehrten, ob diese Leute überhaupt leben. Denn einige wollen behaupten, daß sie bloß wachsen. So viel ist gewiß, daß die Leidenschaften die Triebfedern der meisten menschlichen Handlungen, ja, ich würde sagen, aller sind, wenn es nicht einige Sittenlehrer gäbe, die dieses nicht an sich kommen lassen dürfen. Solchergehalt kann ich frenlich nicht auf ihre Ausrottung dringen. Allein, ich kann wohl sagen, was Soraz saate:

— — — Animum rege, qui nisi pareat,  
imperat; hunc frenis, hunc tu compeſce catena.

Man sey nur argwöhnisch gegen sich selbst. Man überzeuge sich,

sich, daß die Leidenschaften ein süßes Gift sind, daß zum Herzen schleicht; so wird uns ihre Süßigkeit nicht verleiten, uns in ihnen zu sättigen. Dieses ist ein großes Mittel, sein Gemüth zu beherrschen. Allein, es ist nicht immer bey der Hand, ob es gleich bloß auf die Eigenliebe gegründet ist. In dergleichen verzweifelten Fällen werde ich es so machen, wie die Sittenlehrer, wenn sie nicht böse sind. Denn, alsdann sind sie den Rednern ähnlich, die dasjenige sagen, was sie zu sagen haben, und zum Beschlusse setzen: DIXI.

Außer allen den vorigen Lebensregeln sind wir unsrer Gesundheit auch eine gewisse Ordnung schuldig, nach welcher wir in den nothwendigsten Stücken, die zu unsrer Erhaltung erfordert werden, verfahren müssen. Unsrer Maschine läuft ab, und ihre Triebfeder läßt nach, wie in einer Taschenuhr. Sie muß zu gesetzter Zeit wieder aufgezogen werden, wenn ihr Gang immer gleich seyn soll. Dieses geschieht bey den Thieren im Schlafe. Dieser flüchtige Tod bereitet uns zu einem neuen Leben vor, und er will abgewartet seyn, wenn wir nicht bald in Unordnung und in Stecken gerathen wollen. Außer ihm haben wir auch auf die Beförderung aller der Ausführungen unsers Körpers zu sehen, wodurch sich die Natur der in der Maschine abgenutzten Theile entledigt, welche ihr sonst nur allzu geschwind zur Last fallen. Ich werde in einem andern Blatte die vornehmsten dieser Ausführungen beschreiben: und so lieb uns die Gesundheit ist, muß uns nichts abhalten, sie aufs genaueste abzuwarten. Einige dieser Ausführungen müssen unaufhörlich im Ganzen erhalten werden, wie die Ausdünstung der Haut. Andre wollen täglich abgewartet seyn; andre können noch länger warten. Es wird sich im Folgenden Gelegenheit finden, von einer jeden insbesondere zu handeln, welches ich nur überhaupt, in Absicht aller zur Lebensordnung gehörigen Stücke, vorbehalte. Hier will ich nur bloß einen allgemeinen Abriss der nothwendigsten Regeln liefern, welche den Plan unsrer Lebensart ausmachen müssen.

Der Gebrauch des Verstandes und aller übrigen Gemüthskräfte hat Einschränkungen vonnöthen, die öfters zum großen

sen

fen Nachteile der Gesundheit übertreten werden. Man kann sich, wie das Sprichwort sagt, zum Doctor, aber auch zum Narren studiren, woben ich nur noch das einzige anmerken will, daß auch beides zugleich möglich sey. Es giebt viel Arten der Tollheit, die bloß einem Misbrauche der Gemüthskräfte zuzuschreiben sind; und ob es gleich Leute giebt, die die gesunde Vernunft nicht mit zu ihrer Gesundheit rechnen, so können sie es doch uns andern auch nicht verdenken, wenn wir sie für krank halten.

Auch die Geselligkeit gehört in die medicinische Lebensordnung. Sie veranlaßt Aufmunterungen des Gemüths, Leibesübungen, nützliche Zerstreuungen, sanfte, gesunde Leidenschaften, und viel andre Vortheile, die ich ißt übergehe. Nur muß sie von rechter Art seyn. Es giebt Gesellschaften, worinn nichts von diesem allen gehofft werden kann, Zusammenkünfte ohne Gespräche, Gespräche ohne Gedanken, Versammlungen, die niemanden interessiren, als den Kartenmacher, Visiten, woben sonst keine Veränderung ist, als daß man nicht zu Hause speist, und Zeitvertreibe, woben man verdrießlich werden muß, daß man eine Seele hat, die sie ausstehn muß. Wenn die Geselligkeit eine medicinische Tugend seyn soll, so kann es leicht seyn, daß man ihr einen andern Namen geben muß. Denn wir sind wenig Gesellschaften bekannt, von denen sich dieses sagen ließe.

Die Stellung und Kleidung des Leibes ist ein wichtiger Artikel der Lebensordnung. Der menschliche Körper ist nicht für alle Posituren gemacht. Weil aber die Gewerbe der Menschen sehr verschiedene Stellungen erfordern, so kann man nicht von jedermann begehren, daß er sich stets in der besten Stellung erhalte, welches diejenige ist da der Leib gerade ausgestreckt, und jedes Glied da gelassen wird, wohin es die Kraft der Muskeln natürlicher Weise lenkt. Man muß sich besonders hüten, den Unterleib nicht zusammenzudrücken, welches geschieht, wenn man vorgebeugt sitzt. Hierdurch wird die freye Bewegung der Gedärme und das Athembolen gehindert, und von diesen beyden Uebeln entstehenden unzählige andre von äußerster Wichtigkeit. So

wie man nun in der Erfahrung bemerkt, daß Handwerksleute, Künstler und Gelehrte durch die besondern unnatürlichen Stellungen des Leibes, welche sie bey ihren täglichen Geschäften annehmen müssen, theils verkranken, theils auch gewisse ihnen ganz eigne Arten von Krankheiten auszuslehn haben; eben so kann man auch von den verschiednen Kleidertrachten behaupten, daß sie die Gesundheit der Menschen auf verschiedne Weise unterbrechen. Wie oft fällt nicht eine Dame in Ohnmacht, die sich einbildet, daß es eine Schönheit sey, wie ein Trichter auszusehn, und die um deswillen die Brust so vest zusammenschürt, daß weder die Lunge, noch die Gedärme Raum haben, sich zu bewegen? Wie oft erkältet sich nicht der Stutzer, der seinen Hut unter dem Arme trägt, um das Gebäude seiner künstlichen Locken nicht zu zerstören? Puffendorf würde nicht an einem Leichdorne gestorben seyn, wenn man die Schuhe, wie die Hüte, unter dem Arme trüge, und tausend Menschen hätten ihrem Tode und den gefährlichsten und schmerzhaftesten Krankheiten entrinnen können, wenn sie sich nicht zu leicht, zu lustig, zu modisch gekleidet hätten. Alles dieses sind Dinge, die zur Kritik eines Arztes gehören; und ob ich gleich glaube, daß es keine unglücklichere Prediger in der Welt gebe, als die wider die Moden eifern, so werde ich doch wol wissen, mir eine Parthen zu schaffen, welche mir Lärm machen hilft. Ich habe schon vierzehn Matronen auf meine Seite gebracht, welche, wenn sie beisammen sind und ihr Alter zusammenrechnen, genau 1106 Jahr herausbringen, und die allesamt, was den Puz betrifft, meiner Meinung sind. Als ich sie neulich bey mir bewirthete, und die Rede auf die großen Fischbeinröcke und die Amazonen Kleider kam, so verwandelten sich alle ihre Gesichter so gleichförmig, als ob ich gesalzenen Brantwein angezündet hätte, und ihr Zorn war so beredt, daß ihre Verwünschungen meine Ohren betäubten. Ich werde mich des redlichen Eifers dieser erfahrenen Personen künftig bedienen, um die Kleidermoden, welche sie in ihrem Style den Modeteufel nennen, nach Würden herunter zu machen.

Dieses ist ein kurzer Abriss meiner künftigen diätetischen Arbeiten. Keine Lust, Mäßigkeit, Leibesübung, Beherrschung der Triebe, Ordnung, Aufmerksamkeit auf die Oekonomie der Natur, der richtige Gebrauch des Verstandes, der Geselligkeit, der Kleidung, und die gehörige Stellung des Leibes; dies sind die Sachen, die ich hier überhaupt angepriesen habe. Es begreift aber eine jede solche Materie eine Menge anderer in sich, die alle einer besondern Erörterung bedürfen. Eine kalte, heiße, feuchte, trockne, ruhige, stürmische Luft; die Wahl der Speisen nach ihrer eignen, und nach der Verschiedenheit dessen, der sie genießen soll; die Eigenschaften einer jeden; die Wirkungen der verschiedenen Getränke; die mannichfaltigen Arten der Leibesübungen, das Reiten, Fahren, Gehen, Tanzen, Springen; die verschiedene Gewalt, Natur und Tücke der Triebe und Leidenschaften, und die Wirkungen einer jeden insbesondre; die Umstände, welche die in Absicht des Schlafens und Wachens und der Ausführungen zu haltende Ordnung bestimmen; die Nothwendigkeit und Art der Beförderung einer jeden besondern Ausführung; der vorsichtige Gebrauch der verschiedenen Gemüthskräfte, der Sinnen, der Einbildungskraft, des Witzes, des Geschmacks, der Aufmerksamkeit, der Vernunft und des Willens; die Nuzungen der verschiedenen Arten von Gesellschaften; die dabey vorfallenden Misbräuche; die Krankheiten, welche von verschiedenen Arten der Kleidungen, Moden und des Pukes entstehen, die Folgen, die von den gezwungenen Stellungen des Leibes zu befürchten, und die Mittel, wie sie zu verhüten sind, u. s. w. alles dieses sind wichtige Materien für die Gesundheit, und ich werde mich ihrer zu den gelegentsten Zeiten erinnern, um sie der Kritik zu übergeben.

### Nachricht.

**I**ch sehe mit Vergnügen, daß man dem Arzte schon im Voraus einige Aufmerksamkeit gönnen wollen. Ehe das erste Stück desselben ans Licht getreten war, hat nicht nur der davon bekannte Plan das Glück gehabt, einen sehr



allgemeinen Beifall zu erhalten, sondern ich bin auch schon damals mit einem Sendschreiben aus dem H-schen beehrt worden, worinn auch ein sich nennender Methophilus zu meinem Vorhaben aufmuntert, und mir zugleich eine Aufgabe vorlegt, welche ich, so bald sich wegen der einmal festgesetzten Ordnung des Plans hierzu Gelegenheit finden wird, beantworten werde.

Ich sehe die allgemeine Begierde der Menschen, sich von Sachen, die ihre Gesundheit angehn, unterhalten zu lassen, für keine Frucht der Eigenliebe oder der Neugier, sondern für eben den Trieb an, nach welchem ein jeder gern zusieht, wie es ein anderer in einer Sache macht, worinn er sich selbst für einen Meister hält. Lasse man medicinische Schriften aus Eigenliebe, so würde man sich bemühen, nach ihren Verordnungen zu leben. Allein, man wird wenig Beispiele finden, da dieses geschähe. Ein Arzt kann die Vertheidigung der Menschen am besten führen, wenn man sie einer allzu großen Eigenliebe beschuldigt. Wem ist unbekannt, daß Mäßigkeit, Ordnung, Gemüthsruhe und Geschäftigkeit das meiste zu einem hohen Alter und zur Erhaltung der Gesundheit bestrage? Ein Mensch, der in sich so verliebt wäre, als man sagt, daß die meisten Menschen seyn sollen, würde alle diese, und noch viel schwerere Lebenspflichten mit Vergnügen beobachten, um sich zu erhalten. Er würde den für seinen Feind halten, der ihn mit medlichen Speisen und köstlichen Getränken verleiten wollte, die Gränzen der Mäßigkeit zu überschreiten. Was geschieht aber an den Tafeln, an die man sich hinsetzt, um sich zu überladen? Der Wirth entschuldigt sich, daß er seinen Gästen nicht noch viel mehr Gerichte vorsehen kann, und die Gäste ergreifen die Gläser, und trinken auf das Wohlergehn ihres Wohlthäters. Ein von sich selbst eingenommener Mensch würde seinen Feind, oder sein Gesinde, wenn es ihn durch üble Begegnung in Harnisch jagen wollte, mit Gelassenheit ansehen, und würde sich wohl hüten, seiner Gesundheit das durch Abbruch zu thun, daß er sich über sie ärgerte oder erzürnte. Allein, wo findet sich der Stoker, der nicht außer sich kommen, und nach dem Stocke oder Degen laufen sollte, wenn sich

sich ein aufgebrachtcs Dienstmädchen, ein Saquan, oder auch ein Poltron, untersteht, ihn zu beleidigen? Die Eigenliebe würde den vornehmsten Müßiggänger bewegen, seine Bequemlichkeit hinten zu setzen, seine Ruhe zu fliehen, seinen weichen Lehnstuhl willig zu verlassen, und sich hinaus ins freye Feld zu begeben, um die Ungemächlichkeiten der gesündesten Lebensarten mit dem Landmanne zu theilen. Aber nein! Wir halten uns für desto bealückter, je weniger wir nöthig haben, die Muskeln zu gebrauchen, die uns die Natur zur Arbeit und Bewegung gegeben hat. So ist es. Wir verlangen nicht, in den Regeln der Gesundheit unterrichtet zu werden, um uns derselben zu bedienen, weil wir uns, unsre Erhaltung, un'er Leben und unsre Wohlfahrt lieben; sondern es ist ein ganz anderer Grund vorhanden, aus welchem wir alle die heilsamen Lebensregeln zu wissen begehren, welche wir nie zu beobachten gedenken.

Die Neugier, dasjenige zu erfahren, was zu unserm Besten dient, kann eben so wenig der Grund dieses Verlangens seyn, als die Eigenliebe. Wir sind nicht neugierig in Dingen, die uns nicht interessieren; und was interessiert einen Menschen wol weniger, als seine Gesundheit? Für eine Kleinigkeit taucht sich der Perlenfischer ins Meer, und fürchtet das Blutsperen nicht, und fürchtet den Lamentin, und fürchtet den wütenden Hanfisch nicht, der ihn erdrücken oder verschlingen kann. Wie gern würde manches arme Fräulein um einer Schnur Perlen willen viel Klaftern tief untertauchen! Um ein elendes Tagelohn kriecht der schmutzige Bergmann in unterirdischen Höhlen den heißen erstickenden Schwaden, den giftigsten Dünsten entgegen. Er sieht seinen Mitarbeiter verlähmt, verschüttet, und kehrt sich an nichts, und trotzt fast für nichts den gräßlichsten Gefahren. Was hat der Matrose davon, daß er auf schwachen Schiffen den Ocean durchstreicht? und wie groß ist der Sold, um weßentwillen er sein Leben wagt, und seinen Gefährten, so wie Horaz, die Gefahren nicht fernwüdig macht?

O fortes pejoraque passi  
Mecum saepe viri; nunc vino pellite curas:  
Cras ingens iterabimus æquor.

Wer läßt sich nicht für ein paar Groschen Tagelohn in die rasende Schlacht führen? Wer stirbt nicht lieber auf dem Bette der Ehren, als daß er im Schooße des stillen Vergnügens veralten sollte? Welcher Kaufmann sollte seine Gesundheit wohl schonen, wenn es drauf ankäme, einen kleinen Profit, auch nur von 50 Mark, zu machen? Welcher Gelehrte würde sich nicht lieber krumm schreiben, als die Hoffnung verlieren, daß jemand nach seinem Tode einmal sagen könnte, er habe geschrieben? Wer würde nicht gern seine Wohlfahrt, sein Leben und seine Gesundheit verlieren, um nur zum Besitze einer schönen Person zugelangen, ob er gleich wissen könnte, daß er sich in einem Jahre lieber erfauft zu haben wünschen wird? Wer versagt wohl einer Lust, einem Triebe, einer Leidenschaft den Eingang in sein Herz, wenn er gleich weiß, daß sie ihn, nach einem Genuße von wenig Minuten, unglücklich machen werde? Hier verarmt der reiche Kaufmann mit Lust und Lachen, weil er seinem Stolge, seinem Vergnügen, seiner Ueppigkeit genug thun kann; da er hingegen für den kein Mark ausgeben würde, der ihm bewiese, daß eben die Mittel, wodurch er sich zum Bettler macht, diejenigen sind, wodurch er zum Krüppel wird. Dort dingt der stolze Baron dem armen Apotheker, der ihn von einer schändlichen Seuche durch seine Mittel befreit hat, die Hälfte der Rechnung ab, und zahlt mit der andern Hand seiner Neze unendlich mehr, als sie von seiner Thorheit erwartet. Kurz, wenn es ehemals im alten Bunde wahr gewesen ist, daß ein Mann alles, was er hat, für sein Leben lasse; so heißt es mit eben so viel Rechte im neuen, daß nichts auf der Welt so gering, so eitel, so nichtswürdig sey, daß man ihm nicht mit Freuden die Gesundheit aufopfern sollte.

Ich brauche mich nur auf das Gewissen meiner Leser zu berufen. Sie haben in diesem Blatte den Grundriß der Lebenspflichten gelesen, die zur Erhaltung ihrer Gesundheit dienen. Ich fordre nicht, daß man die Gesundheit zum einzigen und vornehmsten Zwecke aller Handlungen machen soll. Ich gestehe selbst zu, daß man dem Dienste des Ganzen einen Theil derselben aufzuopfern schuldig sey. Allein, wir wollen gar

gar nicht vom Dienste der Welt reden. Wir wollen nur einen kleinen Gewinn, eine kurze Lust, eine Scheinhre, eine angenehme Ehrheit, einen beliebten Wahn dagegen setzen. Wer wird wohl den Muth haben, eine von allen diesen Kleinigkeiten seinem Leben und seiner Gesundheit aufzuopfern? Die Frage steht mir frey, und die Beantwortung lese ich im Laufe der Welt.

Was mag also wol die Menschen geneigt machen, eine Schrift, die von einer so uninteressanten Materie handelt, als untre Gesundheit ist, mit Lust und Begierde zu lesen? Ich glaube, das Geheimniß darinn gefunden zu haben, daß sich die mehresten einbilden, die Lebensart, welche sie nach ihrer Bequemlichkeit führen, und die ihren Trieben am besten schmeichelt, sey schon gut genug, und daß sie darum die Schriften der Aerzte gern lesen, um sich in dieser Meinung zu bestärken, sich zu beruhigen, und ihre Lebensart gegen ihr eignes Gefühl und Gewissen zu rechtfertigen. Wenn sie sehen, wie sich die Aerzte selbst widersprechen; wie der eine das für ein tödliches Gift hält, was der andre eine Panacee nennt; wie andre Leute bey der Lebensart, welche die Aerzte verbieten, alt und stark, und andre, die die beste Diät halten, elend werden; wenn sie sehen, wie manche Aerzte die Pflichten der Menschen bis zur Unmöglichkeit übertreiben, wie sie zur Gesundheit Dinge erfordern, wozu die Gabe, Wunderwerke zu thun, erfordert würde, um sie zu bewerkstelligen; wenn sie merken, wie wenig die Aerzte die Regeln selbst beobachten, die sie andern bey Lebensstrafe gebieten, u. s. w. so finden sie darinn alles, was sie beruhigen, und in ihren Unordnungen und Ausschweifungen bestätigen kann. Sie lesen die Lebensregeln, wie man die Sittenlehren liest, und wie man gute Predigten hört, nicht, um sich daraus zu bessern, sondern, um zu sehn, wie der Mann seine Sache macht, um auf sein Ansehn dasjenige zu thun, was ihnen unter seinen Lehren gefällt, und um über das andre zu lachen und zu spotten.

So stelle ich mir das Amt vor, das ich anactreten habe, und ich würde hierüber ganz niedergeschlagen werden, wenn  
ich

ich nicht glaubte, daß man sich darüber nicht grämen müsse, wenn man die Welt nicht besser machen kann, als sie zu jenn beliebt. Aus einer Menge kleiner Briefe, welche ich schon erhalten habe, und die ich meinen Lesern nach und nach mitzutheilen gedenke, werden sie selbst sehen, daß ich Ursache gehabt habe, aus diesem Tone zu schreiben: denn es ist unter jehen kaum einer, worinn man nicht mit mir Handel anfängt. Nichts destoweniger bin ich ganz wohl damit zufrieden; und wenn man nur fortfährt, mich zu lesen, so hoffe ich, daß ich noch alle meine Gegner wieder ausjöhnen will. Denn ich werde mir in Absicht derer, die nicht strenge zu leben beliebt, und doch nicht getadelt seyn wollen den Wahlspruch jenes Mönchs zum Muster nehmen:

Semper bene parlare de Domino Priore;  
Facere suum officium taliter qualiter,  
Et sinere mundum vadere ut vadit.



### Drittes Stück.



von Hagedorn.

An Reizung kann mir nichts den holden Stunden gleichen,  
Da bey dem reinen Quell und in belaubten Sträuchen  
Die alte Freundschaft scherzt, die junge Liebe lacht.

Am Morgen keimt die Wonne,  
Und steigt mit der Sonne,  
Und blüht auch in der kühlen Nacht.



**M**ein letztes Blatt, worinn ich meine Leser gewarnt habe, sich keiner Präservationscur zu unterwerfen, von welcher weder der Arzt noch sie selbst die Absicht und Ursache wissen, hat, zu meinem Leidwesen, ein gewisses Frauenzinnis

en immer beunruhigt, welches mir darüber folgendes Billet zugesendet hat:

### Mein Herr Doktor,

Mein Mann will mich dies Jahr kein Pyramenter Wasser brausen lassen, weil Sie es verboten haben, und da soll ich nicht auf den Garten, und das ist doch meine beste Zeit im Jahre und führt doch viel Schleim und Unreinigkeit ab und ist so viel Plaisir darbey immer Gesellschaft und Zuspruch von guten Freunden, daß ich hoffe, Sie werden es doch wieder gut machen und leben doch das Pyramenter Wasser, aber daß man artige Compagnie dabey zu sich bitten kann die ich verbleibe Ihre ergebene Dienerinn, Martha S. — — —

Es ist mir ungemein angenehm, daß ich meiner Frau Correspondentinn in ihrem Ansuchen willfahren kann, weil ich im rechten Ernste selbst glaube, daß die Brunnen-curen unter allen andern so genannten Präservationscuren die unschuldigsten und die nützlichsten sind. Nichts destoweniger aber muß ich mir die Freiheit nehmen, nochmals zu erinnern, was ich schon im zehnten Stücke gesagt habe, daß eine jede Cur eine bekannte und gegründete Absicht haben müsse und daß es keinem völlig gesunden Menschen zu rathen sey, gegen zukünftige mögliche Krankheiten, wovon man noch gar keine Spur oder Anzeige hat, Arzneyen einzunehmen. Diese Warnung trifft also bloß diejenigen, die aus Gewohnheit, oder aus allzu großer Liebe zum Leben, oder weil sie lange Weile haben, mediciniren. Aber sie geht alle diejenigen nichts an, die zwar nicht zu Bette liegen, und in solcher Absicht für gesund gehalten werden können, aber doch kränklich sind und gewisse Empfindungen haben, welche sie überzeugen, daß sich Krankheiten in ihnen entsinnen, und daß sie so nicht beschaffen sind, wie man es im Zustande einer blühenden Gesundheit gewohnt ist.

Diese Einschränkung öffnet vielen tausend Menschen den Weg zu Frühling- und Brunnen-curen, die von jedermann für gesund erhalten werden.

Die wenigsten Einwohner der Städte leben so, wie es die Gesetze der guten Lebensordnung erfordern. Es ist umsonst,  
daß

daß man ihnen so oft vorpredigt, was sie thun und lassen sollen, wenn man es in der Absicht thut, damit sie alles genau beobachten sollen. Ein jeder Mensch, vom freiesten Könige an, bis auf den gekauften Sklaven, hat Pflichten seines Standes, die er beobachten muß, ob er gleich Leben und Gesundheit dabei vermahret.

— — Notre Etat nous fait la Loi.  
 Il nous oblige, il nous engage  
 A mesurer notre Courage  
 Sur ce qu'exige notre Emploi.

Wollte der Soldat die Nachtruhe und den Schnupfen scheuen; wollte der Schneider nicht krumm sitzen, der Gelehrte nicht nachdenken, der Kaufmann nicht schreiben und rechnen, das Frauenzimmer nicht waschen, nähen, kochen; wollte der Hofmann nicht leben, wie der Hof lebt; wollte der Geistliche leben, wie die Welt lebt; wollte niemand etwas unternehmen, was nicht mit den strengen Regeln der Lebensordnung übereinkommt: so würde die Welt gar bald eine Herberge feiger und gesunder Bettler werden; und die erste Frucht einer solchen Verzärtelung würde die Aufhebung aller Stände und des geselligen Lebens seyn. Man lebt nicht, um bloß vorhanden zu seyn, sondern um der Welt zu dienen. Man muß, wenn man des Lebens würdig seyn soll, den Muth besitzen, es dem Dienste der Welt aufzuopfern, und man muß nicht gesunder zu seyn begehren, als man es in diesem Dienste seyn kann, nachdem man einmal die Wahl freiwillig getroffen hat, dieses oder jenes Amt und Gewerbe zu bestreiten. In dieser Nothwendigkeit kann es unmöglich fehlen, es muß unter so vielen Lebensarten der Stadtkleute, die wider die strengen Regeln der Lebensordnung streiten, eine Menge kränklicher und hinfälliger Leute geben, die, wenn sie sich nicht selbst unbringen, und in die elenden Umstände versetzen wollen, der Republik, als unvermögende Mitglieder, zur Last zu leben, nothwendig einen Theil ihres Lebens dran wenden müssen, um die ihnen dräuenden Krankheiten in ihrer Geburt zu ersticken, und sich auf eine geraume Zeit wie-

wieder tüchtig zu machen, ihre unnatürliche Lebensart zum Opfer für das gemeine Beste fortzusetzen.

Die Gelehrten, die Kaufleute, die Künstler und das Frauenzimmer führen größtentheils, ihrer Berufsgeschäfte wegen, eine solche unnatürliche Lebensart, welche sie kränklich und elend macht. Man sollte alle diese Leute, die auf den Straßen so geschäftig und munter einhergehn, mit ihren Aerzten, mit ihren Freunden, oder mit sich selbst im Vertrauen sprechen hören; so würde man erstaunen, wie viel heimliches Elend die Menschen drückt. Dieser kann bey dem reichsten Gastgebote nichts speisen, weil er keinen Appetit und keine Kraft zu verdauen hat. Jenem sind alle Speisen rügsam, alle Getränke zu hitzig. Dieser sitzt mit einem von Bläun gen aufgetriebenem Bauche, und schnappt nach Luft.

Ein Gräbler trinkt, beseufzt sein Leid,  
Und sammlet Flüche, Furcht und Dünste,  
Und seine Milzsucht prophezeit,  
Pest, Wollenbruch und Feuersbrünste.

Dieser wird von Zweifelsknoten, jener von Sorgen, dieser von einer nichtsbedeutenden Furcht, jener von schreckhaften und schwermüthigen Träumen geängstigt. Dieser, der alles hat, was sein Herz wünsch'en kann, besitzt nichts, weil er nicht vermögend ist, etwas zu genieffen. Jener sinnt auf Unglücksfälle, die ihm widerfahren könnten, und macht sich die Mittel unmöglich, ihnen zu entgehen. Schwermuth, Furchtsamkeit, Trägheit, Unverdaulichkeit, Mangel des Appetits, Ekel, Windsucht, Verstopfungen, böse Träume, Milzsucht, Alp, Vapeurs, Bleichsucht, dickes und schweres Geblüt, verdorbne Säfte, und tauerd andre Plagen sind bey Gelehrten, Kaufleuten, Künstlern und Frauenzimmern, bey vernehmen Müßiggängern und bequemen Reichen beständig zu Hause, und gleichwol sind alles dieses lauter solche Krankheiten, weshalb man sich weder zu Bette legt, noch seine Geschäfte verabsäumt.



Diesen unglücklichen Personen kann ein Arzt mit Recht im Frühjahre eine Cur verordnen; und diese Jahreszeit ist darum die bequemste, weil die eingezogene Lebensart, die man im Winter, der Witterung und kurzen Tage wegen, zu führen gezwungen ist, mehrentheils am Ende desselben alle diese Zufälle auf einen so hohen Grad gebracht hat, daß man genöthigt ist, ihrer einreißenden Macht etwas entgegen zu setzen, und weil zugleich die Witterung zu denen Arten der Curen im Frühjahre am günstigsten ist, die diese Krankheiten erfordern. Unter allen diesen Curen sind für die Leute, von denen ich hier rede, die Brunnencuren am vorzüglichsten; und damit sie desto geneigter seyn mögen, sie zu gebrauchen, so will ich ihnen, weil ich weiß, daß sie in ihren Entschlüssen ein wenig langsam sind, die Vortheile erzählen, die sie sich von diesen Curen zu versprechen haben. Ich will hauptsächlich nur bey denen stehen bleiben, welche den meisten Arten von Brunnencuren gemein sind. Doch werde ich auch etwas von den besondern Wirkungen der verschiedenen Brunnenwasser sagen.

Den meisten von meinen heutigen Patienten fehlt es bey ihrer Lebensart an der gehörigen Leibesbewegung. Sie verkrummen auf ihren Stühlen. Ihre Säfte werden dick und schwer. Ihre Verdauungskräfte werden durch das Zusammendrücken des Unterleibes geschwächt und gehindert; und aus diesen beyden Quellen entspringen die meisten ihrer Krankheiten.

Bei den Brunnencuren ist man genöthigt, seinen Leib durch Bewegung zu üben. Die Brunnentrinker sind Läufer, die in den Alleen herumstreichen, und sich zerschütteln, um das Wasser wieder los zu werden, das sie gemeinlich in zu grosser Menge getrunken haben. Sie kehren also in der Brunnenszeit wieder unter den Gehorsam der Natur zurück, welche von uns die beständige Leibesübung fordert, wenn wir gesund seyn wollen. Bei der Brunnencur muß der Mann mit dem dicken Bauche, der sich, wie eine Gans, im Sizen fett gemacht hat, eben so schnell mit fort, als die kurluftige Dame, die seit dem September die freye Luft nicht gerochen hat.

Der

Der dürre Gelehrte muß fort, und der grübelnde Kaufmann. Es läuft der verwachsene Künstler, die bleiche Jungfer, der dickbeinigte Reiche, der cachectische Prälat und der hypochondrische Magister. Alles läuft, vom Wasser und Arzte getrieben, bis ein jeder zu dem Ruhepunkte kommt, wo man ihn gern allein läßt. Dies ist eine Belehrung von so viel Müßiggängern, von so viel Stubensitzern, von so viel bequemen und zärtlichen Weichlingen, die sich hier wieder an die Leibesübungen, an die frische Luft, an die Arbeit und an die heilsamen Strapazen gewöhnen. Sie finden schon in der Leibesbewegung allein das Mittel, das ihnen so unentbehrlich ist, um sich vor den übeln Folgen einer gemächlichen oder ruhigen Lebensart zu bewahren. Sie setzen dadurch ihr Geblüt in stärkere Bewegung, alle ihre Säfte in bessere Mischung. Sie befördern alle natürliche Verrichtungen der innern Theile, und stärken durch die Uebung ihre erschlafften Muskeln. Man sieht hieraus, wie nöthwendig es sey, daß die Brunnenrinker diesen Vortheil in seinem ganzen Umfange zu genießen suchen. Ich wünschte, daß sie um deswillen zu den Quellen selbst, oder an andre Dörfer hinreisen möchten, anstatt das Wasser zu sich kommen zu lassen. Denn in der That ist die Reise den Brunnengästen nützlicher, als dem Brunnenwäser. Es ist auch nicht genug, nur so lange zu spazieren, bis man das Wasser wieder los geworden ist; sondern man muß auch den übrigen Theil des Tages zu sanften und gemächlichen Leibesübungen anwenden, und ein wahres Landleben führen. Das Spazierengehen, das Fahren, das Reden, das Tanzen, das Lachen, u. s. w. sind alles heilsame Uebungen, womit man in der Brunnenzeit den ganzen Tag abwechseln sollte, ohne sich an die Spielstätte hinzusetzen, und bey denselben den ganzen Nachmittag in einer Stellung zu bleiben, die man des Vormittags nur bey der Wirkung des Brunnens annehmen darf. Hierbey ist meine Meinung gar nicht, das unmäßige Brunnenrinken zu empfehlen, woben man zu laufen und sich zu erhitzen genöthigt ist, um nur das überflüssige Wasser wieder los zu werden. Man wird den Schaden, den man sich oft durch diesen Mißbrauch der Gesundbrunnen-

wasser und der Leibesbewegung zuzieht, aus einem schönen Aufsatze des Herrn Leibarztes Vogel in Göttingen begreifen, der in meinem 174 Blatte eingerückt ist. Man soll den Leib üben, um sich angenehm zu ermüden, man soll Wasser trinken, um nicht zu vertrocknen, nicht aber um zu zerplatzen.

Die zärtlichen, fetten, müßigen, schwermüthigen und milksüchtigen Leute trinken gemeinlich so wenig, wie ihre Papagonen. Sie hindern hierdurch nicht allein die Verdauung der Speisen, sondern sie verdünnen auch ihre Säfte nicht genug, damit sie zu allen den Wirkungen, wozu sie bestimmte sind, geschickt seyn könnten. Wenn diese Leute den Brunnen trinken, so ist die Verdünnung der Säfte ein anderer allgemeiner Vortheil der Brunnencuren für sie. Dergleichen Curen sind eine Art von Castenung, die man sich anthut, um die Sünde zu büßen, daß man die Gesetze der Natur in der Lebensordnung übertreten hat, und sie gereichen den Brunnenquästen zum größten Nutzen. Die trockne Dame, der klapprichte, knöcherne Litteratus, der hagere Hypochondrist, der weingelehrte Zecher, und der dürstige Poet, der alle die schönen Weine besingt, davon ihm kein Macen keinen Tropfen im Glase läßt; alle diese Schwachtenden werden hier mit Wasser getränkt, und stellen, nachdem sie entweder lange genug trocken, oder mit hitzigen Getränken angefüllt gewesen, ist Wasserleitungen vor, worinn ganze Bäche ein- und ausfließen. Die von der Trockenheit oder vom Durste nach hitzigen Getränken versiegeten Eingeweide werden von einem kräftigen Wasser getränkt und durchweicht. Die verdünnten Säfte durchdringen die zartesten Röhren, und eröffnen die Wege, auf welchen unterm Fleische die Nahrung zugeführt wird, und auf welchen die Natur die abgenutzten Theile der Säfte aus unserm Körper wieder herausstafft. Bei dieser Gelegenheit muß ich meinen heutigen Patienten den Rath mittheilen, daß sie sich, auch nach dem Gebrauche des Brunnens, bei dieser Gewohnheit, hinlänglich viel leichtes Getränk zu genießen, erhalten, und es ansfangs lieber durch einigen Zwang zu bewerkstelligen suchen sollten.

Einer der größten Vortheile bey den Brunnencuren ist die Abwendung des Gemüths von den täglichen Geschäften, und die Pflicht, sich unaufhörlich zu ergötzen. In dieser Absicht ist es abermals besser, den Brunnen nicht zu Hause, sondern entweder bey der Quelle, oder an einem fremden Orte zu trinken, wo die Gegenstände neu und angenehm, und von ganz andrer Art sind, als die man täglich gesehen hat. Dieses ist ein sehr wesentliches Stück für meine Brunnengäste, die größtentheils an ihren Gemüthern mehr leiden, als an ihren Körpern. Beym Brunnen muß der Abt, der Magister, der Kaufmann, der Künstler, die Dame und das Mägdchen zu arcadischen Schäfern und Schäferinnen werden. Das freye Feld, die Gärten, die Wiesen sind ihre Palläste. Der blaue Himmel ist ihr Dach, die grüne Erde ihr Bett, die reine Luft ihr Element, und das Vergnügen ihr Zweck. Unter den Vergnügungen sind aber einige Arten, wozu man mehr verpflichtet ist, als zu andern, ob schon keine Art derselben ganz hinten gesetzt werden muß, wenn sie nur zu haben ist. Mehrertheils sind die Leute, denen die Brunnencuren am nöthigsten sind, schwermüthig, missvergnügt, Feinde der Luft, der Freude, des Umgangs und der sinnlichen Ergötzungen. Daher muß ich ihnen ankündigen, daß sie ihre Cur ohne Nutzen gebrauchen werden, wenn sie nicht an allem Theil nehmen, was sie auch sonst für thöricht halten, wenn es nur ihr Gemüth zerstreuen, und ihre schwarze Einbildungskraft ein wenig aufhellen kann.

Die vorzüglichsten Vergnügungen sind die, so in Leibesübungen bestehen. Für die schwächlichsten Leute dienen in dieser Absicht die Spazierfahrten auf dem Wasser bey stiller, warmer Witterung, unter dem Jubel der Musik und unter dem Geräusche der Freude, wie auch das Tragen und das Fahren in bequemen Wagen. Für stärkere Personen dient das Spazierengehen, das Schlagen des Volanten, das Reden, das Singen, die Spiele, die in Leibesübungen bestehen, die Jagd, die musikalischen Leibesübungen, und besonders das Tanzen. Wer diese Vergnügungen für sträflich hält, der muß wissen, daß dieß bloß eine Folge von der Gemüths-

müchskrankheit sey, um welcher willen er den Brunnen trincken und tanzen soll.

Nach den Leibesübungen verdienen diejenigen Vergnügungen den nächsten Rang, welche in einer angenehmen Zerstreuung und Beschäftigung des Gemüths bestehen, und womit man die Stunden ausfüllen kann, da man die Leibesübungen hinten setzen muß. Das Lesen angenehmer Schriften, so wie sie dem Geschmacke eines jeden gemäß sind, das gesellschaftliche Leben, die Musik, die Bälle, die Masqueraden, die Veränderung der Gegenstände, die Betrachtung der Natur, die Fischeren, das Vogelstellen, die Scherze, besonders aber die Schauspiele, sind zu diesen Absichten vortrefflich. Ein Schauspiel versetzt den Zuschauer einige Stunden lang gleichsam in eine neue Welt, wo er sich und die alte mit Freuden vergißt. Man müßte ganz ohne Gefühl und Gedanken seyn, wenn man in einem würdigen Schauspiele, das gut aufgeführt wird, uninteressirt und unvergnügt bleiben sollte. Ich kann mir wohl einbilden, daß meine Hypochondristen Scrupel haben werden, in die Comödie zu gehen. Allein, sie können mir gewiß glauben, daß eine reine Seele so leicht nicht verunreinigt wird, als sie sich einbilden, wenn nur solche Stücke gespielt werden, die Menschen, und keine betrunkene Dichter, verfertigt haben; und wenn ich in diesem Punkte kein Ansehen bey ihnen habe, so wird es doch der D. Luther haben, in dessen Namen ich es ihnen hiemit gebiete. Dieser fromme Mann sagt in seinen Tischreden, im 35ten Capitel, von Schulen, S. 470. 471. ausdrücklich also: Christen sollen Comedien nicht ganz vnd gar fliehen, darumb daß bißweilen grobe Zoten vnd Bulerey darinnen sey, da man doch umb derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen. Darumb ist nichts, daß sie solches fürwenden vnd vmb der Ursach willen verbieten wollen, daß ein Christ nicht sollte Comedien mögen lesen vnd spielen.

Es giebt aber noch eine andre Art der Vergnügungen, welche bey meinen Brunner-gästen groffe Einschränkungen erfordert, und das sind die Vergnügungen der Zunge, die  
Gast-

Gasterden, Schmäufe, die Caffee-Wein- und Kartenspielgesellschaften. Die strenge Mäßigkeit, welche eine der ersten Brunnenregeln ist, muß schlechterdings keine Ausnahme leiden, wenn man den Brunnen mit Nutzen gebrauchen will. Die Kartenspieler hingegen beschäftigen theils die Aufmerksamkeit zu sehr, und theils sind sie einer andern Hauptbrunnenregel, der Leibesübung, entgegen. Man muß sich also dieser Arten von Vergnügungen mit vieler Enthaltbarkeit und Mäßigkeit bedienen.

Ich will die übrigen allgemeinen Vortheile der Brunnen curen in einen Artikel zusammenziehen. Sie bestehn darin, daß man durch die eisenhafte Erde in einigen Brunnenwassern die besten Theile stärkt; daß man durch natürliche Salze den Leib von seinen Unreinigkeiten befreiet, und daß man den Nerven gleichsam neue Geister und Kräfte mittheilt, indem man den flüchtigen Geist mit genießt, welchen die mineralischen Wasser bey sich führen, und der ihnen so eigenthümlich ist, daß man eben um deswillen kein solches Wasser durch eine künstliche Vermischung vollkommen nachmachen kann.

Der Pyrmonterbrunnen hat insbesondere eine stärkende, durchdringende und purgirende Kraft. Diese letztere ist bey der Quelle selbst nicht so groß, als wenn er verführt worden ist. Hingegen aber kann er auch wiederum nicht eher verführt werden, als bis seine flüchtigsten Geister verbraucht sind, weil diese sonst die Flaschen zer Sprengen würden. Daher trinkt man ihn auswärtig mehrentheils nur als eine stärkende Purganz. Empfindlichen Leuten ist er, zumal bey der Quelle, zu stark; daher müssen ihn diese entweder wenig, oder mit Brunnenwasser versetzt, oder auch mit halb so viel Milch vermischt, trinken.

Der Ungarische Brunnen ist nicht so geistreich, als der Pyrmonter; daher ist seine Wirkung gelinder und sicherer. Er purgirt, vermöge seines Salzes, und wirkt nicht anders, als wie das Sedtkersalz. Er hat nicht so viel gelbe, kalkhafte Erde bey sich, als der Pyrmonter, und sein Wasser ist zarter, leichter und reiner. Er löset den zähen Schleim sowohl im Magen und den Gedärmen, als auch in den Ge-

fäßten auf, und ist also besonders hypochondrischen Männern und bleichsüchtigen Frauenzimmern dienlich.

In dem Dorfe Niederfels, im Stifte Trier, nicht weit von der Stadt Limburg, quillt aus einer reichen Quelle das angenehme Selterwasser, welches, wie ein neuer französischer Schriftsteller behauptet, seine Tugenden der grossen Menge von Luft allein zu danken hat, die sich darinn befindet. Dieser Brunnen ist gelinde, treibt das Wasser ein wenig, verbessert die Säfte, lindert die Krämpfe, und dienet den ädeltlichen, schwachen, abgekehrten, gichtischen und schwindfüchtigen Personen. Er hat den Vorzug, den andre Quellen nicht haben, daß er sich mit dem Weine vermischen läßt, und denselben auf keine unangenehme Weise schwächt, und daß man von ihm nicht, wie Gleim von seinem klaren Schmerlenbache, sagen darf:

Dein Wasser löscht den Durst. Allein,  
Mein guter Bach! mit meinem Wein  
Muß es sich nicht vermischen.

Es erregt, wenn man es mit ein wenig Wein vermischt, und etwas Zucker hineinwirft, ein Brausen und Sprudeln, das dem Champagnerweine nachahmt, und man trinkt in dieser Vermischung Wein und Wasser mit größerm Vergnügen, als aus von beiden allein. Viele Gesunde trinken dieses Wasser den ganzen Sommer hindurch, mit Wein vermischt, statt des täglichen Getränks, und es hat den Character aller guten, unschuldigen Dinge, daß es nicht viel hilft, und nicht viel schadet, und daß es auf eine Weise, die keine Reue noch Nachweh zurückläßt, die Zunae veranruet.

Der Thunsteinerbrunnen ist wegen seines überaus angenehmen Geschmacks beliebt, und befördert alle Ausflührungen sehr gelinde. Sein Wasser ist das Labfal der Hypochondristen.

Ihn kommt der Wildunger am nächsten, der noch gelinder ist, und, wenn man ihn reichlich trinkt, die Säfte verdünnt, vielleicht bloß darum, weil er Wasser ist. In eben der Absicht dienet er gichtischen und scorbutischen Leuten.

Der Schwalbacher Brunnen ist etwas stärker, aber doch allezeit noch gelinde genug, und befördert einigermassen die Ausflührungen.

Der berühmte Spabrunnen, welcher, mit Weine vermischt, sprudelt, und warme Dünste von sich stößt, wird eben so wie das Carlsbader Wasser, besonders für die Nierentränkheiten gut gehalten, deren Schmerzen er lindert, gleichwie er die Geichwüre der Nieren reinigt und heilt.

Der Buchsäuerling, welcher in Böhmen beim Carlsbade in einem Buchenwalde quillt, treibt das Wasser, und öffnet, wenn man ihn mit Vitriolgeiste vermischt, den Leib.

Unter den eisenhaltigen Wassern sind der Kadebergische, der Lauchstädter, Bebraische, der Freyenwälder und der Weissenburgische berühmt. Diese Brunnen eröffnen, stärken, befördern die Ausdünstung, und reizen.

Unter den Bitterwassern ist das Sedlitzer und Seidschützer wegen seiner Tugend, den Magen und die Gedärme von ihren Unreinigkeiten zu säubern, in einem gegründeten guten Rufe.

Sonst kann auch das Schlangenbad und der Schleusinger oder Wilhelmsbrunn, sowohl innerlich, als äußerlich, mit Nutzen gebraucht werden, obgleich ihr Vorzug nur darinn besteht, daß sie ein leichtes, zartes und reines Wasser haben. Der Wilhelmsbrunn befördert den Schweiß, und zerschelt. Daher dient er zur Verhütung verschiedener Krankheiten, und zur Erleichterung in langwierigen Zufällen.

Dieses sind die Wirkungen der vornehmsten trinkbaren Gesundbrunnen in Deutschland, so weit es etwa meine Leser interessieren kan, sie zu wissen. Die Zeit ist vorhanden, da sie gebraucht werden, und ich lade sie dazu ein, wenn sie nicht zuversichtlich behaupten können, daß ihre Lebensordnung mit den Gesetzen der Natur übereinstimmt, die ich in meinem vorigen Blatte beschrieben habe. Allein, ich muß meine Ermahnung nochmals wiederholen, daß sie die Brunnengefesse dabei nach aller Strenge beobachten; daß sie die Leibesübungen



nicht versäumen; daß sie, wie Mönche und Nonnen, mäßig schmausen, wenn sie Wasser, wie die Bacchanten den Wein, trinken; daß sie ihren Stand, ihre Geschäfte und Sorgen zu Hause lassen, und daß sie sich zu anständigen Vergnügungen in fröhlichen Gesellschaften vereinigen.

Denn Tugend und Freude  
Sind ewig verwandt.  
Es knüpft sie beyde  
Ein himmlisches Band!

Ich kann dieses Blatt nicht völlig beschließen, ohne noch etwas von den Milch- und Molkencuren zu erwähnen, die schwächlichen und kränklichen Personen, theils zur Nahrung, theils zur gelindesten Reinigung, anzurathen sind. Um diese Zeit, da das Vieh das erste Gras genießt, das seine Säfte Arzneyhaftig macht, bedienen sich viele schwache, magerere und schwindende Personen, vier Wochen oder vierzehn Tage lang, alle Morgen eines gewissen Maasses Milch, das sie so warm, als es von dem Thiere kommt, austrinken, und woben sie in dieser Zeit eine förmliche Brunnendiät führen. Es giebt Beispiele von Leuten, die sich durch dieses Mittel fett und rund gemacht haben. Allein, es erfordert einen reinen Magen, in welchem die Milch nicht leicht verderben kann. Daher ist es rathsam, sowol vor dem Anfange der Cur, als auch in deren Fortgange, etwa um den vierten oder sechsten Tag, eine Arzney zur Reinigung des Magens und der Gedärme zu nehmen. Was sich hierzu am besten für jede Person schicke, und von was für einem Thiere die Milch getrunken werden soll, das muß ein Arzt aus der besondern Leibesbeschaffenheit einer jeden einzelnen Person beurtheilen. Was aber ganz gesunde Leute, die nur ein wenig fett werden wollen anbetrifft, so gebe ich ihnen den Rath, daß sie sich die Thiere nach ihren Temperamenten aussuchen. Ein Cholericus kann sich der Pferdemicch, ein Sanguineus der Ziegenmilch, ein Melancholicus der Kuhmilch und ein Phlegmaticus der Eselsmilch bedienen. Ich sollte meinen, daß wenigstens ein jeder dabey sicher seyn könnte, daß die Milch sein Temperament nicht sehr verändern würde. Diese  
vier

vier Thiere sind die Ammen erwachsener Leute. Denn obgleich die Menschenmilch vielleicht das natürlichste Mittel für Menschen wäre, so ist es doch eben nicht gebräuchlich, daß sich ein durstiger Herr an die Brust einer Amme anlegen sollte, oder daß Madame den Litz saugte.

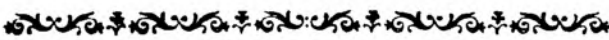
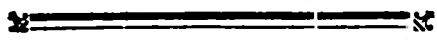
Der gemeine Mann bedient sich statt der Molkenuren im Frühjahre der Buttermilch, welche eine Art von Molken, aber nicht so mager ist, als die medicinischen Molken. Diese letztern werden gemacht, indem man Milch kocht, den Rohm fleißig abnimmt, und dann eine Säure, entweder von Limonensaft, oder Cremor Tartari, u. d. gl. hinein schütet, und die Milch so über eine halbe Stunde den gelindem Feuer stehen läßt. Solchergestalt setzt sich das Dicks der Milch zu Boden, und die darüber stehenden Molken werden klar abgeseigt, und so getrunken. Damit aber die Molken desto besser abführen, so bedient man sich eines Purgirsalzes dabey.

Diese Cur dient zur Versüßung der Säfte, und zur gesunden Reinigung des Körpers. Vielen verursacht aber die Säure, womit die Molken geschieden werden, ein saures Aufstossen, welchem entweder dadurch abgeholfen wird, daß man durch das Salz die Wirkung der Molken nach unten befördert, oder daß man sich süße Molken zubereitet. Das letztere kann auf verschiedene Weise geschehen. Man nimmt zwey Maas Milch, setzt sie aufs Feuer, und läßt sie unter beständigem Umrühren so lange einkochen, bis nur ein trocknes Pulver davon zurück bleibt. Auf dieses Pulver gießt man zwey Maas Wasser, läßt es wieder aufkochen, seigert es hernach durch, und trinkt es, wie Molken. Diese Molken erfordern eine grosse Behutsamkeit im Kochen der Milch, damit sie nicht anbrenne. Denn wenn dieses geschieht, so erhalten die Molken davon einen unangenehmen brandigten Geschmack. Diesen hat man bey andern Arten der Zubereitung nicht zu befürchten. Man nimmt z. E. frischgemolkene Milch, thut frische wohlgequirlte Eyer hinein, vermischt beides, und läßt es kochen. Die Eyer und das Dicks der Milch vereinigen sich, und gehen zu Boden, und es bleiben daro

darüber schöne helle Wolken stehen, die man genießen, und alle Tage frisch zubereiten muß. Eine vortreffliche Zubereitung der Molken, für Kranke, wodurch sie so hell, wie das reinste Brunnenwasser erhalten werden, steht im 6 Th. im 154 Stücke.


Izt haben meine Leser die Wahl unter mancherley Mitteln, die sie nach Beschaffenheit ihrer Umstände gebrauchen können, und woben das allezeit das Beste seyn wird, daß sie eine solche Lebensordnung führen, als ich bey den Brunnencuren verordnet habe. Die armen Leute, die aller dieser herrlichen Sachen entbehren müssen, sind deshalb nicht viel unglücklicher. Können sie gleich keinen Esel und keine Ziege, keine Stutte noch Kuh bezahlen, so steht es doch nur bey ihnen, sich aller der Vortheile, die diese Thiere Herren und Damen gewähren, durch Arbeitsamkeit, Sorglosigkeit, Mäßigkeit, und durch den Genuß der reinen freyen Luft theilhaftig zu machen. Die Leute, die Bestien ausfaugen müssen, um gesund zu bleiben, dürfen sich gewiß auf diesen Unterschied wenig Gute thun. Mich fragte einstmals ein stolzer Kaufmann, den ich auf seinem Garten besuchte, ob ich seinen Doctor kenne? Als ich geantwortet: Nein, so sagte er: Hier logirt er, und machte die Stallthür auf, wo ich einen Esel in seinem grauen Kleide stehn sahe. Ich fragte ihn, ob er mit seinen Diensten zu frieden wäre. O ja, versetzte er, und ich befinde mich sehr wohl bey seinen Arzneyen. Das macht, sagte ich, daß er ihnen nichts giebt, was nicht ihrer Natur gemäß wäre.



  
**Viertes Stück.**  


von Hagedorn.

O Glück der Niedrigen, der Schnitter und der Hirten,  
 Die sich in Flur und Wald, in Trift und Thal bewirthen,  
 Wo Einsalt und Natur die ihre Sitten lenkt,  
 Auch jeder rauhen Kost Geschmack und Segen schenkt!



So bald die warmen Tage sich einstellen, pflege ich mich, so viel möglich, von früh an bis auf den Abend in meinem kleinen Garten aufzuhalten, um die reine und freye Luft zu genießen, welche ich für einen Balsam des Lebens halte. Ich hatte an einem Tage in der vorigen Woche meine Betrachtungen über das Verhalten der Menschen, in Absicht der freyen Luft, angestellt, und beschloffen, diese Materie in einem meiner Blätter vorzunehmen. Als mich die Bewegung nach der Mittagsmahlzeit ein wenig ermüdet hatte, setzte ich mich in meine Laube, und entschlief wider alle meine Gewohnheit. Ich habe nie erquickender und vergnügter geschlafen, ob ich gleich in einen wunderlichen Traum verfallen war, welchen ich meinen Lesern werde erzählen müssen. Ich besand mich im Traume an einem grossen Fischteiche, welcher rings umher mit hohem Grase bewachsen war. Unter einer Menge andrer Fische, die sich in diesem Teiche belustigten, sahe ich einen Kreis alter ehrwürdiger und verständiger Karpfen, die ihre Köpfe ganz dicht zusammengesteckt hatten, und mit ihren Schwänzen einen grossen Stern formirten. Ich entdeckte leicht, daß sie eine Unterredung zusammen hielten. Denn man müßte die Thiere schlecht kennen, wenn man sich einbilden wollte, daß nur den Menschen allein Verstand und Sprache geueben wäre. Man darf nur einen Karpfen und einen Professor, wenn sie beyde

in ihren Meditationen begriffen sind, gegen einander betrachten, wie sie beyde immer auf eine Stelle sehn, beyde die Lippen bewegen, beyde, wie eingemauert, stillstehn, und beyde stets einerley Mienen machen, um überzeugt zu werden, daß sie beyde denken, und daß sie alle beyde mit sich selbst reden. Ein berühmter Fischkenner verstehe die Sprache dieser Thiere, und weiß mit ihnen eben so vernünftig umzugehen, wie ein Kutscher mit seinen Pferden, der sie, wie Menschen, ermahnt, bittet, warnt und straffer. Dieser hat mich schon seit langer Zeit in der Fischsprache unterrichtet, und daher kam es mir eben so wenig fremd vor, daß ich sie verstand, als ob ich meine Herren Amtsbrüder sprechen hörte. In der That hielten die Karpfen einen medicinischen Rath, der das Wasser ihres Teiches betraf, und womit keiner von ihnen zufrieden war. Es ist nicht gut, sagten sie, daß wir unsre junge Brut so früh ins Wasser lassen; denn die natürliche Kälte dieses Elements macht ihre Fäserchen zu steif, und schadet ihrem Wachstume und ihrer Gesundheit. Ja wohl, versetzte ein anderer, es ist besser, daß wir sie eine Zeitlang unten im Schlamme des Teichs erziehen. Denn dieser schützt sie nicht allein vor der Kälte, sondern sie sind auch dem Strome des ab- und zufließenden Wassers nicht ausgesetzt, welcher uns allen höchstschädlich ist, weil das stets neu zufließende Wasser den Teich immer wieder erkaltet, die Sonne mag ihn gleich noch so gut erwärmt haben. Wie fangen wir es aber mit unsern Kranken an, fragte ein anderer, und wie sollen wir dieselben vor den bösen Einflüssen des Wassers schützen, das unsre gesunden Körper mit solcher Malignität angreift? Nach vielen Ueberlegungen ward endlich in diesem Fischrathe dreyerley beschlossen: Erstlich, daß die jungen Karpfen das erste Jahr unten in den Schlammlöchern des Teichs erzoogen, zum andern, daß die Ab- und Zuflüsse des Teichs durch gemeinschaftliche Arbeit verschlossen, und drittens, daß die kranken Karpfen aus dem Teiche heraus- und in das frische Gras verschafft werden sollten, wo man sie unter Schlamm verbergen, und bis zu ihrer Genesung im Trocknen pflegen wollte. Es wurde

folglich angefangen. Man verstopfte die Oefnungen, wodurch der Teich feinen Ab- und Zufluß hatte; und zween groſſe Karpen ſtieſſen mit ihren breiten Schnauzen einen andern kranken vor ſich her aus dem Teiche ins Gras, wo er nach einigen Sprüngen bald abſtand. Ich ereiferte mich ſo ſehr über dieſe Einfalt der Karpen, daß ich mit der Hand auf das Waſſer ſchlug, um der dummen Verſammlung einen Schreck einzujagen. Allein, ich ſchlug ſo hart auf die Bank, auf welcher ich ſaß, daß ich plötzlich davon erwachte.

So bald ich erwacht war, legte ſich meine Verwunderung, und ich begriff leicht, daß die Karpen wenigſtens eben ſo klug geweſen wären, als die Menſchen. Die Natur hat ihnen das Waſſer, uns aber die Luſt zu dem Elemente gegeben, worinn wir leben ſollten. Gleichwohl ſind wir ihr viel zu poliſch geweſen, als daß wir nicht hätten merken ſollen, daß unfre meiſten Krankheiten aus der Luſt herrühren; daß uns dieſes Element bald zu kalt, oder zu warm, bald zu feucht, oder zu trocken, bald zu leicht, oder zu ſchwer, bald zu unruhig, oder zu ſtill ſey; daß wir die Hohlung nicht vertragen können, und daß wir uns überhaupt vor der Luſt auf das ſorgfältigſte hüten müſſen. Dieſe Entdeckung hat uns den Karpen ſo ähnlich gemacht, daß wir uns über uns ſelbſt aufhalten müſſen, wenn wir ihren Fiſchrath tabeln wollten. Wir hüten unfre Kinder, die doch dazu geböhren werden, um ſich in der Luſt aufzuhalten, ſo lange, als möglich iſt, vor der Berührung derſelben, und wir halten es für eine Gewiſſenſache, ſie an einem ſchönen Tage aus dem ſtinkenden Zimmer heraus in die ſreue Luſt zu tragen, damit ſie ja nicht zu früh eine beſſere Luſt ſchöpfen, als die mit dem Qualme der Ausdünſtungen einer poröſen Amme, mit dem Geruche der Windeln, der Speiſen, der Kohlen und faulender Dünſte angeſteckt iſt. Ja, damit von allen dieſen köſtlichen Gerüchen nichts verloren gehe, ſo verkleben wir die Fenſter, und verhängen mit dicken Tüchern die Thüren der Kinderſtuben. Wir erhitzen ſie mit den Wärmkörben. Wir feuchten ſie mit den Dünſten des kochenden Zhemaffers an, und wir bedecken noch überdem die Wiegen mit Tüchern, damit die

Kine

Kinder keine andre Luft schöpfen können, als die wenigstens mit ihren eignen Dünsten angefüllt ist. Wir Erwachsene selbst, die wir mit mehrern Rechte, als Navarrette von der chineſiſchen Ziege, Tang, behauptet, ſagen können, daß wir von der Luft leben müſſen; wir, die wir im Geſtanke erzogen ſind, legen das Vorurtheil unſrer Ammen und Aeltern wider die ſreue Luft ſo wenig ab, daß wir vielmehr den Grund unſrer meiſten Krankheiten darinn ſuchen. So bald wir uns nicht wohl befinden, ſo muß ein böſer Nebel, oder ein Wind, ein Regen, ein Gewitter, oder doch gewiß eine Hohlung Schuld daran ſeyn. Der Fluß oder Zug der Luft, welcher das bequemſte Mittel iſt, ſie zu reinigen, iſt bey uns eine allgemeine Urſache der Krankheiten. Es giebt Damen und vornehme Zärtlinge, die Jahre lang nicht aus ihren Häuſern kommen, und die man mit der Hohlung, wie die Kinder mit den Geſperſtern, fürchtſam machen kann; und wenn wir uns endlich durch dieſe ſchädliche Klugheit von der verdorbenen Luft böje Krankheiten zugezogen haben, ſo verſchließen wir uns volends in eine noch viel ärgere Luft, vernageln unſre Fenſter, und wünſchen, daß unſre Bedienten Geiſter wären, die durch verſchloſſene Thüren zu uns kommen könnten, damit wir nicht nöthig hätten, ein wenig Erquickung durch die Eröffnung derſelben zu dulden.

So ſeltſam ſind die Menſchen, wenn ſie der Natur zu klug werden. Ich rede hier mit dem geſitteteſten und vornehmſten Theile meines Geſchlechtes, mit denen, die auf die Keimlichkeit halten, wie Holländer, und die doch in einem Sumpfe von Luft leben, wie meine Karpfen im ſumpfigten Teiche. Ihre aufgebuzten Zimmer ſind eine Art von Cloaken, worinn ſich alle Unreinlichkeiten verſammeln, die nur von ungeſunden Menſchen, von übel vermiſchten Speiſen und andern ſtark dünſtenden Dingen ausgehn können, die wohlriechenden Sachen mitgerechnet. Dieß war nicht die Abſicht der Natur, als ſie den Erdboden, den Thiere und Menſchen bewohnen ſollten, mit einem Dunſtkreiſe umhüllte. Unſre Damen mögen ſich noch ſo ärtlich anſtellen, ſo ſind ſie doch in Vergleichung gegen eine junge Nachtigall pure

Dra

Dragoner, und gleichwol können diese zarten Thiere alles Ungemach der Witterung ohne Polonoisen und ohne Fuchspelze ertragen. Dahingegen bestrafe die Natur unsre sorgfältige Thörheit mit giftigen Krankheiten, wovon die übrigen Thiere nichts wissen.

Avicenna und noch andre alte Aerzte haben schon gelehrt, daß man die Luft mit Windfächern reinigen müsse, wenn man an eingeschlossenen Orten ohne Gefahr leben will. Man hat dieses in unsern Zeiten von neuem rege gemacht, und die Engländer und Franzosen haben sich viel Mühe gegeben, die Menschen von der grossen Gefahr zu erretten, in die sie der Genuß einer mit faulenden Dünsten angefüllten Luft stürzt. Der D. Stephan Hales in London, ein Mann, der sich um die Wohlfahrt der Menschen in vielen Absichten unsterblich verdient gemacht hat, sahe das Unglück, welches unter den Menschen dadurch gestiftet wurde, mit solcher Ueberzeugung ein, daß er auf ein Mittel bedacht war, ihm vorzubeugen. Die Oerter, wo sich die Wirkungen der unreinen Luft am meisten äusserten, waren die Gefängnisse und die Schiffe. Venden schlug er eine Maschine vor, die eine Art von einem gross'n künstlichen Blasebalge (Ventilator) war, welche durch gewisse Röhren mit den Zimmern der Gefängnißhäuser und mit den Boden der Schiffe Gemeinschaft hatte, durch welche sie die faule Luft aus diesen Oertern herauszog, indem sie eine künstliche Zuluft verursachte. Vielleicht war ihm die Manier der Perier bekannt, die um sich in ihren Zimmern frische Luft zu verschaffen, Luftfänge von Mauren bauen, und sie so künstlich anlegen, daß dadurch ein jeder Wind in das Untere des Hauses geleitet wird, und die Zimmer durchwehet. Die Wirkungen dieser heilsamen Maschine für die Gesundheit sind so wichtig, daß ich meinen Lesern etwas davon werde erzählen müssen.

Es wurden in dem Gefängnißhause zu Newgate einige solche Ventilators, die vermittelst einer Windmühle wirkten, aufgestellt. Die Röhren waren in 24 Zimmer geleitet, und zogen die faule Luft aus denselben heraus. In den ersten vier Monaten, da sie ihre Wirkung verrichteten, star-



ben zu Newgate nur 7 Gefangene; dagegen man in jedem der 6 vorhergehenden Jahre 90 bis 100 Tode daselbst gehabt hatte. In dem Gefängnisse Savonen waren die Ventilators 4 Jahr angelegt gewesen. Im Jahre 1749 war darinn von 200 Gefangenen nur einer, und zwar an den Blattern, gestorben. Im Jahre 1750 starben von 240 Gefangenen nur zween, welche bey 3 Monaten gefessen hatten. Im Jahr 1751 ist niemand, und im Jahr 1752 nur ein einziger heißhungriger Mensch gestorben. Dieses ereignete sich in einem Gefängnisse 4 Jahr hinter einander, worinn zuvor, ehe die Ventilators angelegt worden waren, jährlich durchgehends 50 bis 100 Personen von der ungesunden Luft zu sterben pflegten, obgleich die Gefangenen daselbst oft in die freye Luft geführt, und die Zimmer sehr reinlich gehalten werden. Ich will ihzt nicht erzählen, von welchem grossen Nutzen die Ventilators auf den Schiffen gewesen sind, weil es mich zu weit von meinem Zwecke entfernen würde, welcher darinn besteht, meine Leser, um ihrer eignen Wohlfahrt willen, zu bitten, das schädliche Vorurtheil wider die freye Luft abzulegen, und sich so viel, als möglich, heraus, der Sonne entgegen, zu wagen, vor der sie sich, wie der Vogel der Minerva verkriechen. Was unsre Züchtlinge, was unsre Gefangene, was unsre Wänsenkinder sind, die in der verdorbenen Luft ihre Gesundheit verwahrlosen müssen, das sind die meisten reichen, vornehmen und üppigen Leute aus Vorsicht. Bläß, gelb, ärtlich, weibisch, cachektisch, übelriechend, schwach, krüpplicht, niedergeschlagen, von giftigen Säften durchschweimt, zu Seuchen augenblicklich geschikt, so bald eine kleine Gelegenheit den Ausbruch veranlaßt, stets elend, stets ohne Appetit, ohne Muth, ohne Genuß, ohne Gesundheit, und, was ist dieß mehr? ohne Leben. Dieses alles sind wir durch unsre Kunst, druch den Fleiß, womit wir uns bemühen, der Gesundheit zu entfliehen, durch das Vorurtheil unsrer Erziehung, und durch die Wollust unsrer Bequemlichkeit. Ich will meine Leser fragen, ob sie sich nicht selbst so viel lieben, daß sie zum fröhlichen Genuße des Lebens geschikt bleiben möch-

möchten; ob sie das nicht von den Aerzten lernen wollen, ihre eignen Freunde zu werden, zumal, wenn es auf sonst nichts ankommt, als von ihrem Stuhle aufzustehn, um das freye Feld zu besuchen? Dieses ist es, worauf ich heut dringe. Die Witterung ist geneigt, mit herzustellen. Sie ladet uns aus unsern dumpfigten Gefängnissen heraus in die Gärten; und warum sollten wir ihrem Rufe nicht folgen dürfen? Warum wollen wir zu Blasebälgen und Windmaschinen unsre Zuflucht nehmen, da uns die Natur selbst balsamische Düste entgegen haucht, und da Zephyr bereit ist, sich einzustellen, wenn wir nur den Muth jener Schäferinn besitzen, ihn herauszufordern, und uns auf dem Wahlplatze einzufinden?

Komm, Zephyr, komm! In diesen Bäschen  
Soll mich dein sanfter Hauch erfrischen.  
Du kannst mit angenehmen Lärmen  
In dieser schönen Linde schwärmen.  
Du kannst auf ihren zarten Zweigen  
Gemach zu mir herunter steigen,  
Und mich mit deinen Flügeln kühlen,  
Und mit mir in dem Schatten spielen.

Es wird im Winter Zeit seyn, die Mittel bekannt zu machen, wie man die Luft der verschlossenen Zimmer reinigen könne. Ist haben wir bloß darauf zu denken, wie wir uns die Vortheile zu Nuße machen können, die uns die schöne Jahreszeit darbietet.

Der Aufenthalt in freyer Luft beugt nicht allein dem Verderben unsrer Säfte vor, welches eine saule Luft, die müßige Bequemlichkeit und die wollüstige Ruhe, zumal bey zunehmender Hitze, nur allzu sehr befördern, und wodurch der Sommer mit Recht den Namen des Vaters würgender Seuchen verdient; sondern es härtet sich auch unser Körper unter freyem Himmel, und trozt besser den Gefahren. Man speist, mit mehr Appetite, und verdauet leichter und kräftiger. Man wird mehr ermüdet, und schläft sanfter. Das Gemüth wird mannichfaltiger belustigt, und die Glieder mer-

den leichter, und zu den heilsamen Uebungen geschickter, wozu uns das Landleben einladet.

Ich brauche alle diese Vortheile, welche uns der Aufenthalt in freyer Luft gewährt, nicht erst zu beweisen; denn wir dürfen nur die Erfahrung zu Rathe ziehen, um davon auf das vollkommenste überzeugt zu werden. Wie die reine Luft der Fäulniß der Säfte widerstehe, das zeigen nicht nur die obangeführten Wirkungen der Ventilators, sondern es haben sogar die Aerzte bemerkt, daß die Patienten, welche wirklich an faulenden Fiebern krank liegen, von der frischen Luft ihre Genesung sicherer hoffen können, als von allen Arzneien, bey deren Gebrauche sie mangelt. Ja, Pringle hat sogar beobachtet, daß in den Feldlazarethen dergleichen Kranke am glücklichsten durchgekommen sind, wenn sie in Kirchen oder auf Böden unter dem Dache, wo weder Ziegel noch Fenster dicht genug gewesen, um die äussere Luft abhalten zu können, gelegen haben.

Wie der Aufenthalt in freyer Luft unsern Leib härte und stärke, das lehrt uns der Landmann, der Gärtner, der Hirt, der Soldat, der Reisende, der Wilde, der Schiffer, der Zigeuner, u. s. w. Kurz, man findet nirgends stärkere, dauerhaftere und gesündere Leute, als in den verfallenen Hütten, wo man nicht nöthig hat, erst vor die Thür zu gehen, um zu wissen, was draussen für Wetter ist. Diese eisernen Leute, die wie ein Rhinoceros essen, und wie Straussen verdauen, die auf der Pritsche, auf der Erde oder in Hangematten sanfter, als die Städter auf Eiderdunen, schlafen, und die zu aller Zeit geschickt sind, mit ihrem Viehe um die Wette zu arbeiten; diese Leute, sage ich, sind die Muster, nach welchen wir uns in den warmen Monaten bilden sollten.

Ich höre deinen Seufzer, arbeitsamer Kaufmann. Ich sehe dein höhnisches Lächeln, vornehme gnädige Dame, und fühle die ganze Stärke deiner Demonstration, milzuchtiger Gelehrter. Solche Regeln, unter freyem Himmel zu leben, muß man Pflasterrettern, Müßiggängern, aber keinen Kaufleuten, die nur geschaffen sind, Seelen ihres Comtoirs

zu seyn; solche Regeln muß man Zigeunern, gemeinem Volke und Lumpengesindel, aber keiner gnädigen Frau, die ihre Haut zu Victorien bleichen, aber nicht braun brennen lassen muß; Unwissenden, denen nichts daran gelegen ist, zu wissen, wie klug die Alten gewesen sind, und die Neuern seyn sollten, aber keinen feinen Köpfen, die sich aufopfern müssen, um die Welt klüger zu machen, als sie es nöthig hat, vorschreiben. Ich begreife es leicht, wie schwer es manchen geschäftigen, gemächlichen und vergnügten Leuten fallen würde, sich das Landleben zur Pflicht zu machen. Ich weiß zu wohl, daß es Leute giebt, die kaum Zeit haben, zu leben, noch viel weniger ihre Gesundheit abzuwarten; daß es Leute giebt, die keine andre Gesundheit verlangen, als die man im Lehnsstuhle erlangen kann, und daß andern ihre Schwermuth gebeut, der Natur zu entfliehen. Denn

Sie lachen nicht die Thäler und die Höhen.  
 Sie rauscht kein Bach, und in der Melodie  
 Der Nachtigall erschallt kein Ton für sie.  
 Wie schmeichelhaft und mit verzüngten Flügeln  
 Der Zephyr kühl: wie auf begrastem Hügel  
 Die Anmuth grünt; wie Pflanze, Staud und Baum  
 Sich edler färbt; das alles merkt sie kaum.

Inzwischen aber kann ich doch nichts dafür, daß es eine gewisse Wahrheit bleibt, daß man es seiner Gesundheit schuldig sey, die freye Luft zu genießen; und vielleicht läßt sich wenigstens eine Vermittelung treffen, woben weder die nothwendigen Geschäfte, noch die Bequemlichkeit gänzlich hintangesezt werden dürfen.

Was die allzu fleißigen Leute betrifft, die nie mit ihren Arbeiten fertig werden können, so wünschte ich, daß sie überlegen möchten, wie sie es anfangen würden, um ihre Geschäfte abzuwarten, wenn ihnen der Himmel eine Krankheit zuschickte, die sie ganz unvermuthet von ihrer Arbeit abrufte, und daß sie sich dieses Mittels, wozu sie nun noch Muße haben, um es ins Werk zu richten, in der angenehmsten Jahreszeit dazu bedienten, um eben einer solchen Krankheit vorzubeugen. Dieses würde sie in den Stand sezen, einem Be-

fehle der Natur nachzuleben, auf welchem ein grosser Theil ihrer Erhaltung beruht. Es kann seyn, daß dieses nicht ganz ohne ihren Schaden abgehen würde. Allein, was sind Schätze nicht für geringe Opfer für Gesundheit! Werden sie auch deshalb wohl erspart, daß man es darauf ankommen läßt, erst krank zu werden? Doch, ich muß mich wohl hüten, meinen Herren Amtsbrüdern zum Schaden zu schreiben. Viel mehr will ich es lieber billigen, daß die Leute, die mehr verdienen, als ihre Gesundheit leidet, anstatt auf die Gärten zu fahren, ihrem Arzte etwas zu lösen geben.

Der wichtigste Einwurf wider das Landleben, in Absicht der freien Luft, ist der, daß man der Witterungen nicht gewohnt, und von allzu zärtlichem Gefühle ist, als daß man ihren unmittelbaren Einfluß ertragen könnte. Diese Schwierigkeit ist nicht allein wahr, sondern auch sehr gemein. Die vornehme Erziehung, die Wollüste der Bequemlichkeit, die epicuräische Lebensordnung, die Entwöhnung von der freien Luft, die Eingeklogenheit und ein wenig affectirte Zärtlichkeit bringen oft die gesündesten Leute so weit, daß sie weder Sonne noch Luft, weder Bewegung noch Wind vertragen können. Solche Leute werden zuletzt eine Art von Wettergläsern, die sogar in den verschlossenen Zimmern die Veränderung des Wetters empfinden. Ich kenne eine alte Jungfer, die schon viel Jahre in einem sehr engen Zimmer, wie in einer Cänste, sitzt, worinn sie weder Sonne, noch Luft hat, und dem ungeachtet einen bevorstehenden Sturm eben so zuverlässig, als eine bejahrte Krähe, vorherverkündigen kann. Wenn sich ihr höhler Zahn meldet, so bedeutet es Sturm aus Nordwesten. Wenn die Leichdornen zu schmerzen anfangen, so kömmt Regen, oder Schneegestöber. Wenn der Husten ärger wird, so erfolgen Nachfröste. Wenn der salzige Fluß an ihrem Beine juckt, so will Tag und Nacht gleich werden, und wenn sie nicht schlafen kann, so gehen die hellen Nächte an. Ich bejorge, daß viele, die ihrer Zärtlichkeit zu viel nachgeben, Gefahr laufen, dieser Jungfer ähnlich zu werden, die nicht mehr an ihr gedoppeltes Fenster kommen darf, ohne sich ungesund zu machen. Daher muß ich

ich sie warnen, sich nicht zu sehr zu schonen, es mag auch so seltsam klingen, als es will. Allein, man muß in allen Dingen eine gewisse Mittelstraße halten, von welcher die Nebenwege auf beiden Seiten zum Verderben führen. Je zärtlicher man ist, und je mehr man sich von der Lust schon entwöhnt hat, desto vorsältiger muß man die Tage wählen, da man sich zuerst herauswagt. Frühling und Sommer bringen uns genug solcher Tage, die man nur in Acht nehmen darf, um sie zu genießen. Wenn die Sonne lust und Erde erwärmt hat, wenn in der heitern Atmosphäre kein Wind und Nebel regiert, wenn in den belaubten Alleen gesunde Dülste balsamische Gerüche ausbreiten, und die Natur in aller ihrer Schönheit prangt; dann ist es Zeit, daß sich die zärtlichen Schönen, die verlesenen Weichlinge und die verwöhnten Mutterköhne aus ihren Zimmern herausbegeben, und mit vorsichtiger Kühnheit dem Leben, der Gesundheit und der Natur entgegen gehn. Diese Witterung wird sie, wenn sie nur noch ein wenig zum Leben taugen, auf keine Weise beleidigen, und sie wird sie für erst so weit bringen, daß sie auch einen schönen Abend, einen Spaziergang bey Mondenschein, und einen bescheidenen Zephyr ertragen lernen. Man muß sich alsdann immer etwas mehr herausnehmen. Endlich wird man so stark werden, daß man einen umwölkten Himmel, einen Süd: ja wohl einen übelberüchtigten Ostwind, und im Falle der allerhöchsten Noth gar eine kleine Hohlung vertrauen kann. Auf diese Weise kömmt man derjenigen Härte und Dauerhaftigkeit immer etwas näher, obwol ohne sie jemals völlig zu erreichen, da man, wie Carl XII. König von Schweden, der Natur Troß bieten, und mit einem Körper von Eisen die Witterungen eben so unbeschadet ertragen kann, als die Wetterhähne auf den Gipfeln der Häuser, die weiter nichts thun, als daß sie den Stürmen den Rücken zulehren. Wenn man einen Postknecht, der im Winter bey Nachtzeit, im allerschrecklichsten Wetter, seine Reise eben so unverfehrt, als sein Pferd, vollendet, mit einer zärtlichen Dame vergleichen sollte, die sich in den Hundstagen in ihrem verwahrten Zimmer

erkältet, weil sie sich durch Warmhalten zum Erkälten nur immer fähiger macht: so würde man kaum glauben können, daß diese beyden Menschen einerley Gattung von Thieren, und daß ihre Körper aus einerley Stoffe gebaut wären; und gleichwohl ist doch bloß die Erziehung, die Weichlichkeit und die Verzärtelung der Grund dieser ganzen Verschiedenheit. Nimmermehr würden wir uns hier zu Lande so sehr vor der Hohlung fürchten, die gewiß keinem gesunden und starken Menschen, der sich nur vorsichtig dabey verhält, Schaden könnte, wenn wir nicht größtentheils verzärtelte Weichlinge wären. Woher kommt es, daß eine Dame mit blosser Brust gehen kann, ohne die Pleuresie zu fürchten, die eine Mannsperson, welche ihr nachahmen wollte, gewiß davon erhalten würde, und die auch der stärkste Lizenbruder nicht vermeiden könnte? Warum sind nur auf dieser Stelle die Frauenzimmer so unempfindlich, und die Mannspersonen so empfindlich? Bloß die Erziehung und Gewohnheit bestimmt diesen Unterschied, und eben so bestimmt sie die übrigen. Je zärtlicher man sich gewöhnt, desto unmöglicher macht man es sich, lange gesund zu leben; und wer hierinn seiner Bewöhnung nachgiebt, der sondert sich freymüßig von der Welt ab, und scheidet aus dem Umgange der Menschen, und hört auf zu leben, ob er gleich noch einige Jahr existiren kann. Denn so hat Sagedorn mit Recht gesagt:

— — — Die reinen Lüste geben  
Der frohen Welt das eigentliche Leben.

Ich kann dieses Blatt nicht beschließen, ohne eine Anmerkung beizufügen, welche einer meiner Freunde gemacht hat, als er an einem Sonnabende von den Gärten nach der Stadt zurückfuhr, und ihm alle die Wagen begegneten, welche die vornehmsten Einwohner unsrer Stadt auf ihre Gärten führten. Ich habe, sagte er, unter so vielen doch kein einziges veranquates Gesicht gesehen. Ein jeder saß entweder in Gedanken vertieft, oder er schien schwermüthig, sorgenvoll, satt oder gleichgültig zu seyn. Ich  
gehens

gebenke in diesen Tagen diese Beobachtung selbst anzustellen, und werde um die Zeit, da man auf die Gärten zu fahren pflegt, vom Billwärder aus durch Hamn und Horn, in Begleitung eines Reichenmeisters, nach der Stadt fahren, welcher mir die misvergnügtesten Gesichter unter Weges aufnehmen soll, damit ich sie zu Buchdruckerstöcken für diejenigen von meinen Blättern gebrauchen kann, die von den Gemüthschwachheiten der Menschen handeln. Wer auf den Garten reiset, der sollte billig alle Sorgen, alle Gedanken, die zu seinem Berufe gehören, alle Wünsche eines gefrässigen Herzens, alles Nachdenken über Nahrungsgeschäfte, alle Empfindung der heimlichen Noth, die reiche Leute drückt, alle Furcht vor einer unvermeidlichen Zukunft, und alle Reue über unveränderliche Dinge zu Hause lassen, und mit dem Dichter sagen:

Geschäfte, Zwang und Grillen,  
 Entweicht nicht diese Trift.  
 Ich suche hier im Stillen  
 Des Unmuths Gegengift.

✱

✱

✱

Mein Herr,

Da Sie uns den Gebrauch der Gesundbrunnen, der Milch und der Wollken gelehrt haben, so hätten Sie auch billig von andern Arten der Frühlingscuren etwas gedenken sollen, die eben so artig, und eben so nützlich sind. Erlauben Sie mir, daß ich Ihrem Gedächtnisse ein wenig zu Hülfe komme; denn Ihren Lesern, denen es bloß um den Unterricht zu thun ist; wird wenig daran liegen, ob alles, was sie lesen, von Ihnen selbst, oder von andern Aerzten herrührt, die eben so viel Autorität haben. Sie haben der galanten Welt den Gebrauch des Eau de mille fleurs noch nicht mitgetheilt; und da ich glaube, daß dieses eine merkwürdige Frühlingscur für vornehmere Leute sey, so wird es Ihren Lesern gefallen, daß ich dieselbe hier mit des Professor Krügers Worten beschreibe:

„Die Meynung von der Gesundheit der Frühlingscuren herrscht nicht nur in Deutschland, sondern beymahe in der ganzen Welt. In Frankreich trinken Leute, welche keinen gemeinen Geschmack haben, im Monate May l' Eau de mille fleurs. Ein Knabe, welcher französisch lernt, würde meynen, daß dieses ein köstliches Wasser sey,



„welches von tausend schönen Blumen verfertigt worden wäre. Allein, dieses Getränk ist viel natürlicher. Eine Mannsperson und ein Frauenzimmer, welche die Wichtigkeit der Lehren der Weltweisheit eingesehen haben, und dadurch vollkommen überzeugt sind, daß man seine Gesundheit zu erhalten verbunden sey, gehen des Morgens sehr früh auf den Wiesen spazieren. Die Kühe thun es auch, und man ist folglich nicht ohne Gesellschaft. So bald nun eine Kuh stallen will, treibt eine durch die Philosophie begeisterte Höflichkeit die Mannsperson an, ein Glas unter zu halten, um diese kostbare Materie zu empfangen, welche er seinem Frauenzimmer warm darreicht, und den Rest austrinkt, damit nichts umkomme. Hierauf macht man sich eine Bewegung; und wenn man solches einige Tage gethan hat, so ist die Frühlingscur verrichtet. Weil der Geschmack unter den Menschen sehr verschieden ist, so will ich davon nichts gesdenken, sondern nur untersuchen, was eine solche Cur für Wirkungen in dem Körper verrichten könne? Es ist wahr, die Kühe fressen zu dieser Jahreszeit die schönsten und besten Kräuter, und werden davon fett und gesund. Hielte man es nun für nöthig, ihrem Beispiele zu folgen, so würde man gleichfalls nicht nur viele frische Kräuter, sowohl gekocht, als mit dem Sallate, essen, sondern auch den Saft davon auspressen, und sich desselben bedienen. Dadurch würde die Schärfe der Säfte gedämpft, der Fäulung widerstanden, und der Körper gewissermassen verjüngt werden, besonders wenn eine genügsame Leibesbewegung dazu käme, welche die Verdauung der Kräuter und Säfte beförderte, und sie mit dem Blute auf das genaueste vermischte. Allein, wenn sie über die natürliche Destillirblase der Kühe abgezogen sind, so hat es mit ihnen eine ganz andre Beschaffenheit. Das flüchtige, kräftige, stärkende und nährnde Wesen, und was die Schärfe der Säfte dämpft, bleibt in dem Körper der Kühe, und macht sie fett und gesund, aber das Scharfe, das Dummmachen: de und Wässerige geht durch den Urin wieder hinweg, welcher dadurch eine reizende und zugleich schlaffmachende oder schmerzstillende Eigenschaft erhält. Eben diese reizende Kraft macht, daß er stark durch den Schweiß und Urin wieder abgeht, und daß man dem Eau de mille fleurs zum Ruhme nachsagen kann, daß es alle Ausführungen befördert. Da aber eben dieser Zweck durch die Gesundbrunnen, Bewegungen des Leibes, und solche Arzneyen, darinn man das Reizende mit dem Schmerzstillenden verbindet, erhalten werden kann; so haben die Deutschen an diesem Hülfsmittel noch keinen Geschmack gewinnen können. Vielleicht kennen sie das Feine des Geschmacks noch nicht, welches sie mit der Zeit lernen werden.“

Ich verharre, u. s. w.

D. N. S. R.

Fünftes

## Fünftes Stück.

---

von Haller.

Hier ist, wo Wissen nütze, und Irrren schaden kann.  
Doch, ach! wir sind gewohnt, an was wir sehn, zu denken,  
Und was man noch nicht fühlte, lohnt nicht, sich drum zu kränken.

---

**M**an kann sich den menschlichen Körper wie einen Brennpunct vorstellen, in welchem sich alles, was vor ihm zerstreut war, vereinigt, um sich hinter ihm wiederum zu zerstreuen. Die Natur giebt uns von allen ihren Schätzen etwas ab. Wir athmen ihre Luft. Wir genießen ihre Früchte und Thiere. Wir empfangen ihre Einflüsse durch Millionen wartender wachsender Nerven und Röhren, und wenden alles zu gewissen Absichten an, die auf unsre Erhaltung abzielen. Kaum aber haben wir diese Absichten erreicht, so eilen wir, den empfangenen Ueberfluß und das Abgenutzte wieder von uns abzusondern, und den neu ankommenden Gütern, die auf uns zu strömen, Platz zu machen. Da dieses eine unsrer Natur gemäß getroffene Einrichtung ist, so erfordern es die Gesetze unsrer Erhaltung, der Natur in diesen ihren Absichten auf alle Weise beförderlich zu seyn; und daher dürfen wir es eben so wenig verabsäumen, die natürlichen Ausführungen unsres Körpers zu unterhalten, als für unsre Ernährung zu sorgen.

Von den Speisen und Getränken, die wir zu unsrer Erhaltung genießen, wird nur der feinste und köstlichste Theil durch die künstliche Arbeit des Magens und der Gedärme in einen nahrhaften Milchsaft verwandelt, der sich mit unserm Blute vereinigt, und durch die Adern allen unsern Theilen zum Wachsthum und zur Nahrung zugeführt wird. Der  
übers

überflüssige und gröbere Theil der Speisen bleibt in den Gedärmen zurück, und wird durch den natürlichen Weg aus ihnen heraus geschafft. Das Blut selbst ruht sich durch den beständigen Umlauf, und durch den mannichfaltigen Gebrauch, den die Natur davon macht, dergestalt ab, daß es in kurzer Zeit der schädlichste Gift für uns werden würde, wenn es nicht durch die Nieren, die den Urin davon absondern, von seinen gröbern, und durch die Schweißlöcher, welche die subtilern Unreinigkeiten davon nehmen, von seinen gefährlichsten Theilen gereinigt würde.

Diese drey Arten der Ausführungen sind einem jeden Menschen schlechterdings unentbehrlich; und weil die Gesundheit so sehr darauf beruhet, so erfordert es meine Pflicht, daß ich meine Leser einmal davon unterhalte. Wir sind ißt in der Jahrzeit, da man sich einzig und allein um die Beförderung der natürlichen Ausführungen mit einiger Sorgfalt zu bekümmern pflegt. Man purgirt bey den Frühlingscuren und einigen Brunnenwassern. Einige andere treiben die gröbern Unreinigkeiten der Säfte durch die Nieren heraus; und die natürliche Wärme des Dunstkreises, wie auch die bey den Frühlingscuren erforderlichen Leibesübungen machen uns auf die Ausdünstungen und den Schweiß der Haut aufmerksam., Man wird also bey diesen Umständen gern einige Anmerkungen über die drey vornehmsten Ausführungen lesen; und dies ist die Ursache, warum ich diese Materie so zeitig zum Inhalte eines meiner Blätter erwähle. Ich will mit der Materie, die durch die Schweißlöcher unsrer Haut davon flieht, den Anfang machen.

Es lebte zu Ende des 16ten Jahrhunderts in Italien ein Mann, mit Namen Sanctorius, der sich durch eine dreßßigjährige Geduld und Unverdroffenheit unsterblich und nützlich gemacht hat. Dieser besondre Mann saß ganzer 30 Jahr in einer Wagschale, und nahm weder Speise noch Trank zu sich, und gab weder diese noch jene Unreinigkeit von sich. ohne dieses alles, und dann auch sich selbst, auf das genaueste abzumiegen. Da er seine natürliche Schwere kannte; da er wußte, um wie viel er nach emer Mahlzeit durch

durch Essen und Trinken schwerer geworden war; da er das alles wog, was wieder von ihm gieng, und was andre Menschen wol selten wiegen werden: so konnte er leicht aus seiner Schwere von einem Tage zum andern entdecken, daß er jeden Tag eine grosse Menge von Materie durch einen andern unsichtbaren Weg verlieren müßte, weil er, nach der genauesten Berechnung des Zufahes und Abgangs, sich dennoch stets um vieles leichter befand, als er hätte seyn müssen, wenn nichts, als das Sichtbare, von ihm gegangen wäre. Auf diese künstliche Weise entdeckte Sanctorius, wie viel ein Mensch in den verschiedenen Umständen des Lebens durch die unmerkliche Ausdünstung verlieren könne. Man kann diese Ausdünstungen sehen, wenn man die Hand an ein kaltes Glas legt, da es dann augenblicklich von den Dünsten anläuft, die aus der Hand herausgehn, und sich daran anlegen. Diese Ausführung ist sehr beträchtlich. Denn Sanctorius hat bewiesen, daß ein Mensch dadurch in 24 Stunden 5 Pfund verlieren kann.

Wenn man dieses bedenkt, und zugleich überlegt, daß diese ganze Masse von Dünsten nichts anders, als lauter abgenutzte und nicht mehr taugliche Theile unsrer Säfte sind, die sich nie wieder in gute Säfte verwandeln lassen; so kann man ohne Kopfbrechen begreifen, daß die Unterdrückung der unmerklichen Ausdünstung in kurzer Zeit die übelsten Wirkungen in unserm Körper veranlassen müsse. Sie ist die unerkannte Ursache einer grossen Menge von Krankheiten, und zugleich solcher, woben das Leben die allergrößte Gefahr läuft. Kaum wird diese heilsame Ausdünstung unterbrochen, so empfindet man eine Schwierigkeit der Glieder, eine Ungeftlichkeit, zu denken, und sich zu bewegen. Der Kopf fängt an, meh zu thun. Es entstehen alle Arten von Flüssen, Schmerzen und Krämpfen, und es erfolgen, wenn sie nicht bald wieder hergestellt wird, Entzündungsfieber, Seitenstechen, Durchlauf, Ruhr, bösarige ansteckende hitzige Fieber, Schlag- und lähm: Flüsse, u. s. w. Die Niedergeschlagenheit, die Müdigkeit, das Unvermögen, zu arbeiten, welche einige Tage vorher zu merken sind,

ehe

ehe man von einer schweren Krankheit befallen wird, sind gemeinlich nichts anders, als die Wirkungen der unterdrückten Ausdünstung. Von jeder Krankheit, sagt der berühmte Boerhaave, wird sicherlich die Ausdünstung entweder gänzlich, oder doch zum Theil unterbrochen. Ja, es geht dieser genaue Kenner der menschlichen Natur gar so weit, daß er behauptet, ein Arzt, der die Ausdünstung der Menschen beständig gleich erhalten könnte, würde das Geheimniß besitzen, alle langwierige Krankheiten und Entzündungen zu heben.

Ich könnte meinen Lesern aus einer unglaublichen Menge von Versuchen und Beobachtungen der größten Aerzte aller Zeiten beweisen, daß die unmerkliche Ausdünstung zur Erhaltung der Gesundheit, und zur Verhütung und Cur der allermeisten Krankheiten von ganz unbeschreiblichem Nutzen sey. Allein, ich lenne meine Schranken, und setze zum voraus, daß mir meine Leser in Sachen, die ich auf die unläugbarsten Zeugnisse der Aerzte gründe, ganz sicher Glauben zustellen werden. Nach dieser Voraussetzung werden sie meinen Rath und meine Warnungen, in Absicht dieser Ausführung, unmöglich gleichgültig lesen können. Man kann ein für allemal nicht gesund seyn, ohne ununterbrochen zu transpiriren. Wir erzeugen in unserm Inwendigen täglich mehr Gift, als wir gebrauchen, um uns damit ums Leben zu bringen, wenn wir nicht stets die Wege offen erhalten, die ihm die Natur gebahnt hat, um schleunig aus unserm Körper wieder herauszugehen; und es erhellt hieraus, wie gründlich der Herr von Caniz gesagt habe:

Zu was dient uns der Nahrungsast,  
Als daß er neuen Zunder schafft,  
Der, wenn es Gott verhänget,  
Leicht Gift und Krankheit fänget?

Um dieser Ursache willen ermahne ich meine Leser aufrichtig, daß sie der Pflicht, ihre Ausdünstung beständig zu unterhalten, stets eingedenk bleiben, und daß sie bey der geringsten ihnen zustossenden Unpäßlichkeit sogleich argwohnen, daß dieselbe in Unordnung gerathen seyn könnte. Es wird  
ihnen

ihnen nie schädlich seyn, auf ihre Wiederherstellung zu arbeiten. Hingegen werden sie nimmer hoffen können, ihrem nahen Untergange zu entfliehen, wenn sie dieselbe vernachlässigen.

Ich fordre von keinem gesunden Menschen, daß er schwitzen soll. Das Schwitzen ist eine übertriebene Ausdünstung. Es ist eine Krankheit, welche man zwar zur Cur einer andern Krankheit, nie aber zur Verhütung der Krankheiten im Zustande der Gesundheit gebrauchen kann. Ich werde vom Schwitze zu einer andern Zeit meine Gedanken ausführlicher mittheilen. Ist aber will ich nur die Mittel erzählen, deren man sich bedienen muß, um die unmerkliche Ausdünstung zu erhalten und wieder herzustellen.

Nichts ist hierzu geschickter, als eine täglich unternommene mäßige Leibesübung. Diese ist das natürlichste, das unschuldigste und geschwindeste Mittel, die Ausdünstung zu befördern. Allein, man muß sich dabey in Acht nehmen, daß man sie nicht durch die kalte Luft, Winde, Hoßlung, oder kaltes Getränk wieder unterbreche. So bald man bemerkt, daß dieses geschehen ist; so kann man sie mit einigen Tassen voll warmes Getränk, durch ein Fußbad, durch äußerliche Erwärmung in warmen Zimmern, oder Kleidern, oder Betten, durch Bewegung, durch eine ämsige Arbeit, durch Reiben der Haut mit warmen Tüchern, und auf eine andre bequeme Weise wieder herstellen, oder, wenn sie nur vermindert ist, vermehren. Durch Wärme und Bewegung dunstet man in einer Stunde 8 Loth, bey Kälte und Ruhe aber nur 1 Loth aus. Auch der Schlaf befördert die Ausdünstung sehr, und Sanctorius hat sie im Schlafe noch einmal so stark befunden, als im Wachen. Diese und dergleichen leichte und ungeschädliche Mittel sind hinlänglich, uns von der allergrößten Gefahr zu befreien, in die ein Mensch geräth, so bald er nicht frey ausdünstet.

Ich wünsche mir die ganze Nacht der Beredsamkeit, um meine Leser von diesen höchstnothwendigen Wahrheiten zu überzeugen. Es ist nur ein Schattenriß, welchen ich hier von den Vortheilen und Gefahren gemacht habe, die sich auf diese

diese Ausführung gründen. Allein, ich werde noch oft zu dieser Materie zurückkehren, von welcher es iht genug ist, meinen Lesern die Wichtigkeit angezeigt zu haben. Man verlasse sich nicht auf die Wärme des Frühlings und Sommers. Man werde darum nicht unachtsam auf sich selbst. Die kühlen Zwischenzeiten der warmen Tage überfallen die sichern und unbehutsamen Menschen tückischer und wütender, als die vorhergesehene Gewalt des frostigen Winters. Aus unserm Befinden müssen wir schliessen, ob wir transpiriren. Unser Gefühl wird es uns lehren. Es ist nichts zu besorgen, wenn wir nur auf uns Acht geben, und uns zeitig der kleinen Mittel bedienen, die uns aus so grossen Gefahren retten können.

Die zweite Ausführung, die durch die Nieren erfolgt, wird nicht so leicht unterbrochen, als die vorhergehende. Allein, die Gefahr ist desto grösser, und nimmt desto schneller überhand, wenn es einmal geschieht. Diese Ausführung steht mit der Ausdünstung in einem genauen Zusammenhange. Sie ist desto grösser, je weniger, und desto geringer, je mehr wir ausdünsten. Inzwischen kommt auch hierbei viel auf die Menge und Eigenschaften der genossenen Speisen und Getränke an, davon einige die Nieren reizen, und den Abfluß der wahrriichten Schärfe vermehren. Die Leibesübung befördert ihren Abfluß, wenn sie nur nicht bis zum Schwitzen fortgesetzt wird. Dünne, leichte und säuerliche Getränke, Theewasser, kühles Wasser mit Rheinwein vermischt, treibende Früchte, als Petersilie, Körbel, Spargel, Sellern, Erdbeeren, Wacholderbeeren, Kirichen, bittere Mandeln, oder auch Mittelsalze und Salpeter, können hinreichend seyn, um diese Abführung, wenn sie vermindert ist, zu vermehren. Die gänzliche Zurückhaltung derselben ist, wenn sie willkürlich geschieht, als eine gefährliche Sache zu meiden, die dem berühmten Sternseher, Tycho de Brahe, bey einer Gasteren sein Leben gekostet hat, da er aus Schamhaftigkeit so lange an sich hielt, bis ihm die Blase zersprang. Ist sie aber unwillkürlich, so ist sie eine der wichtigsten Krankheiten, worinn man sehr zeitig

zeitig die Hülfe des Arztes suchen muß. Eben dieses ist die Ursache, warum ich hier, bey einer bloß allgemeinen Betrachtung der nöthigsten Ausführungen, von dieser nicht umständlicher handeln werde.

Es ist noch die letzte übrig. Die Juden haben ein eignes Gebet, das sie verrichten, wenn sie geschehen ist; und wer es weiß, wie viel darauf ankommt, der wird dieses nicht ungereimt finden. Diese Ausführung kann auf eine doppelte Weise fehlerhaft werden; einmal, wenn sie zu stark, und zum andern, wenn sie zu gering ist. Die erste heißt die Flüssigkeit des Leibes, oder ein Durchlauf; und wer hierzu geneigt ist, der hat sich vor vielen wärrigen, salzigen, gährenden Speisen und Getränken zu hüten, da ihm hingegen trockne Speisen, bittere Biere und alte, stärkende oder saft zusammenziehende Weine dienen. Ein solcher muß sich besonders bemühen, die Auedünstung zu befördern, und die Erkältung, sowol von der Luft, als von den Getränken, vermeiden. Wenn eine Erschlaffung der Gedärme die Ursache ist, so dient, ausser den obigen Mitteln, noch eine starke Bewegung des Leibes, welche ihre stärkende Wirkung auf alle Fäserchen aller Theile erstreckt. Ein scharfer Durchlauf, der anhaltend ist, erfordert eine behutsame Cur, die niemand ohne Arzt unternehmen muß.

Die Verstopfung des Leibes und Hartleibigkeit ist eine gemeine Plage derer, die eine allzu ruhige Lebensart führen. Bey Leuten, die der Ordnung der Natur gemäß leben, bemerkt man, daß sich nach jeder Verdauung die Natur ihres Ueberflusses entledigt; daher es bey denen, die täglich zweymal speisen, auch zweymal zu geschehen pflegt. Bey eben diesen Leuten ist diese Ausführung jederzeit der Menge der genossenen Speisen, ihrer Unverdaulichkeit und der Schwäche der Verdauungskräfte proportionirt. Denn sie ist desto stärker, je mehr feste Speisen man genossen hat, und je verdaulicher sie sind, weil das, was nicht verdauet, und in Blut verwandelt werden kann, in den Gedärmen zurück bleibt, und je schwächer die Gedärme sind, Nahrungs-saft aus den Speisen zu bereiten. Wer stark verdauet, der



arbeitet seine Speisen so aus, daß nur wenig Trocknes davon übrig bleibt; dahingegen ein schwacher Leib eine Menge guter Säfte in den gröbern Speisen zurück läßt, die die Menge und Flüssigkeit des Abgangs vermehren. Auf diese Proportion der täglichen Ausführung mit den genossenen Speisen und den Verdauungskräften hat man hauptsächlich zu sehen, wenn man mit dieser höchstnöthigen Ausführung in Ordnung kommen will. Es ist wahr, daß es Leute giebt, die 6 und 8 Tage vorbey lassen können, ohne den Weg der Natur zu gehen. Allein, es ist nicht gut, daß man in solchen Ausgaben sparsam ist, die zur Gesundheit dienen. Man muß billig alles anwenden, um täglich der Natur einen Zoll von den Speisen wieder zu geben, den sie, so verächtlich er uns scheint, dennoch sehr wohl zu gebrauchen weiß. Man darf sich nur erst einige Mühe geben, um in Ordnung zu kommen, so gewöhnt sich der Leib bald selbst, wie er seyn soll. Des Morgens ist die beste Zeit dazu vorhanden, diese Ausführung abzuwarten. Man genieße gleich nüchtern ein seites Butterbrodt, oder man trinke ein wenig warme Pflaumensuppe, und speise ein paar Catharinenpflaumen dazu. Aldann trinke man einige Tassen heißen Thee oder dünnen Caffee, und rauche eine Pfeife Tabak dazu. Man bewege sich dabey im Zimmer durch Auf- und Niedergehen; und wenn solchergestalt eine halbe oder ganze Stunde vorbey ist, so gehe man an den Ort, wo alle Menschen hin müssen, und bemühe sich, zu seinem Zwecke zu gelangen. In der Zeit, da man bemüht ist, die Natur zur Ordnung zu gewöhnen, genieße man solche Arten von Speisen, die die Gedärme reizen, oder auf andre Weise diese Ausführung befördern, z. E. Spinat, gekochtes Obst, Pflaumensuppen, süße und salzige Speisen, die keine Blähungen verursachen, und nehme bey Schlafengehen ein wenig Mitteljalz und Salpeter ein, um die Verdauung zu befördern. Durch solche Kienmaleiten kann man in kurzer Zeit zu seinem Zwecke gelangen, besonders wenn man täglich alle diese Anstalten zu einerley Zeit und Stunde unausgesetzt wiederholet. Allenfalls kann man diese erste Arbeit einem Arzte überlassen, welcher einer jeden Person,

son, nach verschiedenen Umständen, die ihre Verstopfung veranlassen, das Nöthige verordnen wird, damit diese Ausführung nur erst in die gehörige Ordnung komme. Denn nachher ist weiter nichts nöthig, als daß man nur die Zeit, da die Natur selbst anfordert, nicht versäume. Es ist eine üble Gewohnheit derer, die mit Verstopfungen beschwert sind, daß sie immer zu Purganzen und Clystieren ihre Zuflucht nehmen. Denn diese können zwar einmal aus der Noth helfen. Allein sie bringen die Natur nie in Ordnung. Man muß stets, wie der Herr von Pourceaugnac im Moliere, mit Clysterspritzen umgeben seyn, und die erweichenden Clystiere machen endlich die untern Gedärme und die Muskeln so schwach, daß sie nicht einmal die Blähungen mehr zurückhalten können. Hieraus entstand einer gewissen Jungfer der Verdruß, daß sie beständig ein kleines Zäpfchen bey sich tragen mußte, damit sie keinen Ton von sich gäbe, wenn sie sich neigte, und dieses Beispiel kann denen zur Warnung dienen, die allzu grosse Liebhaber von den kleinen erweichenden Clystierchen sind, und die nicht leben können, wenn sie nicht täglich von unten und oben eingeweicht werden. Ich rechne diese üble Gewohnheit mit unter die Unreinlichkeiten der vornehmen Leute, von welchen ich dereinst ein ganzes Register zu liefern gedenke, um die Armuth für die Verachtung an ihnen zu rächen, mit welcher sie ihr begegnen. Man sollte glauben, die reichen Leute, denn das sind eigentlich die vornehmen, die ich meine, wären eine Nation von einem viel feinern Stoffe, als das gemeine Volk; und wenn man doch gleichwohl die Sache genau untersucht, so fällt zuweilen eine zarte Dame von dem Geruche eines Dienstmädchens in Ohnmacht, das doch weit reuchlicher ist, als sie. Ich will nicht hoffen, daß man mich reizen wird, dieses unaständlich zu breiten. Denn mein Register ist viel zu arm, als daß ich nicht hoffen könnte, die Ungläubigsten selbst zu überzeugen.

Die Verhaltung der Blähungen ist eine besondrer Art der Verstopfung, womit diejenigen, die viel sitzen, ungemein geplagt sind. Ich habe ein Sendschreiben hier einzurücken, und zu beantworten, das mir von einem mit Winden geplag-

ten Herrn zugesandt worden ist, und ich werde mich dieser Gelegenheit bedienen, um noch manches mit anzuführen, das man beobachten muß, wenn man die tägliche Abführung des Ueberflusses der Speisen in Ordnung halten will. Das an mich gelangte Schrauben lautet also:



### Mein lieber Herr Arzt,

**W**issen Sie nichts für die verwünschten Blähungen? Ich bin ein Mann, der in einer stillen und sitzamen Lebensart seine Tage mit seiner Familie sehr vergnügt vollbringen könnte, wenn wir nicht fast beständig allesammt mit den Blähungen so gequält wären. Wenn ich des Morgens mit meiner Frau und drey Töchtern den Thee getrunken habe, so geht ein jeder von uns an seine Arbeit; ich an mein Fenster, wo ich die Leute vorbehey gehn sehe; meine Frau an das Fenster gegen mir über, wo sie ihren Nähfram hat, und meine drey Töchter an ihre Nährahmen mitten im Zimmer. Kaum haben wir uns gesetzt, so entsteht ein Gemurmel im Zimmer, als wenn eine Judenschule darinn wäre. Bald fragt mich meine Frau; Was sagen Sie, mein Kind? Bald frage ich sie; Was belieben Sie? und dann ist immer die Antwort: Nichts; es sind die Winde. Meiner Tochter Louise pocht es öfters so laut im Leibe, als wenn in einem Kartästenkasten eine Schlacht geliefert wird. Die jüngste kann mit ihrem Bauche ein solches Geheul machen, als ob sie eine Menge alter Frösche bey sich führte; und der mittelften piept es im Leibe, wie junge Vögel. Wir werden oft ganz betäubt von dem Lärme, den wir machen, wenn wir still sitzen. Ist denn nichts in der Natur wider dieses verwünschte Uebel, und sind Sie, mein Herr, nicht etwa ein Aeolus, der unsre Winde mit einem: Quos ego! zum Schweigen bringen kann? Wir müssen uns schämen, in Gesellschaften zu gehen. Denn wenn wir darinn mit aller Zucht und Ehrbarkeit sitzen, und von den ernsthaftesten Dingen sprechen; so macht unser Bauch, ehe wirs uns versehen, ein so lautes Gequacke dazwischen, daß die ganze Gesellschaft in die Zunge beißen muß, um sich des Lachens zu enthalten. Wir fürchten nichts so sehr, als die allgemeine Stille, die öfters in den lebhaftesten Gesellschaften einige Minuten dauert, wenn ein Discours ausseht. Denn mehrentheils fängt sich in solcher Zwischenzeit unsre Bauchsprache an, und meine Töchter verwandeln sich dabey vor Schrecken nicht anders, als ob sie eine Missethat begingen. Ich bitte Sie, helfen Sie uns doch aus dieser Familien Noth, oder sagen Sie uns wenigstens, da Sie doch keine Recepte schreiben wollen,

ten, worinn der Ursprung unsres Uebels liege, und durch welches Verhalten wir unsre Bäuche zum Stillschweigen bringen können. Ich verharre

Dero

ergebener Diener,  
Urban Flatus.

Herr und Madame Flatus und deren Töchter scheinen mir Leute vom vornehmen Stande zu seyn. Denn so wie man es, doch ohn Vergleichung, bey den Pferden für ein Zeichen einer starken Natur hält, wenn ihr Bauch im Trab eine solche Musik macht; so ist es unter den Menschen ein Zeichen vornehmer Leute, wenn die Winde in ihren Gedärmen heulen. Wenigstens ist so viel gewiß, daß man selten einen Bauer oder Arbeitsmann, einen Soldaten oder Matrosen finden wird, der von so lauten Winden in seinen Gesprächen unterbrochen werden sollte. Diese Krankheit rührt gemeiniglich von zweyen Ursachen her, welche sich oft mit einander vereinigen. Die eine ist eine langsame und schwache Verdauung der Speisen, die andre aber eine Erschlaffung oder Schwäche der Fäserchen des Magens und der Gedärme. Der erste Fehler kann oft von dem letztern herrühren. Denn wenn der Magen und die Gedärme zu schwach sind, die Speisen geschwind genug zu verdauen und fortzutreiben; so verweilen dieselben zu lange in ihnen, und werden durch die Arbeit, in die sie die Wärme und die Verdauungssäfte des Magens und der Gedärme setzen, in eine Art der Gährung oder Fäulniß gebracht, in welchem Zustande sie eine Menge elastischer Luft und Dünste von sich geben, die den Canal der Gedärme erfüllen und aufblähen. Eben dieses erfolgt aber auch, wenn gleich der Magen und die Gedärme ihre natürliche Kraft haben, gleichwol aber die Menge oder Härte und Unverdaulichkeit der Speisen den natürlichen Verdauungskräften zu groß ist, oder wenn sie, ihrer Beschaffenheit nach, leicht in Gährung oder Fäulniß gerathen, und sehr viel Luft in sich enthalten. Daher erzeugen Confect, junges Bier, schwammichte Früchte, und alle leicht faulende und gährende Sachen, und besonders rohe Mehlspeisen, so viel Blähungen,

gen, von welchen letztern viele Kinder aufgeblasene Leiber bekommen, die eine Art der Trommellucht, und weit seltner, als man glaubt, eine Wirkung zufließender Säfte, oder eine wäßrichte Geschwulst sind. In der gehörigen Proportion der Kräfte des Magens und der Gedärme zu den genossenen Speisen besteht also diejenige Vollkommenheit der Verdauung, welche den Bauer von seinem Junker, und die Magd von ihrer gnädigen Frau unterscheidet. Denn obgleich der Landmann die größten und blähendsten Speisen genießt, so hindert doch nicht nur seine geschwindeste Verdauung die Gährung und Fäulniß derselben, sondern seine starken Gedärme treiben auch die Dünste, die sich unter der kurzen Verdauung erzeugen, mit solcher Gewalt fort, daß sie nicht vermögend sind, einen solchen Rückfluß, und eine solche Ebbe und Fluth in den Gedärmen zu halten, als wo diese ohnmächtigen Häute nur mit unproportionirlicher Gewalt in sie wirken.

Wenn die von Winden geängstigte Familie, die sich so oft von ihrem Bouche ins Wort fallen lassen muß, so niederträchtig gesund seyn will, wie ein gemeiner Mensch, und wenn sie sich in ihren vornehmen Stand nicht zu schicken weiß; so kann ich ihr keinen bessern Rath erteilen, als daß sie sich bemühe, die Verdauungskräfte zu vermehren, und diese Operation der Natur auf alle mögliche Weise zu befördern, zugleich aber auch solche Speisen zu gemessen, die zur Erzeugung vieler Blähungen am wenigsten geschickt sind.

Die stille und sitzsame Lebensart, welche mein Herr Flarus, Madame und Demoiselles führen, er am Fenster, und sie am Nährhahnen, ist gerade das Gegentheil von der, die man führen muß, wenn man die Windsucht vermeiden will. Wenn dieser Herr jemals eine Abbildung des Gottes der Blähungen gesehen hat, den gewisse alte Völker verehrten; so wird er bemerkt haben, daß ein Herr, der am Fenster, und eine Dame, die am Nährhahnen sitzt, bennah die Stellung des Leibes annehmen, als er. In der That ist diese Stellung, woben der Unterleib zusammengedrückt, und solchergestalt die freie Bewegung der Gedärme gehindert wird, eben die, welche die Verdauung der Speisen am meisten

sten hindert und verspätet. Eben dieses gilt auch von den schreiberschen Gelehrten und Kaufleuten. Wie kann ein solcher Mann von solchen Blähungen frey bleiben, der sich ein halbes Duzend Mahlzeiten im Bauche zusammensammlet, ehe er einmal so weit kommt, sich des beschwerlichen Ueberflusses zu entledigen? Wo sollen die Blähungen hin, wenn er sie einkerkert? Wo soll der Magen Appetit und Verdauungskraft hernehmen, wenn kein Theil seines Leibes arbeitet, und keine Übung der Muskeln den Kräften der Eingeweide bey ihm zu statten kommt?

Der Hunger fliehet ihn, wie er die Arbeit scheuet,  
Die Reizung bester Art, die jenen Stand erfreuet,  
Der weidlich sich bewegt, sät, ackert, erndtet, drischt,  
Gräbt, pflanzet, wässert, walzt, schwimme, rudert, flößt und  
fische.

Diese Lebensart stärkt die Kräfte der Verdauung, wie alles, was den Appetit rege macht, und sie muß dem Herrn Flatus ja nicht zu gering scheinen, wenn er die Brudersprache verlieren will. Es ist ihm allezeit eine Ehre, wenn er, wie Horaz, sagen kann:

Rident vicini glebas et saxa moventem.

Ich kann behaupten, daß ich das Beste von der Eur der Windsucht schon verrathen habe, da ich die Leibesbewegung dagegen anpreise. Allein, ich weiß auch wohl, daß man nicht immer Bewegung haben kann. In solchem Falle muß man sich mit mistlichen Mitteln behelfen, und nur wenigstens die Fehler vermeiden, die die Windsucht unterhalten. Herr Flatus giebt mir Gelegenheit, von seinem Theetrinken zu sprechen. Wäre es wol ein Wunder, daß er und seine Familie selber, wie Kesselpaucken, vor sich hertrügen, da sie bey einer so unnatürlichen Stellung des Leibes, die die Bewegung der Gedärme und alle Verdauung hindert, noch täglich zweymal den Magen voll warmen Wassers laden, das am geschicktesten ist, die Fäserchen der Magen- und Darmhäute schlaff und schwach zu machen? Hierdurch werden den Gedärmen noch vollends die wenigen Kräfte genommen, die  
E 4 ihnen

ihnen der Mangel der Leibesübung, und die üble Stellung des Körpers etwa noch übrig gelassen hat. Ich werde von diesem Misbrauche des Theewassers, welcher in unsern Gegenden eine sehr allgemeine und schädliche Ausschweifung ist, in einem besondern Stücke meiner Blätter handeln, wozu ich den Herrn Flatus mit seiner Familie verwiesen haben will. (\*)

Auch die Mäßigkeit im Speisen ist ein Mittel, das Murmeln der Bäuche zu stillen. Einem Magen, der langsam und schlecht verdauet, und durch den Mangel der Leibesübungen, durch Zusammenpressung der Eingeweide, und durch ein Bad von Theewasser täglich geschwächt wird, muß man weder viele, noch starke Speisen anbieten, wosfern er sie nicht unverdauet liegen lassen, und dadurch die Erzeugung der Winde befördern soll. Dieser Mäßigkeit muß dennoch oft ein stärkender Wein, ein wärmender Liqueur, ein verdauendes Salz, und eine windtreibende Arznei zu Hülfe kommen. Ein solcher Wein muß entweder alt, edel und feurig, oder, wie die guten rothen Weine, etwas zusammenziehend, und doch nicht sauer, auch nicht mit Brantweine stark gemacht seyn. Ein solcher Liqueur muß nicht, wie die Danziger Wasser, vom überflüssigen Zucker, bennah wie Syrup, gerinnen. Er muß mehr durch seine Bitterkeit, als durch sein flüchtiges Feuer, erwärmen, und muß die wesentlichen Theile solcher Gewürze in sich enthalten, die, wie unsre europäischen, stärken, ohne daß sie, wie die ausländischen, erhitzen. Whytt preiset auf gut englisch, statt des Thee, Caffee, Biers und Weins, Wasser mit Brantwein oder mit Rum, und der Deutsche vertreibt sich seine Winde mit einigen Stückgen Knoblauch, wozu er ein Glas Franzbrantwein trinkt. Ein Salz zu dieser Absicht muß von der Natur der Mittelsalze und des Salpeters seyn, die die Verdauung in kleinen oft wiederholten Dosen beschleunigen, ohne zu purgiren; und solche windtreibende Arzneyen müssen, ohne das Blut zu erhitzen, die Wege der Verdauung sanft reizen; wie solches die mit Wasser ausgezogene Rhabarbertinctur, das Krausemünzen-

Rum-

(\*) S. das 57ste Stück.

Kümmel-Fenchelwasser, die weissen Pfefferkörner, die Roschamuß, u. d. g. thun.

Die meisten Windſüchtigen ſind nicht ſorgfältig genug darauf bedacht, ihre natürlichen Ausführunqen gehörig abzumarten. Sie können ſechs oder zehn Mahlzeiten thun, ohne ſich einmal zu entledigen. Sie können Waſſer halten, wie gepichte Schläuche, und gebieten, wie Aeolus, den Bläſungen, in ihren Höhlen zurück zu bleiben, ob ſie ihnen gleich das Murreln darinn nicht verbieten können. Dieſe Unordnungen ſind ihnen höchſt ſchädlich. Die ordentliche natürliche Abführung und der beförderte Abgang des Waſſers, ſetzen die Winde in Bewegung, und befördern ihren Ausgang. Die Gewohnheit, die Wahl ſolcher Eriſen, welche die Bewegung der Gedärme erregen, der Gebrauch des Raucherabaks, und viel andre Mittel, ſetzen den Leib bald in die gehörige Ordnung, daß er ſich wenigſtens täglich reinigt. Wenn dieſes nicht geſchieht, ſo werden die Muskeln, welche die Wege der Ausführunqen öfnen, gar leicht dergelalt verewöhnt, daß ſie durch ein beſtändiges krampfhaftes Zusammenziehen alles, was in die Erde und in die Luſt gehört, in unſerm Leibe zurück halten. Oſt iſt ein ſolcher zur Gewohnheit gewordener Krampf die vornehmſte Urfache, welche die Winde zurück hält. In ſolchem Falle bedient man ſich der Mittel, welche die Krämpfe auflöſen, und die von derjenigen Seite den Gedärmen bengebracht werden, wo der Krampf die Erweichung und Auflöſung erfordert. Dieſe ſind die erweichenden Eliſtiere. Von oben dienen hierzu einige Quentlein Salpeter, welche man, in heißem Waſſer auflöſt, einnimmt, und ein paar Löffel voll gutes ſüßes Del nachtrinkt.

Ich will mich nicht weiter in die Geheimniſſe der Kunſt hinein wagen; und ich würde viel zu weitläufig ſeyn müſſen, wenn ich dieſelben mit allen ihren Bedingungen und nothwendigen Maasregeln einſchränken ſollte. Allein, ich habe einen ſehr wichtigen Rath für Windſüchtige nicht zu vergeſſen, der noch zur Lebensordnung gehört, und nicht verabſäumt werden darf. Wenn man es durch ſo manche Vorſicht-



tigkeit und durch die beste Lebensordnung so weit gebracht hat, daß die Winde ihren freyen Lauf nehmen können; so muß man die langen Gesellschaften und Tafeln meiden, an die man sich setzt, um

Mit neun und zwanzig Gästen

Sich stundenlang zu mästen.

Es giebt in Gesellschaften keine Bauchfreiheit, und niemand will gern in der Beobachtung dieses Theils der Lebensordnung des andern Zeuge seyn. Da dieses ein für allemal seinen zureichenden Grund hat, so muß sich ein Windsüchtiger dazu bequemen, entweder zu Hause zu bleiben, oder nur in solche Gesellschaften zu gehen, die wenig Stunden dauern, damit sich der Schade, den man von der Zurückhaltung zu befürchten hat, bald wieder gut machen lasse. Wenn dann Herr Flatus mit seiner Familie wieder in Freiheit kömmt, so ist es Zeit, daß ich mich auch selbst bey ihm beurlaube, weil ihn alsdann die Natur weiter lehren wird, was er zu thun habe. Ich kan meinen Lesern zum Beschlusse ein ungemein lehrreiches und nützliches Werk von den Blähungen und Dünsten zum Durchlesen empfehlen, woson der berühmte Herr Hofrath Delius in Erlangen der Verfasser ist.



Sech=

---

## Sechstes Stück.

---

von Haller.

Ein Zusammenhang von lauter Meisterstücken.

---

**D**ie Thiere sollten nicht, wie die Steine, bloß wachsen. Sie sollten nicht, wie die Pflanzen, bloß wachsen und leben, sondern sie sollten zugleich wachsen, leben, und empfinden. Die Natur fand es nicht für gut, alle ihre Geschöpfe, so wie die Gewächse, ins Land einzuwurzeln, sondern es sollten sich einige derselben eigenmächtig bewegen, nicht, wie die Bäume, ewig auf ihrem Magen stehen, sondern von einem Orte zum andern gehn können. Dieses und die Fortpflanzung der Geschlechter waren die Hauptabsichten desjenigen Plans, nach welchem die höchste Weisheit den wundervollen Bau der thierischen und menschlichen Körper einrichtete.

Wenn wir unsern Körper aus diesem Gesichtspuncte betrachten, so finden wir eine vierfache Reihe von Maschinen in einem bewundernswürdigen Zusammenhange in uns vereinigt, welche auf den vierfachen Zweck unsers Lebens abzielen, davon immer der eine zu einem Mittel hat dienen müssen, um den andern wechselseitig zu erhalten. Wenn wir diese Zwecke von einander abge sondert betrachten, so ist der erste die Ernährung und Erhaltung des Menschen, der zweite die Empfindung, der dritte die Bewegung, und der vierte die Fortpflanzung.

Ich will meinen Lesern in dem gegenwärtigen Blatte eine Beschreibung von der künstlichen Einrichtung machen, wodurch die Natur alle diese vier Absichten zu erreichen gewußt hat. Dieses ist das erste, was ein Mensch wissen muß, der mit

mit sich selbst bekannt werden will; und auf dieser Erkenntniß beruht die ganze Wissenschaft der Arzneykunst.

Es war eine besondre Erfindung nöthig, um den Thieren die sich willkührlich bewegen konnten, und der Natur nirgends Stand hielten, ihre Nahrungsmittel, so oft es ihnen nöthig war, im gehörigen Maasse bezubringen. Mit den Pflanzen hatte dieses weit weniger Schwierigkeiten. Das Erdreich war mit allem reichlich versehen, was sie ernähren konnte. Der Geburtsort der Pflanzen war selbst die Vorrathskammer, worinn sie ihren Unterhalt Jahrhunderte lang finden, und bis an den Himmel erwachsen konnten, ohne sie zu erschöpfen. Die Natur hatte nur nöthig, sie an diesem Orte vermittelst der Wurzeln zu befestigen, welche die Kraft besaßen, die Säfte des Bodens an sich zu saugen, sie zu verbauen, und den Stämmen, die auf ihnen stunden, zuzuführen. Dieses Leben im Stehen war ein elendes Schicksal für solche Geschöpfe, die durch Empfindungen gereizt, und mit Trieben beflüzelt werden sollten, welche sie unaufhörlich beunruhigten und bewegten. Daher ersann die Natur ein andres System der Ernährung, um die Thiere in den Stand zu setzen, daß sie leben und fortdauern könnten, ohne sich der Erde selbst einzuverleiben, die sie ernähren sollte. Das Feld, die Gärten, das Thierreich selbst ward aufgeboten, um uns seine Schätze zu unsrer Nahrung anzubieten. Der Mund ward mit den Werkzeugen versehen, die dazu erfordert wurden, alle diese verschiedenen Nahrungsmittel zu zermalmen, und ihnen die erste Zubereitung zu geben, damit sie in einen solchen Saft verwandelt werden könnten, der geschickt wäre, unsre Körper zu erhalten und zu ernähren. Die Zähne sollten das, was hart ist, zerbrechen und zermalmen. Die Zunge, die Lippen, die Wanaen sollten es zu einem Breie unter emander mischen; und damit die hierzu nöthige Flüssigkeit dem Munde nicht fehlen möchte, ward nicht allein er selbst mit verschiednen Drüsen versehen, welche eine Feuchtigkeit von sich geben, wenn sie durch die Bewegung gereizt werden, sondern die Natur legte auch noch bey jedem Ohre eine Quelle von Säften an, welche sich durch besondre Kanäle,

näle, durch die Wangen, einen Weg in den Mund bahnen, so oft dieselben beim Käuen bewegt werden. Diese beiden Ohrdrüsen sind die Brunnen des Speichels, welcher sich schon im Munde mit den Speisen vermischt, und die Eigenschaften einer Seife besitzt, indem er die Theilchen der Speisen, welche sich sonst nicht mit einander vereinigen würden, auflöslichste mit einander vermischt. In diesem Zustande gleiten die Speisen von der Zunge hinab, bis zu der Eröffnung des Schlundes. Hier ereignete sich aber eine Schwierigkeit, welcher abgeholfen werden mußte. Die Thiere mußten zu ihrer Erhaltung nothwendig Luft schöpfen; und dieses sollte durch die Kanäle der Nase und des Mundes geschehen. Die Luft mußte zu der Absicht, wozu sie unentbehrlich war, in ein sehr grosses Eingeweide dringen, welches die ganze Brust ausfüllt, und in dessen Mitte das Herz, als in einem weichen Bette, schlagen sollte. Dieses Eingeweide, welches die Lunge genennt wird, ist einem grossen Beutel ähnlich, an dessen obern Ende eine starke Röhre befestigt ist, durch welche die Luft in viel tausend Zellen und Gänge, woraus das inwendige Gewebe der Lunge besteht, hindringen kann. Der Kopf dieser Luftröhre öffnete sich oben im Halse; und nun kam es darauf an, ein Mittel zu erfinden, daß die Speisen, welche in den Schlund hineingepreßt werden sollten, nicht in diese Oeffnung der Luftröhre hineinfielen, wohin sie nicht gehörten, und wo sie unvermeidlich Schaden gerhan haben würden. Die Luftröhre mußte eine harte mit Knorplichten Reifen versehene Röhre seyn, damit der Aus- und Eingang der Luft beständig frey bliebe. Der Schlund hingegen, durch welchen die Speisen in den Magen gepreßt werden sollten, mußte aus weichen Fleischfäserchen bestehen, die sich, wenn sie ein Bissen ausdehnte, wieder zusammenziehen, und ihn immer weiter hinuntertreiben konnten. Solchergestalt war es nicht möglich, den Schlund unter die Luftröhre zu setzen, weil ihn diese, vermöge ihrer Härte, zusammengedrückt haben würde. Sie nimmt also den vordersten Theil im Halse ein, und läßt sich auswendig an demselben fühlen. Der Schlund, welcher unmittelbar hinter ihr herab-

geht,

geht, kann die Speisen demnach auf keine andre Weise empfangen, als daß sie über die Oefnung der Luftröhre hinweggehen. Damit nun nichts von denselben da hineinfallen möchte, so verfahe die Natur die Oefnung der Luftröhre mit einem Deckel, welchen die Speisen, wenn sie zum Schlunde gehen, so genau zudrücken, daß nicht das kleinste Stäubchen in die Lunge fallen kann, und welcher sogleich wieder aufspringt, und die Luftröhre öfnet, so bald der Schlund die Speisen und die Getränke empfangen hat.

Der Schlund geht hinter der Lunge und Brust am Rücken hinab, durchbohrt gewissermassen das Zwerchfell, eine Haut, welche die ganze Höhle des Körpers inwendig in zween Theile theilt, davon das oberste Behältniß die Lunge mit dem Herzen, das unterste aber viel andre Eingeweide in sich faßt, und eröfnet sich endlich in den Magen, welcher bloß eine Erweiterung des Schlundes zu seyn scheint. Diese Verdauungsmaschine lieat in der linken Seite des Bauchs dicht unter dem Zwerchfelle, und erstreckt sich nach der rechten Seite hin, wo sie zum Theil von der Leber bedeckt wird, welche, als ein sehr großes Eingeweide des Unterleibes, mit einem sehnichten Bande an das Zwerchfell befestigt ist, und in dessen Inwendigem die Galle ausgearbeitet, und durch gewisse Röhren in das erste Gedärm herübergeleitet wird, das mit dem Magen unmittelbar zusammenhängt. So bald die Speisen in den Magen gekommen sind, werden sie mit neuen Säften, welche aus mancherley arten Röhrrchen herausdringen, vermischt, und durch die beständige Zusammziehung und wechselsweise Ausdehnung des Magens, wie auch durch die Gewalt der Wärme und das Schlagen der Adern zu einem Breie gemacht, welcher der Natur unsers Körpers schon mehr gemäß ist, nachdem sich so vielerley ihm schon zuvor eigne Säfte damit vermischt haben. (\*)

An der andern Seite des Magens hängt eine lange Reihe wunderbar durch einander geschlungener Gedärme, welche einen grossen Theil des Unterleibes ausfüllen, und sich zuletzt an demjenigen Orte endigen und öfnen, den ich nicht zu nennen

(\*) Hiervon S. ausführlicher das 2 rote Stück im 9ten Th.

nen brauche. Man schätzt die Länge dieser Gedärme, zusammengenommen, so groß, daß sie, ausgestreckt, sechs mal die ganze Länge desjenigen Menschen betragen sollen, der sie bey sich trägt. Wenn der Magen die Speien in einen groben Brey verwandelt hat, so gehen sie in das erste Gedärm über, wo sie, wie ich oben gesagt habe, die Galle finden, die ihnen aus der Leber entgegenströmt. Auswendig unter dem Magen liegt eine große Drüse, worinn sich ein Saft, der der Natur des Speichels ähnlich ist, erzeugt, und dieser Saft fließt in eben dieser Gegend durch einen besondern Kanal in eben dasselbe erste Gedärm, und vermischt sich, nebst der Galle, aufs innigste mit den Speisen. Alle diese Säfte, wozu noch viel andre aus einer Menge Drüsen, die in den Gedärmen selbst sitzen, hinzukommen, haben etwas Seifenartiges, und sind unentbehrlich nöthig, um alle Theile des Speisefasts aufs genaueste mit einander zu vereinigen, und sie in eine solche Vermischung zu setzen, daß daraus solche Säfte entstehen können, wie in unsern Adern umlaufen. Das sanfte Zusammenziehen der Gedärme treibt diesen neuen nahrhaften Brey der Speisen immer weiter fort, und er würde endlich auf dem natürlichen Wege wieder von uns gehen, wenn die Natur nicht neue Maschinen angelegt hätte, die ihn an einen bessern Ort führen.

An der auswendigen Fläche der Gedärme ist eine Haut befestigt, so wie ungefähr an einem Fahnenstocke die Leinwand angeheftet ist. Diese Haut ist voller kleiner und zarter Röhren, welche sich in die inwendige Höhle der Gedärme eröffnen. Diese zarten Röhren haben die Eigenschaft, daß sie den feinsten Saft aus dem Brey der Speisen, wenn er in den Gedärmen vor ihnen vorbeizieht, in sich saugen, und weiter fortführen, da sie hingegen den gröbern Theil dieses Breyes in den Gedärmen zurücklassen, wo er immer weiter bis zu ihrer Defnung fortgetrieben; und als eine überflüssige Masse, von der Galle gefärbt, aus dem Körper herausgeschafft wird.

Der Saft, den die kleinen Gefäße in der Haut des Gedärms aus den Speisen an sich gezogen haben, und der weiter

gen seiner weissen Farbe der Milchsaft genennt wird, versammelt sich endlich beim Rücken in ein gemeinschaftliches Behältniß, welches der Milchsaft heisst, und in welchen sich alle die obgedachten kleinen Milchgefäße ergiessen. Aus diesem Sacke steigt eine Röhre im Rücken in die Höhe, und diese Röhre eröffnet sich auf ihrer andern Seite in eine Blutader, welche zur linken Seite zwischen der Achsel und dem Halse hingehet, woselbst sich der neue Nahrungsast zuerst ins Blut ergießt. Man sieht leicht, daß in diesem Gange der Milchsaft einen ziemlichen Weg gerade in die Höhe steigen müsse. Um dieses zu erleichtern, legt nicht allein neben ihm eine große Pulsader, welche durch ihr beständiges Klopfen die Bewegung des Safts befördert, sondern dieser Gang selbst ist auch inwendig mit verschiednen kleinen Fallthüren versehen, welche sich zwar öffnen, wenn der Milchsaft von unten gegen sie andringt, sich aber vest verschliessen, wenn er hernach wieder zurück sinken wollte. Alle diese Sorgfalt der Natur würde indessen doch nichts gefruchtet haben, wenn sie nicht zugleich an dem Orte, wo sich der Milchgang in die Blutader eröffnet, eine andre kleine Falle angelegt hätte, welche der ankommende Milchsaft aufstossen, und daselbst hindurchgehen kann, die aber das Blut, wenn es vor ihr vorbeiströmt, zudrückt, und sich also selbst den Weg verschliessen muß, in den Milchgang hinein zu bringen. (\*)

Nunmehr ist der Nahrungsast im Blute, worinn er anfangs als eine vermischte Milch strömet. Das Blut hält in unserm Körper einen beständigen Umlauf, dessen Ursprung folgender ist. Das Herz, welches in der Lunge liegt, ist eine fleischichte Maschine, welche zwei Höhlen formirt, die durch eine Zwischenwand von einander abgetheilt sind. Diese Maschine ist in einer beständigen Bewegung, welche in einem wechselsweisen Zusammenziehen und Ausdehnen besteht. Aus der linken Kammer des Herzens geht ein allgemeiner Stamm von einer Ader heraus, welche die große Pulsader genennt wird. Diese Ader zertheilt sich aber bald

in

(\*) S. abermals das 2 rote Stück im 9ten Th.

in verschiedne andre, welche zum Theil in die Höhe, zum Theil nieder steigen, und sich mit ihren unzähligen Zweigen, die immer kleiner und enger werden, je weiter sie sich vom Herzen entfernen, in alle und jede Theile des Leibes hinein drängen. In diese Adern spritzt die linke Herzkammer das Blut durch ihren Druck mit einer solchen Gewalt, daß es bis in die zartesten Röhrchen der letzten Nebenzweige hinein bringt. Man muß sich vorstellen, daß in diesen Adern das Blut von dem weitem Ende derselben stets gegen die engeren getrieben wird, welches nicht geschehn kann, ohne bey jedem Stoße des Herzens die Häute dieser Adern aus einander zu dehnen und aufzuheben. Diese Bewegung heißt der Pulsschlag, welcher also nur eine Wirkung des Herzschlags ist, und geschwinder oder langsamer erfolgt, nachdem sich das Herz schneller oder langsamer zusammen zieht. Man nenne um deswillen alle die Adern, in welchen sich das Blut vom Herzen hinweg, das ist, vom weitem Ende gegen das engere, bewegt, Pulsadern, obgleich nicht zu leugnen ist, daß es auch walzenförmige Adern gebe, die einen Pulsschlag haben. Wo kömmt aber das Geklut hin, wenn es bis in die kleinsten Nebenzweige der Pulsadern im ganzen Körper zertheilt worden ist?

Man muß wissen, daß das Blut eine so große Reise nicht umsonst thut. Die Natur hat eine Menge von Maschinen aufgestellt, welche ihm auf dieser Reise gleichsam auflauern, und davon ihm jede etwas nimmt, das die Natur zu ihren Absichten brauchen kann. Einige von diesen Maschinen sind aus so kleinen Röhrchen zusammen gesetzt, daß sie die größten Theile des Bluts, welche eine rothe Farbe haben, nicht in sich hinein lassen, dagegen aber eine andre feinere Feuchtigkeit aus dem Blute an sich ziehn. Andre ziehn nur das Wäsrichte, andre nur das Delichte, andre nur Salzwasser heraus, und dieses thun sie insgesamt an solchen Orten, wo der Saft, den sie aus dem Blute genommen haben, zu gewissen andern Zwecken dienlich seyn kann. Wenn also z. E. die Pulsadern, die, wie gesagt, in alle Theile des Körpers dringen, zu den Obrendrüsen gelangen, deren ich



oben erwähnt habe; so ziehn diese aus dem Blute diejenige Materie heraus, die wir Speichel nennen, und welcher alsdann durch besondere Abführungsgänge zum Munde fließt, um die Verdauung zu befördern. Wenn sie zu der Haut kommen, die inwendig die Nase umkleidet; so sondert diese eine schleimigte Feuchtigkeit vom Blute ab, damit die Luft beim Athemholen die Nase nicht austrocknen möge. Kommen die Pulsadern zum Schlunde, zum Magen, zu den Gedärmen; so saugen tausend kleine Drüsen einen schlüpfrigen Saft aus ihnen heraus, um diese Gänge geschmeidig zu erhalten. Kommt das Blut in die Gefrösedrüse unter dem Magen, so verwandelt dieselbe einen Theil desselben in einen seifenartigen Saft, den sie in das erste Gedärm ausschüttet. Eben so sondert die Leber die Galle aus dem Geblüte heraus, um sie der Gallenblase und den Speisen zuzuführen. Wenn die Pulsadern dicht unter der Brust im Rücken zu beyden Seiten auslaufen, so finden sie ein paar Maschinen, welche das Salzwasser aus dem Blute in sich ziehn, und Nieren heißen. Dieses Salzwasser sammelt sich in den Nieren, und fließt durch eine enge Röhre, die aus jeder Niere heraus geht, in eine Blase, und aus dieser wiederum durch einen andern Weg, als eine unnütze Feuchtigkeit, aus dem Körper heraus. In andern Theilen, durch welche sich die Pulsadern ausbreiten, wird Milch, Fett, oder sonst eine andre Feuchtigkeit abgesondert, und dieses ist überhaupt das Geheimniß, wodurch die Natur aus unserm Blute alle die Säfte absondert, die ihr entweder zu besondern Absichten nöthig sind, oder die als unnütz aus dem Körper heraus geschafft werden sollen. (\*)

Außer diesen besondern Eingeweiden und größern Maschinen, welche von dem Blute, das ihnen die Adern zuführen, ihren Theil abnehmen, giebt es auch eine unzählbare Menge andrer Adern, welche durch ihre kleinen Oeffnungen den rothen Theil des Bluts nicht hindurch lassen, sondern nur die gallerichte klebrichte Feuchtigkeit an sich saugen. Diese kleinen Wassergefäße führen den nahrhaftesten Theil des Bluts

zu

(\*) S. das 212te Stück im 9ten Th.

zu allen Theilen und Puncten des Körpers, und lassen ihn zum Theil daselbst zurück, wo er sich ansetzt und solchergestalt den Körper vergrößert, zu allen Seiten ausdehnt und ernährt, bis endlich durch so viele neue Zusätze die Theile so stark und hart werden, daß sie nicht mehr nachgeben, da dann der Wachsthum des Körpers aufhört; und wenn dieses endlich so weit geht, daß nach und nach die kleinsten Gefäße durch den immer zuströmenden Nahrungsast gar verfüllt werden und verwachsen, so erfolgt der natürliche Tod des Menschen vor Alter, welchen die allerwenigsten erreichen. (\*)

Dieses ist der Gebrauch, den die Natur unter Weges von dem Blute macht, das sie in den Adern durch alle Theile des Leibes jagt. Wenn es nun endlich nach so vielen Begebenheiten in die äußersten Endungen der Pulsadern gekommen ist, so passen noch einige kleine unter der Haut überall liegende Drüsen darauf, welche die feinste Schärfe aus denselben in sich ziehen, und sie durch die Haut in Gestalt eines dünnen Dampfs aushauchen, welcher die Ausdünstung genenut wird. Ist diese zu stark, daß die Dünste in Tropfen auf der Haut zusammen fließen, so wird sie der Schweiß genennt.

Der übrige Theil des Bluts, der allen diesen Nachstellungen entronnen ist, fließt in den kleinsten Enden der Pulsadern so zart fort, daß man die rothen Blutkügelchen durch das Vergrößerungsglas ganz deutlich einzeln hinter einander hindurch rollen sehen kann. Diese kleinsten Kanäle fangen aber alsdann bald an, sich wieder zu erweitern. Es werden größere Gefäße daraus, die sich in noch größere zertheilen, und worin das Blut von allen Seiten eben so wieder zum Herzen steigt, als es durch die Pulsader davon gegangen war. Weil sich in diesen Adern das Blut vom engern Ende gegen das weitere bewegt, so kann der Stoß des Herzens nicht in sie wirken; daher haben sie keinen Puls, und heißen zum Unterschiede Blutadern. Diese Blutadern führen nun das Geblüt sowohl aus den obern, als untern Theilen des

(\*) Hiervon S. das 250ste Stück im 10ten Th.

Körpers wieder nach dem Herzen zusammen, wo sie einen gemeinschaftlichen kurzen Kanal formiren, welcher das Blut wieder in die rechte Herzkammer ausschüttet. Aus dieser geht es nicht soaleich wieder in die linke hinüber, sondern es wird durch das Zusammenziehen des Herzens aus der rechten Kammer in eine Pulsader getrieben, welche sich in der ganzen Lunge in unendlich viele kleine Zweige ausbreitet, so daß daselbst alles Blut, was im ganzen Körper umgelaufen, und durch das Reiben und Erschüttern erhitzt worden ist, ehe es zu einem neuen Umlaufe gelangen kann, durch die frische Luft, welche wir in die Lunge ziehn, abgekühlt, und durch die Macht dieser Abkühlung wieder zusammen gezogen wird, nachdem es sich durch die Erhitzung bey seinem Umlaufe sehr ausgedehnt hatte. Hier ist zugleich, wie viele Aerzte glauben, der Ort, wo der Milchsaft aus den Speisen, der sich in die Blutader, die aus der linken Achsel kommt, wie oben erzählt worden, ergießt, wahrscheinlicher Weise in rothes Blut verwan delt wird: Denn die Aerzte haben angemerkt, daß die kleinen rothen Kügelchen im Blute zuweilen in viele kleinere zerspringen, die alsdann ihre rothe Farbe verlieren, und weiß aussehen. Wenn also die weissen Theilchen des Milchsafts durch die zusammenziehende Kälte der Luft in der Lunge an einander gepreßt werden, so entstehen daraus größte Blutkügelchen von rother Farbe. (\*) Der nunmehr zu Blut gewordene Nahrungsast strömt mit dem übrigen Blute aus der Lunge wieder zurück zum Herzen, und ergießt sich in die linke Kammer desselben, aus welcher er wieder zu allen Theilen des Körpers getrieben wird. Man sieht hieraus, warum wir täglich durch Speise und Getränk neues Blut verfertigen müssen, da jeder Umlauf, welcher doch noch keine Viertelstunde erfordert, das Blut so sehr abnußt und ausmergelt, wie oben gezeigt worden. Man muß aber auch die erstaunliche Zertheilung der Blutgefäße bewundern, da kein Theil unsers Körpers, den nur eine Nadel-

(\*) Von dieser problematischen Materie siehe das 250ste Stück im 10ten Th.

Nadelspitze berühren kann, ohne ein Blutgefäß ist, das sich von der kleinen Wunde ergießt.

So fängt es die Natur mit der Erhaltung und Ernährung unsers Körpers an. Wir haben gesehn, welch eine Reihe von Maschinen sie dazu in Bewegung setzte, und gleichwol erhält sie hierdurch nur einen von den vier großen Zwecken des Lebens, welcher aber auch einer der wichtigsten ist. Die Empfindung ist der zweite, und zugleich der, den wir am wenigsten begreifen.

Die ganze Maschine war fertig, und zu allen den Verrichtungen fähig, welche zu ihrer Selbsterhaltung nöthig waren. Allein sie mußte nun eine Kraft haben, die sie in Bewegung setzte. Der Mensch, der nicht wußte, warum er aß und trank, sollte für seine Erhaltung und Ernährung sorgen. Er sollte gegen die Uebel, die seinen Untergang befördern konnten, nicht gleichgültig seyn, sondern kämpfen, und er sollte seinen Körper willkürlich gebrauchen können. Hierzu gehörten Empfindungen, und mehr war nicht nöthig. Die Empfindlichkeit unsrer Maschinen setzt sie in Bewegung. Unser Gefühl zwingt uns zur Ausübung der Pflichten, welche wir unsrer Erhaltung schuldig sind. Wir essen und trinken nicht, um uns neues Blut zu verschaffen, sondern weil Hunger und Durst wehe thut. Wir schlafen nicht, um die verlorne Kräfte zu ersetzen, sondern weil uns die Empfindungen verlassen. Wir suchen keine Arzneimittel, um uns von Krankheiten zu befreien, weil wir den Selbstmord für Sünde halten, sondern weil uns die Krankheiten mit unangenehmen Empfindungen quälen; und wir würden nimmermehr an unsre Leibesübungen, an unsre Fortpflanzung, und an die Erhaltung unsrer Gesundheit denken, wenn uns nicht die Empfindungen zu Triebfedern dazu dienten. Zu dem Ende schuf die Natur das Gehirn und die Nerven: jenes, damit es aus dem Blute den allerfeinsten Theil, welchen wir die Lebensgeister nennen, absondern, und die Nerven damit anfüllen möchte; diese aber, damit sie die Lebenskraft aus dem Blute, diesen Nervensaft, in alle Theile und Gliedmaßen des Körpers führen sollten. Das Gehirn ist in beson-

dre Häute eingeschlossen. Es hat eine regelmäßige natürliche Bewegung, welche, so viel ich weiß, Herr Schlichting zuerst beobachtet und erwiesen hat. Sie besteht in einem wechselseitigen Ausdehnen und Zusammenfallen, welches der Herr von Haller von der übereinstimmenden Bewegung herleitet, die die zurückführenden Adern des Gehirns mit dem Athemholen haben, so, daß sowohl diese, als das Gehirn selbst, beim Ausathmen aufschwellen, beim Einathmen aber niedersinken, welches auch de la Mière ben Trepanirten gesehen, und durch sinnreiche Versuche bestätigt hat. Ob man gleich noch nicht weiß, wozu diese Bewegung eigentlich diene, so beweist sie doch immer, daß in dieser Werkstätte der Ideen ein verborgener Mechanismus sey, dessen Spiel die Vereinigung der denkenden Kraft mit der Maschine und der Bewegung mit dem Gedanken vermittelt. Das Rückenmark und die Nerven, welche häufig, sowohl unmittelbar aus dem Gehirne, als auch aus dem Rückenmarke ausgehn, sind eigentlich nichts anders, als eine Fortsetzung des Gehirns, welches sich solcher Gestalt im ganzen Körper eben so allgemein, wie die Blutgefäße, ausbreitet, und alle Theile desselben, die es durchdringt, empfindlich macht. Die Lebensgeister sind ein subtiles flüchtiges Wesen, das im Gehirn und in den Nerven wohnt. So wie nun das Gehirn diejenige Maschine ist, welche zum Denken erfordert wird, so sind die Nerven die Instrumente, wodurch alle Glieder, in denen sie sich vertheilen, ein Gefühl erhalten, das sie der Seele mittheilen können, wenn die in sie gemachten Eindrücke bis zum Gehirne fortgepflanzt werden, und wodurch zugleich unsern Muskeln eine bewegende Kraft einverleibt wird, die nicht nach den uns sonst bekannten mechanischen Gesetzen der Bewegung, sondern bloß nach dem Gefühle wirkt. Man darf nur den Nerven, der in einem gewissen Theil unsers Körpers hinein geht, binden, drücken, oder abschneiden, daß der Einfluß der Lebensgeister in denselben unterbrochen wird; so verliert dieser Theil, in Absicht auf die Seele, alle seine Empfindung und alle seine bewegende Kraft, und wird zugleich fühllos und gelähmt. Die Nerven sind also die bewegende Kraft unsers Körpers, und zugleich das Mittel, wodurch sich das denkende Wesen mit der Maschine verei-

vereinigt. Man frage mich nicht, wie dieses alles zugehe. Ich weiß nicht, wie die Nervensäfte Kräfte zur Bewegung geben, noch weniger, wie sie vermögend sind, der Seele die Welt zu zeigen, und ihr von allen Dingen Begriffe beizubringen, die in die Sinne fallen. So viel aber ist gewiß, daß es geschieht, und daß eben hierdurch der wechselseitige Einfluß der Seele und des Körpers in einander bestimmt wird, nach welchem sich unsre Theile bewegen, wie wir es haben wollen, und nach welchem die Seele so denkt und handelt, wie es die Beschaffenheit des Körpers mit sich bringt. Wir werden dieses Geheimniß nie ergründen, und es ist zu bewundern, daß wir es nur wissen. (\*)

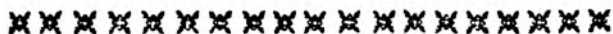
Die dritte Absicht der Natur bey der Schöpfung der Thiere ist die Bewegung. Wir sollten unsre Glieder auf tausenderley Weise bewegen können, und hierzu wurden neue Maschinen erfordert, welche wir Muskeln oder Fleisch nennen. Diese Theile besitzen, vermöge des Bluts und der Lebensgeister, die sich in jeden ergießen, und einer ihnen eignen Reizbarkeit, die Geschicklichkeit, sich zusammen zu ziehn. Die Natur mußte sie von einer Seite an einen festen Punct bevestigen, der nicht nachgab, und hierzu dienten ihr die Knochen. Das andre Ende der Muskeln ward an einen andern Theil bevestigt, der sich bewegen lassen mußte, und um deswillen mußten die Knochen Gelenke haben. Wenn sich nun der Muskel zusammen zog, der mit seinen beyden Endungen oder Sehnen an zweenen Puncten bevestigt war, die in einem gewissen Zwischenraume, nämlich im Gelenke, beweglich waren; so entstand aus diesem Zusammenziehn eine Bewegung desjenigen Theils, an welchem das zweyte Ende des Muskels fest saß. Ich habe schon gesagt, daß der Nervensaft und das Blut vermögend sind, die Muskeln zu diesem Zusammenziehn zu reizen; und was hierbey am unbegreiflichsten ist, ist, daß der bloße Gedanke der Seele, einen Theil ihres Körpers zu bewegen, zu allen diesen Wirkungen schon allein hinreichend seyn kann.

(\*) Siehe das 60ste und 101ste und 102te Blatt.

Ich übergehe ist die vierte Absicht der Natur bey der Zusammensetzung unsers Körpers, und erwähne nur bloß, daß sie in der Fortpflanzung bestehe, zu welchem Zwecke wiederum ganz besondere Kunststücke gebraucht worden sind, die wir nimmermehr völlig ergründen werden. Vielleicht giebt es in der Folge Gelegenheit, hiervon zu reden, wenn ich erst mit meinen Lesern etwas bekannter geworden bin, und sie gewöhnt habe, die Wunder der Natur mit würdiger Verehrung und Bewunderung zu betrachten.

Dieses ist der Abriß der menschlichen Natur. Ich empfinde es selbst zur Genüge, daß dieses Blatt ein wenig trocken gerathen sey. Allein ich hoffe, man werde mir diese Ernsthaftigkeit dann und wann gern einmal zu gute halten. Meine Absicht ist hauptsächlich, die Menschen, die sich bisher wenig um sich selbst bekümmert zu haben scheinen, in den Grundsätzen ihrer Erhaltung und Gesundheit zu unterrichten. Dieses konnte unmöglich geschehn, ohne ihnen vorher die Oekonomie der menschlichen Natur in einem solchen Gesichtspuncte zu zeigen, aus welchem sie sie mit einem Blicke übersehn konnten. Ich habe dieses in gegenwärtigem Blatte auf eine solche Weise zu bewerkstelligen gesucht, daß ich auch denen verständlich seyn möchte, die noch gar keine Wissenschaft von ihrem Körper haben. Aerzte und andre, die ihn genauer kennen, werden vielleicht bey manchen Stellen lächeln. Aber die, für die ich schreibe, werden erstaunen, daß in ihnen selbst so viel unvermuthete Wunderwerke und Geheimnisse verborgen liegen, welche uns jene mit aller ihrer Scharfsinnigkeit niemals erklären noch begreiflich machen werden.





## Siebentes Stück.



von Hagedorn.

Was edle Seelen Wollust nennen,  
 Vermischt mit schänden Lüsten nicht!  
 Der echten Freude Werth zu kennen,  
 Ist gleichfalls unsers Daseyns Pflicht.



**P**aul Jovius erzählt uns in seinem Buche, de Piscibus Romanis, eine klägliche Geschichte von einem dickbäuchigten Schmarozer in Rom, der wegen seiner Vefräßigkeit in der ganzen Stadt übel berüchtigt war. Es war eine alt hergebrachte Gewohnheit in Rom, daß die Fischer den römischen Triumvirs die große Köpfe der Störe und einer andern Art von Fischen, welche Umbrinen genennt wurden, gleichsam als einen Tribut, zum Geschenke verehren mußten. Der berühmte Held im Fressen, T. Tamisius, ersucht einstmals durch seinen Diener, welchen er auf den Markt zu senden pflegte, um zu beobachten, was daselbst eingekauft wurde, daß denselben Vormittag den Triumvirs ein ganz vortreflicher Umbrinenkopf auf die Mittagstafel gesandt worden wäre. Um diesen Schatz nicht entwischen zu lassen, machte er sich alsobald auf, und eilte aufs Capitolium, wo er vortrug, daß er etwas vorzubringen hätte. Er dehnte seinen Vortrag, so weit er konnte, und hielt sich durch sein Geschwätz so lange auf, bis die Zeit der Mahlzeit heran kam, an welcher er Theil zu nehmen gedachte. Allein die Triumvirs hatten schon beschlossen, dem Cardinal Nario mit diesem Kopfe ein Geschenk zu machen. Man kann sich die Bestürzung leicht vorstellen, in welche Tamisius gerieth,



als er dieses edle Haupt in einer ungeheuren aufgedruckten Schüssel zum Vorhose hinaus tragen sahe. Jedoch, Schmaroher wissen sich in schweren Fällen durch kurze Entschliessungen zu helfen. Tamisius sendete sogleich seinen Diener hinter dem Kopfe her, um zu sehn, in welches Haus er getragen würde, da er sich unterdessen vom Rathe los machte, dessen er nun für heute nicht mehr bedürftig war. Der Diener kam zurück, und was kann glücklicher seyn? Tamisius hörte von ihm, daß dem Cardinal Riario das Glück vorbehalten wäre, ihn heute mit den schönsten Fischkopfe zu bewirthten. Denn dieser Cardinal hielt eine prächtige Tafel, und man kann also leicht erachten, daß Tamisius bey ihm wie zu Hause gewesen seyn werde. Nun waren ihm die beiden beschwerlichen Wege, die er mit ledigem und hungrigem Magen, und mit schwerlästigem Schmeerbauche unter vielem Reichen zurück gelegt hatte, schon gennug vergolten, da er bloß dem Geruche des Kopfs nachtheilen durfte, um ihn ganz ohne Widerrede mit verschlingen zu helfen. Der Cardinal hatte unterdessen das Geschenk empfangen; und da er von Natur großmüthig und freugebig war, rief er gleich, so bald er die Pracht desselben sahe, voller Freuden aus: „O dieses große triumphalische Haupt muß unser großer Cardinal Sanseverino haben.“ Tamisius hatte dieses Donnerwort kaum vernommen, als er, voll edler Ungeduld über die niederträchtige Freugebigkeit seines Tischgönners, seinen Mantel geschwind wieder ergriff, sich auf sein Maulthier schwang, und nach dem Hause des Sanseverino ritte. Dieser Cardinal würde vielleicht den Fischkopf behalten haben, wenn er nicht einer von den erkenntlichsten Schuldnern gewesen wäre. Allein der reiche Einnehmer Chigi, der Se. Eminenz vielleicht an eben dem Tage gemahnt haben würde, sollte die Ehre haben, diesen mit frischen Blumen gezierten Kopf aus der vergoldeten Schüssel zu speisen, worin ihm der Cardinal denselben zusendete. Dieses war ein höchst verdrießlicher Streich für den Tamisius und seinen Esel. Die größte Mittagshize brannte und ermattete sie beide bis zum Berstmachen. Der Schmaroher hatte einmal die Witterung

rung von der köstlichen Speise. Sein Magen, der nicht zu fasten gewohnt war, rebellirte mit den Gedärmen auf dem Rücken des Maulfells, und Chigi wohnte zum Unglück einen weiten Weg davon, über der Liber, wo er seine prächtigen Gärten genoß. Es war indessen nichts anders zu thun, als dem Kopfe zu folgen, welchem aber der dickbäuchigte Schlucker ausser Athem und in vollem Schweiß im Thorwege gerade entgegen ritt, indem ihn Chigi schon seiner Maitresse Imperia zugebacht hatte. Dieses war noch der weiteste Weg, und zugleich wegen der außerordentlichen Sonnenhitze der beschwerlichste. Allein Tamius, der seiner guten Absicht getreu blieb, unternahm auch diesen, nachdem er seinen Esel, mit einem Fluche, im Gartenthore des Chigi umgelenkt hatte, und langte endlich ganz entbaucht und entkräftet bey der Meße an, welche nicht gewohnt war, weder ein Geschenk weiter zu senden, noch eine Mannsperson, die sich bey ihr meldete, abzuweisen. Hier erreichte endlich der alte Fresser sein Ziel, und schätzte sich glücklich, bey einer Buhldirne einen Fischkopf verzehren zu helfen, den er sich mit so viel Angst, Aergerniß und Errapaxen verdient hatte.

Als ich vor einigen Tagen diese Geschichte las, so muß ich gestehn, daß ich unsern hiesigen Tamius, unsern vornehmen Schlemmern und unsern häufigen Schmarokern, das Schicksal dieses geplagten Mannes von ganzem Herzen gewünscht habe. Wir werden nun bald ein hohes Fest feyern, und wer ist wol in unsrer Stadt, der sich nicht vorgesezt haben wird, in diesen Tagen einigen Gastgeboten und Gesellschaften beizuwohnen? Wer macht sich nicht auf die herrlichsten Gerichte gefaßt, die er in einer Gesellschaft wohlgeputzter Tischgenossen bey Freuden und Wein zu verzehren gedenkt? Man braucht aber nur die heutigen Gesellschaften ein wenig zu kennen, um überzeugt zu werden, daß ein Arzt allen festlichen Tischgängern mit gutem Gewissen nichts anders wünschen kann, als was dem Tamius wiederfahren ist. Denn wenn dieses geschähe, so würden sie doch wenigstens vorher eine gute Motion thun, ehe sie sich an die Spieltische niedersezt, um daselbst bis zum Abendessen zu verkrummen.

So ist es in unsern Gesellschaften. Sie werden alle nach einem allgemeinen Plane eingerichtet, der sich sehr leicht entwerfen läßt. So bald die Gesellschaft zusammen gekommen ist, wird Caffee und Thee angeboten. Man setzt sich um einen runden Tisch herum, in dessen Mittelpuncte ein kleiner Feuerofen glüht, auf welchem das kochende Wasser eine Menge wäſſrichter Dünste in die Luft bläſt, die sich mit dem Kohlendampfe vereinigen, welchen die Damen für gesund halten, wenn nur die Kohlen ausgebrannt sind, und der doch die Köpfe der ganzen Gesellschaft benebelt, daß alle Herren die Stirnen reiben, und alle Damen in ihren Schnürleibern ersticken wollen. Unter der Begünstigung dieses Qualms und Wassertrinkens werden die Fragen nach dem Befinden der kleinen Familie, oder nach des Herrn seiner Masseur, oder der Frau ihrem Monfrere, die Urtheile über die Witterungen, die Staatsfachen und die Begebenheiten der Stadt eiligst abgethan, und jedermann sehnt sich nach dem Spieltische. Er wird gebracht, und die Gesellschaft pflanzt sich um denselben herum, und wurzelt gleichsam auf ihren Stühlen ein. In dieser Stellung bleibt die Gesellschaft 2, 3 bis 4 Stunden, nachdem es für vornehm gehalten wird, spät zu speisen. Endlich wird zur Tafel gebeten, wo man noch andre 3 bis 4 Stunden zwar etwas anders verrichtet, aber doch eben so steif sitzt. Zu einer so langen Mahlzeit und zu dem Genusse so vieler und mannichfaltiger Speisen ist in Wahrheit das Sitzen beim Spieltische eine der allerschlechtesten Zubereitungen. Die Last der Kleider, die natürliche Trägheit, welche die Verdauung der Mittagsmahlzeit begleitet, und die Länge der Zeit erlaubt den Mannspersonen nicht, die ganze Zeit hindurch in einer leichten Stellung gerade und ausgestreckt zu sehn. Sie fallen auf ihren Stühlen zusammen, und bringen den Magen und die Gedärme so in die Enge, daß sie unermögend werden, die Verdauung der mitgebrachten Mahlzeit zu bewerkstelligen. Das Frauzimmer, welches zwar steif genug sitzen muß, weil es in seine Kleider gleichsam eingerannelt ist, leidet eben dieselbe Beschwerlichkeit noch vielmehr, da es seinen Leib

von dem Schnürleibe zusammenpressen und zurück drücken lassen muß. Es ist kaum zu glauben, wie viel darauf ankomme, daß der Unterleib und die Brust ihre freie Bewegung behalten. Ohne diesen Umstand geht keine Verdauung gehörig von statten. Ohne ihn entwickeln sich die Blähungen nicht. Ohne ihn kann die Ausführung des Leibes nicht in Ordnung gehalten werden, und ohne ihn kann man nicht freie Luft schöpfen. Alle diese und noch viel mehr Ungelegenheiten drängen denen, die zu viel sitzen, und endlich beimestert sich ihrer die Hypochondrie, die ihre armen Sünder lächerlich macht. Ist es nun wol vernünftig, in Gesellschaft zu gehn, um sich so vielen Ungemächlichkeiten auszusetzen, da sie doch eigentlich den Zweck hat, uns wegen dessen schadlos zu halten, was wir in unsern Berufs-geschäften und ordentlichen Arbeiten der Welt von unsrer Gesundheit aufopfern müssen?

Man sieht die üblen Wirkungen einer solchen unnatürlichen Geselligkeit in unsern Zusammenkünften, leider! nur allzu häufig. Bald klagt fast die ganze Gesellschaft über Kopfsweh, bald über Engbrüstigkeit und kurze Luft. Bald wird hier eine Dame ohnmächtig, oder eine Bürgersfrau flau. Bald läuft ein Herr zur Thüre hinaus, um sich ein wenig Luft zu machen. Bald wird dieses Gesicht blaß, und jenes roth. Bald steht diese Zunge von Herzensangst und Ueblichkeit still, da hingegen jene, nachdem sich die Angst ein wenig verzogen hat, wieder zu plaudern anfängt; und endlich, wenn alles überstanden, und die Tafel bereit ist, so steht man satt und ohne Appetit auf, um sich noch vier Stunden den Magen zu verderben.

Warum sollte es nicht angehen, die Zwischenzeit zwischen dem Caffee und der Abendmahlzeit zu solchen Ergötzlichkeiten anzuwenden, wobei man seine Mittagsmahlzeit verdauen, und sich munter und aufgeräumt erhalten kann? Warum werden nicht alle Karten verbrannt? und warum hat nicht ein jeder Hauswirth ein Billard auf seinem Saale? Warum kann man die Zeit des Müßiggangs, das ist, die Nachmittage der Feste, wenigstens des Pfingstfestes, nicht

in Gärten jubringen, oder vielmehr, warum kann man nicht in Gärten Gesellschaft haben, ohne auch da zu spielen? Warum fängt man sich noch nicht an zu schämen, obgleich unser Sagedorn schon gefagt hat:

Die auf dem Land an trägen Sihen kleben,  
Sind lächerlich in ihrem Pflanzenleben.  
Insecten sind lebendiger, als sie.

Warum ist es bey uns gar nicht möglich, daß sich eine Gesellschaft, ohne Spielen, mit Gesprächen, mit Musik, mit Spazieren, mit Reden und Lachen, mit Singen und Tanzen vergnügen kann, bis der Abend kommt? Man würde auf solche Weise in der Gesellschaft munterer, weniger geängstigt, weniger von Winden aufgetrieben, weniger stumm, weniger gleichgültig, weniger misvergnügt, weniger eine Maschine seyn. Ich kann alle diese Fragen nicht beantworten. Ich weiß nur so viel, daß man aus keiner andern Absicht zusammen zu kommen scheint, als um neben einander zu sitzen, und zu spielen, und vom Spiele aufzustehn, um wieder zu sitzen, und sich ohne Appetit zu überladen. Ich bin heute nicht aufgelegt zu tabeln, sondern nur zu erzählen. Ich will nun einmal der Gesellschaft an die Tafel nachfolgen. Denn beym Lombretische haben wir schon gesehen, wie die Maschinen Trumpf ausspielen.

Der Papst, den ganz Rom einen einfältigen Mann nannte, der Papst, der vielleicht klüger, als Rom war, Hadrian VI. speiste seine Gäste sehr mäßig. Er nöthigte keinen, sein Glas auszutrinken. Er ließ nicht zu, daß Gesundheit ausbracht wurden, woben man verbunden war, keinen Tropfen im Glase zu lassen. Er speizte nicht länger, als eine Stunde, und ließ seinen Gästen über der Tafel, zwischen den Gesprächen, ein Stück aus der Bibel vorlesen. Dieser einfältige Fürst würde das Gelächter von ganz Hamburg seyn; und wenn er alle Tage offene Tafel bey uns hielte, so würde gewiß kein Licentiat, kein Notarius, kein Kaufmann das zweytmal wieder kommen, um mit ihm fürlieb zu

zu nehmen. Unfre Kaufleute schmausen besser, als er. Ja, was sage ich? Dem Chigi selbst machen sie den Rang streitig, bis sie bonis cediren; eben dem Chigi, der seiner Maitresse den schönen Umbrinkopf sendete, und dem Herrn Camisius den letzten beschwerlichen Weg machte. Dieser Einnehmer der päpstlichen Einkünfte, Augustin Chigi, bewirthete einmahl den Papst, Leo X. und das ganze heilige Collegium, nebst den fremden Gesandten. Die große Menge der köstlichen Speisen und Getränke übertraf alles, was man vom Pönste selbst hätte erwarten können. Allein, damit ja der Uebermuth unübertrefflich wäre, und der Ausspruch wahr bliebe:

Nichts sey verwegner, stolzer, Kühner,  
Als kleiner Herren kleine Diener,

so ließ dieser Einnehmer bey jedem neuen Gange von Erbsen die gebrauchten Geschirre, ob sie gleich insgesamt von Silber waren, in die Tiber werfen, und zuletzt noch eine Menge Papagoenzungen auftragen, die auf hunderterley Weise zugerichtet waren. Ich weiß nicht, was manche von unsern Reichen thun würden, wenn sie eine so ansehnliche Gesellschaft bewirthen sollten. Aber ich glaube, der Uebermuth sey eben so hoch getrieben, wenn man sich durch das Tractiren zum Bettler und Falliten macht; und dies ist doch gewiß bey uns so selten eben nicht geschehn. So wenig wir nun bey unsern Gastgeboten die Mäßigkeit des Hadrians nachahmen, eben so wenig ist er unser Muster in seiner Frömmigkeit. Vielleicht ist uns das Beyspiel eines Papstes verhaßt, und vielleicht haben wir uns, als Protestanten, lieber die englische Geistlichkeit zum Muster nehmen wollen, von welcher Erasmus versichert, daß sie bey ihren Gastgeboten, unter einem betäubenden Lärmen, nichts anders, als vom Zechen, nichts anders, als Pöffen und Lästerungen, redete: dahingegen die Lords in ihren Zusammenkünften sitzsam und ruhig von der Gelehrsamkeit und Gottesfurcht sprachen. Ich habe in dieser letzten Sache nichts zu richten. Allein, die Schwelgerey in Essen und Trinken bey unsern Gastgeboten

ten gehört in mein Gebiet, und ich muß davon Amts halber etwas sagen.

Wenn unsre Gäste den Spieltisch verlassen, und sich an die Tafel setzen,

— — — wo Trachten seltner Speisen

Den fürstlichen Geschmack des theuren Kochs erweitern;

so streiten Gleichgültigkeit, Ekel und Ueberdruß nur ohnmächtig für ihr Bestes. Die Mannigfaltigkeit der Speisen, ihr reizender Anblick, ihr verführerischer Geruch, die Gefälligkeit gegen den Herrn Wirth und die Frau Wirthin, das unaufhörliche Nöthigen und die lange Weile sind viel zu mächtige Gegner, als daß ihnen jene das Gleichgewicht halten könnten. Hätten die Tischgenossen vorher eine solche Reise gethan, wie *Tamisius*, oder hätten sie den Nachmittag zu ergötzenden Leibesübungen angewendet, so würden sie nicht allein aus Gefälligkeit, sondern auch mit Hunger und Appetit speisen. Ihr Magen würde seine vorige Mahlzeit verdauet haben, und geschickt seyn, die gegenwärtige anzunehmen, und es würde bloß bey ihnen stehn, sich nicht zu überladen, und dennoch von den vortreflichen Gerichten so viel zu genießen, daß sich weder Wirth noch Wirthin über sie beschweren dürften. Allein, bey der gegenwärtigen Einrichtung unster Zusammenkünfte, wo man nicht im Stande ist, durch Bewegung die Verdauung der Mittagmahlzeit zu befördern, bleiben die Speisen unverdauet im Magen liegen, und verderben. Es erzeugen sich Winde, die den Leib anfüllen. Man empfindet Magendrücken. Der Kopf ist schwindlicht und dumm. Das Athemholen wird beschwerlich. Die Glieder sind schwer. Das Gemüth bleibt unheiter, und der Ekel warnt uns vor dem Verderben, in das uns die Lust stürzen will. Ich brauche nicht zu beweisen, was eine Abendmahlzeit, die in solchen Umständen genossen wird, der Gesundheit für Schaden zufügen müsse, zumal, wenn man bedenkt, daß dieselbe gemeinlich einen guten Theil in die Nacht hinein dauert, und daß man also nach derselben wieder keine Leibesbewegung haben kann, sondern vielmehr

mehr sich zu Ruhe legen, und das rohe Chaos unverarbeitet lassen muß, das uns am andern Morgen den Magen verschleimt, und in der Nacht die Ruhe gestört hat. In einem solchen Zustande ist kein besseres Mittel vorhanden, als am folgenden Tage den am vorhergehenden erlittenen Schaden durch strenges Fasten und Arbeiten der Muskeln wieder zu ersetzen, und nicht eher wieder zu speisen, als bis der Leib sich gereinigt, und der Hunger nach Brodt und Wasser sich wieder eingestellt hat. Diese Cur ist bewährt, zumal, wenn man sich an den Fasttagen einmal eines Mittelsalzes bedient, um die Verdauung zu befördern. Die Römer, die in der Schwelgerei so ausschweifend waren, daß Krüger vollkommen Recht hat, wenn er sagt, die von ihnen überwundenen Völker mußten ihnen dafür verbunden seyn, daß es ihnen nicht eingefallen wäre, sie mit einer sauren Brühe zu kochen; Diese Helden im Kriege und im Schmausen versünden die Kunst, sich wider zu curiren, sehr wohl, indem sie den andern Morgen ein Brechmittel einnahmen, obgleich ein jeder Vernünftiger leicht einsehen wird, daß es besser für die Gesundheit seyn würde, sich die Cur, die eine künstliche Krankheit ist, dadurch zu ersparen, daß man sich lieber vorher nicht durch Ueberladung krank machte. Vielleicht würde dieses öfter vermieden werden, wenn die Deutschen eben so ehrgeizig wären, als die Franzosen und Spanier, und sich nicht so fleißig des Weins bey ihren Gastereien bedienen, der sie zu allem leicht überredet, und die Vernunft zum Stillschweigen bringt. In Frankreich wird bey den besten Tafeln und Gastgeboren gemeinlich schlechter Wein gegeben, den niemand zu trinken begehrt; und dieses geschieht, wie wenigstens Herr Malouin in seiner medicinischen Ehymie versichert, aus der Ursache, weil dieses Getränk kein Theil der Heppigkeit der Franzosen ist. In Spanien geht diese Enthaltbarkeit so weit, daß man einem Spanier keine größere Beschimpfung anthun kann, als wenn man ihn einen Trunkenbold nennt, auf welches Wort so gar ein Bedienter seinen Herrn verklagen kann, ob er gleich leiden muß, daß er ihn Schlingel und Malaenichwengel schimpfe. Die Deut-



schen sind weit über diesen Hochmuth hinweg; und unser Wahlpruch ist der, so zu trinken,

*Ut stupeant multo corda sepulta mero.*

Wir würden es unserm Wohlthäter sehr übel auslegen, wenn er uns schlechten Wein, oder gar keinen vorsezte, und man würde sagen, daß es ihm auf ein paar Flaschen ankäme, wenn er uns nicht so viel gäbe, als wir verlangen, ob er gleich müßte, daß wir mehr verlangten, als wir vertragen könnten. Dies ist unser Ehrgeiz; und so sind die Schmäuse in Deutschland in allerley Zusammenkünften beschaffen.

Man sehe die ehrwürdigste Gesellschaft von lauter Prälaten, wenn sie zwei Stunden bey der Tafel gefessen hat. Es wird eben so darinn aussehen, wie in der Kirchenversammlung, worinn Peter Abelards Schrift verlesen und verdammt wurde. Die ehrwürdigen Väter hatten sich tapfer einschenken lassen; und als ihnen die Schrift des Abelards vorgelesen wurde, stampften sie mit den Füßen auf die Erde, und lachten, und scherzten, und tranken immer mehr, und knirschten, so oft sie einen Ausdruck hörten, den sie nicht gewohnt waren, wider den Urheber der Schrift mit den Zähnen. Endlich schloß einer nach dem andern sanft ein; und wenn der Vorleser eine anstößige Stelle fand, und fragte, ob sie dieselbe nicht verdammen wollten; so sahen sie jählings im Schlafe auf, und sagten, einige: Damnamus! andre aber, die schon hinsälliger waren, nur: Namus!

Man sehe eine Rathsversammlung, die nach Mitternacht im Begriffe ist, vom Kränzchen nach Hause zu fahren; so wird ein jeder die Person jenes Rathes spielen, der bey der Versammlung des Parlaments vor Trunkenheit auf seinem mit Lilien gestickten Polster einschloß. Der Vorsitzer sammlete die Stimmen; und als er ihn aufweckte, fuhr er noch im halben Schlafe auf, und sagte: Er soll henken! Allein, sagte der Vorsitzer, die Rede ist von einer Wiese. Gut, sagte der Parlamentsrath; so soll er sie abmähen!

Man

Man rufe den Arzt aus seinem Gelage, und stelle ihn vors Krankenbette, wosern er noch stehen kann. Man gebe ihm das Uringlas, und lasse ihn weiffagen. Aber man erschrecke nicht, wenn er es, wie jener trunkne Charlatan, macht, der das Glas annahm, einen tiefen Reverenz gegen die Gesellschaft machte, und es in einem Zuge austrank, weil er es für ein Weinglas ansah. Es wird ihm eben nicht schaden. Ein trunkner Doctor muß alle Brühen verdauen können, und ein anderer braucht ihm nicht Bescheid zu thun.

Man trete in die Zechen der Philosophen, so wird man das Bild, das Sagedorn entwarf, im Originale sehen.

Der Wein, der aller Herz erfreut,  
Sieht den Magistern, die dort zechen,  
Statt Eintracht und Gefälligkeit,  
Allein die Lust, zu widersprechen.  
Wie glücklich sehen sie, beym Wein,  
Die Fugen der Seiten ein!  
Der Wein darf nie der Wahrheit schaden.  
Der Rauch beicuchtet ist durch sie  
Die vorbestimmte Harmonie,  
Die beste Welt und die Monaden.

Ich will den Vorhang nicht aufziehen, hinter welchem sich der Unsinn und das Laster des ungesittetern Theils unsers Geschlechts enclorvet, von welchem man, wie der Ritter D'arvieux von den Türken, sagen kann: *Leur maxime constante est, qu'il vaut mieux ne point boire du vin, que de ne pas s'enivrer.* Allein, der artigste Theil unsers Geschlechts ist noch nicht an der Reihe gewesen, und man möchte es mit für eine Berachtung auslegen, wenn ich seiner bey dieser wichtigen Gelegenheit gar nicht gedächte. Ich will nicht sagen, daß sich die Damen eben so gut, wie die Männer betrinken. Ich tadle es auch nicht, daß sie mit in die Gesellschaften gehen. Denn ich habe es schon einmal gesagt, daß ich heute nicht lust zu tabeln, sondern nur zu erzählen habe, und in der That mußte ich auch nicht, was hieran zu tabeln wäre. Ich will also nur bloß erzählen. Man weiß, wie sorgfältig die morgenländischen Völker ihre Weiber verbers-

gen, und wie wenig sich eine Türkin gelüsten lassen dürfte, mit in Gesellschaft zu gehn. Allein, was für Gefälligkeit kan auch wohl ein Frauenzimmer von einem Türken und Araber erwarten, der mit einem vornehmen Herrn niemals von seiner Frau oder Tochter redet, ohne dabey mit Ehren zu melden! oder mit Erlaubniß! zu sagen. Diese Barbaren schliessen das Frauenzimmer aus, weil sie es verachten, ohnerachtet kein Volk slavischer liebt. Ich will auch ihr Bepispiel für nichts rechnen. Allein, die alten Griechen hatten es schon bey sich eingeführt, daß die Frauen den Gastgeboten nicht beywohnen durften, damit durch die freyern Reden der trinkenden Männer ihre Schamhaftigkeit nicht verlegt würde. Ein griechisches Gastgebot sah also ungefähr einem deutschen Tabakscollegio ähnlich; und wenn sich ein Frauenzimmer dabey einfand, so war dieß so viel, als eine förmliche Erklärung, daß sie nicht nur alles anhören, sondern auch alles geduldig leiden wollte. Am macedonischen Hofe kamen nicht einmal die Prinzessinnen zu Gastgeboten bey Freunden. Die Römer hingegen mußten wol die verheiratheten Damen für vest halten, weil sie von ihren Schmäusen nur bloß die Jungfern ausschlossen. Ich weiß nicht, was sie zu dieser Grausamkeit bewogen haben mag. So viel aber weiß ich, daß sie zuletzt selbst in Absicht der Weiber andres Sinnes geworden sind. Denn wie hätte sonst Seneca in seinem 95ten Briefe wol sagen können: „Die Weiber haben nicht ihre Natur, sondern bloß ihre Lebensart geändert. Denn nachdem sie den Männern in der freyen Lebensart gleich geworden sind, haben sie auch die Fehler und Gebrechen der Mannspersonen nicht von sich ablehnen können. Sie schwärmen die Nächte hindurch, wie sie. Sie trinken mit ihnen um die Wette, und machen ihnen in beyden den Vorzug streitig. Sie brechen, den Wein, und alles, was sie ihrem Magen aufgedrungen haben, eben so wieder von sich, und läuen Schnee, um die Hitze des Magens zu dämpfen.“ So sagt Seneca. Allein, was gehen uns die alten Römerinnen an? Ich könnte zwar auch aus neuern Zeiten etwas anführen, das jenem ziemlich gleich kommt

kommt. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts schrieb noch der Arzt, Bernier, in seinen Reflexions, Pensées & bons Mots anecdotes par le Sieur Pepincourt, von den Französinnen: „Wer hätte sagen sollen, daß die Frauenzimmer zu den vielen Schwelgereyen, daraus sie sich seit 30 Jahren einen Ruhm machen, auch noch den Taback und den Brantwein hinzufügen würden? Ist tragen sie nur noch kleine Fläschgen mit Brantwein an ihrer Seite. Wer weiß, ob sie nicht mit der Zeit Kannenflaschen tragen werden!“. Dieß sagt Bernier. Aber wer kann einem solchen Zeugnisse wol trauen? Wo sind denn nun die Kannenflaschen voll Brantwein, die er den Französinnen prophezeit hat? Ein Verläumder kann vieles sagen. Allein, der Erfolg widerlegt ihn zeitig genug. So viel ist gewiß, daß die deutschen Damen nicht mit trinken; und wenn es ja eine oder die andre thun sollte, so ist es doch bloß wegen der Vapeurs und wider die Ueblichkeit, und ewig Eur ist doch wol kein Verbrechen?

Es erhellt aus diesem allen zur Genüge, daß ich nur die Personen meines Geschlechtes verstanden haben will, wenn ich das Laster der Trunkenheit an den Deutschen table. Man wird die Bestätigung hiervon in bevorstehenden Feste aus der Erfahrung ersehen können. Denn, wenn man Abends beim Thorschlusse Acht geben will, so wird man finden, daß wohl zehn betrunkene Männer einpasiren die von ihren Weibern geführt werden, ehe eine Frau kommt, die sich von ihrem Manne nach Hause führen lassen muß, und diese letztere ist als lezt nur unschuldiger Weise dazu gekommen.

Ich wollte wünschen, daß ich Beredsamkeit genug besäße, um diese drey Hauptfehler unsrer Gesellschaften, das viele Trinken, das unmäßige Essen und das lange Sitzen, allen Mitgliedern derselben verhaßt zu machen. Sie sind die Quellen einer unbeschreiblichen Menge von Krankheiten. Ihnen haben viel tausend Menschen ihre Hinfälligkeit, ihre im Grunde verdorbene Natur, ihre Unverdaulichkeit, ihren Ekel, ihre Wassersucht, ihre Hypochondrie, ihre Auszehrung und ihren frühzeitigen Tod zuzuschreiben. Wer Ver-

gnüßen im Leben sucht, der sollte sich bemühen, sich dazu geschickt zu machen, es zu genieß-n, und es dann so zu genieß-n, daß keine Nachreue darauf folgen müsse. Um Speisen und Getränke mit Lust genieß-n zu können, dazu wird erfordert, daß man sich mit Hunger und Appetit zur Tafel setze. Nimmermehr aber wird man dieses ohne Leibesübung erhalten. Daher ist es sehr vernünftig, wenn Krüger den vornehmen Leuten, die vom Speisen so viel halten, wie die Bauern, ohne doch die Arbeit, die diese thun, zu verrichten, den Rath giebt, den ich hier abschreiben will. „Arbeiten wollen sie nicht, sagt er; was ist also zu thun? Ich weiß nur zwey Mittel: Sie müssen sich entweder mit Tanzen ergötzen, oder sich gefallen lassen, allemal zu hungern, wenn sie keinen Appetit zu essen haben, und die Verdauung der Speisen nicht gehörig vorstatten gehen will. Dieser Umstand macht das Tanzen bey Leuten vom Stande gewissermassen nothwendig, und zugleich begreiflich, warum man an solchen Höfen, wo nicht getanzt, und immer eine große Tafel gehalten wird, so viel Personen antrifft, welche mit der Miltsucht behaftet sind; denn daß diese von vielem Essen entstehen könne, ist bekannt.“ Die Leibesübungen sind also das Mittel, wodurch wir uns zum Genusse geschickt machen, und darum glaube ich gewiß, daß Tanzen von dem schönen Umbrinkoyse den besten Genuß gehabt haben wird. Bey den Spieltischen kann dieser Vortheil unmöglich erhalten werden; und der Einwurf, daß man die Gesellschaft auf keine andre Weise zu unterhalten wisse, findet nur so lange noch Statt, bis man in den Gesellschaften erst anfangen wird, solche Zervertreibe und Spiele einzuführen, welche in Leibesübungen bestehen.

Das einzige Mittel, zu verhüten, daß auf den Genuß des Vergnügens keine Reue erfolgt, besteht darinn, daß man sich desselben mäßig bediene. Alles, was Urmäßigkeit heißen kann, es betreffe welche Art von Vergnügungen es wolle, führt uns, nach dem Ausdrucke des Herrn von Hallers,

— — — Mit Freuden ins gewisse Grab.

Eine

Eine einzige übermäßige Mahlzeit kann uns Wochenlang un-  
tüchtig machen, zu verdauen. Eine jede Trunkenheit greift  
unsre Nerven und besten Theile mit heftigerer Gewalt an,  
und erhitzt unser Geblüt schädlicher, als wenn wir viele Tas-  
ge hinter einander die größten Strapazen ausgestanden hät-  
ten. Will man mir nicht glauben, so sehe man nur auf das  
Ende der Trunkenbolde und Schwelger, ja, auf ihren gan-  
zen Lebenslauf, der eine an einander hängende Kette von  
Elend, Schmerz, Krankheit und Schwachheit ist, und der  
sich mit einem schmählichen und frühzeitigen Tode beschließt.  
Man wird finden, daß sie, nachdem sie eine Zeitlang, wie  
eine Pechfackel, gebrannt und gedampft haben, am Ende  
wie sterbende Lampen niedersinken, um zu verlöschen und zu  
stinken.

---

## Achtes Stück.

Gellert.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,  
Die uns um die Gesundheit bringen!  
Doch nöthig ist, daß man sie kennen lernt.

---

**M**an hält den Maymonat für eine der gesündesten Jahres-  
zeiten, und es würde nichts dawider einzuwenden  
seyn, wenn nicht das irrige Verhalten vieler Leute, beson-  
ders in hiesigen Gegenden, eben zu dieser Jahreszeit den  
Grund zu verschiedenen Krankheiten lege, die öfters eben  
so allgemein im Schwange gehen, als ob sie von einer Maligni-  
tät der Luft, oder einer andern physikalischen Ursache gräßli-  
render Seuchen herrührten. Wenn eine ganze Nation dar-  
in übereinkommt, zu einerley Zeit einerley Fehler in der Les-  
bens-

bensordnung zu begehren; so kann es nicht anders seyn, als daß sich die Folgen davon bey sehr vielen einzelnen Personen offenbahren. Eine falsche Maxime in der Diät macht eben so gewiß eine Epidemie, als eine angesteckte Luft und eine Mordthorheit ruiniert immer die Gesundheit der Menge, in deren Köpfen sie nistet.

Ich will nicht untersuchen, ob vielleicht die meisten Krankheiten der Jahreszeiten nur davon herrühren, daß wir uns ihnen nicht gemäß zu verhalten wissen, weil es doch unleugbar ist, daß man in jeder Jahreszeit gesund seyn kann. Aber daß wir den schönen May mit Unrecht beschuldigen, wenn wir ihm die Krankheiten bemessen, die wir in seiner Gegenwart leiden, das muß ich um deswillen beweisen, damit man die Fehler vermeiden lerne, die uns seinen Genuß verderben. Man bemerkt seit vielen Jahren, daß die im April und May bey uns herrschenden Krankheiten, Flüsse, Flußfieber, Magenkrankheiten von Ueberladung, und oft Flüsse und Magenfieber zugleich sind, die sich durch ihre vermischten Kennzeichen dem Auge des Arztes gar bald entdecken. Es ist unnöthig, daß ich meinen Lesern die Natur und den Lauf dieser Krankheiten beschreibe: Denn sie werden sie doch ohne einen Arzt nicht curiren können. Das aber wird ihnen nützlicher seyn, daß sie wissen, durch welches Versehen sie sich dieselben zuziehen, und was sie etwa in leichten Fällen, und wenn ihr Arzt nicht sogleich zu haben ist, thun können.

Man solte glauben, es wäre ganz überflüssig den Leuten zu sagen, daß man den Sommer nur darum eine warme und den Winter eine kalte, den Herbst eine rauhe und das Frühjahr eine angenehme Jahreszeit nenne, weil dieses gemeiniglich so ist, nicht aber weil alle Tage und jedes Jahr jede Jahreszeit sich gleich wären. Gleichwol muß ich aus diesem Tone anfangen: weil ich sehe, daß wir unser Verhalten blos nach dem Namen der Monate einrichten, und uns am wenigsten um die Witterungen bekümmern, welche wir wirklich haben. Ich habe bemerkt, daß die wenigsten Menschen darum einheizen und sich warm kleiden, weil es kalt, sondern weil es im Jenner oder Hornung ist. Unser Bauer treibt

treibt sein Vieh nicht darum auf die Weide, weil das Gras erwachsen, die Bitterung schön, und der Nachtfrost nicht mehr zu fürchten; sondern weil es Montag ist: und wir andern ziehen um keiner andern Ursache willen aufs Land, und kleiden uns leichter. Wenn es dem Herrn Matthias Kohls einmal gefiele, den Anfang der Hundstage in seinen Calendern auf Weihnachten zu schreiben; so glaube ich, daß niemand einheizen würde, wenn man gleich auf dem Schlitten nach Saarburg reisen könnte. Man hört auf, einzuheizen und Winterkleider zu tragen, weil der Mononat angegangen ist. Wenn man die Zimmer wärmt und sich warm kleidete, weil es kalt ist, so würde man im May, wenn er, wie es bey uns gemeinlich zutrifft, kalt und rauh wäre, weder die Zimmer verlassen und in den Gärten unter frenem Himmel frieren, noch Sommerkleider und seidene Strümpfe anlegen. Aber nein! Wer wollte im May einheizen, und wollene Kleider tragen! Freilich nein! Der May gehört zum Frühjahre, welches man nicht zum Winter machen muß. Eben so pochte der Abt in Paris auf seine gerechte Sache, als ihn ein Sternseher auf einen gewissen Tag zu sich beschieden hatte, um ihm den Mond durchs Fernglas zu zeigen. Dieser Tag kam, und im Calender war Vollmond. Der Himmel hatte sich in schwarze Nacht verhüllt. Es fiel ein Platzregen, und man konnte auf der Straße seine Hand nicht vor dem Gesichte sehen. Der Abt nahm seinen Stab, und kam so naß, wie ein Hummer, bey dem Sternseher an, der nicht begreifen konnte, was ihn in solchen Ungewitter zu ihm führte. Allein er hatte Recht: Es war Vollmond. Er war bestellt: also wollte er den Mond sehen. Der Sternseher sagte zwar, daß Zeit und Umstände eine Sache verändern. Allein, der Abt war mit eben dem Rechte gekommen, den Mond zu sehen, wie wir im unfreundlichsten May auf die Gärten kommen, um die angenehme Jahreszeit zu genießen.

Diese Seltsamkeit ist es, der wir im May die so häufigen Catarrhe, den Husten, den Schnupfen, die Flußfieber, die Seitenstiche, die Bräune, das Zahnweh, zuzuschreiben



haben. Wie ist es möglich, sich in so rauher Witterung, wie in unsern Mantagen sehr oft regiert, den Genuß der angenehmen Jahreszeit in leichten Kleidern und unter freiem Himmel, oder in kalten Zimmern zu versprechen? wie ist es möglich, sich dabei nicht zu erkälten, und den Folgen einer solchen Unvorsichtigkeit zu entgehen? Müssen wir denn immer alles bloß aus Gewohnheit thun, und darf sich nie die Vernunft in unsre Entschliessungen mischen? Wodurch wird es denn lächerlich, daß wir im rauhen May nicht auf die Gärten ziehen, daß wir unser Zimmer noch ein wenig erwärmen, daß wir die seidenen Kleider noch hängen lassen. Wer sind denn die, die uns darüber verspotten, und verdient ihr Spott wol, daß wir, um ihm zu entrinnen, eine einzige Prise Arznen einnehmen?

Man wird sich vielleicht meine Moralen verbitten. Nun gut! so nehme man meine Cur an. Durch die Erkältung wird die unmerkliche Ausdünstung der Haut zurückgetrieben, oder doch unterbrochen, und man weiß schon aus meinem fünften Blatte, von welchen Folgen dieß sey. Dasselbst habe ich schon Anleitung gegeben, wie man es anfangen müßte, um sie wieder herzustellen. So bald man nach einer Erkältung bemerkt, daß man sich nicht wohl befinde, daß die Glieder schwer sind, die Haut nicht ausdünstet, Schnupfen, rauhe Stimme, Husten, dicker Hals, Schauer und Unlust zum Essen die Gefahr verkündigen, in die man sich begeben, so verlasse man nur gleich die schöne Jahreszeit und gehe ins Zimmer, bedecke den Leib besser und trinke einige Tassen Thee von Fliederblumen, mit ein wenig Honig und Eßig und einem Theelöffel voll Salpeter, lege sich zeitig zu Bette, und transpirire, ohne ängstlich zu schweizen. Man erwärme besonders die Füße durch ein lauwarmes Fußbad, wasche hernach sie und die Hände mit warmen Wasser und Eßige untereinander gemischt, und reibe sie dann mit trocknen Tüchern. Ist es schon dahin gekommen, daß man eine allgemeine Hitze und Wallung im Blute verspürt, welches der Anfang des Flußfiebers ist, so lasse man sich in einer Tasse voll dicker warmer Habersuppe ein halbes Quentlein Salpeter auflösen, und trinke

trinke alle halbe Stunden eine solche Tasse voll aus. Dieses kann hinlänglich seyn, bis ein Arzt kommt, welcher die übrige Cur vollenden wird. Aber wie ist ein solches Uebel aufs künftige zu verhüten? Wenn man im Bette liegt, um die Transpiration abzuwarten, so giebt es einige Stunden Zeit, worinn man nachdenken muß, was man dem Genusse der schönen Jahreszeit in schlechtem Wetter zu danken habe, und in diesen Betrachtungen wird man das Vergnügen haben, die Präservationscur auf den May übers Jahr selbst zu erfinden.

Nun soll ich noch sagen, woher die Magenieber im Frühjahre rühren. Ich leite sie eben so wenig wie die Flüsse von den Frühlingsmonaten her: Denn es ist gewiß, daß sie sich von Ostern und Pfingsten und von der ersten Gartenlust herschreiben. Wir schmausen in den hohen Festen am meisten; mit Schmausen weihen wir die Gartenlust ein, und weder in Festen noch auf den Gärten arbeiten wir. Zu einem Magenieber ist nichts mehr nöthig als dieses und ein schwacher Magen, und eine Erkältung, welche die Lösung zum Fieber gibt. Ich will hier keine Predigt von der Mäßigkeit halten. Allein, die Manfieber lehren uns, daß man sie besonders zu der Zeit nöthig habe, wenn man sich in dem Falle befindet, die Ausdünstung leicht zu unterdrücken. Eine starke Mahlzeit ruft ohnedem die Säfte nach den innern Theilen zurück, und hemmt den Lauf der Ausdünstung. Darum werden sehr empfindliche Leute gleich nach der Mahlzeit blaß, glühen hernach von trockner Hitze und befinden sich erst nach vollbrachter Verdauung wieder besser. Das macht, bey empfindlichen Leuten ist jede nur gewöhnliche Verdauung ein kleines Magenieber, bey Stärkern aber ist es doch wenigstens die Verdauung einer zu starken Mahlzeit. Genießt man diese zu der Zeit, wenn man durch Erkältung das Geblüt, wenn ich so sagen darf, schon Fiebers fangend gemacht hat, so gleißt man Del in eine Flamme, und sie erhebt sich zu den Wolken.

Die Cur der Magenieber soll bloß das Werk eines Arztes seyn, und man muß sie nie, weder sich selbst, noch einem guten Freunde überlassen. Mit einer erst kürzlich geschehenen

nen Ueberladung des Magens kann man noch eher die Cur selbst wagen, wie es schon die Aegypter, die Griechen und die Römer gethan haben. Die ersten nahmen alle Monate, drey Tage hinter einander, Brechmittel, und Einstuere, weil sie, wie Herodotus sagt, glaubten, daß alle Krankheiten von den Speisen herrührten. Die Griechen thaten eben dasselbe nur zweyen Tage, wie man aus dem Hippocrates sieht, und die Römer müssen es wol nur bey einem haben bewenden lassen, weil Cicero vom Cäsar sagt: Er habe seinen Brechtag gehabt. Man ist thörigt, wenn man etwas zu brechen einnimmt, ohne sich überladen, oder es um einer andern medicinischen Absicht willen nöthig zu haben. Also verbindet uns das Beyspiel dieser drey Völker nicht, es alle Monate zu thun, ja, nicht einmal, es alle Vierteljahre zu wiederholen, wie solches, nach dem Aristoteles, andre Völker, und, auf mein Wort, die Deutschen noch vor kurzem zu thun gewohnt gewesen. Ja, wer weiß nicht, daß noch ist Viele alle Vierteljahre purgiren, ohne eine andre Ursache davon zu wissen, als weil ein Vierteljahr verflossen ist? Nach einer Ueberladung des Magens wird das Brechmittel, z. E. von der Ipecacuanne, mit einem Mittelsalze vermischt, einen gegründeten Zweck haben, und man kann das strengste Fasten dazu nehmen, welches so lange anhalten muß, bis sich, ausdrücklich nach den Buchstaben, ein wahrer Hunger nach Brodte wieder einfindet.

Wenn das Fieber schon vorhanden ist, so hat man sich vor hundert Dingen zu hüten, die man gemeiniglich thut. Man speise nicht ohne Appetit, aus Furcht, zu verhungern, oder die Kräfte zu verlieren. Man trinke, so viel als der Durst fordert, von säuerlichen Wellgen, oder Hirschhornwasser, oder Habersuppe mit Salpeter, oder Limonade. Man lege sich zu Bette, wann das Fieber kömmt, und stelle sich nicht tapferer, als man ist. Man befördre den Ausbruch des Schweißes, der alle Uebel der trocknen Hitze lindert, durch ruhiges Verhalten, und vieles warmes und kaltes Getränk. Man warte den Schweiß ohne Ungeduld ab, damit man sich nicht durch Unruhe erkälte. Man nehme keine Mittel, die  
allen

allen Leuten das Fieber vertrieben haben, eher ein, bis sie ein zuverlässiger Arzt verordnet. Man glaube, daß nichts leichter sey, als ein Fieber zu vertreiben, wenn es nicht darauf ankommt, ob man statt dessen wassersüchtig und gelbsüchtig wird, oder nicht. Man glaube aber nicht, daß die Weiber, die Pfuscher und die guten Freunde im Stande wären, zu beurtheilen, wann ein Fieber ohne diese Gefahr vertrieben werden könne. Kurz, so wie man ein Kleid, das man ausbessern lassen will, keinem Antiquario, sondern einem Schneider sendet, so übergebe man seinen Leib, wenn er krank ist, keinem Freunde, der ihn nicht kennt, sondern man vernehme den Rath derer, die ihre Lebenszeit daran wenden, Helfer der Menschen zu werden.

\* \* \*

### Mein Herr,

Ich bin gendhigt, Sie wegen einer Sache um Rath zu fragen, die meinen Magen angeht. Ich möchte gern wissen, ob ich mich denselben von einer der leichtesten Speiten so sehr habe verderben können, daß ich den dritten Tag drauf das kalte Fieber davon bekommen? Ich habe Lammfleisch gegessen. Aber hören Sie erst wie? Vor acht Tagen gieng ich zu einem guten Freunde, der ein angehender Kaufmann, und in ziemlich guten Umständen, obgleich nicht reich, ist. Ich ward freundlich empfangen, und zum Abendessen gendhigt, welches ich besonders der jungen Frau vom Hause nicht abschlagen wollte. Inzwischen fragte der Herr Madame scherzweise, was sie mir dann auf den Abend vorlesen wollte? **J. Mann!** antwortete sie, wie hebbe jo Harm. Ich erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß man ein Lamm geschlachtet hatte, dessen gute Eigenschaften einen großen Raum unsers Gesprächs ausfüllten. Die Mama von Madame kam aus ihrem Zimmer, um uns Gesellschaft zu leisten. Als sie hörte, daß ich bey ihnen bleiben wollte, that sie eben die Frage an Madame, wie ihr Mann, und erhielt die Antwort: **J. Mama!** wie hebbe jo Harm. Ich sahe nun schon vorher, daß ich zu einem Lammerschmause kommen würde, und die Zeit kam endlich heran, zur Tafel zu gehen. Man trug eine Art von einer Suppe auf, worinn etwas herumschwamm, das ich nicht erkennen konnte, bis ich endlich hörte, daß dies der Kopf und die zerhackten Eingeweide vom Harm waren.

waren. Ich aß. Man trug ab. Man trug eine andre Schüssel auf, und das war ein Fricasse. Ich erstaunte, als ich sahe, daß auch dieses vom Harn war. Ich aß, und war des Harns satt, und setzte meine Hoffnung auf den Braten, welcher hereingetragen wurde. Es waren aber die beyden Hinterviertel vom Harn. Ich that mein Bestes, um auch dieses Gericht zu verschlingen. Aber nun ward mir bange, daß wir noch das Fell vom Harn zum Nachtsche bekommen würden. Ich weiß nicht, was noch geschehen seyn mag. Denn ich befand mich in der That so übel, daß ich mich noch vor dem Beschlusse der Mahlzeit nach Hause begeben mußte. Diesem unglücklichen Harme, den ich auf so vielfache Weise mit Dankagung genoß, schreibe ich den Ekel, die Unverdaulichkeit, und das kalte Fieber zu, das ich seit dieser Zeit gehabt habe. Nun hält doch aber jedermann das Lammfleisch für eine gesunde und leichte Speise. Daher bitte ich Sie, mir doch zu melden, ob ich mich in der Theorie von meinem Fieber irre, oder ob drey Gerichte Harn in einem Abende für einen Magen zu viel sind?

Ich bin, &c.

(L. G. S.)

Der Herr L. G. S. scheint ein Oberländer zu seyn, der unsre hiesigen Gewohnheiten noch nicht kennt. Hier zu Lande ist es nicht anders Gebrauch, als daß sich der Mittelmann zu gewissen Zeiten einen Vorrath von Fleische anschaffe, woran er eine lange Zeit mit seiner ganzen Familie zu essen hat, und wovon er stets essen muß, damit es ihm nicht verderbe. Wenn man im Herbste einen begüterten Bürger in Sachsen spricht, so wird er sagen: Ich danke Gott, daß ich mein Brod und Holz für den Winter schon im Hause habe. Für das Fleisch trägt er keine Sorge. Wenn hingegen ein begüterter Bürger in unsern Gegenden im Herbste Gott danke, so ist es dafür, daß er sein Fleisch für den Winter schon eingeschlachtet hat. Ochsen, Schweine, Gänse, alles wird in kurzer Zeit hinter einander eingeschlachtet, eingepäckelt und geräuchert. An das Winterbrod wird hier wenig gedacht; und ein Reisender sollte glauben, daß in Niederachsen nichts, als Fleisch, und in Oberachsen nichts, als Brod, gegessen würde. Ich will hier nicht untersuchen,

wer

wer von beyden Theilen das meiste Recht hat. Allein, wenn die Schlachtezeit kömmt, so werde ich nur einmal die Freiheit nehmen, meinen Lesern den Schaden vorzustellen, welchen sie ihrer Gesundheit durch das Einschlachten zufügen, indem sie gezwungen sind, sich den Winter über durch so viel Päckelfleisch und geräuchertes Fleisch hindurchzuarbeiten. Ich will nur erzählen, daß wir in unsern Gegenden, zumal in bürgerlichen Häusern, aus Gewohnheit und schädlichem Eigennutze, auf die Abwechslung unsrer Speisen sehr wenig achten. Es ist eine Zeit gewesen, da den Herrschaften hat anbefohlen werden müssen, ihrem Gesinde nicht über zweymal die Woche Lachs zu geben, ein Gebot, das nicht erneuert werden darf, weil sich die Herrschaften löblicher Weise zum Gehorsame bequemt haben. Ich will nicht erwähnen, wie man die Schollen, die Karpfen und andre Speisen, so bald ihre Zeit da ist, misbraucht, und wie ein jeder bey Lebensstrafe befehligt zu seyn scheint, zu solcher Zeit fast täglich dergleichen Speisen zu genießen. Mit dem Einkaufe der Lämmer aber haben wir an der obigen Familie ein Beispiel, wozu es nütze. In dieser warmen Jahreszeit muß ein so zärtliches Fleisch, das sich auf keine Weise lange erhalten läßt, in der Geschwindigkeit aufgespeist werden, und hierdurch verkehlet man sich ein Gericht, das man mit Nutzen und Vergnügen würde genießen können, wenn man nur Abwechslung genug dazwischen hätte. Man ist, wenn man selbst eingeschachtet hat, gezwungen, alles vom ganzen Thiere, ohne Unterschied, und in sehr kurzer Zeit zu genießen; und weil nicht alle Bürger-Familien, die einschachten, viel Gesinde haben, so theilen sich die Mahlzeiten nicht genug unter der Menge ein, und daher muß man einige Tage nach einander stets einerley speisen. Diese Gewohnheit ist nicht gut, und würde leicht abgeschafft werden können, wenn es nicht zu der honetten Ambition eines begüterten Bürgers gehörte, daß er selbst einschachtete und Lämmer einkaufte. In dessen halte ich dieses letztere für nicht so schädlich, als das Einschlachten im Herbst, weil die Quaal der Einerleyheit bey einem Lämme geschwinder überstanden wird, als bey ein

Päckel-

Päckel, und geräuchertem Fleische. Nichtsdestoweniger aber muß ich dem Herrn L. G. S. Recht geben, wenn er sein Fieber von dem Tage des Harins herleitet. Durch die Abwechslung wird die eine Speise, und die eine Mahlzeit gemeinlich eine Arznei der andern, welche die übeln Wirkungen der vorhergehenden wieder verbessert, und auf dieser Wissenschaft der Vermischung der Speisen und Gerichte beruhet das Meisterstück der Kochkunst. Ich werde dann und wann Gelegenheit nehmen, den Damen hiervon etwas zu erzählen.

●        ●        ●

Mein Herr,

Da Sie es sich angelegen seyn lassen, alle Menschen zu bessern; die wider die Gesetze ihrer Gesundheit handeln; so zweifle ich nicht, daß Sie auch das Wohl Ihrer eignen Amtsbrüder zu befördern willig und bereit seyn werden. Ich will hoffen, daß Sie, mein Herr, als ein Arzt, der andern gute Regeln vorschreibt, diejenigen Gesetze der Lebensordnung selbst aufs heiligste halten werden, ohne welche man, wie Sie behaupten, unmöglich gesund seyn kann. Allein, damit Sie wissen, daß nicht alle Aerzte medicinisch leben, so muß ich Ihnen sagen, daß ich selbst mit einem Arzte verbunden bin, der geliebt wird, und der besonders die Lust meines Herzens ist, aber von dem ich klagen muß, daß er sich selbst durch seinen Fleiß und durch sein immerwährendes Studiren verwaahrloset. Ich bitte Sie, gehört denn so viel Fleiß dazu, um ein guter Arzt zu seyn? Ich habe von vielen gehört, daß sie alle Tage mehr überzeugt würden, die ganze Geschicklichkeit in der Praxis beruhe auf einem puren blinden Glücke. Wer wollte aber das Glück studiren? Mein Herr, ich überlasse es Ihnen, daß Sie Ihren Amtsbrüdern ehestens einmal auf Ihre Art vorstellen, wie wenig sie zu lernen nöthig haben. Ueberslassen Sie aber dagegen auch mir, daß ich noch den letzten Versuch mache, meinen guten und sehr kränklichen, fleißigen Mann von seinem unnützen Fleiße abzuhalten. Ich habe ihm schon Vorstellungen genug gemacht. Allein, er hat ein altes Unthier auf seiner Studierstube, das er den Hippocrates nennt, und das ihn mir allezeit wieder abspännig macht, wenn ich ihn auch gleich ein paar Tage zum Müßiggange überredet habe. Ist kömmt die angenehmste Jahreszeit. Aber meynen Sie wol, daß ich ihn in den Garten bringen kann? Nein! Bald hat er was im Hofmann, bald im van Swieten, bald

balb im *Saller* nachzusehen, welches ihm alles sehr schädliche Leute sind. Nehmen Sie doch an meiner Betrübniß Theil, in die mich seine Kränklichkeit stürzte, und beweisen Sie meinethalben, daß ein Doctor nicht brauche dreye zählen zu können: denn damit werden Sie nicht viel lügen. Ich will aber, wie gesagt, das Meinige auch noch thun. Ost hat ihn meine kleine Gabe zur Dichtkunst ergötzt, und ich habe Hoffnung, noch etwas bey ihm anzurichten, wenn Sie so gesällig gegen mich und ihn seyn, und die folgenden Strophen, die ich an ihn aufgesetzt habe, in Ihre Blätter einrücken wollten, die er mit Vergnügen liest. Ich weiß wohl, daß die Dichtkunst an Ihren Blättern keinen Theil haben soll. Allein, Sie können diese Verse nur als Prosa einrücken; und wenn Sie das Papier nicht daran wenden wollen, um die Zeilen abzusehen: so lassen Sie sie nur wie Prosa, in einem fortlaufen. Sie haben schon andre Briefe, die von weniger Erheblichkeit, als Ihre Aufsätze sind, einrücken lassen, und ich glaube, daß ein Wochenschriftsteller schuldig sey, seine Leser durch kleine Zwischenspiele, die keine Anstrengung der Aufmerksamkeit erfordern, zu unterhalten. Mein Zweck aber geht auf was Grosses, nämlich einen guten Mann zu retten, der in sein Verderben läuft, und der der Welt vielleicht nutzen könnte, wenn er den folgenden Rathschlägen Gehör geben wollte:

Du weißt die Gebrechen der Leute,  
 Du kennst ihre Muskeln und Häute,  
 Die Nerven, die Adern, das Blut.  
 Du weißt die Vermischung der Säfte  
 Verstehst die Verhältniß der Kräfte,  
 Und grübelst, worauf sie beruht.

Bleib immer mit Deinen Gedanken  
 Bey armen, gebrechlichen Kranken,  
 Und sieh ihrem Elende zu.  
 Ich habe viel besser Studiren.  
 Ich lerne bloß Leute verführen,  
 Die allzu gerecht sind, wie Du.

Wann wirst Du doch einmal mich hören?  
 Laß ihn Deine Frau Dich bekehren,  
 Und lege Dein Jammerbuch hin!  
 Die Welt kann die Weisheit entbehren.  
 Denn Charlatan halt sie in Ehren.  
 Den Weisen sucht niemand darinn.



Was hilft Dir, Dich krüpplicht zu sehen?  
 Was wirst Du den Kranken dann nützen,  
 Wenn Du Dich gebrechlich studirst?  
 Du wirst durch die Kunst, zu curiren,  
 Doch keinen dem Tode entführen,  
 Wenn Du Dich nicht selbst im entführst.

Der Klugen sind wenig auf Erden.  
 An Thoren zum Doctor zu werden,  
 Verlangt die Welt nicht von Dir.  
 Laß alle die Gecke verschneiden!  
 Der Kluge begräbt sie mit Freuden,  
 Und wird sich curiren, wie wir.

Hier stehn die gefüllten Gläser,  
 Und warten auf ihren Erlöser.  
 Hier zeige, wie viel Du vermagst!  
 Laß uns nur an Stündchen erst zechen,  
 So wirst du selbst lachen, und sprechen:  
 Kind, ja! es ist wahr, was Du sagst!

Ich verharre mit vieler Ergebenheit  
 Dero

Dienerinn,

\* \* \*

Mein Herr,

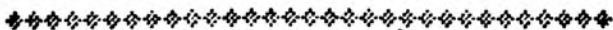
Nun ich Ihre ersten Blätter gelesen habe, bin ich ganz anderer Meinung, als ich vorher war, da ich die Anzeige davon in den Zeitungen las. Ich bildete mir ein, Sie würden uns ein neues Buch von der Art heret liefern wollen, wodurch man die Menschen in den Stand setzen will, sich selbst von ihren Krankheiten zu curiren. Wir sind mit Büchern dieser Art schon überhäuft, und ich glaube gewiß, daß sie mehr Schaden, als Nutzen, stiften. Ich weiß dieses aus eigener Erfahrung. Vor einigen Jahren überfiel mich ein edler Eifer, mich um die Mittel meiner Erhaltung zu bekümmern, auf meine Natur sorgfältig Acht zu geben, und mein eigener Arzt zu werden. Ich nahm zu dem Ende ein berühmtes Buch, worinn die Kennzeichen und Ursachen einer jeden Krankheit beschrieben standen, und wozu ein Hausapothekchen gehörte, in dessen Fachern alles enthalten war, was man gebraucht, um sie alle zu curiren. Ich las das erste

erste Capitel dieses Buchs aufmerksam durch, und bemerkte in der Beschreibung der ersten Krankheit vieles, welches ich selbst an mir wahrzunehmen gewohnt war. Sie können leicht erachten, wie vernügt ich über eine so frühe Erndte meines Fleißes war. Ich war schon entschlossen, die Cur wider diese erste Krankheit vorzunehmen, als ich aus blosser Neugier auch die Beschreibung der andern las. Mein netz Freude vermehrte sich, als ich fand, daß diese zwote Krankheit mich viel genauer abzeichnete, als die erste. Mein, sagte ich bey mir selbst, von der ersten habe ich nur etwas; allein, der Grund meines eigentlichen Elendes ist die zwote. In der gewissen Ueberzeugung, daß ich keine andre Krankheit haben könnte, als die zwote, nahm ich eine dafür verordnete Purganz ein, und las denselben Vormittag auf dem Cofrestuhle zum Zeitvertreib die Beschreibung der dritten. Ich fand aber zu meiner Verwunderung dieselbe meinen Umständen so gemäß, daß ich gern die Purganz wieder aus dem Leibe los gewesen wäre, um das Brechmittel zu gebrauchen, das in der dritten Krankheit vortreflich seyn sollte. Nunmehr fing ich an zu merken, daß ich lieber erst das ganze Buch durchlesen müßte, ehe ich eigentlich wissen könnte, was meine Krankheit wäre. Mein Herr, ich will es nur kurz machen. Ich arbeitete mich durch 54 schwere Gebrechen und heillose Krankheiten hindurch, und ich fand in allen ihren Charactern so viel von der meinigen, daß ich nicht mehr umhin konnte, zu glauben, daß ich ein Inbegriff aller möglichen Krankheiten wäre. Ich blätterte das Buch vollends durch, um zu finden, was ein Mensch für eine Cur gebrauchen müsse, der alle Seuchen auf einmal hat. Allein, diese einzige Cur konnte ich nirgends finden. Stellen Sie sich vor, in welcher Bedrängniß ich war, nachdem ich wußte, daß ich vollblütig, dickblütig, bößblütig, verschleimt, gichtisch, flüchtig, scorbutisch, cachectisch, podagratisch, hypochondrisch, nephritisch, gelbsüchtig, bleichsüchtig, wassersüchtig, trommelsüchtig, mondsüchtig, fallsüchtig, febrilisch, apoplectisch, gestäubig, verstopft, schwind-süchtig und hectisch wäre. Wer will mir armen Hiob helfen! rief ich aus, und war ganz voller Verzweiflung, bis meine Frau dazu kam, und das verwünschte Buch in den Ofen warf. So wie es in Flammen aufgieng; so schienen alle die bösen Geister von mir zu weichen, die mir bisher den Verstand verrückt hatten, und ich habe seit dieser Zeit ein Gelübde gethan, und gehalten, kein solches Buch mehr zu lesen, wozu mir die hinlänglichsten Einsichten fehlen, und worinn man dieselben auch nicht findet. Ich warne alle meine Freunde, denen ihre Ruhe lieb ist, sich vor dergleichen Schriften zu hüten, und ich hoffe, Sie, mein Herr, werden es billigen. Erlausen Sie mir, daß ich Ihnen das Zeugniß gebe, daß Ihre Schrift keinen Leser mit Krankheiten überhäufen wird, die er nicht besitzt, aber zugleich daß ich Sie auch bitten darf, dem Publico mein klägliches Bey-

spiel zur Warnung mitzutheilen. Ich wünsche, daß Sie mit anhaltender Munterkeit an Ihrer Schrift fortarbeiten können; so werde ich bis ans Ende bleiben

Dero

aufmerkfamer Leser,  
Jeremias Jobsen.



## Neuntes Stück.



von Haller.

— — Betrug und Tand umringt die reine Wahrheit.  
Verfälscht ihr ewig Licht, und hemmet ihre Klarheit.  
Der Weise braucht umsonst, geführt von der Natur,  
Das Bleymaß in der Hand, und die Vernunft zur Schnur.

**E**s giebt in Spanien, wie die Geschichte sagt, eine gewisse Art scharfsichtiger Leute, die aber am Charfreitage gebohren seyn müssen, und die unter der Erde das Wasser, die Erze, die vergrabenen Schätze und Leichen sehen können. Diese verdächtigen Leute nennt man Zahuris, und ich wollte nicht viel dagegen sagen, wenn man etwa Lust hätte, zu glauben, daß hierunter böse Künste und Zauberey verborgen wären. Nichts destoweniger kann ich nicht umhin, mich selbst, und alle meine Amtsbrüder, mit diesen Zahuris zu vergleichen, ob ich gleich nicht glaube, daß seit des Dr. Fausts Zeiten ein einziger Doctor hat heren können. Wir müssen durch Haut und Fleisch hindurch in das Inwendige unsrer Patienten hinein sehen. Wir müssen den Leuten, die unsre Hülfe begehren, entdecken, was ihnen fehlt. Wir müssen aus ihren Augen, aus der Vorweisung ihrer Zunge, aus ihrer Farbe, aus ihrer Gestalt, und sogar aus ihrem Urine errathen, was sie für einen verborgenen

nen Feind bey sich führen, und in welchen Winkeln des Körpers er sich verkrochen habe. Man glaubt nicht, daß wir unsre Kunst verstehen, wenn wir den Leuten nicht auf ihr Ansehn sagen können, worüber sie zu klagen haben, und hierdurch müssen wir ihnen die Mühe ersparen, auf sich selbst Achtung zu geben, um uns die Geschichte ihrer Krankheiten von ihrem Ursprunge an erzählen zu können. Es scheint, als ob den Menschen mehr daran gelegen wäre, unsre Geschicklichkeit auf die Probe zu stellen, als sich von uns curiren zu lassen. Neulich meldete sich ein Bauer bey mir an. Als ich ihn fragte, was er von mir begehrte, zog er ein Glas mit Urin aus seiner Tasche, und sagte ganz kalisinnig: Da kanns der Herr sehen! Da ich nicht am Charfreitage geböhren bin, und wenig Geschicklichkeit besitze, zu weissagen; so gab ich meinem Bauer zu verstehen, daß es besser für seinen Patienten seyn würde, wenn er mir sagen wollte, wer derselbe wäre, worüber er sich beklagte, wie lange er krank gewesen wäre, u. s. w. Er fragte mich, ob ich dieß nicht aus dem Wasser sehen könnte? Nein, war meine Antwort. Ge schall jo en Docter wesen? Ja, sagte ich; aber es wurd mir leichter seyn, euren Patienten zu curiren, wenn ihr mir durch eure Nachricht zu Hülfe kommt, um den rechten Ursprung der Krankheit zu erforschen. O, Schnack! antwortete er, ich will nur wissen, was ihm fehlt; worauf er sein Glas wieder zu sich nahm, und fortgieng. So übel sind wir daran. Wir sollen Zahuris seyn, damit uns die Bauern examiniren können! Es wird selten ein Patient fragen, ob wir wider seine Krankheit ein gutes Mittel wissen? Denn es scheint, als ob ihm nichts daran läge, daß er geneset, wenn nur der Doctor recht auf ein Haar weiß, woran er crepiren wird. Ich läugne nicht, daß es eine solche medicinische Geschicklichkeit gebe, vermöge welcher man aus der Gegeneinanderhaltung der äußerlichen Kennzeichen die Natur einer Krankheit erforschen, ihren Ursprung entdecken, ihren Sitz und ihren Lauf finden, und ihren wahrscheinlichen Ausgang errathen kann. Allein, ein jeder Arzt, wer nicht vom Weissagen leben muß, wie die Laboranten, die Gold-

macher, die Hirten, u. s. w. wird zugeben, daß man auffer dieser Geschicklichkeit dennoch gern alle sonst mögliche Arten von Erläuterungen annehmen müsse, um sich in einer so wichtigen Sache, als die Erforschung der wahren Natur der Krankheit, und die Wahl der Cur ist, nicht zu irren. Daher kann ich es von Seiten eines Arztes nicht anders, als sehr leichtsinnig nennen, wenn er sich von dem Pöbel zum Propheten gebrauchen läßt, und lieber nach einer flüchtigen Muthmassung aus einem oder wenigen mislichen Kennzeichen gleich eine Cur unternehmen, als einen einfältigen Tropf abwehen will, der ihn mit vier Schillingen bewegen kann, seine Ehre zu vergessen. Was aber die Kranken betrifft, so mögen sie sich selbst einen Namen geben: denn ich mag den nicht nennen, den ich für Leute weiß, die ein Hirt oder Wasserbrenner, ohne daß sie es merken, zum Besten haben kann, und die sich doch für politisch genug halten, den Doctor auszuforschen, der, wenn er redlich mit ihnen umgeht, ihnen bloß sagt, was sie gern hören, und ihnen verordnet, was ihnen nicht schaden kann, bis er sie treuherzig genug gemacht hat, ihm alles zu entdecken, was er, wie sie glauben, schon längst aus dem Urine weiß. Man sollte in einer so wichtigen Sache, wie die Gesundheit und das Leben der Menschen ist, den Arzt vielmehr aufmuntern, seine Untersuchung so scharf, als möglich ist, anzustellen, und ihm dazu auf alle Weise behülflich seyn, daß er den Zustand des Kranken aufs deutlichste begreife. Hierdurch können die Patienten den Vortheil erhalten, ihren Arzt in der Wahl seiner Mittel desto gewisser und untrüglicher zu machen, da sie hingegen auf dem ersten Wege oft selbst den geschicktesten Mann, der es nicht für gut hält, ihnen zu gestehen, daß er nicht alles aus einem einzigen Zeichen errathen könne, zwingen, leichtsinnig und obenhin mit ihnen zu verfahren.

Ich habe mir vorgefetzt, in dem gegenwärtigen Blatte zu untersuchen, welchen Grad der Ehre ein Arzt darinn suchen, und wie viel sich um deswillen ein Kranker von ihm versprechen könne, daß er sich bloß mit den natürlichen Zeichen, z. E. aus dem Urine, der Farbe, dem Pulse, der Zunge, dem Schweiß,

Schweisse, u. s. w. begnügt, um von der Natur einer Krankheit zu urtheilen, und die Maafregeln seines Verhaltens darnach einzurichten. Diese Erörterung ist dem Publico ganz unentbehrlich. Denn sowol die Charlatanerey der Aerzte, als auch die Verblendung der Kranken, ist in Absicht dieser Sache so auffrorrentlich, daß sie auf keinem Theater mehr übertrieben werden könnte. Jene haben die Niederträchtigkeit so weit getrieben, wie *Vespasianus*, der, nach dem Berichte des *Suetonius*, der erste gewesen ist, der eine Abgabe auf den Urin gelegt hat, und diese sind so einfältig, daß sie sich einbilden, die Gabe zu prophezeihen erfordere bey den Aerzten nichts mehr, als daß sie auf einer Bank in dem Hörsaale eines Professors geschlafen haben. So leicht war es vor Alters, weiffagen zu lernen, da *Amphiaraus*, einer der größten Propheten des Heidenthums, ohne alle prophetische Gabe in ein Haus gieng, und, als er den folgenden Tag wieder heraus kam, die Gabe der Weissagung mitbrachte, und solchergestalt in einer Nacht zum Propheten geworden war; eben so leicht, wie man ein Dichter werden konnte, wenn man einmal auf dem *Parnasse* geschlafen hatte, wie *Persius* zu verstehen giebt:

Nec in hicipiti somniasse Parnasso  
Memini, ut sic derepente Poëta prodirem.

*Prolog. v. 2.*

Allein, heut zu Tage, da man eine unterscheidende Geschicklichkeit nicht mehr anders, als durch Fleiß und Nachforschung, erhalten kann; da das Wahrsagerhaus des *Amphiaraus* keinem mehr offen steht, und da man nicht mehr umhin kann, zu antworten, wenn ein Wolf den zureichenden Grund unsrer Urtheile zu wissen begehrt, ist es viel leichter, sich den Namen eines Großsprahlers, als eines prophetischen Arztes, zu erwerben, wenn man sich denselben nicht durch einen solchen Umfang von Einsichten verdienen kann, der nur dem Pöbel entwischt, und den der Kluge mit leichter Mühe entdeckt.

Das Meisterstück eines Arztes besteht unstreitig darinn, das System einer jeden Krankheit in seinem ganzen Umfange

einzusehen. Er besitzt dieses System, wenn er die möglichen Ursachen, die eine Krankheit erregen können, wenn er unter diesen diejenige kennt, die bei einer gegebenen einzelnen Krankheit wirklich statt findet; wenn er ihren Einfluß in den gegenwärtigen Zustand des Kranken, wenn er die Wirkungen derselben in die ganze thierische Oekonomie, ihre Verbindung, ihren Fortgang ihren Lauf und den Kampf der Natur mit der Krankheit, das Schwanken des Sieges bald auf diese, bald auf jene Seite, und die letzte Entscheidung vorher sieht, so wie sie ohne Zuthun medicinischer Hülfe aus der Natur der Krankheit und den Kräften der Natur vermuthet werden kann.

Dies sieht ein Mann, den Gott erwählt,  
 Ein Werkzeug seiner Huld zu seyn.  
 Er sieht, was den Gebränkten quälet,  
 Mit unbetrogner Scharfsicht ein.  
 Gleich leget sich der Brand, der in den Adern glüht.  
 Das heimlich starke Gift, verjagt aus dem Geblüte,  
 Weicht minder edlen Stellen zu.  
 Das Herz fühlt Kraft, das Haupt die Ruh.  
 Ein frischer Trieb fährt in die matten Glieder.  
 Er sieht das fast verlassne Licht  
 Mit halb verblendetem Gesichte.  
 Sich und die Welt erkennet er nun wieder.

von Haller.

Wie ist es auch anders möglich, als daß eine solche Einsicht solche Wirkungen hervorbringe? Auf der Erkenntniß der wahren Natur einer Krankheit beruhen lediglich die Regeln, die man zur Cur bestiehn muß, und nichts ist hernach leichter, als die Arzneymittel zu finden, welche das wirken, was die Regeln der Cur erfordern.

Wer seine Sachen verkehrt anfängt, der sucht in den Schriften der Aerzte mit unnützer Mühe die Regeln, wornach sie einzelne Krankheit curiren lehren, und kann sich etwas darauf zu gute thun, wenn ihm ein berüthinter Doctor ein Recept schenkt. Er weiß aber nicht, daß ihm alle Regeln der Heilungskunst und alle Arcana nichts nutzen, ehe er nicht die Natur einzelner Krankheiten mit derjenigen Scharfsinnig-

sinnigkeit erforschen kann, die ihn tüchtig macht, selbst Regeln zu erfinden, und Arzneyen zu wählen, die sich für einzelne Kranke, und nicht bloß für abstracte Krankheiten schicken.

Es ist aber unmöglich, das Entstehen einer einzelnen Krankheit zu fassen, ohne die allerumständlichste Geschichte sowohl des Kranken, als seiner Krankheit, zu wissen. Ein Minister, der ein in Verfall gerathenes Reich wieder in Flor bringen will, geht bis zu seinem Ursprunge zurück. Er bemerkt.

Des Staates Lebenslauf, die Ebb und Fluth der Zeiten.

Er sucht die Quellen seiner Macht, seines Reichthums, seiner Wohlfahrt. Er spürt den Ursachen nach, die es zu dieser Zeit empor gehoben, zu jener sinken lassen, und die es zuletzt in diesen Verfall gebracht haben, aus welchem er es durch seine Klugheit herauszureißen gedenkt. Je glücklicher er in diesen Untersuchungen ist, desto vermögender wird er seyn, die Hoffnung der Provinzen und der Regenten zu erfüllen. So ist ein Arzt, der der menschlichen Natur in ihrem Verfall zu Hülfe eilt. Aristoteles verglich die Regierung des menschlichen Körpers mit einer Monarchie, worinn das Herz die königliche Würde, das Gehirn das Kanzleramt, und die Leber die Oberhofmeisterstelle bekleidete. Ich lasse das lächerliche von diesem Gedanken fahren. Allein, so viel ist gewiß, daß die Welt und der menschliche Körper nach einerley Grundsätzen regiert werden müssen, wenn man der Natur getreu bleiben, und nicht durch chimärische Maximen ihren Absichten, anstatt ihnen zu Hülfe zu kommen, gerade entgegen arbeiten will. Der Arzt muß den Leib, den medicinischen Lebenslauf, das Temperament, das Alter, das Geschlecht seines Kranken, das, was ihm in seiner Gesundheit gewöhnlich und zuträglich, ungewöhnlich und schädlich war, die Veranlassung zu seiner Krankheit, und tausend Sachen wissen, ohne deren Erkenntniß er einer Krankheit unmöglich mit Ueberlegung begegnen kann, sondern sich nur als lenfalls ein Spruchkästgen von Recepten halten, und daraus auf gut Glück seinem Kranken eins mittheilen darf, was ihm der Zufall in die Hand giebt.



Diese unumgängliche Nothwendigkeit eines umständlichen Unterrichts hat der medicinischen Inquisition ihren Ursprung gegeben. Um ihrentwillen muß ein Arzt die Rolle des Fragers spielen, die sonst so unverschämt ist. Ein Patient klagt nichts, als was ihm weh thut, oder beschwerlich fällt. Er klagt Empfindungen, die doch nur sehr entfernte Wirkungen desjenigen Feindes sind, wider welchen der Arzt streiten muß. Man muß ihn also nöthigen, daß er uns ein deutliches Gemälde von sich selbst, eine ordentliche Geschichte seines medicinischen Wandels, einen Abriß seines innerlichen Zustandes, den er doch selbst nicht kennt, vor Augen lege; und wenn wir dann alles wissen, was sich erfragen läßt, so nehmen wir die natürlichen Kennzeichen zu Hülfe. Der Anblick, die Augen, die Nase, die Zunge, der Puls, der Ausschlag, der Schweiß, der Speichel, der Auswurf, das Athemholen, der Urin, ja alles Uebrige, was ich nicht einmal nennen mag; alles muß uns den Zustand unfres Kranken erläutern, und man nimmt alles gern zu Hülfe, um sich desto gewisser vor Irthümern zu hüten, woben es auf Leib und Leben andrer Leute ankommt. Wenn einem Menschen in der Welt daran gelegen seyn muß, daß sich ein anderer nicht irre; so muß es ein Patient seyn, der gleichsam die Einsichten seines Arztes verschlingen und verdauen muß, und dem die Irthümer desselben allezeit sehr übel bekommen. Eben um deswillen ist mirs unbegreiflich, warum die meisten Menschen so wenig Sorgfalt daran wenden, ihren Arzt wohl zu unterrichten, da doch der Kranke die einzige Person ist, die keine Irthümer büßet. Es sollte jedermann billig bey seinem Calendar oder Gefangbuche eine gewisse Reichtforirel für den Arzt haben, deren er sich erinnern und bedienen könnte, wenn er ihm von einem Kranken, oder von sich selbst Bericht abstaten soll. Ich empfing neulich von einem bemittelten Bürger aus einer kleinen Stadt folgenden Bericht:

„Gott zum Grus, Berichte von die Umstände der Krankheit, daß meine Frau solch Stechen und Blasigkeit hat, keine Ruhe, nichts zu essen, solches vermuthlich von Hohlung und schwerer Verkältung, und wohl auch mit von  
„Krüpsch-

„Kriipschheit und Aergerlichkeit, sende also das Wasser mit  
„Bicce ihr ein Respect zu verordnen, und verbleibe.“ ic.

Was soll man nun mit einer solchen Nachricht anfangen? Wenn man dem Schneider einen alten Mantelrock zu flicken schicket, so bestellt man viel ausführlicher und richtiger, wo und was daran mangelt. Es ist inzwischen wahr, daß man von niemanden fordern kann, einen Bericht an den Arzt abzustatten, der ihn hinlänglich unterrichtet, ohne vorher selbst davon unterrichtet zu seyn, was ein Arzt wissen muß. Ich hoffe bey meinen Lesern, die dieses schon wissen, Verzebung zu erhalten, wenn ich für den größten Theil der Menschen ein solches Formular hersehe, welches unendlich vielen Dingen abhelfen kann, die die Ausübung der Arzneykunst im Publico unglücklich machen.

Man muß sich vorstellen, daß ein Arzt folgende Fragen ergehen liesse, und diese muß man beantworten: 1) Von welchem Geschlechte ist der Kranke? 2) Von welchem Alter? 3) Von welchem Temperamente? Das heißt: Ist er munter, oder sehr ernsthaft, hitzig, oder träge und schläfrig, wenn er gesund ist? 4) Hat er zuweilen Nasenbluten, oder sind andre natürliche Blutflüsse bey ihm vorhanden, oder in Ordnung? 5) Ist er gewohnt Blut zu lassen, zu schröpfen, zu purgiren, zu schwitzen? 6) Medicinirt er aus Vorsicht, z. E. durch Brunneneuren? Gebraucht er Blasenpflaster, Fontanelle, oder dergleichen? 7) Wie ist die Luft beschaffen, in welcher er lebt? 8) Was pflegt er für Speisen, was für Getränke zu genieffen? und von jedem ungefähr wie viel? 9) Wie ist sein Schlaf? 10) Hat er in gesunden Tagen Leibesbewegung? und von welcher Art? oder ruht er? und was sind seine ordentlichen täglichen Geschäfte? 11) Welche Gemüthsbewegungen beherrschen ihn? 12) Hält er seine natürlichen Ausführungen, die Ausdünstung, die Eröffnung, u. s. w. in Ordnung? 13) Besitzt er wol einige Erbkrankheiten? 14) Was für Krankheiten hat er Zeit seines Lebens überstanden? und ist er etwa nach einer derselben stets kränklich geblieben? und dann folgt erst die Frage: 15) Wann und wie hat sich die gegenwärtige Krankheit angefan-

gefangen? woran fehlt es? und was thut wohl? Mit dieser Antwort wird gemeiniglich der Anfang aller Berichte gemacht; ja, sie ist der ganze Inhalt derselben. Die letzte Frage wird selten aufrichtig beantwortet, nämlich: 16) Was sind bisher für Mittel gebraucht worden?

Ich fordere alle rechtschaffene Aerzte auf, zu gestehen, ob sie ohne die Erkundigung aller dieser Umstände jemals vermögend sind, sich von irgend einer Krankheit einen vollständigen Begriff, und eine wohlgegründete Theorie zu formiren? Wie sollte ihnen aber eben um deswillen nicht der Kranke oder sein Abgeordneter auf alle mögliche Weise zu Hülfe kommen, damit ihnen in der Beantwortung aller dieser Fragen nichts dunkel, nichts zweifelhaft bleibe!

Einige Leute bilden sich recht etwas darauf ein, wenn sie ihrem Doctor etwas weiß machen können, das nicht wahr ist. Sie sind dem Kinde ähnlich, das sich im Spiegel sah, und sich selbst Maulaffen machte, und Nasenstüber gab. Eine Jungfer, die sich für dreißigjährig ausgiebt, da sie doch schon die letzten Bierzige krümmt; ein Süßer, der seine Nüchternheit rühmt; ein Fresser, welcher sagt, daß er keinen Appetit habe; ein Kranker, der schon längst von einem Pfuscher Arzney gebraucht hat, und versichert, daß er noch nichts eingenommen habe; einer, der die Arzneyen, die er einnehmen soll, zum Fenster hinaus wirft; einer, der in seiner Krankheit ist und trinkt, was ihm verboten ist; der dem Rathe alter und junger Weiber, ohne Vorwissen des Arztes folgt; der mehr, als einen Arzt, gebraucht, ohne daß beide etwas von einander wissen; der mit der Sprache nicht heraus will, wenn er von Ausschweifungen krank ist, die ihm keine Ehre machen; der keine Arzney einnimmt, wenn sie nicht gut gut schmeckt; und kurz, der nicht dafür hält, daß der Doctor alles wissen, und der Patient alles thun muß: alle diese Leute, sage ich, haben sich selbst zum Besten, und machen sich Maulaffen. Denn das müßte wol ein seltsamer Arzt seyn, der sich dadurch für beleidigt halten sollte, wenn ihm ein anderer etwas aufhietet, wodurch er ihn zwingt, ihm unrecht zu begegnen, und wodurch er ihn zugleich wegen  
aller

aller bösen Folgerungen lospricht, und für unschuldig erklärt.

Wer sich selbst liebt, der wird nicht allein gegen seinen Arzt die freymüthigste Offenherzigkeit, und die größte Bereitwilligkeit, ihn zu unterrichten, blicken lassen, sondern er wird sich auch selbst durch eigne aufmerksame Beobachtung seiner Natur, seiner Lebensordnung und seiner Empfindungen beim ersten Ursprunge und beim Fortgange der Krankheit immer geschickter zu machen suchen, dem Arzte die Erläuterungen, die er bedarf, mitzutheilen.

Nach allen diesen vorläufigen Erkundigungen kommt der Arzt erst auf die Untersuchung der natürlichen Zeichen. Nun fingert er den Puls. Nun fordert er die Zunge heraus. Nun sieht sein weissagendes Auge den Harn. Nun spürt sein forschender Blick der Seele des Kranken durch seine Augen nach. Nun guckt er unter das Hemd, um Ausschlag zu finden. Nun wittert er Schweiß. Nun sieht er nach allem, und nimmt Schnupftaback.

Die gesammten Einsichten, welche der Arzt durch so viel Umstände erhält, setzen ihn endlich in den Stand, den Lauf der Krankheiten vorher zu vermuthen; und wenn er dann weissagt, so geht Weisheit aus seinem Munde, und so redet Verstand von seinen Lippen.

Wer kein Arzt ist, der beurtheilt die Geschicklichkeit desselben aus solchen Handlungen, die ihm am unbegreiflichsten scheinen. Daß man durch Fragen klug werde, das hält niemand für eine Sache, welche Geschicklichkeit zum voraus setze, oder bewundert zu werden verdiente. Allein, daß ein Doctor aus dem Urin sage, wie alt ein Patient sey, wie viel Stufen er die Treppe herunter gefallen, mit welcher Hand er sich aufgerichtet, und welchen Spruch er im Fallen gebetet habe, das will was saagen. Der Pöbel hört ihn, erstaunt, wiederholt seine Orakelsprüche in der Schenke, sieht ihm vorbei gehen, tritt heraus, giebt ihm den Krug, macht Gemeinschaft mit ihm, und niemanden in der ganzen Gegend widerfährt ein Zufall, der nicht sein Wasser für seinen Doctor liesse, und nicht auf seine Prophezeihungen

gen mit Freuden stürbe. Dieß macht den Charlatan stolz, der sonst nichts wissen darf, als wie man mit der Miene eines Mannes, der Gedanken wirzt, bey Gelegenheit eines Uringlases, allen Unsinn eines unwissenden Prahlers über einen einfältigen Tropf ausschütten muß, der sich dessen aufs höchste erfreuet, daß ihn ein so vergoldeter Herr für so ein Lumpengeld einer Offenbarung würdigt. Unverschämtheit, Stolz und dumme Kühnheit sind das Recept zu einem Wasserpropheten, und zu allen den Weissagern, die Aussprachen für den Pöbel haben. Wie übermüthig war nicht Aelklespiades aus P-usium in Bnthynien, als er wettete, daß man ihn für keinen Arzt halten sollte, wenn er jemals krank werden würde! Wie dumm war er! wie dumm! Inzwischen gewann er die Wette: denn er starb in einem hohen Alter von einem Falle, ohne vorhergegangene Krankheit. Auf dieses glückliche Beispiel sind schon Millionen dreiste Lügen von den Ärzten geweissagt worden. Denn wenn nur unter tausenden eine gelingt, so werden bald alle übrige vergessen; und wenn man auch einmal beschimpft wird, so stehen doch nicht auf jeder Weissagung die Galeeren, wie auf des du Vals seiner, in dessen Studierstube man ein Papier fand, worauf er vorhergesagt hatte, daß Ludwig der XIII. vor den Hundstagen des 1631ten Jahrs sterben würde, welche Vorhersagung ihn auf die Galeeren brachte.

Ich hoffe nunmehr gezeigt zu haben, daß es eine sehr erniedrigende Uebereilung sey; wenn ein Arzt, um es dem Charlatan in der Kunst, zu weissagen, wenigstens gleich zu thun, sich gefallen läßt, bloß aus den natürlichen Zeichen der Kranken, und besonders aus dem Urine, den Zustand des Patienten zu bestimmen, zu beurtheilen, und seine Maassregeln der Cur daraus zu nehmen, ohne sich in die ausführliche Untersuchung einzulassen, welche der Kunst allezeit Ehre macht, und der sich kein Boerhaave, kein van Swieten, kein Hofmann, kein Werlhof, je geschämt hat. Ich weiß wohl, was die Arzney, die sich hinreißen lassen, antworten: „Thun mir es nicht, so thun es hundert andre;“ gleichsam, als ob es uns verboten wäre, ehrlicher zu seyn,  
als

als andre sind. „Allein, wir verlieren den Beifall im Publico. „Wir möger noch so behutsam, so weise, so vorsichtig sprechen; „so kommt ein Charlatan, und überschreuet uns, und nimmt „uns allen Beifall und Unterhalt . . . . Ich weiß es nicht! „Sollten nicht in jeder Stadt so viel großmüthige und vernünftige Leute seyn, als erfordert werden, einen Mann, den sie für weise erkennen, nicht darben zu lassen? Es ist noch nie ein redlicher, fleißiger und weiser Mann Hungers gestorben; und was das betrifft; daß er sich überschreuen lassen muß, so will ich ihn mit dem Beispiele der Nachtigall in Gleims Fabel trösten. Es wird noch immer Staare geben, welche die Stimmen unterscheiden können.

Ein Esel stand vor seinem Stall,  
Und hörte die Morgenlieder  
Der muntern Nachtigall.  
Da singet sie schon wieder,  
Die kleine Sängerin!  
Spricht er zu seiner Eselinn.  
Allein die Stimm ist viel zu schwach.  
Ich weilt, ich sänge sie danieder.  
Und plötzlich singt er übers Dach,  
Zum Garten hin, ein starkes Ja: ach!

Der Vögel ganzes Singschor  
Entsetzet sich, fliegt an das Licht hervor,  
Und lauscht, und singt nicht fort.  
Der ungeheure Schall  
Erschreckt zwar auch die kleine Nachtigall.  
Allein, sie sucht neugierig einen Ort,  
Zu sehn, was für ein Ungeheuer  
Die Stimme hat, und fliegt empor,  
Und setzt sich auf des Hauses Dach,  
Sieht in den Hof, und sieht  
Zuerst ein langes Ohr,  
Und dann den ganzen Schreyer.  
Sie sieht ihn, und sagt, Ach!  
Etracks folgen ihr die Vögel alle,  
Und sitzen auf dem Dach,  
Und sehn ihn vor dem Stalle.

O! sprach ein Staar!  
Ich wußt es wohl, daß es ein Esel war.

## Mein Herr College,

Da ich schon seit vielen Jahren mein Gehör verloren habe, so bin ich nicht im Stande, mit Ihnen von derjenigen Angelegenheit selbst zu sprechen, weshalb ich meinem Diener befohlen habe, dieses Billet an Sie aufzusetzen: denn die Gicht hat mich unvermögend gemacht, selbst zu schreiben. Es betrifft das Heil und die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts. Ich habe auf meinen Reisen, da ich fast in allen Kreisen des deutschen Vaterlandes als ein Doctor ausgetreten, durch tausend Versuche endlich ein vortrefliches Arzneimittel entdeckt, welches in allen möglichen Krankheiten probatum erfunden ist. Es heilt in wenig Tagen alle Wunden und Geschwüre, Krebs, Gicht und Podagra, Brüche, blinde Augen, das Säusen und Brausen vor den Ohren, Taubheit, Schlag; und Lähmküsse, Grind, Würmer, Stein und Wassersucht, Colik, Ruhr, und die sogenannte galante Krankheit. Es vertreibt allen Ausschlag der Haut, Krätze, Ausschlag, Pocken, Masern, Friesel, Finnen, Leberflecken und Sommersflecken, führt ab durch den Schweiß, Stuhlgang und Urin, und ist ein allgemeines Präservativ gegen alle Krankheiten. In der Schwere und allen desperaten Zufällen wird es keinen ungeholten lassen. Das Glas kostet 4 Mark grob Courant, welches man sich aber franco ausbittet. Wenn Sie nun, mein Herr College, für mich die Liebe haben wollten, und dieses Mittel in Ihren Blättern bekannt machen, so stehen Ihnen ein Duzend Gläser umsonst zu Dienste, die Sie zuerst in meinem Namen verkaufen, hernach aber die Patienten zu mir weisen könnten. Die Noth treibt mich zu dieser Bitte. Ich bin iht nicht mehr im Stande, selbst herumzureisen. Es hat der Schickung gefallen, mir meinen Affen und Harlekin, in einer Zeit von 3 Wochen, beyde in der fallenden Sucht, durch den Tod zu entreißen. Ich selbst bin, wie ein Lazarus, über den ganzen Leib gleichsam mit Geschwüren besät. Meine Glieder sind von der Gicht ganz verlähmt, und ich brülle oft ganzer 24 Stunden in den entsezlichsten Steinschmerzen. Mein Kessräger ist in Wölln von dem Schlage gerührt worden, und der Diener, den ich noch bey mir habe, leidet seit einigen Jahren so viel an seinen Augen, daß er mir ebenfalls unbrauchbar wird. Erbarmen Sie sich also eines verlassenen Mitbruders, und setzen Sie meine Arzney in Ihr nächstes Blatt. Sie können das Publicum versichern, daß ihre Wirkung nie fehl schlägt, und ich setze meine Ehre zum Pfande, daß sie niemanden hülflos lassen soll. Wollen Sie es wagen, und sie im Anfange 5 Mark bieten; so erbiere ich mich, Ihnen für jedes Glas 8 fl. Abzug zu geben. In Erwartung Ihres collegialischen Beystandes verharre ich

Meines Herrn Collegen

Dienstwilligster,

Laurentius Pausbad

Zehntes Stück.

---

von Hagedorn.

— — — Glaubet, was ein Alter schrieb.

---

Ich habe vor einigen Wochen einen alten Better in seinem 97ten Jahre durch den Tod verlohren, welcher ein Arzt, und ein genauer Kenner der menschlichen Natur war, und in der ganzen Gegend, wo er lebte, unter der Hand für einen Goldmacher gehalten wurde. Er prophezeihete sich, wie alle Goldmacher, ein sehr hohes Alter, und hielt auch wirklich sein Wort viel besser, als der Großprahler Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim, auch ein Goldmacher und Arzt, der sich rühmte durch sein Elisir Methusalems Alter zu erreichen, und hernach anzusehen, ob es ihm beliebte, zu sterben, und der sich doch schon in seinem 47ten Jahre zu Tode seß, und in einer Schenke starb. Der gute alte Mann hat mir alle seine Casusbücher vermacht, die voll schöner Beobachtungen und Erfahrungen sind, womit ich dem Publico grosse Dienste zu leisten gedenke. Er hat darinn die Krankheiten, welche ihm zu curiren aufgetragen worden, mit möglichster Sorgfalt beschrieben, und ich finde unter der grossen Menge verschiedne ganz sonderbare und höchstmerkwürdige Fälle, von welchen ich heute meinen Lesern einige vorzulegen gedenke. Ich lasse die Data und Numern hinweg, und setze nur die Reflexionen und Casus des alten Mannes in seinem zuverlässigen Tone hierher, ohne an seinen Meynungen weiter Antheil zu nehmen.

Am heutigen Tage habe ich mich überzeugt, daß es wirklich einen Abo zeh, welcher den Leuten aufsitzt, wenn sie des Nachts im Bette liegen, und welcher das Frauenvolk in böse

Der Arzt. I. Th. Berth. Ausg.
3
Ver-



Versuchungen führt. Ein ansehnlicher Gelehrter suchte deshalb mit thranenden Augen für seine Ehegattinn Hülfe bey mir. Ich habe die Antimagica verordnet, und werde sehen, wie viel sie thun. Nunmehr bin ich fast mit mir selbst uneins, ob ich dem ungläubigen Juden, Rabbi Abraham, oder den Gelehrten aus unsrer Kirche in ihren Meinungen beusplichten soll. Der erste hält die Alpe für eigne unvollkommene Creaturen, und behauptet: Als Gott der Herr am sechsten Tage die lebendigen Creaturen geschaffen, so wäre ihm bey der Fertigung der letztern der Sabbathabend zu geschwind über den Hals gekommen, daß er nicht völlig hätte fertig werden können, und daher wären es unvollkommene Geschöpfe, nämlich Alpe, geblieben. Hierwieder scheint die Erfahrung zu streiten, immassen alle bisher gesehene Alpe lauter junge wohlgewachsene Leute, mithin vollkommene Creaturen gewesen sind. Die christlichen Gelehrten halten theils den Satan, theils die Heren für die Alpe, und behaupten, daß Homer, Aristoteles und der englische Zauberer Merlin von dergleichen Bestien erzuat worden wären. Daß dieses möglich sey, hat Philippus Camerarius mühsam erwiesen, und man findet davon Beispiele im Gohl und Paräus. Es können aber allerdings auch Heren seyn; wenigstens kann ich keinen Widerspruch darinn sehen. Zur Bestätigung will ich noch dasjenige anführen, was der berühmte Heurnius in seinem 30sten Capitel des Buchs von den Krankheiten, aus seiner eignen Erfahrung, erzählt. „Ich besinne mich, schreibt er, da ich ein Knabe war, und bey einer ehrlichen Matrone schief, daß ein schwarzer Mann im Schlasfe sich über sie legte, welches ich mit meinen Augen gesehn, da sie des Morgens frühe geklagt, es habe sie der Alp gedrückt. Ich aber, ob ich wol ein Knabe war, erkühnte mich nicht, von dem schwarzen Manne etwas zu sagen, weil er nur gedrohet hatte, wo ich was sagen würde; u. s. w. Obgleich der freche Schaarschmidt vermuthet, daß dieser Alp der Pfaffe aus dem Dorfe gemesen seyn könnte; so sieht man doch gar leicht, daß dieses ein kindlicher Spott sey, der die Sache selbst nicht verändert, Meines Erachtens ist

es mit den Alpen kein blosses Blendwerk, doch aber auch nichts bloss Natürliches. Denn, wie könnten wol die Antinag-ca et was davor helfen, wenn nicht böse Geister ihren Theil daran hätten?

Reinhardt Langhandt, ein Seher, verlangte bey mir Hülfe wider ein besonderes Reissen in seiner rechten Hand, worauf eine heftige Geschwulst und Entzündung folgte, die aber wieder vergieng, so oft er dasjenige unterließ, was sie veranlasste. Ich habe ihn umständlich befragt, was die Ursache dieses Reissens etwa seyn möchte? Allein, er ist bey dem steif und fest geblieben, was ich ihm erzählen will, ob ich es gleich anfänglich selbst für unglücklich hielt. Allezeit, sagt er, wenn ich ein elendes Buch zu sehen habe, bekomme ich mein Reissen in die rechte Hand. So oft ein frostiger Einfall, ein Selbstlob, ein dummer Gedanke, eine unverschämte Schmeicheley kommt, so fängt es schon in der vorhergehenden Zeile an, mich ein wenig zu ziehen. Je näher ich nun im Sehen komme, desto ärger wird das Ziehen. Bey einer neuen Metaphysik, die ich vor zweyen Jahren gesetzt habe, war das Reissen und die Geschwulst so heftig, daß ich davon den ersten harten Knoten an der Handwurzel behalten habe, (NB. den er mir zeigte, und den ich selbst mit dieser meiner Hand berastet habe.) Gleich über dem Metaphysikknoten kamen vier andre von einer elenden Postille, die ein Feldprediger herausgab. Ein Pändchen arakronischer Oden hat ihm nur eine Beule verursacht, die aber beständig von einem Salwasser sickert, und einige Bogen schmutziger Reime haben ihm bis in den Schulterknochen Reissen verursacht, worauf sich ein grosser Knoten im Gelenke des Arms gesetzt hat, der immer eitert, und wie eine Peißeule stinkt. Ich habe mich bey dem Herrn, wo dieser Mensch arbeitet, und bey seinen Mitgesellen, bey seiner Frau und Bekannten flüchtig nach der Wahrheit dieses Vorgebens erkundat, und sie kommen in ihren Zeugnissen alle überein, daß dieses tugendhafte Subject wirklich in seinem Berufe diese Noth auszustehn habe. Ich habe ihm, statt der Arzneyen, bey einem wackern Buchdrucker Arbeit geschaufft, der lauter gute Sachen annimmt,

und seit der Zeit hat er zwar noch zuweilen Reissen, aber keine Beulen mehr bekommen. So unglaublich mir dieser Zusammenhang moralischer Dinge mit physischen Krankheiten anfänglich vorgekommen, so habe ich doch in den Autoribus endlich etwas Aehnliches gefunden, das mich völlig überzeugt hat. Um nur ein Beispiel anzuführen, so erzählt Junker die Geschichte von zweien Schwestern, die zweien Brüder, und wovon eine jede einen zu ihrem Lieblinge gehabt hat. Diese beyden Brüder sterben, und bey der Beerdigung des Liebings der einen wird ein Sterbelied gesungen, bey der Beerdigung des Liebings der zweyten aber ein andres. So bald nun nach der Zeit die eine oder die andre Schwester dasjenige Lied gehört hat, was ihrem Lieblinge gesungen worden ist, so hat sie sich den ganzen Gesang hindurch erbrechen müssen. Auf solche Weise hat man beyde Schwestern mit diesen beyden Vomitiven von Sterbeliedern, so oft es ihnen dienlich gewesen, von oben purgirt. Ich finde in dieser Wirkung der guten Lieder nichts Außerordentlichers, als in jener Wirkung der schlechten Bücher, nur daß das Gute mehr in den Magen, das Böse hingegen mehr in die Faust zu wirken scheint. Wollte doch der Himmel, daß allen Sehern in der Welt ein solcher Zufall begegnete! Denn ich wollte gern der erste seyn, der nichts drucken ließe, ob ich gleich vielleicht im Stande wäre, der Welt ein Licht anzustecken, dessen sie aber nicht würdig ist!

(Hier zielt der ehrliche Greis vermuthlich auf seine Arcana zum Goldmachen.)

„Canidia Bockfußinn, eine bejahrte Matrone, kam zu mir, und sagte, daß sie sich für befiessen hielt. Ich erkundigte mich nach allen Umständen, und fand die Sache gegründet. Sie war vor einiger Zeit, als sie über einen Stein nach der Kirche gehen wollen, in den tiefen Graben gefallen, der damals über 3 Mann hoch Wasser gehabt. Allein, ob sie gleich viel gebetet, auch endlich laut zu singen anzufangen hat; so hat sie doch nicht unterstehen können, sondern ist wie eine Ente fortgetrieben, ohne daß ihr einmal der Kopf oben naß geworden wäre. Seit dieser Zeit hat sie angefangen,

gen, zu merken, daß sie bekeffen sey. Zuweilen spricht sie Wörter aus, ohne den Mund dabey zu bewegen. Einmal ist ihr die Milch blau geworden; und in der Nacht vom ersten Man ist ihr im Bette nicht anders zu Muth gewesen, als ob sie in der Luft ritte. Auf mein Befrauen, ob sie sich irgend in ein Verständniß mit bösen Geistern eingelassen, oder mit einer verdächtigen Person einen Contract errichtet hätte? antwortete sie mir, daß sie sich keines andern, als ihres Ehecontractes mit ihrem Manne, erinnern könnte, welcher sie aber Zeit seines Lebens so übel tractirt hätte, daß sie dieses gar nicht für ein Verständniß mit ihm ansehen könnte, indem es vielmehr bis an sein Ende ein grosses Mißverständniß gewesen wäre. Solchergestalt blieb mir der Grund der Sache zwar ungewiß. Allein, da ein jeder am besten wissen muß, wen er bey sich hat, diese Frau auch keinen anscheinenden Vortheil davon haben konnte, sich für bekeffen auszugeben, weil bey uns deraeichen Leute verbrannt werden; so konnte ich an der Wahrheit des Vorgebens nicht zweifeln. Es hat zwar Thomastus gesucht, die Geschichte von den Hexen verdächtig zu machen. Allein, ein aufmerksamer Arzt kann ihn aus tausend Beispielen hinlänglich widerlegen. Woher sollten wol die besondern und wunderbaren Einsichten und Eigenschaften gewisser Personen herrühren, die über alle ihre natürlichen Kräfte gehen, wenn sich nicht ein böser Geist mit ihnen vereinigte? Der Rector bey unsrer Schule, der in seinem Leben kein Wort lateinisch verstanden hat, fing in seinem Alter, als er, seines ruchlosen Wandels wegen, abgesetzt wurde, auf einmal an, lateinisch zu sprechen. Eine alte verdächtige Frau habe ich selbst in der Kirche aus meinem Stuhle im griechischen Testamente lesen sehen, ob sie gleich, auf gerichtliches Befragen, vorgab, sie hätte dieses Buch nur aus Versehen, statt des Geiangbuchs, erariffen. Eine andre, die so taub war, daß sie keinen Flintenschuß hören konnte, verstand dennoch alles, was man mit ihr redete, und hat mir selbst: Großen Dank! geantwortet, als ich ihr auf der Straffe einen guten Morgen bot. Ich übergehe unzählige andre Beweise, um nur noch den einzigen anzuführen, daß die obgedachte Bockfußinn,

nachdem sie vor einigen Tagen gestorben, eine schwarze Zunge gehabt, welche sie zwischen den zahnlosen Kinnladen fest gehalten.

Heut Abend spät ließen mich die Gebrüder Albert und Duns Sedermesser rufen, davon der Albert ein Poet, der Duns aber ein prosaischer Schriftsteller ist. Ich fand sie beide in einem erbärmlichen Zustande. Albert war dreymal dicker, als ein natürlicher Mensch zu seyn pflegt. Sein Bauch wollte augenblicklich bersten. Sein Kopf war so rund, und seine Backen waren so aufgeblasen, als ob er beim Windgette im Dierste stünde. Herr, rief er mir entgegen, und lief wie unsinnig im Zimmer auf und ab; Herr, ich sterbe, wenn sie mir nicht Luft schaffen! Dies verwirrte mich ein wenig, weil ich aus seinem Anblicke vermuthet hatte, daß er zu viel Luft zwischen Fell und Fleisch hätte. Denn das wußte ich allzu wohl, daß ein Poet kein Fett hat. Ich fragte demnach, wo es ihm an Luft fehlte? Hier! hier! sagte er, und zeigte auf seine Brust. Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Sind sie wol bey einer Hochzeit gewesen, oder hat ihnen ein Wohlthäter eine Mahlzeit gegeben? Nein! antwortete er, ich weiß vor kürzlichem Frentage keine Mahlzeit, und es war doch erst Sonnabend; Abend. Es schien mir, als ob ich sein Uebel besser kennen lernte, und fragte ihn, ob er mir morgen Mittag die Ehre thun wollte, mich zu besuchen? Herzlich gern, sagte er. Aber wo ich heute Abend nicht Luft bekomme, so ist Albert Sedermesser morgen Mittag schon im Reiche der Schatten; und wie soll es dann wol bey der Hochzeit auf den Frentag werden! So? unterbrach ich ihn, haben Sie dann eine Hochzeit? Freulich, Herr, hier ist das Carmen schon fertig. Ich sahe eine besondre Freudigkeit in den Augen des Patienten, und daher suchte ich ihn auf diesem Gespräche zu halten, und bat ihn, mir dieses Carmen vorzulesen. Er that es ohne Widerrede. Bey der ersten Strophe schien die Geschwulst zu fallen. Bey der dritten setzte sie sich merklich. Kurz bey der 35ten Strophe, welches die letzte war, saß der vorige magere Albert wieder da, und ich erkannte hier

hieraus, daß kein ganzer Zufall von nichts sonst herrührte, als von verhaltenen Versen.

Dieser hatte also Lust. Aber nun war der Duns noch zu curiren, der an seinem Pulte saß, und an einer alten schmutzigen Feder läuete. Sehn Sie hier nicht zu fleißig, sagte ich zu ihm, und klopfte ihn auf die Schulter, Nur herein! rief er statt der Antwort; woraus ich schloß, daß er in tiefen Gedanken säße, und glaubte, daß man an seine Stubenthür pochte. Ich redete weiter. Allein, ich erhielt keine Antwort, so, daß ich mich endlich genöthigt sahe, zu solchen Mitteln zu schreiten, die die Natur zu sich selbst bringen. Ich hielt ihm brennenden Schwefel unter die Nase, wovon er bloß ein wenig hustete, ohne von der Feder abzulassen. Weil ich sahe, daß nichts anschlagen wollte; so befahl ich, daß man ein scharfes Elystier verfertigen liesse, und daß man den Duns ins Bette brächte. In der That war er in eine kleine Ohnmacht gefallen, womit er oft bey seinem unaufhörlichen Sitzen und Schreiben beschwert wurde. Als ich dieses dem Bruder ankündigte, welcher diesen Unsinn für nichts anders, als eine tiefe Meditation, ansah; so schüttelte er lächelnd mit dem Kopfe, und antwortete, als der Duns eben von seinem Stuhle aufgehoben wurde, um ins Bette gebracht zu werden: *Mens agitatio moiem!* In diesem Augenblicke ward Duns von einigen Dünsten befreuet, worauf er gleich die Augen wieder aufschlug, und sich erholte. Diesen Zufall hatte ihm eine Abhandlung zugezogen, worinn er beweisen wollte, daß in einer Monade niemals zwei Vorstellungen auf einmal Platz haben könnten. Es wäre ihm nützlicher gewesen, zu wissen, daß in dem Buche eines Autors, der immer schreibt, und sich zusammenkrümmt, nicht so viel Winde Platz haben könnten, als er bey sich führte.

„Nie bin ich mehr in Erstaunen gesetzt worden, als da ich die wunderbaren Wirkungen des vornehmen Standes in die Nerven an dem Herrn von Felleisen wahrnahm, den ich heut, Abends um 8 Uhr, besuchen mußte. Er war bisher der stärkste Kerl im ganzen Städtchen gewesen, Von seiner Geburt an bis ins 11te Jahr hat er bloß gefressen. Im

12ten Jahre fing er an, sich zu appliciren, und ritte die Post bis in sein 20stes Jahr. Um diese Zeit starb einer seiner Auserwählten in Ostindien, der ein grosses Vermögen hinterließ, welches ihm zufiel. Nachdem er dieses Geld 5 Jahr in seinem Hause bewacht hatte, erfuhr er einstmals von ungesähr in einer Predigt, daß man mit seinem Pfunde wuchern müßte. Um es nun recht wohl anzulegen, entschloß er sich, den Adelstand dafür zu kaufen. Heute Vormittag um 7 Uhr empfing er denselben mit der Post, und erbrach den Adelsbrief noch mit eben den robusten Fäusten, womit er sonst sein Postpaul regiert hatte. Aber mit dieser seiner letzten bürgerlichen Handlung schien ihn auch auf einmal alle Kraft eines gemeinen Keils zu verlassen. Kaum hatte er den Adelsbrief durchgelesen, als er schon die Schwachheiten des ärztlichen Standes zu merken anfing. Seine Faust, womit er noch gestern zweien Fuß Land bedecken konnte, fing an, sich ins Enge zusammenzuziehen, und legte ihre Haut ab, wie eine Hummerscheere. Die Gelenke an der Handwurzel, am Knie und am grossen Zehen begannen schon Nachmittags um 4 Uhr zu jucken und zu feuern, und heut Abend um 8 Uhr war das völlige Chiragra, Gonaagra und Podagra vorhanden. Der ganze Herr von Selleisen schien nichts anders, als ein Miniaturstück von dem vorigen Reitknechte, Mag. Selleisen, zu seyn. Das Gesicht war blasser und zarter. Die Augen sahen schmachtender. Der Athem noch übler. Die Glieder waren durrer und lahmer. Der Appetit war schlechter. Das Aufstossen kam öfter und säurer. Der ganze Mann war eingetrochen, und so maager geworden, daß er nur so, wie er da war, hätte aufs Theater treten können, um Holbergs Don Kanudos de Colibrados vorzustellen. Alles dieses konnte keiner andern Ursache, als der Veränderung des Standes, zugeschrieben werden. Denn alle Eigenschaften, die er verloren hatte, waren bürgerlich, und alle, die er dagegen erhalten, waren dem Adel eigen. Ich hatte meinen Spass mit dem guten Herrn. Denn weil ich ein alter Mann bin, so wird mir zuweilen eine kleine Freyheit zu gute gehalten. Nun, sagte ich zu ihm, gnädiger Herr,

Herr, wie wirds mit den Speifen werden? Wie wird Ew. Gnaden nun der alte Maßkaff und die fette Blutwurst schmecken, die Sie doch gewiß ehedem auf den Stationen nicht verachtet haben werden? Schweige Er davon, mein Freund, verfehte Se. Gnaden, sonst muß ich mich den Augenblick brechen. In der That sahe ich Anstalten dazu, und bewunderte die Empfindlichkeit der Natur, welche sich von einer so nichtswürdigen Sache, als ein erkaufter Adel ist, in eine so grosse Verwirrung setzen läßt. Der Herr von Jelleisen nahm mich heut Abend zu seinem ordentlichen Arzte an, ob er gleich noch nichts verschrieben haben wollte, weil er, wie er sagte, curieux wäre, zu sehen, ob wirklich der Adelstand einen Einfluß ins Geblüt hätte, und ob es wol noch zum rechten Podagra kommen sollte, welches er mir fast zu wünschen schien. Wenn dieser Keutknecht erst die Wollüste des Adels zumachen wird, wou er iht noch nicht Geschick genug hat; so hoffe ich, noch die Ehre zu haben, ihn an den verdrießlichsten und schändlichsten Krankheiten zu curiren. Inzwischen beweiset dieier Fall, daß der Adel wirklich im Geblüte stecke, wie die Pocken, und daß er sich bey den geböhrnen Edelleuten schon im Mutterleibe, bey den gemachten aber erst nach der Geburt entwickele, wie bey der Inoculation.

Den seit 3 Wochen in meine Cur genommenen Herrnhuter habe ich endlich am heutigen Sonntage wieder zur Kirche gehn sehen. Er kam vor 3 Wochen in der Absicht zu mir, um sich wegen mancherley hypochondrischer Zufälle bey mir Rath zu erholen. Ich merkte bald' aus seinen wunderlichen Reden, daß er zu den Kreuzluftbögelein gehörte, welche Leute man fast zum Spotte der ganzen vernünftigen Welt, durch ernsthafte an einander hängende Vernunftschlüsse zu widerlegen pflegt, nicht anders, als ob sie ihren völligen Verstand hätten. Ich kann es noch nicht begreifen, wie der sonst so scharfsichtige Baumgarten zu dem Verfalle gekommen ist, mit diesen armen ungesunden Leuten eine ordentliche gelehrte Streitigkeit anzufangen, die fast eben so angebracht ist, als wenn man in Swifts Tollhause die Metaphysik lesen wollte. Ich habe längst eingesehen, daß es diesen elenden



Menschen bloß an ihrer Gesundheit fehlt, und daß sie nicht bekehrt, sondern curirt werden müssen. Ihre Krankheit ist eine Art der Milzsucht, welche in eine stille Manie ausbricht, die der Schribe-Tollheit gleicht. Gleichwie nun der Fehler der meisten Milzsuchtigen in der gehinderten Wirkung der Verdauungskräfte und in dem gehinderten Umlaufe des Bluts im Unterleibe zu suchen ist, so hat man bey der Cur eines solchen Elenden nur darauf zu sehen, daß man ihn von diesen beyden Uebeln befreye. So habe ich es mit meinem Herrnhuter angefangen. Die Blutigel haben ihm seine letzten Zweifelsknoten gelöst, und alle übrige Arzneymittel, die seine Verdauung erleichterten, die Blähungen zertheilten, und den Umlauf des Bluts im Unterleibe beförderten, haben ihn nach und nach so weit wieder zu sich selbst gebracht, daß er seine traurige Narrheit verlassen, und sich wieder mit der christlichen Gemeine vereinigt hat.

„In meinem höchsten Alter habe ich noch Gelegenheit gehabt, eine neue Ursache menschlicher Krankheiten zu entdecken, welche ihr Daseyn bloß den verderblichen Kriegsläufen zu danken hat. Seitdem sich die hohen Häuser von Oesterreich und Preussen mit einander veruneinigt haben, sind unter den Privatleuten ganz besondere Krankheiten im Schwange gegangen, die ich nach genauer Untersuchung bloß ihrem Partengeiste zuschreiben kann. Ein gewisser Mann, der preussisch gesinnt war, ward nach der Schlacht bey Collin über seinen ganzen Leib gelb, und verfiel in eine Zehrung, die ihn gewiß aufgeopfert haben würde, wenn nicht die Schlacht bey Lissa noch zur rechten Zeit ins Mittel getreten wäre. Von dieser Zeit an hingegen brach ein gewisser Bürger, der die österreichische Partey hielt, täglich eine Menge schwarze Galle von sich, und konnte in 12 Nächten kein Auge zuthun, und in 12 Tagen weder essen noch trinken. Nach der Zeit habe ich diese Zufälle häufig angemerkt, und bin im Stande, so bald ich die Nachricht von einer Schlacht höre, vorher zu sagen, was für Krankheiten in den nächsten vier Wochen grassiren werden. Ich hatte anfangs Mühe, mich von der Richtigkeit meiner Beobachtungen zu überzeugen. Denn, da wir

wir in einem Lande leben, wo wir vom Kriege nichts zu befürchten haben, und wo es besonders Privatleuten ganz gleichgültig seyn könnte, welche von beyden kriegenden Mächten die Oberhand behält; so schien es mir nicht glaublich zu seyn, daß sich unsre Einwohner durch ihre Parteilichkeit um ihre Gesundheit bringen, und in Lebensgefahr setzen sollten. Allein, endlich haben mich unzählige Erfahrungen überzeugt, daß die Bastillen in der That eine Ursache von Krankheiten sind, welche gewissermaßen epidemisch grassiren, und sich mit Unruhe, Schlaflosigkeit, grünem Erbrechen, der gelben und schwarzen Sucht, scharfen gallichten Durchfällen, Colikschmerzen und Schwindsucht und Heccil offenbaren. Ich wünschte um desto mehr mit allen Patrioten, daß wir bald den erwünschten Frieden in Deutschland wieder erleben möchten. „

Dieses ist eine der letzten Beobachtungen des ehrlichen Alten, welcher in seine Ruhe eingegangen ist, ohne das Vergnügen erlebt zu haben, diesen seinen redlichen Wunsch erfüllt zu sehen. Ich könnte noch viel mehr wichtige Casus aus seinen Tagebüchern aufzeichnen. Allein, ich befürchte, daß meine Leser darüber ermüden möchten: Nichtsdestoweniger werde ich mir vorbehalten, bey Gelegenheit noch eine Nachlese aus diesen Beobachtungen mitzutheilen, welche durch ihre practische Nützlichkeit dasjenige ersetzen können, was ihnen an der Munterkeit des Vortrags eines alten abgelebten Greises abgeht.

\* \* \*

### Werther Herr Doctor!

Aus Ihrem zweenen Stücke habe ich gesehen, daß Sie kein Verehrer alter Matronen sind, wie die andern jungen Doctoren, die erst nach Hause kommen, und sich nur nach jungen Dienern umsehen. Sie müssen ein alter verständiger Herr seyn, und ich möchte Sie wol einmal am Tische über die 12 Matronen regieren sehen, die so viel hundert Jahr zusammenbringen können. Ach! es ist mir in meinem hohen, und zwar 27-jährigen Alter, eine rechte Herzensfreude gewesen, daß Sie den verdammtten Kleiderstolz und den Modeteufel heruntermachen wollen. Kann ich nicht auf eine halbe Stunde einmal zu Ihnen kommen, wenn Sie die Matronen bey sich haben?

Aber

Aber es müßte eher geschehen, als Sie von den Moden schreiben. Ich wollte der Gesellschaft nur einen Schnitt zeigen, den ich von meiner Großmama geerbt habe. Eifern Sie doch ja recht über die Amazonenkleider, und über die engen Schnürleiber, und über die streche Entblößung der Brust, die etelhaft anzusehn ist. Das junge Volk bildet sich ein, daß dies alles recht schön läßt. Allein, es fehlt ihnen an Verstand und Erfahrung. Mein alter eingewurzelter Husten wird Ihnen, wenn ich die Ehre habe, Sie zu besuchen, Gelegenheit geben, die übeln Folgen der Eitelkeit der Jugend zu beschreiben. Denn ich habe mir denselben zugezogen, als ich im Winter 1689 auch eitel war, und glaubte, daß ich mich, wie die Blumen, in meiner Blüthe öffnen müßte. Ich will Ihnen noch einen Leichdorn von 1688 zeigen, der ganz wie mit Moos bewachsen ist, und meinen damaligen engen Schuhen seinen Ursprung zu danken hat. Ach, lieber Herr! demüthigen Sie doch ja das junge Volk, so gut Sie können. Es ist um ihres Lebens und um ihrer Gesundheit willen! Sie sollen sehen, wie commode meine itzige Tracht, und wie gesund sie ist. Ich gehe von oben bis unten fast ganz gerade aus, als wenn ich nur einen Mantelrock umhatte, der in der Mitte ein wenig zusammen gebunden ist. O, wenn ich doch erst die Jungfern eben so gehn sehen sollte! Ich verharre

Ihre

ergebene Dienerinn,

Brigitta, N.


 Fünftes Stück.

---

 Günther.

Land, Aufzuehung, Leib und Zeit  
 Macht wahrlich unter den Personen — —  
 Viel Unterschied.

---

Die heiße und trockne Witterung, welche sich seit vierzehn Tagen, und nach so lange anhaltender Kälte und rauher Luft bey uns eingestellt hat, erfordert von mir, meine Leser gleich anfangs, da es noch Zeit ist, zu warnen, und

und ihnen die Gefahren vorzustellen, welchen sie in einer heißen und trocknen Luft ausgefetzt sind.

Boerhaave ließ in eine Hitzstube, worinn die Zuckerbecker die Zuckerhüte trocknen, und worinn der Grad der Hitze an einem sorgfältig verfertigten Thermometer mit Quecksilber 146 Grad zeigte, einen Sperling in einem Bauer hinsetzen. In einer Minute holte er schon ängstlich und beschwerlich Luft und sperrte den Schnabel auf. Er arhmete alle Augenblicke geschwinder, und war davon in kurzem so entkräftet, daß er nicht mehr auf der Stange sitzen konnte, sondern sich unten im Bauer hinsetzte, wo er unter sehr schnellem Athemholen binnen 7 Minuten starb. Ein Hund war der andre Delinquent, welcher in dieser Hitze mit dem Sperlinge zugleich sein Schicksal ausstehen sollte. Als er 7 Minuten darinn zugebracht hatte, leckte er, steckte die Zunge aus dem Rachen, und holte sehr geschwind Athem, doch blieb er in seinem hölzernen Gehäuse noch ruhig liegen. Nach ungefähr einer Stunde schöpfte er schon mit lautem Röcheln Luft, und machte unbeschreibliche Bewegungen, um aus seinem Gefängnisse heraus zu kommen. Allein, es währte nicht lange, so verliessen ihn schon die Kräfte, und er fieng an, immer langsamer zu athmen, bis er zuletzt die Luft sehr tief und langsam in die Brust zog, und wieder von sich gab, so daß man es am Ende fast nicht mehr vernehmen konnte. In dieser ganzen Zeit hatte der Hund eine große Menge Schaum aus dem Mund: geschoben, welcher ganz röthlich war, und einen so unerträglichen Gestank von sich gab, daß ihn die Umstehenden nicht ausstehen konnten; und dieser erschreckliche Gestank war zugleich so aiftig, ungeachtet er erst in so kurzer Zeit in diesem Thiere entstanden war, daß eine Person, die sich nur einen Augenblick näherte, fast todt geblieben wäre, und mit Weingeist und Myrrhen wieder zu sich selbst gebracht werden mußte. In dieser großen Hitze verachß das Thier nicht einen Tropfen Schweiß, und nach seinem Tode zeigte das Thermometer, als man es ihm in den Rachen steckte, 110 Grad der Hitze. Eine Katze, die in eben dieser Hitze, nach einer Viertelstunde, fast mit eben den Umständen, wie

der

der Hund, starb, war dergestalt naß vom Schweisse, als ob sie im Wasser gelegen hätte. Herr Dunze hat diese grausamen Versuche an mehreren Thieren wiederholt, und die Erfolge sind ohngefähr immer dieselben gewesen.

Eine so schnelle Fäulniß und einen so schleunigen Tod verursacht die allzugroße Erhitzung des Bluts; und obgleich unser Lustkreis nie einen so unerträglichen Grad der Hitze empfängt, so kann man doch leicht aus diesen Versuchen von den grössern Graden auf die geringern schließen. Im Jahre 1665 verursachte der heisse Wind, Samiel genannt, daß in Persien zu Bassora binnen zwanzig Tagen viertausend Menschen starben, und so ist die Hitze dort jährlich vom Julio an bis zum September, so daß man genöthigt ist, stets frisches Wasser im Munde zu halten, um nicht zu verschmachten. Von dieser Erzählung ist Thevenot Zeuge.

Wie kann es wol anders seyn, als daß eine sehr grosse Hitze im Sommer unser Geblüt zu stark auflöse, aus seiner natürlichen Mischung setze, und zugleich zur Fäulniß geschickt mache, da wir sehen daß sie dieses an allen flüssigen Körpern verrichtet, die aus Theilen von ganz verschiedner Art zusammengesetzt sind. Die Hitze hat die Eigenschaft, alle Körper auszudehnen, und mithin ihre Bestandtheilchen von einander zu entfernen. Hieraus erhellet, warum das von der Hitze sich ausdehnende Blut im Sommer die Adern aufschwellet, und Wallungen leidet, welche sich bald in hitzige und faulende Fieber verwandeln. Kein Theil unsrer Säfte ist aber einer grossen Verderbniß von der Hitze schleuniger unterworfen, als der fettigte oder ölichte, welcher dadurch eine fressende Schärfe erhält, die selbst unsre besten Theile zernagt. Aus dergleichen Theilen besteht aber die Galle, und man kann also den Grund leicht einsehen, warum die grosse Hitze des Sommers so leicht faulende Gallenfieber erzeugt, welche eine grausame Seuche der Menschen sind. Diese scharf gewordene und faulende Galle theilt nicht allein dem aus unsern Speisen zubereitendem Nahrungsstoffe ihre Fäulniß mit, und steckt dadurch alle unsre Säfte an, sondern sie nagt auch an den Häuten der Gedärme, und wirkt  
in

in denselben anfänglich, wie eine scharfe Purganz, welche ein gallichtes Erbrechen oder einen schmerzhaften Durchlauf erregt. Nachher aber zerfrisst sie die Häute der Gedärme, daß sich das faulende Blut in sie ergießt, und einen faulen blutigen und gallichten Durchlauf verursacht, welcher die Ruhr genennt wird, und sich mit dem Brande der Gedärme und dem Tode endigt, wovon unten das 153ste Blatt nachgelesen werden kann.

Solche erschreckliche Uebel haben wir von einer grossen Sommerhitze zu befürchten, und dieß ist die Ursache, warum man den Sommer von je her für den Vater pestilenzialischer Krankheiten gehalten hat. Die Geschichtschreiber erzehlen, daß vor Zeiten die Hitze der Hundstage die cyclopidischen Inseln unfruchtbar gemacht, und auf denselben eine grosse Pest erregt, und daß man damals den Aristäus ersucht habe, dieselbe zu vertreiben. Er gieng nach der Insel Cea über, ließ daselbst dem Jupiter einen Altar bauen, und opferte, brachte auch dem Hundsterne Opfer, und stiftete ihm ein jährliches Fest. Seitdem entstanden die Hundstageswinde, welche 40 Tage dauerten, und die Sommerhitze mäßigten; und es scheint, als ob Diodor von Sicilien sagte, daß die Pest nach diesem Opfer in der Zeit, da die Hundstageswinde weheten, aufgehört habe. Es ist leicht zu begreifen, wie die kühlenden Winde einem Uebel haben steuern können, das bloß von der unmäßigen Hitze seinen Ursprung genommen hatte.

Eine zufällige Ursache, warum die Hitze schädlich zu seyn pflegt, ist die Erkältung, welche sich im Sommer viel öfter ereignet, als im kältesten Winter. Bei kalter Witterung vernummen wir uns genug, und lassen die rauhe Luft selten auf unsern Leib fallen. Im Sommer hingegen sind wir vor nichts weniger besorgt, als vor der Kälte, und gleichwol kann uns ein kühler Abend, ein frischer Regen, der unsre dünnen Sommerkleider durchfeuchtet, ein Gewitters Sturm, oder ein kalter Trunk tödtlich erkälten. Hieraus entstehen die gefährlichsten Entzündungsfieber, besonders das Seitenstechen, welches im Sommer so vielen denaraus macht;

macht; die bösen Hälse, und, wie schon Hippocrates an-  
gemerkt hat, Entzündungen der Augen, und Ohrenweh, Durch-  
fälle, Coliken, Ruhr und hitzige Fieber, die durch die unter-  
drückte Ausdünstung leicht hervorgebracht werden.

Wenn bey der Hitze die Luft zugleich trocken ist, welches  
bey uns geschieht, wenn die Winde vom trocknen Lande her-  
wehen, wie der Ostwind; so nimmt die Luft desto mehr  
Feuchtigkeit von allen ausdünstenden Körpern an sich, je we-  
niger sie selbst davon in sich enthält, gleichwie eine trockne  
Leinwand, die einen feuchten Körper berührt, besser, als  
eine, die schon ohnehin feucht ist, die Wästringkeit an sich  
zieht. Da nun die Hitze das Blut auflöset, und zur Aus-  
dünstung geschickter macht; so befördert die trockne Luft die  
letztere dergestalt, daß der Körper austrocknet, und das  
Blut den größten Theil seiner Wästringkeit verliert. Es  
bleibt also in den Adern nur der zähste und klebrigste Theil  
zurück, und solchergestalt macht die trockne heiße Luft das  
Blut dick, ohne es doch deshalb besser zusammen zu ziehen.  
Würde das durch die Hitze allzu flüssig gewordene, oder all-  
zu sehr aufgelöste Blut durch die trockne Luft wieder in sei-  
nen Theilen verdichtet und zusammengezogen; so wäre der  
Ostwind das beste Mittel, die Gefahr, welche die Hitze ver-  
ursacht, zu verhüten. Allein, da er nur bloß das Wästri-  
gige vom Blute auesaugt, ohne doch das, was zurück bleibt,  
weil es für die Schweißlöcher zu grob ist, wieder in seine na-  
türliche Mischung zu setzen; so behält das zurückgebliebene  
zähe und klebrige Blut noch immer die von der Hitze verur-  
sachte üble Mischung und Neigung zur Fäulniß, und auf dies-  
se Weise vermehrt die Trockenheit der Luft die Gefahren der  
Hitze. Ein dickes und zähes Geblüt steckt leicht in den  
kleinen und schlaffen Blutgefäßen, und diese Verstopfung  
verursacht Entzündungs-Krankheiten, die desto leichter den  
ganzen Körper zerrütten, da ihn ohnedem ein erhitztes Blut  
durchströmt, welches von der geringsten Veranlassung Eiter  
und Fäulniß annimmt.

Die Aegypter haben schon längst die Erfahrung davon gehabt, wie schädlich die trockne Luft sey, indem sie davon zum öftern blind wurden. Wie kann es auch anders seyn, da die trockne Luft den Augen alle die Feuchtigkeit entzieht, welche zu ihrem Gebrauche von unentbehrlicher Nothwendigkeit ist? Ein gleiches geschieht in den übrigen inwendigen Theilen des Körpers, welche die trocknende Luft unmittelbar berührt. Die Nase und der Mund werden davon ausgetrocknet, und die Fäserchen der Zunge verlieren, weil sie trockner und spröder werden, ihre Biegsamkeit, und lassen sich von der Luft nicht mehr so leicht ausdehnen. Daher wird nicht allein das Athemholen beschwerlich, sondern es wird auch das erhitzte Blut in den kleinen Gefäßen, welche die Luftblasen in der Zunge umgeben, ausserordentlich ausgedehnt, daß solchergestalt der leere Raum, in welchen sonst die frische Luft hineinreten könnte, um es abzukühlen, immer mehr verengt, und durch die aufgeschwollenen Blutgefäße fast gänzlich verfüllt und verschlossen wird; daher auch viele bey allzu grosser trockner Hitze an Stockungen des Bluts in der Zunge, oder, wenn sie sich durch kaltes Getränk helfen wollen, an Seiten- und Zungenstechen sterben. Dieses erfahren, die Neugierigen, die in den ägyptischen Pyramiden herumkriechen, worin die Luft so heiß und trocken ist, daß man nur wenig Kleider auf dem Leibe behalten darf: denn wenn sie wieder heraus kommen, so drohet ihnen das Seitenstechen und der Todt, wie Norden versichert, obgleich das Klima dort warm genug ist, wenn sie sich nicht alsobald umkleiden, und, um den Durst sicher zu mäßigen, ein wenig Brantwein nehmen. Aber dieses ist noch nicht alles. Die trockne Luft hindert auch die Kräfte der Verdauung, und die zu den willkührlichen Bewegungen, indem sie uns zugleich mit der grossen Menge der nahrhaften Säfte diejenigen Lebensgeister entzieht, welche zum Leben, zur Bewegung und zum Empfinden nothwendig sind, und ohne welche der stärkste Mann schwach, wie ein Kind, und todt, wie eine Pflanze, seyn würde. Dies ist der Zustand der Enkräftung, der Mattigkeit und des Verschmachtens, in welchen wir in einer heißen und trocknen Luft gerathen.



Wenn wir uns in diesem Zustande befinden, so ist eben so viel Gefahr dabey, sich darinn Erleichterung zu verschaffen, als darinn zu beharren. In beyden Fällen sind gewisse Behutsamkeiten nöthig, die ich meinen Lesern icht erzählen werde.

In trockner Hitze ist das erste, worauf man zu sehen hat, daß man sich an dem Orte seines Aufenthalts eine kühle und mit wäſſrichen reinen Dünsten angefüllte Luft verschaffe. Ich verlasse hier den armen Tagelöhner, und den fleißigen Künstler und Handwerksmann, der sich zum Dienste der Menschen erkaufen lassen muß, und seine Bequemlichkeit weder kennt, noch sucht. Ich schreibe icht für die vornehmen Leute, deren Tagesarbeit bloß darinn besteht, auf ihre Gesundheit zu lauren, und die sich ganze Tage ans Fenster stellen, um den Wechsel von Wind und Wetter zu beobachten. Diese Leute können bey Hitze und Ostwinde in ihrem Zimmern Wasser springen lassen, oder die Bretter mit Eßige anstrengen und scheuren, am besten aber allerley Blumen, Stauden und Bäume ins Wasser setzen: denn nichts ist geschickter, die trockne und heisse Luft mit einer kühlenden Feuchtigkeit anzufüllen, als die Pflanzen, weil diese ganze Ströme von Wasser in die Luft hauchen. Um deswillen gefällt mir die althergebrachte Gewohnheit, Birkenbäume oder Mayen im Wasser in die Zimmer zu setzen. Denn, wenn man gleich in die Gärten gehen wollte, um eben die Vortheile zu genießen; so kommt man doch dabelbst nur in eine Versammlung von armseligen Pflanzen, die selbst verlehzt sind.

Der zehrende Sonnenstrahl trinkt die dürstige Nahrung der  
Keime

Die lachende Rose wird bleich und zerfällt;

Der trocknende Ostwind verweht den kühlenden Dunstkreis  
der Bäume,

Und streut die geschrumpften Blätter ins Feld.

Die Speisen und Getränke müssen uns bey schrühter Trockenheit ebenfalls zur Erleichterung dienen. Man muß kühlende Nahrungsmittel genießen, um die Hitze zu dämpfen. Hierzu kann dünne Mandelmilch, kühles Wasser und allerley

ley frisches Getränk dienen. Unter den Speisen gehören dahin die kühlenden Früchte, als Gurken, Melonen, saftiges Obst, u. s. w. Man muß solche Nahrungsmittel genießen, welche die von der Hitze allzu sehr aufgelösten Säfte zusammenziehen, und dieses thun alle saure Speisen, u. d. säuerliche Früchte und Getränke. Hierhin gehören alle Arten Salat, besonders die mit Citronensäure zubereitet werden; Citronen selbst und Einaäpfel; Pommeranzenscheiben, mit Zucker auf die Zunge genommen: denn die Pommeranzensäure verdirbt nicht so leicht den Magen, als die von Citronen; ferner Kirschen und Erdbeeren; Molken mit Citronensäure oder Cremor Tartari geschieden; Cremor Tartari in Wasser zerlassen; Limonaden und Rhein- oder Moslerweine, mit Wasser vermischt. Eine Limonade aus 2 Bouteillen Champagnerwein, einer Bouteille Selterwasser, 3 Pommeranzen, 3 Citronen, und Zucker, ist ein fürstliches Getränk bey warmen Ostwinde. Allein, man muß zusehen, daß dadurch die Ausdünstung nicht zu sehr befördert werde. Wenn man 4 Theile Selterwasser und einen Theil Moslerwein unter einander mischt, und in ein Weinglas voll von dieser Vermischung einen Theelöffel voll geriebenen Zucker schüttet; so erhebt sich ein brausender Dampf, und man trinkt einen kühlenden Champagner, der besser in der Hitze ist, als der wahre. Man muß aber auch auf solche Mittel bedacht seyn, welche in heißer Dürre das zähe klebrigte Blut wieder verdünnen und anmässern, das von der allzu starken Ausdünstung des Körpers bey trocknen heißen Winden seiner Flüssigkeit beraubt worden ist. Das Wasser würde diesen Mangel der Feuchtigkeit leicht ersetzen, wenn es sich nur mit einem so zähen klebrigten Blute vermischen könnte. Allein, da es hierzu nicht Durchbringlichkeit und Gewalt genug hat, so geht es, wenn man bey trockner Hitze auch noch so viel davon trinkt, doch fast unverändert durch den Schweiß und Urin wieder hinweg. Die säuerlichen Sachen leiden beynahe eben dasselbe Schicksal. Denn, die durch den Verlust der Lebensgeister durchgängig erschlafften festen Theile thun den flüssigen, welche in ihnen herumfließen, so wenig Wi-

berstand, daß dieselben auf keine Weise innig unter einander vermischt werden können, sondern vielmehr fast unverändert in die offenen und erschlafften Absonderungsgefäße der Nieren und der Haut hineinfließen, und so in Gestalt des Harns und Schweißes wieder davon gehen müssen. Um nun also ein Mittel zu finden, wodurch das Wasser in den Stand gesetzt wird, sich innig mit dem Blute zu vereinigen, lange damit in Verbindung zu bleiben, und es flüßig zu machen, muß man es mit einem Körper vermischen, welcher die Natur einer Seife an sich hat, und also geschickt ist, zühe klebrige Sachen aufzulösen, und mit dem Wasser in Verbindung zu setzen. Diese Seife muß wenig Salz bey sich haben, damit sie den Durst des trocknen Halses nicht vermehre. Sie muß nicht unangenehm schmecken, damit man viel davon trinken kann, und sie muß die Kräfte ersetzen können, ohne dem Magen beschwerlich zu fallen. Alle diese Eigenschaften treffen wir bey dem Gelben im Eye an. Daher wird sich bey trockner Hitze der Luft kein Getränk besser schicken, als wenn man das Gelbe vom Eye mit etwas Zucker reibt, ein Maas Wasser darauf gießt, ein halbes Glas Rheinwein und etwas Citronensaft hinzu thut, und dieses zusammen vermischt. Man kann auch den Wein gänzlich hinweglassen, und nur Citronensaft nehmen, gleichwie man anstatt des Endotters auch das Wasser mit geraspeltem Hirschhorne abkochen kann. Weil die Verdauungskräfte bey heißer und trockner Luft sehr geschwächt sind, so ist es nöthig, sich zu dieser Zeit, besonders im Essen und Trinken, mäßig zu verhalten. Laertius schreibt es der besondern Mäßigkeit des Socrates zu, daß er allein von der Pest frey geblieben ist, die Atticam verheerete: und er mag dieses nun nennen, in welchem Verstande er will, so ist doch so viel gewiß, daß keine Zeit gefährlicher sey, um sich den Magen zu verderben, als wenn die Bitterung alles ben trägt, unsre Säfte zur Fäulniß geneigt zu machen, die Verdauungsgefäße, besonders die Galle, damit anzustecken, und zugleich die Werkzeuge der Verdauung durch Entkräftung, Erschlaffung, Austrocknung und Verzehrung der Lebensgeister zu ihrem Geschäfte untüchtig zu machen.

Ich habe in meinen Blättern hin und wieder die Leibesbewegung angepriesen. Allein, ich habe einmal Gelegenheit, sie zu widerrathen. Die Umstände, worinn man sich bey trockner Hitze der Luft befindet, erlauben nicht, daß man sich zu dieser Zeit bewege. Man würde dadurch nicht allein die ohnedem schon allzu starke Ausdünstung noch mehr befördern, sondern auch die enkräfteten Muskeln mehr schwächen. Ich hoffe nicht, daß man mir Schuld geben werde, daß ich mir selbst widerspräche, weil ich die Leibesübungen ehedem angepriesen habe; sonst würde ich meine Leser an einen Ausspruch des Epictets erinnern müssen. Ein jedes Ding, sagt er, hat zwey Handgriffe, woran es gefaßt und gehandelt werden kann, einen guten und einen bösen. An dem schlechten fasset der Pöbel an, am guten hingegen der Weise. So ist es auch mit der Leibesbewegung. Sie muß zur Gesundheit gebraucht werden; aber man muß sie nur so gebrauchen, wie es ein Weiser mit allen Dingen thut, nämlich zu gelegener Zeit und am gehörigen Orte. Die Völker der heißen Länder schlafen um die Mittagzeit, und spazieren bey dem Untergange der Sonne und bey dem Mondenscheine. Dieses Beispiel ist vernünftig, und verdient, nachgeahmt zu werden. Nichts destoweniger aber muß man doch die freye Luft zu genießten suchen, indem man die angenehmen Abende in den Gärten zubringt. Denn da wir in einer heißen und trocknen Luft stark ausdünsten, und unsre Säfte zu dieser Zeit eine Neigung zur Fäulniß haben; so werden unsre eigne Ausdünstungen zu einem gefährlichen Gifte, welchem man ausweichen, die Zimmer, worinn er sich aufgesamlet hat, öffnen und verlassen, und das freye Feld suchen muß, um den giftigen pestilenzialischen Fiebern zu entfliehen. Rhasis gedenkt einer Pest, wovon alle Jäger frey geblieben sind, weil sie die freye Luft genossen, und eine gute Lebensordnung geführt haben. Wer kein Freund der edlen Hitze ist,

Die Heulen und Musik, und Mensch und Vieh vereint,

der kann wenigstens die freye Luft, die Leibesbewegung in der kühlen Witterung, und die Mäßigkeit und Nüchternheit

heit davon nehmen, und sich dadurch vor grossen Gefahren schützen.

Der Schlaf ist in heisser und trockner Witterung zur Ersetzung der verlorren Lebensgeister und Kräfte nothwendig; aber er hat die Ungemächlichkeit, daß man darinn noch stärker zu schwitzen pflegt, weil man die Erwärmung der Betten nicht verhüten kann, welche das Geblüt entweder in Wallung setzt, und eine trockne Hitze erzeugt, die den Schlaf hindert, oder ihn durch den heftigen Schweiß schädlich, unruhig und unerquicklich macht. Um die Wallung des Bluts und die trockne Hitze, welche den Schlaf hindert, zu vermeiden, müßte man Abends beim Schlafengehen eins von den Getränken zu sich nehmen, die ich oben in heisser und trockner Luft angepriesen habe, oder man könnte sich einer kühlenden und beruhigenden Arzney bedienen. Zur Verhütung des allzu starken Schweißes müßte man in kühlen Zimmern schlafen, ein Fenster ausheben, und einen Rahm, mit einer dünnen Leinwand überzogen, vorsetzen, um dadurch den freien Eingang der frischen Luft zu erhalten, ohne sich vor den Insekten fürchten zu dürfen. Damit die Betten unsern Leib nicht erhitzen, sollte man auf solchen, die nicht zu weich wören, oder, statt der Betten lieber auf Matrazen liegen. Das allerbeste Mittel wäre das, in Hangematten zu schlafen, und ich beargeweise nicht, warum man dieses im Sommer nicht in den Häusern eben so allgemein macht, als es zu allen Zeiten auf den Schiffen ist.

Wegen der Kleidung ist zu erinnern, daß man sie bey der trocknen Hitze der Luft nicht allzu dünn tragen, noch weniger sich ganz entblößen müsse. Die Wirkung der trocknen Wärme und der Kälte in unsern Körper sind gar nicht so sehr von einander verschieden, als man es sich wol einbilden möchte. Man sieht es schon allein an den Thieren. Es ist bloß der Wirkung der Kälte zuzuschreiben, daß sie gegen den Winter ihre Haare verändern. Es ist aber auch bloß die Wärme Schuld daran, daß sie gegen den Sommer eben dasselbe thun. Denn, woher sollte es sonst wol rühren, daß die europäischen Hunde und Katzen, bey uns, wo ihnen weder Wärme, noch

Kälte

Kälte in unsern Wohnungen merklich sind, ihre Haare nicht, wie die wilden Thiere, verändern, in den Gegenden um Hundsonsbay aber eben so, wie die wilden Thiere, die Haare wechseln, so bald das Wetter wieder warm wird? wie solches Ellis beobachtet hat. Eben dieser Reisebeschreiber bestätigt, daß eine grosse Kälte in unserm Körper eben die Wirkungen habe, als eine grosse Hitze, dadurch, daß er mit eben den Mitteln erfrorene Glieder geheilt hat, die sie geheilt haben würden, wenn sie verbrannt worden wären. Herr von Buffon sagt: „wenn die Kälte sehr groß wird, so bringt sie einige Wirkungen hervor, die denen von einer sehr grossen Hitze ähnlich sind. Die Samojeden, die Lappen und Grönländer haben eine dunkelbraune Farbe der Haut; ja, es soll unter den Grönländern einige geben, welche so schwarz, wie die Mohren, sind. Die Kälte muß eben so, wie die Wärme, die Haut austrocknen, verändern, und ihr eine dunkle Farbe geben. Eben so finden wir vom Pontoppidan folgende Anmerkung: „Die Lappländer sind kleiner, als die Norweger und Schweden, flachern Angesichts, und beständig von dunkelbrauner Farbe und schwarzen Haaren. Dieses beweiset, daß daselbst, wo der gemäßigte Himmelsstrich aufhört, und die Kälte herrscht, die Kälte nicht mehr weisse, sondern auch eben so, wie die starke Hitze selbst, ganz dunkelfärbigte Menschen macht.“ Um nicht in dieser Ausschweifung länger fortzufahren, so will ich nur gleich die Anwendung von diesen Beobachtungen machen. Wenn grosse Kälte und grosse Hitze ähnliche Wirkungen in unserm Körper erzeugen, so scheint es vernünftig zu seyn, daß man sich gegen beide nicht in eine sich schlechterdings entgegengesetzte Verfassung setze. Es ist eine Sache von der Natur, den Leib durch Bedeckung gegen die Einflüsse der Kälte zu schützen: denn die Natur thut dieses selbst bey den Thieren. Wenn nun die Hitze eben solche Wirkungen auf uns hat, als die Kälte; so scheint es billig zu seyn, daß wir uns auch gegen sie schützen. Die Kleidungen sind in der Hitze gar nicht unersäglich, und man muß sehr ungeduldig seyn, wenn man sie

abreißt. Sie schützen uns gegen die Sonnenhitze, und zwar sind hierzu die Tuchkleider von hellen Farben weit geschickter, als die seidenen Zeuge und dünnen Sommerkleider. Sie verhüten, daß uns ein Regen oder ein starker Wind nicht so leicht erkälte. Sie werden nicht so bald vom Schweiß durchdrungen, wodurch die Erkältung befördert wird. Sie sind, wenn sie nur nicht mit überflüssigen Falten versehen, und mit Steifen belästigt worden, eben so leicht zu tragen; und weil sie etwas wärmer sind, als die seidenen und leichten Zeuge, so unterhalten sie die Ausdünstung besser und verhüten hierdurch die trockne Hitze, welche von der Wallung des Bluts bey verschlossnen Schweißlöchern entspringt, und allezeit viel unerträglicher ist, als ein wenig zu schwitzen. Hierzu kommt endlich noch, daß man auf diese Weise, wenn man in allen Jahreszeiten einerley Art, von Kleidungen trägt, die weder zu kalt, noch zu warm sind, die Empfindungen viel leichter an alle Witterungen gewöhnen, und viel tausend Gefahren verhüten kann, die bloß vom unbehutsamen Kleiderwechsel und von dessen unvermeidlichen Folgen herrühren.

Ich will diese Regeln von dem Verhalten bey Dürre und Hitze, die ich iht unmöglich erschöpfen kann, und wovon ich bey fernern Gelegenheiten Verschiedenes nachzuholen gedenke, iht nur noch mit den allgemeinen Warnungen beschließen, daß man sich bey dem schwitzenden und erhitzten Leibe die süsse Empfindung der Zuflucht, die kühle Feuchtigkeit in Grotten, worinn Wasser springt, und die Entblößung nicht zu sehr gelüsten lasse; daß man nicht aus der Eisgrube trinke, sondern mit einem mäßig kühlen Getränke sürlieb nehme; daß man sich trockne Wäsche und Kleidung anlege, so bald als diejenige, so man am Leibe trägt, vom Schweiß durchgenäßt, und noch warm ist, und daß man sich nie verleiten lasse, den Durst und die Hitze, wie viele vom Vöbel thun, mit mehr Brantwein oder andern hitzigen Liqueurs zu mäßigen, als etwa nöthig ist, um die Speicheldrüsen ein wenig zu reizen, daß der Mund flüßig werde, und den erschöpften Nerven einigen Geist wieder zu geben. Hierzu ist

es mehrentheils hinlänglich nur etwas Brantwein im Munde zu halten.

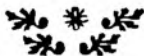
• • •  
 Monsieur,

Im Vertrauen! Wie lange ist es doch wol her, daß Sie Doctor geworden sind? Ich kann mir nicht einbilden, daß Sie die Kinderschuß schon vertreten haben. Denn, von einem Manne, der Erfahrung und Wissenschaft in der Arzneykunst besitzt, kann man wol nicht erwarten, daß er der Welt weiß machen sollte, man müßte keine Arzney gebrauchen, so lange man noch gesund ist. Ist dieß nicht eben so viel, als ob man nicht eher essen sollte, bis man verhungert ist. Höre Er, mein guter Freund, laß er sich von einem alten Apos-  
 theker, der es gut mit ihm meynt, ob er ihm gleich in diesem Monas-  
 te schon auf 10 Thaler Schaden gethan hat, einen guten Rath geben. Ich habe von einem sehr zuverlässigen Manne, der Jhn aus und ins-  
 wendig kennt, Nachricht, daß Er nicht einmal ein Doctor promotus  
 ist, und daß Er mit seiner Pfscheren keinen Hund curiren kann. Sch-  
 liesse Er seinen Schreibekasten nur bald zu; doch nicht eher, als  
 bis Er öffentlich widerrufen hat, was die Präservationscuren betrifft.  
 Laß Er sich von mir warnen, ehe sich die Obrigkeit in unsere Handel-  
 mischen muß. Verstehet Er mich?


Ich verharre, u. s. w.

Mercurius Corrosivus.

P. S. Hat Er Lust, sich mit mir in der Güte zu vergleichen, so  
 melde Er sich in dem Städtchen \* \* \* über die Elbe bey dem dasigen  
 Apotheker, Namens, wie gesagt, Mercurius Corrosivus. Kann  
 Er mir in Hamburg ein wenig Absatz verschaffen, so wollen wir sehen,  
 ob es angehen will, daß wir wieder Freunde werden.






 Zwölftes Stück.
 

---

Brem. Beitr.

Sie treten stolz daher, und blähn und brüsten sich,  
Und sind doch nur ein Kleid, und immer lächerlich.

---

**G**aspar Bruschius, ein armer verachteter Dichter, hielt sich zu Basel auf, und lebte von den Geschenken der Aebte und der Aebtissinnen, deren Klöster er beschrieb, und auf die er Verse machte. Ihre Freygebigkeit setzte ihn einstmals in den Stand, sich ein neues Kleid verfertigen zu lassen. Als er damit öffentlich erschien, so sah er mit Bewunderung, daß ihn alle Leute demüthig grüßten, und die Sitzenden ehrerbietig vor ihm aufstundten. Er merkte bald, daß diese Ehre nur seinem neuen Kleide wiederführe, und dieser wunderliche Mann entrüstete sich über eine Ehre, die er bloß seinem Latenkrämer zu danken haben sollte, dergestalt, daß er nach Hause gieng, und das neue Kleid in Stücken riß. Er war vom Laufe der Welt so wenig unterrichtet, daß er noch nicht wußte, daß Kleider Leute machen. In den neuern Zeiten ist diese Wahrheit auf eine so überzeugende Weise bewiesen worden, daß ich nicht glaube, daß einer meiner Leser daran zweifeln werde.

Wem Farb und Kleid ein Ansehn geben,  
Der hat Verstand so dumme er ist.  
Star kömme, und kaum ist Star erschienen,  
So hält man ihn auch schon für klug.  
Warum? Seht nur auf seine Mienen,  
Wie vortheilhaft ist jeder Zug?

Ein

Ein anderer hat zwar viel Geschick;  
 Doch weil die Miene nichts verspricht,  
 So schließt man bey dem ersten Blicke,  
 Aus dem Gesicht, aus der Perücke,  
 Das ihm Verstand und Wiß gebracht.

Der weltberühmte Anton Pansa von Mancha hat in der Erörterung des Sprichworts: daß Kleider Leute machen, erzählt, mit welchem heiligen Schauer er öfters die Werkstatt seines Schneiders besucht, wenn er gesehen, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter keinen schaffenden Händen hervorzuwachsen, und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus nichts hervorspringen, so wie das erste Ross an den Ufer mutzig hervorsprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreynack in den Sand stach. Er fand ihn einstmals in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er erleuchtete Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Dombherrn zu, und war sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hingen zwei Excellenzen ohne Ärmel. Der eine Geselle arbeitete an einem gestrengen Junker, und auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stuker, lebenswürdiger junger Herrchen und seufzender Liebhaber; welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und die Entwicklung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stach ein grosses Pack schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andre niedere Geschöpfe. Zweien Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, saßen an der Thür, und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Hier stund Pansa bey dem Meister, hielt den Hut unter dem Arme, und blieb länger, als eine Stunde, in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche man annimmt, wenn man in Gesellschaft vornehmer und grosser Männer ist. Seine Hochachtung für die wunderthätigen Kleider war billig. Weil uns der Körper, der in ihnen steckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit scheint; so verbindet uns unsre Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper

per sehen. Es ist aber auch eben so billig, daß diejenigen, welche sonst keine Verdienste besitzen, als die sie dem Ansehn, ihrer Kleider zu danken haben, die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen, damit man nicht, nach dem Vorschlage eben dieses grossen Schriftstellers, genöthigt werde, die Sprache der Complimente zu ändern, und, wenn man einem solchen Manne begegnet, niemals anders zu ihm zu sagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte ihren Sammt-Rock der Kirche und unsrer Stadt zum Besten noch viel Jahre, u. s. w.

Ich kann um desto weniger zweifeln, daß jedermann von der Wahrheit, daß uns die Kleider zu Leuten machen, überzeugt seyn werde, da dieses schon ein unfehlbarer Mann, ein Pabst selbst, eingesehen und geurtheilt hat. Zween Cardinäle besuchten einstmal ben grosser Hitze den Pabst, Julius III. und fanden ihn im Hofe seines Pallasts, wo er keine Kleider ausgezogen hatte, und bloß in Unterhosen spazieren gieng. Er nöthigte die Cardinäle, eben dasselbe zu thun, und fragte sie nachher, was das Volk wol von ihnen sagen würde, wenn sie sich so auf der Strasse sehn lassen sollten? Man würde uns, sagten sie, für Strassenjungen halten, und uns mit Roth und Steinen werfen. Wohlan, antwortete der Pabst, so sind wir unsern Kleidern viel Dank schuldig, weil sie die einzige Ursache sind, daß man uns nicht für Strassenjungen hält.

Ich sehe voraus, daß in dem Munde dreier solcher Zeugen, wovon der eine schon unfehlbar war, und die andern es alle Tage werden konnten, die Wahrheit bestehe, und ich habe Ursache, mich dieser wichtigen Wahrheit wegen in solche Sicherheit zu setzen, da sie der Grund meines ganzen heutigen Vortrags ist. Ich habe mir vorgesezt, die Kleidung der Menschen, als Arzt, zu betrachten, und eine neue Theorie davon best zu setzen, welche ohne allen Widerspruch seyn soll.

fol. Die Aertze haben bisher behauptet, daß nur drey Absichten vorhanden wären, warum man Kleider trüge? Die erste, um seine Blöße zu bedecken; die andre, um uns vor der Gewalt der Witterungen zu schützen, und die dritte, um dadurch mehr Bequemlichkeit zu unsern Verrichtungen zu erhalten. Ich will beweisen, daß keine von diesen Absichten die wahre sey, sondern daß wir bloß darum Kleider tragen, damit sie uns zu Leuten machen sollen.

Ich weiß nicht, ob jemals die Menschen schamhafter gewesen seyn mögen, als ist. So viel aber weiß ich, daß uns heut zu Tage diese Tugend gewiß nicht bewegen würde, Kleider anzulegen, wenn wir nur sonst, ohne sie, Leute werden könnten. Was den Schutz der Kleider vor der Strenge der Witterungen betrifft, so würde dieser, wenn er die Absicht der Kleidung wäre, erfordern, daß wir uns mit denselben bedeckten. Allein, zu was sind wol unsre Kleidungen weniger geschikt, als zur Bedeckung unsers Leibes? Wenn ich beweisen kann, daß ein Mensch, der sich kleidet, unmöglich die Absicht haben könne, sich zu bedecken; so fallen die beyden ersten erdichteten Zwecke der Kleidung von selbst hinweg, und so kann weder die Schamhaftigkeit, noch die Erwärmung der wahre Bewegungsgrund davon seyn. Um also so diese beyden Irrthümer mit einerley Waffen zugleich zu bestreiten, werde ich ist zeigen, wie wenig unsre Kleidungen dazu eingerichtet sind, unsern Leib zu bedecken. Wir sind Menschen. Wir haben Vernunft. Wir handeln nach Absichten. Würden wir aber nicht Thoren seyn, wenn wir aus Schamhaftigkeit Kleider anlegten, die uns fast nackt zeigen? und wären wir nicht Thoren gegen uns selbst, wenn wir, um unsern Leib vor den Gefahren der Witterung zu schützen, Moden erfänden, die, wenn sie nicht den einzigen Nutzen gewährten, daß sie uns zu vornehmen Leuten machen, nur denen auferlegt werden müßten, die alles Ungemach der trauen Jahreszeit empfinden sollten?

Das Haupt, das Behältniß der Sinne, die Werkstätte unsrer Ideen, und vielleicht das Wohnzimmer der Seele, mußte, wenn wir es vor den Witterungen verbergen sollten, auf

aufs sorgfältigste eingehüllt werden. Leute, die der Welt absterben, und die sich schon gut genug sind, machen es wirklich nicht anders. Die alten Mütterchen gucken kaum mit der Nase aus ihren Verhüllungen heraus, und in welchen Befeh von Perücken stecken nicht die kahlen Köpfe der alten Männer! Allein, dieß sind nur Rudera von Menschen, die keine Rechnung mehr darauf machen können, noch etwas in der Welt zu werden. Man betrachte hingegen die Jünglinge und Frauenzimmer, die noch erst in der Welt Leute werden wollen. Ich will verloren haben, wenn sich einer von ihnen einen Kopfsuß in der Absicht erwählt, damit er warm halten soll. Betrachtet man aber denselben aus dem Gesichtspuncte, daß er ihre kleinen Personen vergrößern und erhöhen soll; so ist kein Theil des Hauptschmucks, dessen zureichenden Grund man nicht alsot ald einfähe.

Man schneidet sich um der Wärme und Bedeckung willen gemiß nicht die Haare vom Kopfe, wie die Mannsperionen thun. Allein, um eine grössere und ansehnlichere Person vorzustellen, dazu setzt man wol einen Sturmhut von ungeheurer Höhe auf, über den doch noch die Federn hervorragen. Die Absicht ist so gemiß, daß man unmöglich glauben kann, daß die Hüte zur Bedeckung erfunden wären. Denn wer einen grossen Hut hat, der seiner Höhe eine halbe Elle zusetzt, der setzt ihn aus Stolz auf den Kopf. Wer aber nur einen kleinen Hut hat, der diese Absicht nicht befördern kann, der trägt ihn unter dem Arme. Wenn die Perücken uns zur Bedeckung dienen sollten, so würde man ja bey den grossen Staatsperücken geblieben seyn, die man auf den alten Bildern untrer Vorfahren sieht. Allein, wer ist ein Kunst-richter unsrer Moden, der nicht gestehen wird, daß eine gute Perücke, so dünn, als möglich, von Haaren, und leicht und kurz seyn müsse, daß sie kaum die Nachbarschaft des Wurbels bedeckt?

Wir finden eben dieselben Maximen bey dem Kopfsuß unsers Frauenzimmers. Man müßte einfältig seyn, wenn man nicht merken sollte, wie wenig es ihm darauf ankömmt, daß es warm halte. Hingegen wie oft hat man nicht schon

beries

bewiesen, daß er hauptsächlich zur Vergöſſigung ihrer Perſonen erfunden ſey! Man erfinde ein Kopfzeug, das den Frauenzimmern ein beſſres Anſehen giebt; in vier Wochen wird jedermann damit erſcheinen. Man bringe ein andres dagegen in Vorſchlag, das ſein warm hält; es wird ein Glück ſeyn, wenn es in vier Wochen vier alte Matronen tragen. Wie vergeblich war nicht der fromme Eifer des Carmeliters, Thomas Connecte, als er im 15ten Jahrhunderte in Flandern mit groſſem Eifer wider die Pracht der Weber, und beſonders wider die ſogenannten Hennins predigte, welche ein ungeheurer hoher Kopfsuß waren, in welchem das Geſicht der Frauenzimmer recht in der Mitte ihrer ganzen Länge ſtund, und wogegen die allerhöchſten Fontangen zu Ludwigs XIV. Zeiten nur Zwerge waren. Es iſt wahr, er erhielt endlich ſeinen Zweck, daß ſich die Damen ehrbar kleideten; allein, was für Gewalt mußte er nicht erſt brauchen! Er predigte die allerheftigſten und nur erſinnlichen Schmähungen und Schimpfwörter dagegen; und doch würde es vergeblich geweſen ſeyn, wenn er nicht endlich aus heiligem Eifer alle Kinder in den Dörtern, wo er predigte, zuſammenberufen, und ſie durch kleine Geſchenke beredet hätte, die Hennins auszuschreien und auszuwiſchen. Wenn nun eine Dame mit dem Hennin in die Predigt des Bruders Thomas kam, ſo ſingen die Kinder an, ihr nachzuſchreien, wenn es gleich in voller Verſammlung war, und ruſten ohn Unterlaß: Weg mit dem Hennin! Weg mit dem Hennin! Wenn endlich die Unruhe ſo groß war, daß ſich die Dame bequemen mußte, aus der Verſammlung nach Hauſe zu gehen; ſo zog ihr der ganze Schwarm von Kindern nach, und brachte ſie mit juchzendem Triumphe nach Hauſe. Wer mit Steinen nach den Hennins warf, dem gab der Bruder Thomas ſo viel Ablaß, als er gebrauchte. Es unterſtund ſich zuletzt keine Dame mehr, mit dem Hennin öffentlich zu erſcheinen. Ich hoffe, daß man deſhalb auf den auter Thomas nicht böſe werden wird. Denn, hat er ſich hierinn vergangen, ſo iſt er geſtraft genug, theils, weil er nachher, 1434, zu Rom, als ein Keger verbrannt worden, theils auch

auch, weil er nicht einmal seinen Zweck auf seinen heiligen Reisen erhalten konnte. Denn die Damen hingen vor seiner Frömmigkeit den Kopf nicht länger, als die Binsen, welche das Sinnbild der Buße sind, die nicht länger dauert, als den Tag, den man zu einer außerordentlichen Fasten bestimmt hat. Kaum war Thomas von einem Orte weggereiset, so kamen die Sennins noch viel größer, als vorher, wieder zum Vorscheine. So viel Mühe kostete es, einen thörichten Hauptschmuck abzuschaffen, weil er den Damen ein Ansehen gab. Es ist wahr, daß es Ludwig dem XIV. besser gelang, der nur einmal sein Misvergnügen über die Fontangen äusserte, als sie auf einmal von allen Köpfen, wie weggeblasen, waren. Allein, ein solches Beispiel beweiset nichts: denn einem Könige opfert sein Hof auch seine größten Absichten auf. Hätte Ludwig verlangt, daß seine Damen auf allen Bieren gehen sollten; so würden sie nach Hofe gestrochen seyn.

Ich gehe fort zu der Bekleidung des Körpers selbst, und wundere mich, wie es möglich gewesen ist, so lange zu glauben, daß sie aus Schamhaftigkeit und um der Wärme und Bedeckung willen erfunden sey. Geschieht es wohl der Wärme wegen, daß wir im Herbst und Frühjahr seidene Kleider tragen, auf welchen wir oft Schnee und Reif nach Hause bringen? Ist es um der Wärme willen, daß wir mit weissen seidnen Strümpfen einhergehen, wenn es nur May oder Junius ist, es mag gleich so kalt und naß seyn, als es im verwichenen Winmonate gewesen? Wer fragt wol darnach, wenn Sydenham und Boerhaave beweisen, daß die vornehmste Ursache von den häufigen Frühlings- und Herbstkrankheiten darinn bestehe, daß man im Frühlinge die Sommerkleider zu zeitig an, und im Herbst zu spät ablegt? Sieht man noch nicht, daß es uns bloß darauf ankomme, die seidnen Kleider so lange, als möglich, zu tragen, um Figur zu machen, am allerwenigsten aber, um uns zu erwärmen? Ich will hiernit nicht lären, daß es gut sey, sich zu sehr an warme Kleider zu gewöhnen: Denn man verwöhnet sich dadurch nur desto mehr. Allein, ich fordere das, deutet mich,

nich, mit Recht, daß man nicht behaupte, wir trügen unsern Staat um der Wärme willen. Wenn unsre Stücker in groben Luchtern, in Mantelröcken, in dicken Camasaken, und, statt der seidenen Bekleider, in solchen Hosen, wie man in der Mitte des 16ten Jahrhundert, und nachher auch wieder in der Mitte des 17ten in Frankreich selbst trug, erschienen, die, nach der Ausmessung des Herrn de la Planche, fünfviereck Ellen weit gewesen; so wollte ich selbst der erste seyn, welcher glaube, daß sie sich um der Wärme willen kleideten. Allein, von ihrer heutigen Mode zu urtheilen, kann ich es ihnen eben so wenig, als den Frauenzimmern, glauben, die sich gewiß schämen würden, im härtesten Winter anders, als in Seide gekleidet, in Gesellschaft zu kommen. Sie dürfen nicht einwenden, daß es ihnen schimpflich seyn würde, in wollenen Kleidern zu gehen. Denn außerdem, daß es niemals ein Schimpf seyn kann, sich der Gesundheit gemäß zu kleiden, so bin ich auch im Stande, ihnen das Beispiel einer grossen Kaiserinn entgegen zu setzen, die sich gefallen lassen mußte, die seidenen Kleider schlechterdings zu entbehren. Es war die Gemahlinn des Kaisers Aurelianus, welcher es seinen Unterthanen verboten hatte, seidene Kleider zu tragen, weil damals ein Pfund Seide mit einem Pfunde Gold bezahlt werden mußte, und der Kaiser es für vernünftig hielt, alle Pracht zu verbieten, um der Verschwendung seines Volks Grenzen zu setzen. Die gute Kaiserinn bat ihn nur um ein einziges seidenes Kleid, aber vergebens. Nein, antwortete er, ich will die Seide nicht mit Golde aufwiegen! *Abstine autro fila pensentur!* Seine Rätke wußten in der That besser zu leben, oder er mußte vielmehr, daß sie es nöthiger hatten, als er, sich durch die Kleidung zu zeugen zu machen: denn er gestattete ihnen, daß sie mit ihm einerley Liden gehen durften.

Noch mehr. Wenn die Kleidungen, besonders des Frauenzimmers, dazu bestimmt wären, ihre Blöße zu bedecken, und sie zu erwärmen, wie wäre es wol möglich, daß schon seit so langen Zeiten her die keuschen und frommen Leute hätten verbieten müssen, daß das Frauenzimmer Hals, Brust



und Arme nicht so entblößen sollte? Mußte nicht gegen das Ende des verwichenen Jahrhunderts Papst Innocentius der XI. das Frauenzimmer in den Fann thun, das sich mit bloßen Schultern und offener Brust öffentlich zeigte, in einen Bann, welcher auch in der Todesstunde von niemanden, als vom Papste selbst, wieder aufgehoben werden konnte! Die Verordnung gebot, Schultern und Busen bis an den Hals, und die Arme bis an die Hand, mit einem tüchtigen und undurchsichtigen Zeuge zu bedecken. Ich weiß nicht, ob dem Papste die Liebe zur Gesundheit seiner Schafe zu diesem harten Verbote bewogen hat, oder ob es ihm, wie dem P. Garreau, einem Priester zu Paris, gegangen ist, der sich einstmals in einer Predigt gegen die Damen sehr offenherzig erklärte, nachdem alle seine ernsthaften Vermahnungen die offenen Busen nicht hatten verschließen können. *Couvrez vous donc, sagte er, au moins en notre présence, car, afin que vous le sçachiez, nous sommes de chair & d'os ainsi que les autres hommes.* Jedermann lachte, besonders aber das Frauenzimmer, worauf er mit einem ernsthaften Tone erwiderte: *Quand on vous parle décemment & en paroles couvertes, vous faites la sourde oreille & ne voulez point entendre, & quand on vous parle en termes clairs, vous les trouvez comiques & vous mettez à rire; à votre malédiction donc, si, les entendant si bien, vous n'en faites pas un meilleur usage.* Ich erzähle dieses nach dem Prosper Marchant, welchen ich für die Wahrheit der Sache stehen lasse. Es sey aber damit wie es wolle, so erhalte doch aus der Neigung des Frauenzimmers, halb nackend zu gehen, daß es ihnen bei ihrer Kleidung unbillig darauf ankommen könne, nicht gesehen zu werden, und nicht zu frieren. Ich könnte meine Kritik noch auf die dünnen, seidenen und kurzen luftigen Unterkleider erstrecken, wegen welcher letztern man schon das lacedämonische Frauenzimmer, vielleicht aus Mißverstände, mit Unrecht getadelt hat. Allem, es ist Zeit, daß ich auch die Nichtigkeit der dritten Absicht zeige, von welcher die Aerzte behaupten, daß sie der Zweck unserer Kleidung

bung seyn. Schamhaftigkeit und Sorge für die Gesundheit sind es nicht; sollte es wol die Bequemlichkeit seyn?

Wenn man sich vorgesetzt hätte, einen Menschen an allem zu hindern, was ihm Loth zur Erhaltung seiner Gesundheit, und zur Abwartung seiner Geschäfte höchst unentbehrlich wäre; so will ich einmal erzählen, wie man das anfangen müßte. Damit ein solcher armer Tropf seinen Kopf nicht rühren, sondern immer steif halten müßte, sollte er ein Gebäude künstlicher Locken, ein hohes Toppee, und eine Menge Puder darauf tragen, der ihm ein schönes Kleid, das ich ihm anziehen werde, verderben würde, wosern er seinen Kopf so stark regte, daß etwas davon herabfiel. Damit er sich aber auch weder vor Hitze, noch Sonne, noch Schnuspen und Flüssen hüten könne, so muß kein Hut die symmetrischen Locken zerdrücken; sondern es soll ihn der Arm tragen, dessen Faust die Last hat, den Sonnen- und Regenschirm über das wohlgepuderte Haupt zu halten. Den Damen gebe ich Hennins, Fontangen, oder lasse sie in Haaren aufsetzen; so soll ihnen der Nacken wohl steif stehen. Weil das freye Athemholen sowol zur Erhaltung der Gesundheit, als auch zur Abwartung aller Geschäfte, unentbehrlich ist; so würde ich demselben alles, was nur in meinem Vermögen stünde, entgegen setzen. Die Bewegung der Brust, der Rippen und des Unterleibes, welche das Athemholen schlechterdings erfordert, würde sich auf keine geschicktere Weise hemmen lassen, als daß man recht an dem Orte, wo die Rippen und Brust die größte und freieste Bewegung haben müssen, einen engen und steifen Panzer umschnürte, welcher aber, um auch zugleich die Bewegung des Unterleibes gänzlich zu hindern, mit einem eisernen Querbalken versehen seyn müßte, der den Unterleib stark zurückdrücken könnte. Hierdurch würde nicht allein die freye Bewegung der zum Athemholen erforderlichen Theile, sondern auch des Magens und der Gedärme auf eine so nachdrückliche Weise gehindert werden, daß man weder Speisen verdauen, noch sie eben um deswillen genießen oder begehren könnte. Um aber auch zugleich den Gang, alle Bewegungen und das Sitzen selbst beschwerlich

zu machen, müßte man an eben diesen Panzer noch eine Last von unnützen Kleidern hängen, worinn viel mehr Stoff, als nöthig wäre, seyn müßte, welchen man denn, bloß um die Last zu vermehren, entweder nachschleppen, oder, damit er noch unbehender zu tragen sey, über ein Gitterwerk von Reusen ausspannen müßte. Damit die Glieder ebenfalls unbrauchbar würden, müßte man lange Schleppen an die Arme befestigen, und unter die Füße hohe Absätze, wie Stelzen, machen, und die Schuhe zugleich so enge anpassen, daß es halsbrechende Arbeit wäre, von einem Stuhle zum andern zu gehen. Oder ich würde den Männern Lasten von Kleidern auf die Schultern hängen, und würde ihnen da, wo die Schenkel daran stossen, grosse Steifen hineinstecken, damit sie dadurch an der Bequemlichkeit im Gehen gehindert würden. Ich würde ihnen enge Westen über die Brust, und kneipende Beinkleider über die Schenkel, saubere Strümpfe, die nicht bestäubt oder naß werden dürfen, an die Füße, welche dem Kothe am nächsten sind, und ein Paar enge Schuhe, worinn Leichbömer heften, zur Unterlage geben. Mich deucht, daß ich schon ziemlich die Kunst verstehe, einen Menschen in seinen Kleidern zu peinigen. Ich habe sie indessen bloß zweenen Modeschneidern zu danken, deren einer für Frauenzimmer, und der andre für Mannspersonen mit großem Besfalle arbeitet. Man kann diese Leute mit dem *Eutrapelus* des *Horaz* vergleichen:

— — — *Eutrapelus, cuicumque nocere volebat,  
Vestimenta dabat pretiosa.*

*Horat. Epist. I. 18. v. 31.*

So viel ist gewiß, daß eine Kleidung, wie die unfrige bey beyden Geschlechtern ist, uns mehr zur Quaal und zum Schaden, als zur Bequemlichkeit, diene, und daß man sehr eigensinnig auf seine Vorurtheile halten müßte, wenn man diese für die Absicht der Kleidung halten wollte. Wenn wir aber annehmen, daß man nur Kleider trägt, um seiner Person ein Ansehn zu geben, so harmonirt alles, wie in der besten Welt, mit diesem Grundsätze. Durch den Kröpfspus  
mawen

machen wir uns bald um eine Elle höher, bald um so viel breiter. Durch die Schnürleiber verengern sich die Schenken, um sich auf einmal durch die Fischbeinröcke über die Lebensbreite zu erweitern. Welchen andern Zweck können wohl die Italienerinnen mit ihren hohen Schuhen gehabt haben, als ihre Personen zu vergrößern, da Scaliger von ihnen sagt, ihre Ehemänner sänden nur die Hälfte von ihnen im Bette, und die andre Hälfte bliebe vor dem Bette stehen, und ihre Weiber waren gemeinlich halb von Holze. Ja, wenn endlich die Schamhaftigkeit, die Gesundheit oder die Bequemlichkeit die Absicht unsrer Kleidungen wäre, warum sollten wol die frommen Leute, die doch alle diese drey Zwecke unmöglich für sündlich halten können, mit solcher Wuth und Hitze wider die Kleidertrachten geeifert haben? Ich habe hiervon schon einige Beispiele angeführt. Allein, ich kann nicht umhin, hier noch eine besondere Stelle aus den Oeuvres morales des Domherrn zu Amiens, Johann des Laurres, beizufügen, welche hauptsächlich auch darum merkwürdig ist, weil man daraus ersieht, daß um das Jahr 1575 die Französinnen die Mode gehabt haben, Spiegel vor den Bäuchen zu tragen, worüber sich der gute Laurres fast krank eifert. „Bei dieser Gelegenheit, meine Frauen, heißt es, haben wir euch zu fragen: Ob es auch möglich ist, Gott zu gefallen, und selig zu werden, wenn ihr das thut, was er anbietet? Nein, wahrlich nicht! Ihr müßt, ihr mögt wollen oder nicht, eure wunderlichen Kopfzeuget wegwerfen, das heißt, eure Haare nicht mehr in Wülste legen, nicht mehr wie Fledermausflügel und Netze heraus stoffieren, wodurch ihr auf eine teuflische Art die Mannspersonen fanget und bestickt, um eure unordentlichen Begierden zu sättigen; wo nicht, so seyd ihr verdammt und verloren: denn das ist unstreitig eine Sache, die euch im alten und neuen Testamente verboten ist. Wenn es der König verordnet hätte, so müßte es wohl geschehen. Allein, wegen des Gebotes Gottes, das euch gegeben ist, thut ihr nicht anders, also werdet ihr, wie gesagt, wegen dieser Eitelkeit, die ihr misbraucht, in eurem Ungehorsame und Hochmuth sterben,

„sterben, und gewiß, sie macht euer Ansehn so häßlich und  
 „abscheulich, daß, wenn ihr müßtet, wie übel sie euch stün-  
 „de, ihr sie lieber ins Feuer werfen, als zeigen würdet.“  
 „O Gott! ah leider! in was für eine unglückliche Regierung  
 „sind wir gefallen, ein solches Verderben auf dem Erdboden  
 „zu sehen, da wir wahrnehmen, daß man sogar Spiegel, die  
 „vor dem Bauche hängen, mit in die Kirche trägt!“ „So  
 „sehr hat sich der Teufel in Frankreich von der Kette losgerissen,  
 „welches vor Gott und Menschen noch verdammlicher ist, als  
 „alle andre Abscheulichkeiten.“

Ich lasse alle Schimpfwörter hinweg, welche der gute  
 Laurus mit untergemischt hat, und beweise nur so viel aus  
 dieser Stelle, daß die Moden weder wegen Schamhaftigkeit,  
 noch wegen der Wärme, noch auch wegen der Bequemlich-  
 keit eingeführt werden. Denn, daß die Spiegel vor dem  
 Bauche keine von diesen dreien Absichten gehabt haben können,  
 ist wohl unstreitig.

Nun liesse sich freylich noch eine Untersuchung anstellen,  
 ob es nicht besser wäre, wenn wir unsre Kleidertrachten so  
 einrichteten, daß sie diese drey Hauptzwecke zu befördern ge-  
 schickt wären. Allein, meine heutige Absicht hat bloß darinn  
 bestanden, zu beweisen, daß dieses die Absichten unsrer  
 Kleidung nicht sind, sondern daß wir sie bloß darum anlegen,  
 weil Kleider Leute machen. Es ist wahr, daß sich schon viel  
 tausend Menschen dadurch ums Leben gebracht haben, daß  
 sie die leichten und dünnen Sommerkleider im Frühjahre zu  
 früh, und im Herbst zu spät, oder auch mitten im Som-  
 mer an sehr kühlen Tagen getragen haben. Es ist wahr, daß  
 es der Gesundheit zuträglicher seyn würde, das ganze Jahr  
 hindurch einerley Art von Kleidung zu tragen, die weder in  
 der Hitze zu warm, noch in der Kälte zu dünn wäre, weil  
 die Veränderungen der Witterung, und die zufälligen Ab-  
 wechselungen der Erhitzung und Erkältung des Leibes nicht  
 vorher gesehen noch verhütet werden können, und weil man  
 doch gleichwohl nicht allezeit in solchen Verhältnissen ist,  
 daß man sich diesen Veränderungen gemäß anders kleiden  
 könnte, welches doch wegen der allzu grossen Gefahr, die  
 daraus

daraus folgt, unumgänglich nothwendig wäre. Es ist wahr, daß wir unsrer Gesundheit durch solche Kleider großen Schaden zufügen, welche die natürlichen Verrichtungen der Theile unsers Körpers hindern, und daß man sich sehr verwahrt, wenn man durch die Schnürleiber die freie Bewegung der Brust und des Unterleibes, durch die Entblößung die Ausdünstung einiger Theile des Körpers, durch die engen Schuhe und Kleider den Umlauf des Geblüts, und durch die unnütze Last vieler und schwerer Kleider die freie Bewegung der Muskeln hindert. Es ist auch wahr, daß von allen diesen Wirkungen unsrer Kleidertrachten oft hitzige Fieber, Entzündungen, Flüsse, Blutspenen, Ohnmachten, Windsucht, Hypochondrie, verwachsene Glieder, Puckel, verkrummte Füße, Leichdörner, und eine große Menge andrer Krankheiten entstehen, worunter einige sogar das Leben in die größte Gefahr setzen. Ich gestehe auch zu, daß es ganz vernünftig seyn würde, seiner Gesundheit alle Eitelkeit aufzuopfern, und lieber in einem Aufzuge, der nicht nach der neuesten Mode ist, gesund, als in voller Pracht kränklich, elend und krüpplich zu erscheinen.

Allein, bey dem allen hat doch kein Arzt ein Recht, die Moden nach seinen Einsichten zu verändern und vorzuschreiben. So wahr alles das ist, was ich vorhin gesagt habe, so wahr ist es auch, daß ein jeder die Freiheit hat, seine Kleider zu tragen, in welcher Absicht er will; daß vielen Menschen mehr daran gelegen seyn muß, für vornehme Leute gehalten zu werden, als gesund zu seyn; daß mancher Herr und manche Dame nur an den Weinen von ihren Pferden und Kühen zu unterscheiden seyn würden, wenn sie nicht ihre Kleider zu Leuten machten; daß viel Leute lieber zwanzig Jahr weniger leben, als in einer einzigen Gesellschaft mit altmodischen Kleidern erscheinen würden; daß der einen Dame mehr daran gelegen seyn muß, einen gewissen Theil ihres Leibes offen zu lassen, oder ihn zu verbergen, als einer andern; daß bey unsern Schönen die Kunst, zu gefallen und zu rühren, größtentheils nur in der Kunst, sich zu kleiden, bestehe, und daß die Herzen der Männer, die doch,

zur Beförderung der allgemeynen Wohlfahrt und Bevölkerung des Staats, gerührt werden müssen, von einem Pantoffel, von einem Bande, von einem Kopfzeuge, von einer Kante, viel leichter, als von einer schönen Seele, gerührt werden, die ihre weisen Sprüche aus einer alten Kappe heraus thut, und das Meisterstück der Schöpfung, ohne alle Stockwerke, in einem gerade ausgehenden Kleide; zeigt.

Wenn man so viel Gründe und Gegen Gründe gegen einander abträgt so findet sich zuletzt, daß ein Arzt in der Kleiderverordnung wenig oder nichts zu gebieten habe; und ich bin viel zu bescheiden, als daß ich mich solcher Gesäße bemächtigen sollte, die nicht in meine Gerichtsbarkeit gehören. Ich habe also dieses Blatt von den Kleidungen nur darum geschrieben, damit meine Leser erfahren warum ich nie davon schreiben werde, es müßten sich denn heiondre Gelegenheiten hervorthun, wo ich, als Arzt, einen Proceß mit den Schneidern zu schlichten fände.

---

### Dreizehntes Stück.

---

Gellert.

Was die Natur befiehlt, was die Vernunft gebet,  
Was die Bedürfniß heischt; dies reizt eure Triebe,  
Auch ohne Ruhm und Lohn, zu wahrer Menschenliebe.

---

Ich habe heute meinen Lesern zu berichten, daß die Menschen bisher sehr einfältig gewesen sind, da sie ihre Kinder mit Mutter- oder Ammenmilch erzogen haben. Denn es hat erst seit kurzer Zeit ein berühmter Arzt, Herr Van dermonde, aus Gründen, welche ich jetzt anführen will, bewiesen, daß es eine Pflicht der Menschen sey, ihre Kinder von Bestien säugen zu lassen.

In den ersten Zeiten, sagt Herr Vandermonde, da das Laster seinen Gift noch nicht in aller Menschen Herzen ausgegossen hatte, floß die Unschuld der Mütter mit ihrer Milch zugleich in die Adern des Kindes hinüber. Zu dieser Zeit war es den Kindern vorthailhaft, die Muttermilch zu trinken. Allein, nachdem diese glückliche Zeit vorüber ist, geben die Mütter, in deren Blut die Leidenschaften fatale Einflüsse zu haben scheinen, ihren Kindern unter dem Scheine des Busen das Böse, und unter dem Deckmantel der Gesundheit Krankheiten. Einerley Geblüt giebt einerley Laster, und einerley Körper einerley Zärtlichkeit.

Vielleicht wird man sagen, man müsse die Kinder, wegen der Aehnlichkeit der Mutter mit ihren Körpern, mit Muttermilch säugen. Allein, eben diese Aehnlichkeit ist es, welche man unterbrechen sollte. Man muß die Natur dadurch vollkommener zu machen suchen, daß man eine fremde Milch für die Kinder erwählet, wenn man nicht haben will, daß sie dadurch aus der Art schlagen sollen. Eben so muß man in fremde Familien heirathen, wenn man verhindern will, daß die Kinder nicht ausarten.

Noch vielweniger darf man sich entschliessen, den Kindern Ammen zu geben. Die Mäßigkeit und Leibesübung der Bauerweiber kann zwar ihre Leiber mehr abhärten; allein, werden sie wol dadurch auch zugleich von ihren Leidenschaften befreuet? Wo sieht man nicht täglich Ammen, die zornig, verliedt, rachartig, furchtsam und traurig sind? Ist gleich ihr Leib vollkommen, so ist es doch deshalb ihr Gemüth nicht. Da nun die Leidenschaften ihren Ursprung in der Bewegung des Bluts haben, so können diese Weiber die Kinder unmöglich ernähren, ohne ihnen zugleich mit der Milch den Keim des Bösen beizubringen, welcher mit ihnen erwächst, und seine übeln Eigenschaften mehr und mehr entwickelt.

Aber dieses ist noch nicht alles. Die Lebensart, welche die Ammen führen, ist nicht geschickt, ihnen eine reine und gesunde Milch zu verschaffen. Die zarten, gekünstelten und ausaesuchten Speisen der vornehmen Damen sind eben so wenig, wie das Päckel Fleisch der Dorfweiber, von der Art,



daß sie gute Milch geben könnten. Jene führen eine weiche, ruhige Lebensart, die sie entkräftet. Die Ruhe mäldet, und der Schlaf nährt sie. Ihre Milch ist schlecht zubereitet, wäßrigt, ohne Kraft und ohne Nahrhaftigkeit. Die Dorfweiber, welche, wie ihre Zug-Ochsen, von der Arbeit vertrocknen, unter den Strapazen erliegen, und ein sehr elendes Leben führen, geben den Kindern eine dicke Milch, welcher es an dem wirksamsten und subtilsten Theile, nämlich an Lebensgeistern, fehlt.

Ausser diesen physikalischen Ursachen, welche den Kindern die Frauenmilch schädlich machen, giebt es auch noch andre eben so dringende moralische, warum man sich ein Gewissen daraus machen sollte, seinen Kindern Animen zu geben. Diese Gewohnheit führt unvermerkt zur Entvölkerung der Länder. Aus Furcht, die Milch nicht zu vertreiben, begiebt sich der Ehemann seiner Rechte; und bei der Gewohnheit, die Kinder anderthalb oder zwei Jahr zu säugen, verliert der Staat eine ansehnliche Menge neuer Bürger. Hierzu kann auch der doppelte Umstand noch viel beitragen, theils, daß eine säugende Frau gemeinlich nicht so bald wieder fruchtbar wird, theils auch, daß sie ihre Armut zeitig verliert.

So schädlich nun, vermöge der ist erzählten Gründe, den Kindern die Frauenmilch ist; so gesund ist ihnen im Gegentheil die Milch der Hausthiere. Die Lebensart der Weiber ist der ihrigen gerade entgegen gesetzt, und jene ist eben so geschickt, Krankheiten zu verursachen, und Leidenschaften zu erzeugen, als die andre ist, den Körper gesund, und das Gemüth ruhig zu erhalten. Alle üble Wirkungen der Frauenmilch sind Gründe zum Vorzuge der Milch der Thiere; und die Vortheile der einen fließen aus den Fehlern der andern.

Jedermann weiß, daß die Milch der Thiere ein spezifisches Mittel wider Krankheiten ist, die allen andern medicinischen Hülfsmitteln nicht haben weichen wollen. Wenn diese Milch eine so grosse Wirkung in Temperamenten haben kann, die schon in allen ihren Falten liegen, und schon Sklaven ihrer übeln Gewohnheiten sind; so muß man unstrittig  
noch

noch weit mehr von ihr hoffen können, wenn sie einem neugebohrnen Kinde gereicht wird, dessen weiche und biegsame Fäserchen noch keine angewöhnte Fertigkeit erlangt haben, und die entweder schon gesund sind, oder es doch leicht werden können.

Die Thiere sind wenigen Krankheiten unterworfen; ja, die meisten werden niemals krank. Wenn sie sich selbst gelassen sind, so essen und trinken sie nur nach Nothdurft, und schlafen nur, so lange es nöthig ist, und arbeiten nur, so viel sie ertragen können, und so viel ihnen zu ihrer Gesundheit dient. Ihr natürlicher Trieb lehrt sie dieses weit besser, als uns unsre Vernunft. Aus dem einzigen Grund allein, daß die Milch der Thiere die Kinder vor einer Menge Krankheiten bewahren kann, welche den Körper, und überhaupt die ganze Natur, sehr zurück setzen, und daß sie das Feuer der Leidenschaften auslöscht, folgt schon, daß sie unter den Nahrungsmitteln der Kinder vor der Frauenmilch den Vorzug verdiene.

Wir haben aber auch die Erfahrung auf unsrer Seite. Die Irländer und Grönländer lassen ihre Kinder nicht von Weibern säugen, und sie sind deshalb doch stark und dauerhaft genug.

Aus allen diesen Gründen, welche ich bis hierher dem Herrn Vandermonde bloß nachgeschrieben habe, behauptet dieser geschickte Arzt, daß man die Kinder auf die Weise erziehen soll, wie Romulus und Remus erzogen worden seyn sollen. Bey einer so neuen und wider alles Herkommen streitenden Lehre ist es allerdings erlaubt, auch die Gründe des Gegentheils anzuführen, um hierdurch der Entscheidung der Sache näher zu kommen. Dieses wird die Partey seyn, die wir jetzt ergreifen wollen. Zuerst wollen wir die Gründe des Herrn Vandermonde prüfen, und urtheilen, ob sie hinreichend seyn können, den Vorzug der Milch der Thiere vor der Frauenmilch zur Nahrung der Kinder überhaupt zu beweisen. Hernach wollen wir sehen, was diejenigen für Gründe für sich haben, die der Frauenmilch den

den Vorzug geben; und endlich wollen wir eine Vermittelung beider Theile versuchen.

Die Mütter, sagt Herr Vandermonde, pflanzen ihre Krankheiten, ihre Verzärtelung und ihre lasterhaften Neigungen auf die Kinder fort. Was das letzte anbelangt, so trifft es nur solche Mütter, die sehr lasterhafte Herzen haben. Es sind aber auch noch keine ganz entscheidende Beweise vorhanden, daß alle die Kinder lasterhaft werden müssen, die lasterhafte Personen säugen. Zudem, was kann man, nach dieser Voraussetzung, wol von der Milch der Thiere hoffen? Die Trägheit des Esels, die Geilheit der Ziege, die Dummheit der Kuh, u. s. w. sind zwar bey diesen Thieren keine Laster, sondern bloß natürliche Eigenschaften. Allein, wenn sie auf ein Kind fortgepflanzt werden, so werden sie Laster; und eben so ist es mit den herrschenden Leidenschaften, wovon die Thiere eben so wenig frey sind, als die Menschen.

Was die Verzärtelung betrifft, so ist dieser Einwurf ebenfalls nur den schwächlichen und zärtlichen Müttern entgegen, die ihre Kinder selbst säugen wollen. Allein, auch hier ist noch die Frage, ob sich für ein Geschöpf, das von einer solchen Mutter im Mutterleibe ernährt und gebildet worden ist, so bald es zur Welt kömmt, eine stärkere und kräftigere Milch schicke, als sie besitzt? Es scheint, daß man schon im Mutterleibe robust gewesen seyn müsse, wenn man es auf Erden werden will. Man giebt zärtlichen Pflanzen zärtliche Nahrung. Man macht keine Nachtigall mit Luder und Käse stark, sondern der Kabe, der davon so robust wird, muß schon von der Natur zu solcher Nahrung bestimmt und zubereitet seyn. Man kann also auch nicht schließen, daß ein Kind von einer zärtlichen Mutter stark werden würde, wenn man es mit Kuhmilch erzöge. Ich kann mich auf einige mir bekannte Versuche berufen, wo man sehr zarte und schwächliche Kinder mit Milch von Thieren zu ernähren angefangen hat. Aber man hat wieder davon abstecken müssen, weil diese Nahrung ihrem schwachen Magen unverdaulich war; weil sie sie bald wieder von sich brachen, und mit einer Menge von Blähungen beschwert wurden. Ein zärtlicher Baum giebt zarte

zärtliche Früchte. Aber diese Früchte müssen dem ungeachtet von den Säften des mütterlichen Stammes ernährt werden, wenn sie nicht verderben sollen. Ich will zugeben, daß eine starke Nahrung robuste Kinder machen kann, wenn man sich an keine Hindernisse kehrt, und die Sache mit Gewalt durchsetzt. Allein, diesen Versuch muß nur der machen, dem es auf ein Duzend Kinder nicht ankommt, und dem nichts daran liegt, wenn die eine Hälfte stirbt, damit die andre robust wird.

Die Fortpflanzung der mütterlichen Krankheiten durch die Milch scheint kein fürchterlicher Einwurf mehr zu seyn, wenn die Rede nur noch vom Säugen des Kindes ist, nachdem es ganzer 9 Monate lang aus den Säften der Mutter hervorge wachsen ist. Wenn man die Fortpflanzung der mütterlichen Krankheiten verhüten wollte; so müßte man solchen kranken Personen die Heirath gar nicht gestatten. Allein, mit dem Säugen scheint es nicht, daß sie das Unheil noch sehr vergrößern könnten, das sie dem Kinde schon durch die Erzeugung gestiftet haben. Es giebt indessen Fälle, wo sonst gesunde Mütter unter dem Säugen erst krank werden; und wenn dieses solche Krankheiten sind, die sich durch die Milch fortpflanzen: so ist wol nichts vernünftiger, als solchen Müttern das Säugen zu verbieten. Gleichwie wol schwerlich jemand hierwider etwas einzuwenden haben wird, so kann man doch deshalb noch immer die Folge läugnen, daß die Milch der Thiere um deswillen den Vorzug vor der Frauenmilch verdiene. Man bedient sich bisher in solchen Fällen der Ammen; und wir müssen nun auch vernehmen, was Herr Vandermonde wider diese einzuwenden hat.

Die Ammen sind zwar robuster, als die vornehmen Mütter; allein, sie haben doch auch ihre Leidenschaften. Dieser Einwurf läßt sich hier eben so, wie oben bey den Müttern, beantworten. Aufferdem aber kann man auch behaupten, daß die harten Bauersleute bey weitem nicht so viel Empfindlichkeit, folglich auch nicht so viel heftige Leidenschaften besitzen, als die zärtlichen Einwohner der Städte, und als die

die Thiere, deren Milch man für besser hält. Der ganze Liebesproceß einer Bäurinn mit ihrem Flegel fängt sich mit einer Empfindung von rothen Backen, runden Waden und lustigen Streichen an, wird durch ein Geschenk, das nichts werth ist, unterhalten, kommt ohne Kuß und Händedrücken, bloß durch eine kalte Ueberlegung des beiderseitigen Vermögens, zur Nichtigkeit, und endigt sich mit einem Schauer von Entzückungen, der Braut und Bräutigam nur über die Haut läuft. Man sieht hier weder die heisse Glut der verliebten Schönen und Stutzer, noch die bestialische Wuth des Bocks und seiner Ziege, deren Milch ein Kind vor heftigen Leidenschaften schützen soll. Eben so ist es mit andern Leidenschaften der Bauern. Es sind nur die Schatten der Affecten der gesitteten Welt, die sich auf einer Wand abmalen, ohne einen Eindruck in sie zu machen. So wie sich Jacob nach siebenjährigen Diensten die Augen rieb, als er die schöne Rahel betrachten wollte, und so wie er sich ohne grosse Wuth männiglich entschloß, noch sieben Jahr zu dienen, um seine mislungene Absicht zu erreichen; so läßt sich noch jetzt ein Bauersmann beleidigen, ohne gleich nach der Pistole zu laufen. Er haßt nicht länger, als bis er getrunken hat; und er trinkt bald, um bald zu vergehen. Er ärgert sich nicht leicht, daß er sich brechen muß; und er prügelt seinen Knecht mit mehr Gelassenheit, als mancher Autor ein Buch schreibt. Solchergehalt sind die Leidenschaften der Dorfsammen wenigstens nicht so gefährlich, als die von den Müttern in Städten, und von den Thieren in Ställen. Hierzu kommt, daß man einer Amme in vornehmen Häusern alle Gelegenheit, sich zu erschrecken, zu ärgern und zu erzürnen, aus dem Wege räumt, und daß man ihr alles Mögliche zu gute thut, um sie den Statuen in den Gärten ähnlich zu machen, die lächeln, so lang sie da stehen, ohne etwas zu empfinden. Herr Vandermonde ist sehr besorgt für die Herzen der Kinder. Wir wollen hernach sehen, ob er auch für ihren Verstand sorget?

Es wundert mich, daß Herr Vandermonde die gekünstelten Speisen der Mütter und das Päckelfleisch der Ammen

zu einem Einwurfe gegen ihre Milch macht. Denn, man mag die Thiere noch so sehr loben, so scheint es doch nicht, daß ihr Futter für ein junges Kind eben so vortreflich sey, daß man es den Speisen der Menschen vorziehen müßte. Das, was die Bäurinn ist, wird Milch für Menschen, und das, was die Kuh und Ziege frist, wird Milch für Kälber und Zickeln. Beides ist gute Milch, aber jede in ihrer Art. Ich möchte es nicht über mich nehmen, viel Leute zu überreden, daß die Milch der Bäurinn unkräftig und dick sey. Sie ziehen doch damit seiste und starke Lammels; und wenn man bedenkt, was Kälber und junge Esel sind, so sollte man wol schwerlich glauben, daß sich ein Arzt einbilden könnte, die Milch der letztern sey nicht zu dick für Kinder, wenn er die Bauernmilch für sie zu dick findet. Zudem so werden den Ammen, so bald sie in Dienst treten, die niedrigsten Speisen gereicht. Ihre trocknen Muskeln legen sich Fett zu, und sie sehn gar nicht so trocken und dürr aus, als sie Herr Vandermonde beschreibt. Wenigstens will ich ihm hier zu Lande Ammen genug zeigen, die so breite Rücken, Schultern, und fleischigte Glieder haben, daß man wohl sieht, wie bald ihnen Ruhe und Wohlleben zur Mast dient.

Daß das Säugen der Kinder die Bevölkerung hindere, scheint eine sehr überflüssige Sorge zu seyn. Denn, da es eine Sache von der Natur ist, und eine jede Art von Thieren eine gewisse Zeit auf die Ernährung ihrer Jungen wenden muß; so müssen wir nicht klüger, als die Natur, seyn wollen, um einen Zweck zu erreichen, den wir auf tausend andre Weise hindern, indem wir der Natur zuwider handeln. Hier ist also dieser Einwurf von eben so wenig Wichtigkeit, als wenn man sich darüber beschweren wollte, daß die Bevölkerung dadurch gehindert werde, daß unsre Kinder 9 Monate getragen werden müssen, und daß sie nicht schon im vierten Jahre mannbar sind. Außertem aber ist auch der Schade in der That so groß eben nicht, weil ein grosser Theil der Ammen unverehelicht ist, und keine Rechnung machen darf, alle Jahr ins Kindbett zu kommen, und weil auch

auch jede Amme eine andre Frau vom Säugen befreiet, welche an ihrer Statt dem Staate eine Person mehr geben kann.

Aus allen diesen Gründen des Herrn Vandermonde erhellt also noch nicht, daß es von grosser Nothwendigkeit sey, die Kinder, statt der Frauenmilch, mit Milch von Thieren zu ernähren. Es leidet vielmehr noch grosse Einschränkungen, wenn man sagt, daß die Milch der Thiere für die Krankheiten gut sey, die aller andern Arzneymittel spotten. Es ist gewiß, daß man sie in vielen Krankheiten, die urheubar sind, gebrauche, und daß sie die Kranken erleichtere und stärke. Allein, ob sie oft Wundercuren verrichte, das können wir wol wissen. Gesetzt aber, sie thäte es; was ist das wol für ein Schluß: Die Milch der Thiere ist gut wider die ärgsten Krankheiten; daher ist sie die beste Nahrung der Kinder! Wären die Mittel alle gut zu Speisen, die wider verzweifelte Krankheiten dienen, so würde der Doctor Richter zu Halle keine Goldtrincur, statt der Frauenmilch, haben anrathen können, und das Antiheticum Poterii müßte wenigstens eben so gut seyn, als die Eselmilch. Nein! Mittel, die in verzweifelten Krankheiten grosse Dienste thun, das sind keine Speisen für gesunde Leute; und wenn diese Mittel von gesunden Thieren kommen, so berechtigt uns dieses noch nicht, sie für gesund zu halten. Herr Vandermonde bauet hauptsächlich darauf, daß die Milch der Thiere die Kinder vor vielen Krankheiten bewahren, und das Feuer der Leidenschaften auszämpfen könne. Allein, sind dieses wol Eigenschaften, die man von einer guten Speise fordert? Zum Glücke wird die Milch der Thiere nimmermehr weder das eine noch das andre thun. Gesetzt aber, daß sie es thäte, so würde daraus eben so wenig folgen, daß sie den Kindern zur Speise dienlicher, als Frauenmilch, wäre, als wenn man aus eben den Gründen schliessen wollte, daß jedes Mädchen einen Doctor heirathen müßte.

Wenn endlich Herr Vandermonde die Leidenschaften der Ammen für so gefährlich hält, daß er sie nicht auf die Kinder fortgepflanzt haben will, die sie doch gewiß alle bekommen

Kommen würden, wenn sie gleich mit Wasser und Brodt allein ernährt würden; so hätte er doch gewiß auch ein wenig für die Vernunft der armen Kinder sorgen sollen. Die Versuche mit der Transfusion des Bluts haben gezeiget, daß ein Mensch dumm werde, wenn man das Blut dummer Thiere, wie die Kälber sind, in seine Adern laufen läßt. Es scheint also, daß der Verstand an den Wirkungen der aus dem Blute abgeordneten Säfte, dergleichen die Milch ist, auch keinen Antheil habe; und wenn dem also wäre, so wäre gewiß der Verlust für die Seele beim Genuß der Milch der Thiere grösser, als der Geminn. Denn, daß sie dadurch von Leidenschaften befreit bleiben sollte, ist erweislich falsch; da es hingegen aus den obermähnten Versuchen wahrscheinlich ist, daß Kinder am Verstande Schaden leiden könnten, wenn sie mit lauter thierischen Säften ernährt würden. Nun führet zwar der Herr Vandermonde die Irländer und Grönländer zu Beispielen an. Allein, gleichwie er niemanden überreden wird, daß diese beyden Nationen weniger Leidenschaften und Laster befassen, als andre; so wird er auch nicht zugeben, daß sie durch die Werke ihres Geistes so berühmt sind, als die Engländer oder Franzosen.

Mit dem, was bisher von der Milch der Thiere gesagt worden, stimmen die Regeln und Beobachtungen des gelehrten Herrn Professors Schulz in Schweden vollkommen überein. Man irrt sich nach seiner Meinung sehr, wenn man der Milch der Thiere zur Ernährung der Kinder einen Vorzug beylegt: Denn die Thiere haben eben sowol ihre Leidenschaften, als die Menschen, und ihre Milch ist viel zu dick, zumal wenn sie kalt ist, und die Bestandtheile haben sich schon zu sehr in ihrer Mischung getrennt, als daß sie dem zarten Körper zu trüglich seyn könnten. Ausser der Erfahrung, die man davon in den Findelhäusern hat, führet der Herr Professor auch eine eigne an. Man ernährte nämlich ein Kind mit einer dünnen Habersuppe und Milch zu gleicher Zeit; es blieb aber immer schwächlich, und da man ihm die Blattern einimpfte, so wurde es wider die Gevornheit sehr schwer angegriffen, da seine drey Geschwister doch die gelindeste Art



bekamen. Auf die Einwendung, daß die Kinder in Grönland, Zeland, Sibirien und dem schwedischen Norbotten mit Kuhmilch ernährt werden, antwortete er, daß eben diese Länder sehr arm an Einwohnern sind. u. s. w.

Wir wollen nunmehr untersuchen, was für Gründe diejenigen für sich haben, die die Frauenmilch für eine bessere Nahrung der Kinder halten, als die Milch der Thiere. Sie finden in allen Werken der Natur die Endursachen des Schöpfers. Wozu, sagen sie, hat die Natur den Weibern die Milch und die Brüste gegeben, wenn sie ihre Kinder nicht säugen sollen? Ist dieses nicht ein Geschenk, das ihnen bloß zum Gebrauche, wozu es die Natur bestimmt hatte, gegeben worden ist, und das sie ausliefern müssen, so bald es ihre Kinder von ihnen fordern? Was ist der Natur gemässer, als daß jede Mutter ihr Kind selbst säuge, oder daß es wenigstens von einer Person ihres Geschlechtes gesäugt werde, da dieses die allgemeine Ordnung der Natur im Thierreiche ist, und da man nicht hoffen kann, daß andre Säfte einem Kinde zuträglicher seyn könnten, als die, aus denen es entstanden, und im Mutterleibe erwachsen ist? Was nöthigt eine gesunde Mutter, die Milch genug vorrätzig hat, ihr Kind zu säugen, daß sie ihm andre Nahrung darbreite, als die ihm die Natur selbst zubereitet hat? Warum soll sich ein Kind mit Säften ernähren, die seiner Natur fremd sind, so lange es noch Menschen giebt, die es mit Säften von der Art seines Körpers ernähren können?

Alle diese und noch viel mehr Fragen sind schwer zu beantworten, wenn die Gründe, woraus der Vorzug der Milch der Thiere vor der Frauenmilch bewiesen werden soll, kein größeres Gewicht haben, als diejenigen, welche Herr Vandermonde angegeben hat. Allein, man kann auch in der That leicht stärkere Gründe wider das Säugen der Kinder aufbringen, wenn man nur nicht schlechterdings darauf dringt, daß die Milch der Thiere allein an die Stelle der Frauenmilch gesetzt werden soll.

Zuerst muß schlechterdings zum Voraus gesetzt werden, daß es billig und der Natur gemäß sey, daß Mütter ihre  
Kinder

Kinder selbst säugen, wenn sie nicht durch wichtige Hindernisse davon abgehalten werden. Es ist ein felsamer Einfall, wenn man das Säugen der Kinder schlechterdings abschaffen will. Es heißt eben so viel, als täglich bey seinem Nachbar Wasser holen, wenn man selbst einen guten Brunnen im Hause hat, der überläuft. Was für Arbeit sollte es nicht bey manchen Weibern kosten, und mit wie viel Gefahr für ihre Gesundheit würde es nicht verbunden seyn, wenn sie sich alle die Milch vertreiben sollten? Eine Menge derselben würde viele Wochen lang genöthigt seyn, sich zu Vermeidung vieler Gefahr und Ungelegenheit von jungen Hunden oder alten Weibern aussagen zu lassen, und unterdessen würde man aus einem blossen Uebermuche das Kind mit der Milch des Viehes speisen. Dieß heiße ich, der Natur zu klug werden. Wir haben kein Recht, zu zweifeln, daß die Quellen, welche die Natur den jungen Thieren und Kindern selbst anweist, für sie nicht gut genug seyn sollten. Allein, das läßt sich leicht begreifen, warum wir zuweilen glauben, daß wir es hätten besser machen wollen, als die Natur. Wir halten uns für klüger, als wir sind; oder wir wollen gern klüger seyn, als wir es nöthig haben.

Wenn Krankheit, Schwachheit, Bequemlichkeit, Mangel der Milch, oder hundert andre Umstände die Mutter nöthigen, ihr Kind nicht selbst zu säugen; alsdann kömmt es darauf an, ob man eine gute Amme haben kann, die noch nicht viel über 3, 4 oder 5 Monat gestillt hat, die nicht mager, und zwischen 20 bis 34 Jahren ist, die bey ihrer Niederkunft glücklich entbunden, und nicht erkältet oder sonst verwaorloset worden, die ihre sechs Wochen glücklich überstanden hat, die von lustigem und sanguinischem Temperamente, und rein und gesund ist, die einen guten Zufluß von Milch, gute Warzen hat, und nicht schielt, u. s. w. Wenn man eine solche Amme für ein Kind finden kann, und keine andre Umstände in den Weg kommen, warum man sie nicht annehmen will; so halte ich es ebenfalls für übermüthig und unnöthig, das Kind vom Säugen abzuhalten, da doch ein für allemal die Frauenmilch die spezifische Nahrung ist, welche

che die Natur den Kindern zubereitet. Man muß nie ohne Noth von der Ordnung der Natur abweichen, und es ist genug, daß man sich nur in solchen Fällen andrer Mittel bedient, wo man gezwungen ist, es zu thun. Einige sind in der Wahl der Ammen allzu kritisch, und erstrecken ihre Vorsichtigkeit über unnütze Dinge. Dieß heißt aber eine schon an sich schwierige Sache noch schwieriger machen. Man kann sich darauf verlassen, daß die Warnung des Avicenna von Ammen, die Erstgebährerinnen sind, und des Galens, daß sie vor ihren Männern oder Liebhabern gehütet werden müßten, ganz überflüssig sey; und Herr Voggel hat Recht, wenn er sagt, daß, wosern das letztere schädlich wäre, alle Säuglinge krank seyn müßten. Der Herr van Swieten hat noch mehr Vorurtheile widerlegt, die hierher gehören. So wenig die eheliche Liebe den Säuglingen schadet, eben so wenig hindert das Säugen die Fruchtbarkeit der Säugenden. Es ist unnöthig, Ammen darum abzuschaffen, weil ihre natürlichen Umstände wieder in ihre Ordnung eintreten, wenn sie nur sonst gesund sind, und gute Milch haben. Ferner haben wol eher Frauens ihre Kinder ganz bis auf die folgende Entbindung gestillt, ohne daß dieses weder dem Säuglinge noch dem zukünftigen kleinen Weltbürger nachtheilig gewesen wäre.

In dergleichen Fällen nun, da weder die Mutter selbst im Stande ist, ihrem Kinde diese natürliche Pflicht zu erweisen, noch sich eine geschickte und gute Amme findet, die ihre Stelle vertreten könnte, ist es nicht allein eine erlaubte, sondern auch notwendige Entschliessung, die Kinder auf eine andre Weise zu ernähren; und hier ist es gerecht, den Eigensinn oder das Vorurtheil der meisten Aeltern zu tadeln, welche durchaus ihre Kinder säugen lassen wollen, weil sie entweder glauben, daß kein anderer Weg möglich sey, sie zu erziehen, oder weil sie von der einmal hergebrachten Gewohnheit nicht abgehn wollen. Man ist es zuweilen der Erhaltung, der Gesundheit, der Bequemlichkeit der Mütter schuldig, sie von dem Säugen ihres Kindes zu befreien. Man ist es aber auch dem Kinde schuldig, ihm keine andre Amme

Amme zu geben, als die alle erforderliche Eigenschaften einer guten Amme besitzt. Es ist eine Art von Verzweiflung, die erste die beste Amme in Dienst zu nehmen; und in den meisten Fällen ist dieser Entschluß nichts anders, als ein Contract, wodurch man sein Kind für 24 Thaler umbringen oder ungesund machen läßt. Hier erfordert das Gewissen selbst von den Aeltern einen andern Entschluß, der nicht so kühn und schwierig ist, als er zu seyn scheint. Man muß dem Kinde andre Nahrungsmittel zubereiten, die sich für seine zarte Natur schicken, und muß die schlechten Ammen aus dem Hause lassen. Ich könnte, wenn es nöthig wäre, eine ganze Reihe von Zeugnissen hier anführen, daß Kinder Zeit ihres Lebens keine Brust gesogen haben, und dennoch so robuste, gesunde, starke und blühende Leute geworden sind, daß sie zu Mustern aufgestellt werden können. Das ganze Geheimniß beruht darauf, daß man die Nahrungsmittel wohl unterscheide. Dünne Gemüse von Wasser, Milch und Brodkrumen sind eine eben so unschuldige, als nahrhafte und gesunde Speise der Kinder. Das ungeqohrne Mehl ist ihnen ungesund, jedoch wohl ausgebackene Semmel, Zwieback oder Malz sind ohne Gefahr zu gebrauchen. Man kann sich auch der süßen Molken für sie bedienen, wie ich schon im dritten Stücke gelehrt habe: nur müssen sie täglich frisch gekocht werden. Giebt man sie ihnen gleich nach der Geburt, anstatt der ersten purgirenden Milch: so führen sie den zähen Schleim, welchen sie mit auf die Welt bringen, eben so gut ab, als ob man ihnen die erste Muttermilch gegeben hätte, welchen Vortheil die Kinder nicht haben, denen man Ammen giebt; daher sie gleich bey ihrem ersten Austritte in der Welt schon Arzney einnehmen müssen, um sie von dem mitgebrachten Schleime, weil er nothwendig bald abgeführt werden muß, zu reinigen. Zu diesem Zwecke bedienen sich sonst auch die Juden des Honigs, mit Butter vermischt, wir aber entweder laxirender Säfte, oder des rothen Weins, welcher mit vielem Zucker süß gemacht ist. Wenn das Kind einige Wochen alt ist, so kann man die Molken nach und nach mit Semmelkrumen oder Reis kochen. Es ist aber nöthig, daß

man diese flüssigen Speisen den Kindern nicht ganz kalt, sondern ein wenig warm gemacht gebe, und sie gewöhnen sich bald daran, zumal, wenn man sie ihnen anfänglich mit ein wenig Zucker versüßt. Damit sie aber auch des Nachts ihre Nahrung nicht kalt genießen dürfen, so muß man das Gefäß, worinn sie enthalten ist, im Winter auf den warmen Ofen, außerdem aber in heisse Asche, oder auf eine Spirituslampe setzen, und weil die Wärme verursacht, daß die Melken oder Gemüse leicht sauer werden; so ist es eine notwendige Vorsichtigkeit, sie somol Morgens, als Abends, frisch zuzubereiten. Man hat Gefäße mit Schraubendeckeln, an welchen eben eine Röhre mit verschiedenen Öffnungen angebracht ist, welche man mit einem ausgehöhlten Röhrichte überzieht, da dann die Kinder ihre Nahrung nicht anders heraus saugen, als ob sie an der Brust lägen. Dieser Kannen bedient man sich im ersten Anfange, um den Kindern die ganz flüssige Nahrung zubringen; nach und nach aber gewöhnt man sie, aus dem Löffel zu speisen. Man kann auch aus Zwieback und Wasser gute Wellen kochen. Man kann halb Milch und halb Wasser mit einander vermischen. Eine Handvoll Perlrauben, in Wasser gekocht, und hernach mit der Hälfte Milch vermischt, ist ein nahrhaftes und gutes Getränk für Kinder. Sie brauchen aber überhaupt nicht so lange zu warten, als man gemeinlich glaubt, ehe man ihnen auch andre Speisen reichen darf. Wenn ein Kind nur das erste Vierteljahr überstanden hat, so kann es schon mit an andre Suppen, auch sogar an dünne Fleischbrühen gewöhnt werden. Man ist hierinn viel zu vorsichtig, wenn man den Kindern keine Fleischsuppen geben will, ehe sie nicht ein paar Jahr alt sind. Wenn man ihnen dagegen Mehlgemüse, Pfannkuchen und dergleichen zähe, klebrigte Speisen reicht, so verwahrloset man sie aus vorsichtiger Liebe, wie die alten Affen ihre Jungen aus Zärtlichkeit erdrücken. Ich habe das Ansehen des vor trefflichen Herrn van Swieten für mich, welcher versichert, daß Kinder, nebst der Milch, auch andre Nahrung recht gut vertragen, und daß ihnen diese Abwechslung, besonders gegen die Zeit der Entwöhnung sehr vortheil-

heilhaft sey. Der gründliche und angenehme Schriftsteller, Herr D. Zimmermann, ist derselben Meinung, und hält überhaupt der Strohheit, Kinder bloß mit Milch zu ernähren, keine Lobrede.

Nach dieser Anleitung ist es eine zuverlässige und mit keiner Gefahr verbundene Sache, Kinder ohne alle Frauensmilch groß zu ziehen. Ich wollte in einer so wichtigen Sache nicht aus einem solchen Tone sprechen, wenn ich nicht lebendige Zeugen darstellen könnte, daß es angeht, Kinder auf solche Weise gesund zu erhalten, und sie stärker und dauerhafter zu machen, als tausend andre, die mit Frauensmilch gesäugt worden sind, und als alle andre, denen man Kleister von Mehl und Wasser und Pfannkuchen, statt der Fleischbrühen, gegeben hat. Dergleichen jähe Speisen verursachen den Kindern dicke aufgetriebene Bäuche, die man gemeinlich von einer Verstopfung der Gekrösedrüsen herleitet, und die sehr oft nichts anders, als eine wahre Trommelsucht, sind. An dieser Krankheit sterben viel Kinder, und sie ist allezeit unheilbar, wenn man nicht ihre Nahrungsmittel, verändert. Es ist ihr also auch auf keine andre Weise vorzubeugen, als daß man ihnen dergleichen Speisen nie reicht, sondern es vielmehr bey den obgedachten und solchen andern bewenden läßt, die auch erwachsene Leute als gesunde Kost genießen. Nur müssen sie dabey die Freiheit haben, sich, so viel sie wollen, zu bewegen, und durch die Leibesübung die Verdauung und das Gedeihen der Speisen zu befördern.



---

 Bierzehntes Stück.
 

---

von Hagedorn.

Zu allddeutsch erinken, taumelnd küssen,  
 Ist höchstens nur der Wenden Lust.  
 Wie Kluge zu genießen wissen,  
 Das bleibe dem Pöbel unberuht.

---

**S**eliodoros versichert uns im 1ten Buche seiner äthiopischen Liebes- und Heldengeschichte, daß die indianischen und äthiopischen Amethysten die Kraft haben sollen, eine Person, die einen davon bey sich trägt, bey den Gastmählern nüchtern zu erhalten. Schon damals suchte man also Mittel, welche die Menschen vor der Trunkenheit schützen könnten, und noch ist sind die Aerzte sozufällig, um sie uns anzupreisen. Der wäsrige Salmiakgeist, der süsse Salpetergeist und verschiedene andre Arzneyen von dergleichen Art sind schon so berühmt unter den Rechern, daß sie das Schiboleth der Bacchusbrüder genennt werden können. Ich finde diese Bemühung der Menschen, den Rausch zu verhindern, auf einer Seite so lächerlich, und auf der andern so lehrreich, daß ich nicht umhin kann, heut einige Betrachtungen darüber anzustellen.

Wenn uns so viel daran gelegen ist, nicht betrunken zu werden; so scheint der natürlichste und vernünftigste Rath der zu seyn, daß man nicht zu viel trinke. Jedermann empfindet, daß er berauscht werde, wenn er mehr trinkt, als ihm dient. Man kann also unmöglich anders glauben, als daß der Rausch der Bewegungsgrund und die Absicht seyn müsse, warum man über den Durst trinkt. Anacharsis war so ehrlich, dieses zu bekennen,

Der

Der, weil er sich zuerst berauscht,  
 Beehrte, daß man ihm des Wetttrunks Preis erteilte.  
 Was! sprach er, trug nicht der den Lohn  
 Im Wettlauf jederzeit davon,  
 Der dessen Ziel zuerst erreichte?

Da es unstreitig ist, daß einer, der den Rausch fürchtet, auch das Mittel dagegen, die Enthaltbarkeit und Mäßigung, kennt, und nach Belieben gebrauchen kann; so kann man sich nichts Seltsamers vorstellen, als daß er hingehet, sich zu betrinken, und doch vom Arzte eine Arznei fordert, welche machen soll, daß er nicht zu seinem Zwecke gelangen kann. Wenn man nicht sagen soll, daß dergleichen Leute nicht recht klug sind; so muß man sie wenigstens mit gewissen Sündern vergleichen, die Gott angeloben, nimmermehr wieder zu sündigen, und die sich doch auf 50 Jahr Ablass voraus geben lassen. Es giebt gewisse Laster, die man liebt, und deren Folgen man nur haßet. Wir bemühen uns, ein Unglück, das uns drüet, abzuwenden, aber wir wollen das Vergnügen nicht verlieren, wodurch wir es uns zubereiten. Allein,

*Culpam poena premit comes. Hor.*

Man gebrauche die besten Mittel wider den Rausch. Sie werden entweder wenig helfen, oder doch gewiß die Folgen nicht verhüten können, welche, nicht eben der Rausch, sondern hauptsächlich die Ueberladung mit hitzigen Getränken, unvermeidlich nach sich zieht. Wenn ich die Wirkung der Amethysten des Heliodors und der Arzneyen wider den Rausch aus diesem Gesichtspunkte betrachte, so werde ich meinen Lesern, die hitzige Getränke zu sehr lieben, eine nützliche Erläuterung geben können.

Das, was wir Rausch oder Trunkenheit nennen, ist eigentlich bloß die Wirkung geistreicher Getränke in die Seelenwirkungen, nämlich in die Vorstellungskraft, in die Begierden, in die äußerliche Sinne und in die willkürlichen Bewegungen. Die Begeisterung, die Fröhlichkeit, die Unordnung der Empfindungen, und der Taumel betrunken Leute, die sie in den ersten Minuten der Trunkenheit spüren,



und welche sich zuletzt in Schläfrigkeit, Ekel, Unsinn, Betäubung und in einen ohnmächtigen Schlaf verwandeln, sind lauter solche Wirkungen, welche die Geister der starken Getränke in den empfindlichen Theilen des menschlichen Körpers, nämlich im Gehirne und in den Nerven, äussern. Man kann dieselben durch geistreiche Getränke bey einem Menschen hervorbringen, ohne daß er nöthig haben sollte, einen Tropfen davon zu verschlingen. Man führe ihn in einen Keller, wo ein grosser Vorrath von Weine liegt. Man verschliesse denselben, damit keine Zugluft die geistigen Theile des Weins fortführen könne. Man setze ihn einige Stunden vor die Kasser, und lasse ihn selbst Wein abzapsen, damit ihm die Dünste in die Nase steigen. Man gebe ihm verschiedene Sorten Weinproben zu kosten, die er nur im Munde warm werden lassen, hin und her ziehen, und wieder ausspucken soll, ohne einen Tropfen davon zu verschlucken, und, wenn man ihm recht hart zusehen will, lasse man ihn dabey Tabak rauchen. Ich will verloren haben, wenn ein solcher Mensch, der dergleichen Arbeit zu thun nicht gewohnt ist, nach Verlauf einiger Stunden, so bald er in die freye Lust kommt, nicht eben so betrunken seyn wird, als ob er bey einem Ochsenichmause gezecht hätte. Er wird anfangs eben so munter seyn. Er wird die schwersten Zweifelsknoten auflösen, die wichtigsten Wahrheiten sonnenklar einsehn. Er wird jedermann verständigen. Er wird mit der Beredsamkeit einer Frau an allen Ecken der Strasse dociren. Er wird alle seine Noth vergessen. Er wird nicht mehr wissen, daß er Schulden und eine böse Frau, Kinder und kein Brodt, Hunger und nichts zu verdienen hat. Er wird auf seine Ehre halten. Er wird ruhmredig mit der Zunge, freundlich mit den Augen, freigebig mit Grüßen gegen alle Juden und Bettler, glühnd auf den Wangen, leicht auf den Beinen, kurzweilig mit Wortspielen seyn, und, in der Meinung, daß er schnurgerade gehe, die Strassen auf und ab laviren. Nach und nach werden ihn seine Augen trügen. Er wird anfangen, laut mit sich selbst zu sprechen. Dann wird die Zunge schwerer werden. Dann wird er die Welt um sich herum gehen

hen sehn, wie Copernikus. Dann wird er sich weich in dünnen Koch setzen. Dann wird er, in der Entschliessung, wieder aufzustehen, liegen bleiben. Dann wird er blasen, und ein kaltes Schmeißen abwarten, sich brechen und einschlafen; alles, so wie es der betrunkenste Matrose thun würde, der sechs Bouteillen zu sich genommen hat. Nunmehr wäre dieses möglich, wenn nicht die subtilen Dünste des Weins die Nerven in der Nase und in dem Munde zu allen diesen Unordnungen reizten, ohne daß deshalb etwas von gestreichenen Getränken ins Blut übergegangen seyn, und sich mit seinen Säften vermischen haben mußte.

Diese Wirkung der gestreichenen Getränke widerfährt uns nur, in so fern wir empfindliche Maschinen sind; und das ist der Kausch, dessen die Thiere vor den Pflanzen vorzüglich fähig sind. Allein, dieses ist noch lange nicht die Trunkenheit in ihrem ganzen Umfange. Wenn man die hitzigen Getränke wirklich trinkt, so vermischen sie sich mit unsern Säften, und setzen sie in eine Art der Gährung oder Wallung, wovon sie sich gewaltig ausdehnen. An dieser Ausdehnung, nehmen natürlicher Weise auch die Adern ihren Antheil. Ob diese sich gleich nach überstandener Wallung der Säfte vermöge ihrer eigenthümlichen Kraft wieder zusammenziehen, so leiden sie doch von dieser außerordentlichen Ausdehnung einigen Abgang an ihrer zusammenziehenden Kräfte; und wenn dergleichen Wallung im Blute oft von neuem erregt wird, so verlieren sie endlich diese Kraft in einem sehr merklichen Grade. Wenn dieses geschieht, so können die Gefäße die in ihnen umlaufenden Säfte nicht mehr in ihren vorigen Schranken halten, sondern die erschlafften Theile werden von den zuströmenden Säften ausgebehnt; und so entsteht die erste Geschwulst, welche immer weiter zunimmt, die Eingeweide verdirbt, und zu ihren Verrichtungen untüchtig macht, und endlich die unheilbare Wassersucht erzeugt, welche den Tod nach sich zieht. Diese Wirkungen sind von ganz andrer Art, als die ersten, und diesen sind wir in so fern ausgesetzt, als unser Leib eine Wassermaschine ist, woben es auf die Empfindungen nicht wesentlich ankommt. Auf diese letztere Weise kann

Kann man die Pflanzen eben sowol betrunken machen, als die Thiere. Denn wenn man allzu hitzigen Dünger an ihre Wurzeln bringt, so folgt eben die Gährung in ihren Säften; so werden ihre Saströhren zersprengt; sie bekommen Geschwulsten oder Auswüchse, und sterben ab.

Solchergehalt betrinkt sich jeder Säufer zweymal zugleich; einmal als ein Thier, und zugleich so, wie es bey einer Pflanze geschehen kann. Vermöge des genauen Zusammenhangs unsrer empfindlichen und mechanischen Theile, und vermöge des grossen Einflusses des Gehirns, der Nerven und der Lebensaeifter in alle Berrichtungen unsrer Eingeweide und übrige Theile, wirken diese beyden verschiedenen Arten der Trunkenheit in einem Menschen zugleich und in solcher Verbindung, daß immer eine die andre befördert und vermehrt, und daß also alle unsre Kräfte mit einemmale aufgeboten werden, um an unserm grossen Ruine gemeinschaftlich zu arbeiten. Der öftere Rausch verdirbt unsre Eingeweide und Sinne. Er macht uns zugleich krank und albern. Er verdirbt unsern Magen, indem er uns den Verstand verrückt. Er schwächt unsre Gefässe, indem er unsre Nerven lähmt. Er raubt uns die Gesundheit, indem er uns das Gesicht und Gehör verdunkelt, und er tödtet uns, indem er uns zugleich zu Becken macht. So groß ist der Schade, den wir uns zufügen, wenn wir einmal ausgehen, um uns einen vergnügten Tag zu machen. Der Leibarzt eines gewissen Churfürsten von der Pfalz, Heinrich Sinerius, pflegte zu seinem Freunde, dem Rechtslehrten Scipio Gentil, so oft derselbe betrunken von der Tafel aufgestanden, zu sagen: „Nach zwanzig Jahren wirst du es noch fühlen, daß du am heutigen Tage betrunken gewesen bist!“. Dieser Ausspruch ist nicht so übertrieben, als es vielleicht einigen scheinen möchte. Man beobachte die Leute genau, die in ihrer Jugend stark gezecht haben. Ihr Alter und ihr Ende wird beweisen, daß die Trunkenheit ihre üblen Wirkungen durchs ganze Lebensalter hindurch fortsetzen könne. Wie ist dieses auch wol anders möglich, da sie die Grundvesten unsrer Gesundheit, nämlich sowol die thierischen, als auch die mechanischen Kräfte

Kräfte unsrer Theile, untergräbt und verdirbt? Plutarch scheint dieses eingesehen zu haben, wenn er sagt: „Kein menschlicher Körper ist so robust, daß ihm nicht der Wein schaden sollte, wenn er in Unordnung gebracht und erhitzt ist.“

Aus allen diesen Betrachtungen erhellet, auf welche Weise es möglich sey, daß die Trunkenheit, ohne das Gemüth sehr zu verwirren, dennoch unsre Eingeweide im Grunde verderben, und uns der Wassersucht und dem Tode zum Raube lassen kann. Denn gesetzt, daß es ein Mittel gebe, den hitzigen Theilen der geistreichen Getränke ihren Einfluß in die Nerven des Mundes und der Nase zu verwehren; so werden sie zwar die Nerven und das Gehirn nicht mit solcher Hefigkeit, als sonst gewöhnlich ist, angreifen. Allein, was kann sie deshalb wol verhindern, ihre völlige Gewalt in unsern Säften zu äuffern, und auf die obbeschriebene Weise unsre Gefäße zu entkräften, die Eingeweide zu zerrütten, und uns verlähmt, wassersüchtig, hektisch und im höchsten Grade elend zu machen?

Aus diesem Grunde wird man einsehen, wie wenig man dabey gewinne, wenn man solche Mittel gebrauchen wollte, welche den Rausch verhüten, ob man gleich viel hitziges Getränk genießt. Man wird sich immer noch so viel Schaden zufügen, als wenn man täglich eine grosse Menge Pfeffer zu sich nähme, der das Geblüt schädlich erhitzen würde, ob er gleich nicht berauschte. Der Rausch ist wirklich die beste Wohlthat der Säufer. Den so bald er sie überwältigt, so müssen sie zwischen den Bouteillen einschlafen, und den Ueberfluß von sich brechen, ehe er noch in die Säfte gedrungen ist. Durch den Schlaf und Ekel verhütet also der Rausch das grössere Verderben, in das wir uns stürzen würden, wenn wir nüchtern blieben. Denn in solchem Falle würden wir desto mehr und desto länger trinken können.

Gleichwie nun hieraus die Eitelkeit der Arznenen, welche die Nüchternheit erhalten sollen, erhellt; so kann man auch aus eben dem Grunde abnehmen, wie schlecht sich diejenigen Säufer vertheidigen und verwahren, die sich darum von den  
Gesehen

Gesetzen der Nüchternheit frey sprechen, weil sie, wie sie sagen, viel vertragen können. Es wäre zu wünschen, daß sie viel vertragen könnten. Allein, ob sie gleich nüchtern bleiben, so heißt dieses doch noch nicht, daß ihnen das Zechen nicht schädere. Vielleicht verhärten und verschliessen sich die Nerven ihres Mundes vor den eindringenden Geistern, so wie sich die Nerven der Nase gegen den Rißel des Schnupftabacks durch die Gewohnheit verhärten. Aber was kann die Säure, und die Gefässe und Eingeweide des Körpers gegen die aewal:amen Wirkungen dieser hitzigen Geister schützen? Gewiß wenigstens das nicht, daß man beim Zechen bey Verstande bleibt. Damit man nicht glaube, daß ich nur allein in dieser Sache so streng urtheilte; so will ich das Urtheil eines berühmten Arztes und Professors, nämlich des Caspar Hofmanns, von dieser Materie hier anführen. „Wer sich den vorigen Tag mit mancherley Speisen und Getränken überladen hat, sagt er, dem ekelt vor allem, und alle Glieder sind ihm schwach, und weiß weder was er thun, noch was er lassen soll. Es ist zwar wahr, daß es einige giebt, die sich nach ausgeschlafenem Rausche wohl befinden, und wieder an ihre Arbeit gehn. Allein, diese sind noch weit schlimmer daran, als diejenigen, die es empfinden, daß sie betrunken gewesen sind. Denn jene sind gleichsam gezwungen, ihre Unmäßigkeit abzulegen; da es hingegen diesen zur Gewohnheit wird, so daß entweder ihr ganzer Leib cachectisch, oder Hände und Füße von der Sicht zerissen werden, oder auch sonst eine höchstgefährliche Krankheit daraus entspringt.“

Statt aller solcher Mittel, welche den Rausch verhüten sollen, würde es solchergestalt viel vernünftiger seyn, den unglücklichen Trunkenbolden mit solchen vielmehr an die Hand zu gehen, welche die allzu grosse Ausdehnung der Gefässe verhüten. Denn diese beugen einer Wirkung der Trunkenheit vor, welche desto gefährlicher ist, je langsamer sie fortschreitet, je unmerklicher sie in ihrem Anfange ist, und je gewisser sie mit der Zeit den völligen Ruin des ganzen Körpers befördert. Nichts ist zu dieser Absicht geschickter, als daß man den

den Abgang der im Ueberflusse genossenen Getränke aufs schleunigste befördere. Die hierzu vorhandenen Wege sind das Erbrechen, das Harnen und das Schwitzen. Wer sich leicht erbricht, wenn er berauscht ist, der hat nicht so böse Folgen von der Trunkenheit zu befürchten, als ein andrer; und eben so ist es mit dem Schwitzen und mit dem Urinlassen. So erzählt Vopiscus im Probo von dem Vonnosius, welcher nachher Kaiser wurde, daß er mehr, als irgend ein Mensch, habe trinken können, ohne sich jemals zu berauschen, sondern das er vielmehr nach dem Trunke noch klüger gewesen, als zuvor. Aurelianus sagte von ihm, daß er nicht zu leben, sondern zu trinken geböhren sey, und daß er es für eine Ehre gehalten habe, die Abgesandten der fremden Völker voll zu machen, und dadurch alles von ihnen herauszulocken, wogegen er stets sicher und nüchtern geblieben wäre. Der Vortheil, den dieser Zecher hatte, bestand bloß darinn, daß er eben so viel durch den Urin wieder von sich gab, als er getrunken hatte, und daß also seine Gefäße, Gedärme und Blase nie angehäuft wurden. Auf diese und dergleichen Beobachtungen gründet sich der Rath einiger Aerzte, besonders des Richard Lowers, daß ein Betrunkener des Abends vorher, ehe er sich zu Bette legt, dahin trachten soll, alles Wasser los zu werden, und nichts zurück zu halten, und daß er zu dem Ende seine Kleider lösen oder ausziehen soll, damit die kühle Luft die Haut zusammenziehe, und den Abgang des Urins befördere. Ich brauche wol kaum zu erinnern, daß dieses mit grosser Behutsamkeit geschehen müsse, da jedermann bekannt ist, wie sehr man in der Trunkenheit die Erkältung zu verhüten habe, wern man nicht, wie der Säufer Lacydes, am Schlagflusse sterben will.

Dem sey nun aber wie ihm wolle, so ist doch das gewiß, daß man die übelsten Wirkungen des Rausches durch die schleunige Beförderung der drey nothwendigsten Ausführungen am besten verhüten könne. Diese sind die Entledigung des Maoens und der Gedärme, welche sowohl durch Brechmittel, als durch Erstiere bewerkstelliget werden kann; ferner die Entledigung der Blase, und die Ausdünstung. Diese

bey

henden letzten Wege werden durch vieles warmes wäßriges Getränk am besten geöffnet, es sey nun, daß man sich dazu des Thees oder eines mit Habergrüße oder mit Hirschhorn abgelochten Wassers bediene.

Ob nun aber gleich durch diese Vermittelung viele böse Wirkungen der Trunkenheit verhütet werden, so leidet doch von einem jeden Rausche unsre Gesundheit auf beiderley Weise; theils durch die Zerrüttung des Nervensystems und der Seelenkräfte, theils auch durch die übertriebene Ausspannung unsrer Saströhren, welche unsre Eingeweide verdirbt, und die Kräfte unsers Lebens verzehrt. Selbst die Arzneimittel, deren man sich bedient, um diese beiderley Wirkungen hitziger Getränke entweder zu verhüten, oder zu schwächen, wirken auf eine solche Weise, wodurch unsrer Natur Gewalt geschieht, und helfen unsern Leib mit ruiniren. Daher kann ich niemanden rathen, sich weder auf dergleichen Mittel, noch auf seine gute Natur, noch auf die Unempfindlichkeit seiner Nerven zu verlassen; sondern ich muß bey der strengen Moral bleiben, und das Trinken bis zum Vollwerden als eine höchstschädliche Sache schlechterdings verbieten.

O Bacchus, deine freye Freuden  
 Kennt weiser Trinker Kunst.  
 Die nehmen dein Geschenk bescheiden,  
 Und rasen mit Vernunft.  
 Die singen in vergnügten Ehren  
 Den Lobgesang der Weisheit und der Ruh;  
 Und wenn sie volle Gläser leeren,  
 So sehn die keuschen Mussen zu.

Ich weiß wohl, daß Viele eine Ehre und ein Vergnügen darinn suchen, sich oft zu betrinken. Man würde ihn einen Menschen, der bey einem Gastmahle zum überflüssigen Trinken genöthigt wird, mit sehr verächtlichen Augen ansehen, wenn er denen, die ihn nöthigen, so, wie Clysthenes dem Alexander, antworten und sagen wollte: Ich will nicht so trinken, daß ich den Aeskulapium gebrauchen muß; ob man gleich weiß, daß Alexander selbst durch den Trunk

Trunk endlich sein Leben frühzeitig hat verlieren müssen. Wir sehen es wie eine Art von Tapferkeit an, wenn ein Säufer klagen muß:

Ach! viel zu wenig Wein wächst hier!  
 Bring eine neue Welt herfür,  
 O Schickuna, meinem Durst zu wehren!  
 In Wein besteht ihr ganzes Senn!  
 Die Lust, die See, das Land sey Wein;  
 Und ich muß' allen Wein verzehren!

Ich sehe nicht, was hierinn ruhmwürdiges ist. Viel trinken zu können, ohne berauscht zu werden, setzt zum voraus, daß die Nerven entweder von Natur sehr grob und unreizbar, oder wirklich schon verdorben und verwöhnt sind; und ohne Schaden seiner Saftgefäße und Eingeweide stark zechen zu können, erfordert, daß man sich leicht übergebe, oder stark pisse. Wahrhaftig lauter große Eigenschaften, welche wol verdienen, daß man um ihres Ruhms willen Leib und Leben in Gefahr setze! Was das Vergnügen betrifft, so hört es mit dem Rausche schon auf. Man kann sich zwar vergnügt trinken, aber nicht saufen. Man trinkt sich munter; aber man säuft sich in Schlaf, und wird durch den Rausch auch noch in der folgenden Nüchternheit zu dem Genusse des Vergnügens untüchtig gemacht. Daher halte ich in dieser Sache die lacedämonische Mäßigkeit für das Einzige, was ein vernünftiger Mensch thun muß. Arhendus beschreibt uns die Vortheile derselben nach dem Critias, und ich kann dieses Blatt nicht besser, als mit dieser Anführung beschließen:

Lacedæmonii Juvenes eousque bibunt,  
 Ut ad capiendum scutum alacres totum animum ver-  
 tant:

Linguam vero ad hilaritatem, modestumque risum;  
 Ea nimirum potatio corpori utilis est,  
 Ac menti; juvatque multum ad Veneris opus,  
 Nec parum ad somnum confert, qui laborum portus.



## Mein Herr Doctor,

Ich habe meinen Schwiegersohn gebeten, diesen gegenwärtigen Brief an Sie zu schreiben, wie ich ihn ihm vorgesagt habe. Denn leider! kann ichs meinen Aeltern nicht danken, daß sie mich nicht haben schreiben und lesen lehren lassen. Ich bin Anno 80 gebohren, da der große Comet am Himmel gestanden, und hätte wol aus mir was Großes werden können, wenn ich so erzogen worden wäre, als wie ißt Frauenzimmer erzogen werden. Also hat nun vor vier Tagen ein Hund angefangen, alle Abend in meiner Nachbarschaft erbärmlich zu heulen, und ich habe auch schon über eine Woche das Keuzlein auf meines Nachbarn Hause schreyen hören. Weil nun dieses allezeit einen Todten bedeutet, und ich nicht mehr jung bin, auch mein Lebtag viel gekindert habe, mit vier Männern, die alle in die Ewigkeit voran gegangen sind: Also wollte ich nur vernehmen, ob das Heulen und Schreyen wol meinen Todbedeuten sollte? Ich habe aber gehört, daß es der, dem es gilt, nicht hören soll, ich höre es aber alle Abend, und sagte noch gestern Abend zu meinem Schwiegersohne; Hört ers wol! da rufen sie einen! wer es doch seyn mag! Gott steh ihm bey! Ich bin wohl bereit zu sterben, und fürchte mich nicht vor dem Tode. Allein, weil es doch die Thiere am Geruche haben sollen, wo eine Leiche kommen soll, so habe ich mich lassen von einer Leichenbitterich anriechen, die aber gesagt hat, daß ich noch frisch genug röche. Also wollte ich nur wissen, was Sie von den Anzeigen halten? Keinen Fall hat es nicht gethan in meinem Hause, und die Todtenuhr habe ich auch noch nicht gehört. Weil Sie nun ein hochgelahrter Herr sind, so bitte ich Sie, mir doch zu berichten, ob ich noch Hoffnung zu leben habe. Altershalber könnte ich wol noch leben, allein das Essen will mir doch nicht mehr schmecken, seitdem ich das Heulen gehört habe, und macht mir manche schlaflose Nacht. Sehn Sie so gut, und antworten bald. Ich verharre Ihre dienstwillige Dienerinn,

Anne Mieke Weiß.

**Postscript.** Nun Gottlob! ich brauche Sie nicht zu bemühen, daß Sie mir antworten. Denn eben, da ich den Brief schlicke, höre ich, daß unsre Kuh im Stalle verreckt ist. So haben doch die Thiere recht gerochen, daß eine Leiche im Hause ware. Das wußte ich wohl, daß es mir nicht gelten könnte: denn wer's hört, dem gilt es nicht. Ich will indessen doch den Brief fort schicken, damit Sie sehn

sehn können, was in der Natur für Dinge verborgen liegen. Die Leichenbittersch ist eine verständige Frau. Sie sagte gleich: Mein, Frau, das gilt ihr nicht! An die Ruh habe ich nicht gedacht; sonst hätte sie sie doch beriechen sollen.

### Abgeforderte Erklärung.

Am Donnerstage Vormittag um 9 Uhr kam ein Notarius Publicus & Juratus, nebst zween Zeugen, in mein Haus, und befragte mich mit allen Formalitäten über folgende Punkte:

1. Ob ich mich zu dem 9ten Stücke der Wochenschrift des Arztes, und besonders zu der Abhandlung von den Weißagungen und Prophezeihungen der Aerzte aus dem Urine als Verfasser bekannte?

Ich antwortete ohne Bedenken: Ja.

2. Ob ich alle und jede Ausdrücke in diesem Blatte für die meinigen erklärte, so daß ich weder eine Verfälschung meiner Handschrift, noch Druckfehler anzugeben wüßte?

Antwort. Keine.

3. Wen ich etwa mit dem Esel vor dem Stalle gemeint hätte, welcher die Nachtigall in Gleims Fabel niedergesungen?

Ich antwortete: Den Esel.

4. Ob ich nicht einen gewissen Laboranten und Alchymisten, Namens Aurophagus, damit gemeint hätte, weil ich Nachricht erhalten, daß er einen Hexenarzt schreiben, und mich dadurch zum Stillschweigen bringen wollen?

Antwort: Nein.

5. Ob ich mich dazu verstehen wollte, um die Ehre dieses Mannes zu retten, in einer meiner nächsten Blätter öffentlich zu erklären, daß ich in diesem Stücke, und besonders in der angeführten Fabel, nicht auf ihn gezielt habe?

Antwort: Ja, gern.

Hiermit gieng der Notarius mit seinen Zeugen ab, und nach einer Stunde kam besagter Laborant selbst zu mir, und ich wiederholte ihm mein Versprechen. Er händigte mir hierauf eine Handschrift ein, welche aus 10 Bogen bestand, und den Titel führte: **Der Gegenarzt.** Erstes, u. s. w. bis zehntes Stück. „Aus Erkenntlichkeit, sagte er, übergebe ich Ihnen die Widerlegung Ihrer zehn ersten Blätter, welche ich ist eben zum Drucke zu befördern Willens war. Allein, da ich sehe, daß Sie ein Mann sind, der meine Ehre schonen will; so will ich die Ihrige auch schonen, und Sie können mit diesen Blättern nun anfangen, was Sie wollen.“ Ich habe sie durchgelesen. Sie sind voller Injurien und Widerlegungen. Ich werde sie nach und nach in meine Blätter einrücken, damit von dieser mühsamen Arbeit nichts verloren gehe. Sollte sich sonst jemand finden, der Pasquille oder Satyren wider mich zum Drucke fertig liegen hat; so ersuche ich ihn, sie mir mitzutheilen, weil ich gesonnen bin, sie alle einzurücken, und die Namen der Verfasser hinzuzusetzen. Ist erkläre ich nur, meinem Versprechen gemäß, daß der Laborant und Alchymist, Herr Aurophagus, der Esel nicht sey, auf den ich in der Anführung der Gleimischen Sabel gezielt habe.



## Fünfzehntes Stück.

von Haller.

Ein jeder haßt sein eignes Loos.  
 Der Wahn macht falsche Güter groß,  
 Daß wir um etwas weinen können.  
 Das Her; kann niemals müßig seyn.  
 Es wird bey ungewissem Schein  
 Nach seinem Glücke hingetrieben.

**W**ie der Prophet Jonas mit Gott haberte, weil er die meisten Sachen anders einrichtete, als er gethan haben würde, da ers doch auch zu verstehn glaubte, und wie er mit Nichts lange zufrieden blieb, sondern immer was anders wolte: so sind wir Menschen alle von je her gewesen, und so sind wir auch noch. Hitzig ringen wir nach dem, was wir für gut halten. Einen Augenblick freuen wir uns über dessen Besiz. Bald wird es uns gleichgültig, und zulezt ist es uns ekelhaft. Man nehme den Reichthum, die Ehre, ein schönes Weib, und selbst die Gesundheit zu Verspielen. Es ist einmal, wie das andre. Unstre Herzen sind nicht zu befriedigen, so lange wir leben. Die Wünsche setzen sie in Bewegung, und der Genuß bringt sie zur Ruhe. Jenes ist der Zustand der Wachsamkeit und des Lebens; dieses ist hingegen der Schlaf und die Ohnmacht der Seele. Die schöne Phantasien, sein Herz von Wünschen leer zu machen, ist nur in den Köpfen der Sittenlehrer möglich, deren eigne Herzen am meisten davon aufgetrieben werden.

Wie unglücklich würden wir nun nicht seyn, wenn uns die Güter der Welt Stand hielten, und wenn uns der Genuß einer Sache auf ewig sättigte, ohne daß wir ihn wieder mit

einer neuen Sehnsucht vertauschen könnten! Ich habe kürzlich über diese Sache meine Betrachtungen angestellt, und war darinn so vertieft, daß ich gleichsam im Wachen träumte, indem mir die Einbildungskraft, die mir im Schatten der Einsamkeit allen ihren Glanz zeigen konnte, meine Begriffe gleichsam in lebendige Bilder verwandelte, welche ich mit meinen Augen zu sehen schien, und mit welchen ich, wie es in einem solchen wunderlichen Zustande des Gemüths zu geschehn pflegt, ganz vertraut umgieng, und laut redete, als ob sie alle in Natur gegenwärtig gewesen wären.

Himmel! sagte ein junges Frauenzimmer, das in der bedeckten Allee, wo ich saß, mit ihren seidenen Kleidern auf- und niederrauschte; Himmel! warum giebst du uns nicht das ganze Jahr Sommer? Wie temperirt ist diese Luft, wie lustreizend die ganze Natur! Ich ließ mich von dieser Phantasien fortreißen, und sahe die Natur erst recht an, und fand sie vortreflich, und der Sommer war mir die liebste Jahreszeit. Es vergieng etwas Zeit, so kam eine Gestalt, wie eine Ente, ganz unten aus der Allee gegen mich herauf, und als sie näher kam; war es ein kleiner, breiter und dickbäuchiger Mann, der kaum Luft schöpfen konnte. O, die verwünschte Hitze! sagte er, was ist der Sommer beschwerlich! Ich lobe mir den Winter; denn da kann ich mein Zimmer so warm machen, als ich will. Allein, wo soll man sich vor der Hitze des Sommers bergen? Es kam ihm ein anderer Mann entgegen, der roth von Gesichte sahe, und redete ihn an: Ich freue mich recht auf den Herbst, wenn alle die schönen Früchte reif seyn werden. Es wird ein vortrefliches Weinjahr werden! Sie giengen mit einander fort, und ich hörte sie zwar von weiten disputiren, konnte aber nicht eigentlich verstehen, was sie sagten. Ich bekümmerte mich schon nicht mehr um sie, als das erste Frauenzimmer mit schnellen Schritten wieder zurück kam, und sich von einem Kammermägdden führen ließ. Ich hörte, daß sie nach Hause eilte, weil sie ein Gewitter hatte aufsteigen sehen. Ja, sagte das Kammermägdden, gnädige Frau, das bringt der leidige Sommer so mit sich. Dafür lobe ich mir das  
Früh-

Frühjahr, wo man doch wenigstens in den Gärten vor den Gewittern sicher seyn kann. Sie eilten mir aus dem Gesichte, und bald darauf war es, als ob ich eine große Gesellschaft an einer Tafel sitzen sähe, welche mit den köstlichsten Speisen und Früchten ausgeziert war. Dieses sind die ersten Erdbeeren, sagte eine adliche Dame, die ich dieses Jahr esse. Sie sind vortreflich. O! antwortete eine Kaufmannsrau, wir haben sie schon vor fünf Wochen gehabt, und ich kann iht keine mehr in den Mund nehmen. Das sind Leckermäuler, versetzte eine Bürgersrau! Ich lasse Ihnen Erdbeeren, Himbeeren, Kirschen und alle Hirtenfrüchte, für ein Gericht Päckelfleisch stehen, und wünsche nichts mehr, als daß nur die Schlachtzeit erst wieder vorbey wäre. Geben Sie mir ein Glas von Ihrem Medocweine, sagte ein Cavalier zu dem Wirthe, der am Tische regierte. Ich habe mir den Burgunder zumider getrunken, und kann nur noch ganz leichte Weine vertragen. Ja, antwortete ein alter Halbgelehrter, ich gebe es zu, bey heißer Witterung. Allein, die kalte und feuchte Luft, welche mir iht beschwerlich fällt, erfordert geistreichere Weine. Nein, erwiederte ein anderer, diese Luft mäsigt meinen übermäßigen Schweiß; und ich müßte thöricht seyn, denselben durch geistreiche Getränke zu befördern, da er mich ohnedem genug abmattet. Eine alte Frau sand hier ihr Feld offen, und fiel ein: Wider das starke Schwitzen ist nichts besser, als saure Speisen und Früchte, Sallat, Kirschen, Erdbeeren, Himbeeren, u. s. w. So bald es der Husten ihrer Nachbarinn zuließ, die unterdessen durch Händewinken wider diesen Rath protestirte, stieß sie die Worte heraus, auf eben die Art, wie man Blut hustet: Säure macht Husten! Provenceöl ist mein Bestes! Ich wurde des Disputirens bald satt, und es verschwand das ganze Geläch vor meinen Augen. Ich fieng an, mich mit den Pflanzen und Thieren in ein Gespräch einzulassen, und erstaunte über die mannigfaltigen Bedürfnisse einer jeden Art, die sich einander so entgegengesetzt waren, daß unmöglich ein Theil derselben befriedigt werden konnte, ohne daß nicht ein anderer dadurch etwas hätte leiden müssen. Diese

verlangten Regen und kühle Luft; jene warteten auf heiße Witterung. Diese konnten die Nachtfröste nicht vertragen; jenen war der dürre Ostwind schädlich. Mit Erstaunen sah ich die wunderbare Vermischung so vieler Millionen von Dingen, von Begebenheiten, von Wirkungen, die alle ohne Ausnahme zu etwas dienten, gewissen Bedürfnissen abhelfen, gewisse Wünsche sättigen, gewisse nützliche Begierden erregen, oder sonst etwas Gutes hervorbrachten. Ich fragte einen alten Greis, der voller Entzückung da stand, und den Himmel betrachtete, wie es doch zugähe, daß so wenig Menschen mit der Einrichtung der Welt zufrieden sind, da man doch findet, daß unter ihnen kein Geschmack so ekel, keine angenehme Einbildung so kostbar, keine Thorheit so seltsam, kein Wunsch so lüstern, kein Traum so glücklich, kein Herz so vermöhnt, und kein Wille so weise sey, für deren Befriedigung nicht die Natur auf eine gewisse Weise gesorgt haben sollte? Um allen Menschen genug thun zu können, wurden ihnen verschiedene Bedürfnisse, verschiedene Körper, verschiedene Triebe und Neigungen gegeben. Jene, die Hitze vertragen, wurden in die Länder versetzt, worinn eben dieselbe Hitze diejenigen Speisen und Früchte hervor bringen mußte, die ihren erhitzten Körpern heilsam und gesund seyn konnten. Spanien, Frankreich, Italien, Ungarn, und alle heiße Länder liefern ihren Einwohnern säuerliche Früchte, welche gegen die Beschwerden und Krankheiten, so von einer grossen Wärme der Luft herrühren, die sichersten Mittel sind. Die säuerlichen Säfte der Früchte dämpfen die Hitze, indem sie das Blut zusammenziehen. Sie stillen den Durst, indem sie durch eine besondre Empfindung den Zufluß des Speichels nach dem Munde vermehren, welche zugleich der Trockenheit der Zunge, des Halses, des Gaums und des Schlundes abhilft. Indem sie das Blut zusammenziehen verhindern sie, daß es sich und die Adern nicht so aufschwellen, noch auch sich allzu sehr auflösen und verdünnen kann. Da nun hiervon der häufige Schweiß herrührt, so erhellet, wie die säuerlichen Früchte und Speisen das starke Schwitzen mäßigen, und wie Sie, vermöge ihrer Kraft,

Kraft, thierische Säfte zusammen zu ziehen, der allzu grossen Auflösung der Säfte, welche der Anfang ihrer Fäulniß ist, widerstehen. Die Einwohner der kalten Länder finden dieselben für ihre Nothdurft eben so geschickt eingerichtet. Die Natur hat ihnen keine Citronen, Pommeranzen oder Sinaäpfel gegeben. Allein, es wachsen ihnen die Kräuter, welche die Schärfe des Scharbocks dämpfen . . . Ich wollte noch weiter reden, als mir mein Alter in die Rede fiel, und sagte: Ich höre schon deine ganze Meynung. Erspare dir die Lobrede auf die Natur, und beweise ihre Weisheit, ihre Güte und ihre Sorgfalt nicht, wenn du mit einem Manne redest, der sich nur ein wenig darum bekümmert hat, sie kennen zu lernen. Aus der Erhaltung aller Wesen kann jeder Mensch schliessen, daß die Natur für alle Bedürfnisse hinlänglich gesorgt haben müsse. Aus der allgemeinen Liebe aller Creaturen zum Leben, welche nicht wie die Verhütung der Krankheiten und des Schmerzens, bloß auf die Vermeidung unangenehmer Empfindungen, sondern vielmehr darauf gegründet ist, daß unser Herz überhaupt im Leben seine Befriedigung findet, welches unmöglich wäre, wenn nicht unsre meisten Wünsche entweder wirklich befriedigt, oder doch auf eine solche Weise abgespeißt würden, die uns angenehm ist; Aus dieser allgemeinen Liebe zum Leben erhellet, selbst wider das Geständniß der Menschen, daß sie mit ihren Schicksalen wohl zufrieden seyn könnten, wie die Thiere es wirklich sind, wenn sie nicht durch eben dieses Wohlthun der Natur übermüthig, üppig, eigensinnig, hochmüthig und wollüstig würden; wenn sie sich nicht durch alle diese Ausschweifungen verleiten ließen, sich in den Mittelpunct der Welt zu setzen, sich für wichtig genug zu halten, die vornehmste Absicht der Schöpfung gewesen zu seyn, ihre Einsichten, die so mangelhaft sind, mit der hohen Weisheit für einerley zu halten, die das Weltgebäude regiert, sich nie einfallen zu lassen, daß sie unwissend wären, und sich irren könnten, sich zu entrüsten, wenn die Erfolge in der Welt anders geschehen, als sie es für gut halten, und sich einzubilden, daß es eine Grausamkeit wäre, wenn Gott nicht alles thäte, was sie verlangen,



wenn sie ihn nur darum bitten, gesetzt auch, daß sie um ihr eignes Unglück bäten. Bei diesen Worten verließ mich der Alte; und es war mir nicht anders zu Muthe, als ob ich auf einmal aus einem tiefen Schlummer erwachte. Alle meine Bilder verschwanden, und ich befand mich in meinem belaubten Gange wieder allein bei mir selbst, und hatte einen Theil des englischen Zuschauers neben mir liegen, in welchem mir ein kühler Zephyr eine gewisse Fabel aufgeblättert hatte, welche ich so geschickt fand, meine vorhergehende Phantasien zu unterhalten und zu bestätigen, daß ich nicht umhin kann, sie hier zu eben der Absicht meinen Lesern mitzutheilen.

Menippus, der Weltweise, ward zum andernmale in den Himmel zum Jupiter gerückt, welcher ihm zum Zeitvertreibe eine Fallthür öffnete, die sich zu seinen Füßen befand. So bald selbige geöffnet war, hörte man ein solches Geschrey, daß der Weltweise erschrock; und als er nach dessen Ursache fragte, so antwortete ihm Jupiter, es wäre der Schall von den Gebeten, die von der Erde an ihn gerichtet würden. Menippus hörte unter der Verwirrung der Stimmen, die so groß war, daß niemand, als Jupiter, selbige unterscheiden konnte, die Worte: Reichthum, Ehre, langes Leben, in vielerley Tönen und Sprachen erschallen. Als das erste Geräusch vorüber war, und die Thür offen stehen blieb; so wurden die Stimmen allgemählig deutlicher und klarer. Das erste Gebet war sehr närrisch, und kam von Athen. Es verlangte vom Jupiter das Wachsthum der Weisheit und des Barts. Menippus merkte aus der Stimme, daß es sein Freund Likander, der Weltweise, war. Hierauf folgte das Flehen eines Mannes, der eben ein Schiff beladen hatte. Er versprach Jupitern, wenn er dafür wachen, und es mit Reichthümern wieder heimsenden wollte, eine Gabe von einem silbernen Becher. Jupiter kehrte sich nicht daran; und indem er sich niederbückte, und mehr, als sonst, aufmerksam war, so hörte er die Stimme eines Bittenden, der sich über die Grausamkeit einer ephesischen Witwe beklagte, und ihn bat, dieselbe mitleidig zu machen. Das ist ein ehrlicher Kerl, sprach Jupiter; er hat

hat mir in seinem Leben viel geopfert. Ich will nicht so grausam gegen ihn seyn, und sein Gebet erhören. Hierauf klang ein ganzer Schwarm von Stimmen, die für eines tyrannischen Prinzen Leben in seiner Gegenwart baten. Menippus, der dieses eifrige und andächtige Flehen angehört, erschrock, da er bald darauf heimliche Seufzer vernahm, die dem Jupiter vorrückten, daß er diesen Irrannen so lange leben ließe, und ihn fragten, warum sein Donner so müßig läge? Jupiter erzürnte sich über die zwenzüngigen Bösewichter dermaßen, daß er das erste Bitten erhörte, und das andre verwarf. Menippus sahe ferner einen großen Nebel, der sich der Fallthür näherte, und fragte den Jupiter um die Ursache. Dieß ist, sprach er, der Rauch vieler Kinder, die mir ein gewisser Feldherr opfert, der mich ungemein plagt, daß ich ihn ein hunderttausend Mann soll schlachten lassen, die in Waffen wider ihn sind. Was mag doch der unverschämte Kerl denken, daß mir an ihm gelegen ist, da er glaubt, ich werde ihm zu Gefallen, und etwa seiner Ehre zu Liebe, so viel Menschen auf die Schlachtbank schicken, die alle so gut sind, als er selbst? Aber, höre, sagte Jupiter, hier schallt eine Stimme, die ich niemals gehört habe, als zur Zeit der Noth. Es ist ein Bösewicht, der auf der jonischen See Schiffbruch gelitten hat. Vor dreu Tagen habe ich ihm auf ein Brett geholfen, weil er mir versprach, sich zu bessern. Die Bestie ist nicht einen Groschen reich, und untersteht sich, mir einen Tempel anzugeloben, wosfern ich ihm helfe! Doch, da ist ein gewisser Jüngling, der bittet mich, seinen Vater, der ein grosses Vermögen für ihn bewahrt, aus der mühseligen Welt zu nehmen. Der alte Mann soll leben, bis dem Sohne das Herz bricht, das gebe ich ihm zur Antwort auf sein Ansuchen! Diesem folgte die sanfte Stimme einer andächtigen Frau, welche den Jupiter bat, daß er sie doch in den Augen ihres Kaisers reizend und schön machen möchte. Der Weltweise wunderte sich über diese seltsame Bitte; und indem blies ein sanfter Wind durch die Fallthür, den er anfänglich für einen Zephyrhauch hielt, nachmals aber für lauter Seufzer erkannte. Sie rochen stark  
nach

nach Blumen und Balsam, und wurden durch viel Klagen über Wunden, Martern, Brand, Pfeile, Grausamkeit, Verzweiflung und Tod begleitet. Menippus glaubte, daß dieses jämmerliche Geschrey von einem gewissen allgemeinen Blutbade, oder von armen Sündern herrührte, die auf der Folter lagen. Allein, Jupiter sagte ihm, sie kämen aus der Insel Paphos, und er bekäme alle Tage dergleichen Beschwerden von den seltsamen Geschöpfen unter den Menschen, die man Verliebte nennt. Dieses Geschmeiß quält mich, sprach er, unter beyden Geschlechtern so sehr, und es ist mir so unniöglich, ihnen ein Gnüge zu thun, ich mag sie nun erhören, oder nicht, daß ich künftig einen Westwind bestellen will, der sie nur fort und wieder zur Erde blasen soll. Die letzte Bitte war von einem alten Greise, der fast hundert Jahr alt war. Dieser flehte noch um ein Jahr leben; hernach wollte er gern sterben. Dieß ist der seltsamste alte Geck, sprach Jupiter. Wol schon seit zwanzig Jahren hat er dieses Gebet an mich gethan. Als er funfzig Jahr alt war, bat er mich, ich sollte ihn doch nur leben lassen, bis sein Sohn versorgt wäre. Ich that es. Hierauf bat er von mir eben dieselbe Gnade wegen seiner Tochter; hernach wieder, daß er seinen Enkel erwachsen sehen möchte. Da alles dieses geschehen war, so bat er mich, so lange zu leben, bis ein gewisses Haus, das er bauete, fertig wäre. Kurz, es ist ein alter unverschämter Narr, und weiß immer eine Ausflucht. Ich will ihn nicht mehr hören. Hierauf schmiß Jupiter die Thür zu, und wollte den Tag keinen mehr vor sich lassen.

Ich würde dieses alles weder aufgeschrieben, noch viel weniger ein Stück meiner Wochenschrift damit angefüllt haben, weil es mir schien, als ob die Materie von der Thorheit und Unerfättlichkeit der menschlichen Wünsche zu wenig Einfluß in die medicinischen Wissenschaften hätte. Allein, wenn ich meinen Lesern die folgenden Briefe vorlege, welche seit einiger Zeit bey mir eingegangen sind; so werden sie nicht nur die Veranlassung zu diesem Stücke, sondern auch die Nothwendigkeit einsehen, welche mich gezwungen hat, meine

Corre-

Correspondenten durch ein solches Blatt einmal zufrieden zu sprechen. Um den Raum zu ersparen, will ich den Inhalt dieser Briefe nur kurz anzeigen, und eben so kurze Antworten beifügen.

Sans Sansen schreibt mir mit großem Unwillen, daß unsre ganze Kunst so viel, als nichts, so viel, als Wind oder wol gar eine privilegierte Betrügeren sey. »Denn,« schreibt er, ich habe wol 50 Doctors mit den alleransehnlichsten Peruken um Rath gefragt, damit ich mein Gesicht »conservirn möchte, welches mir, ob ich gleich nur erst 64 »Jahr alt bin, schon so schwach wird, daß ich keine feine »Schrift mehr lesen kann. Sie haben mir alle so viel Salben und Augenwasser verordnet, und haben sich dieselben »so theuer bezahlen lassen, als ob sie sich um ihres Gewissens »willen verbunden hielten, mich zu einem blinden Bettler zu »machen. Wenn mich ein jeder um ein Gewicht Silber »leichter gemacht hatte, so rieth er mir am Ende, die Brille »zu gebrauchen, welches ich schon wußte, ehe ich noch einen »einzigsten Doctor um Rath gefragt hatte. Ich will und mag »keine Brille gebrauchen, sondern ich will für mein Geld die »hellen Augen wieder haben, die ich vor 30 und 40 Jahren »hatte.« Zuletzt fragt mich dieser Mann, ob ich ihm kein Mittel für seine Augen rathen kann? Es thut mir leid, daß ich ihm, statt aller Antwort, nur die folgende aus dem de la Bruyere erzählen kann.

Irene reiste mit grossen Kosten nach Epidaurus, besuchte den Aesculap in seinem Tempel, und fragte ihn ihrer Beschwerden wegen um Rath. Zuerst klagte sie über Müdigkeit und Schläfrigkeit; und Aesculap antwortete ihr, daß dieses von der zurückgelegten langen Reise herrührte. Hernach führte sie weiter an, daß sie des Abends gar keinen Appetit hätte, worauf ihr das Orakel rieth, des Mittags nur wenig zu speisen. Als sie sagte, daß sie nicht gut schlafen könnte, hieß es, sie sollte sich am Tage nicht niederlegen. Auf die Frage, warum sie so träge sey, und was ihr dagegen zu rathen? antwortete das Orakel, daß sie früh aufstehen, und ihre Füße anstrengen sollte, um sich zu bewegen.

Sie

Sie meldet, daß ihr der Wein schädlich sey, und es wird ihr gerathen, Wasser zu trinken; und daß sie eine schlechte Verdauung habe, wogegen sie erinnert wird, eine gute Diät zu halten. Mein Gesicht wird so schwach, sagt Irene. Aesculap giebt ihr den Rath, die Brille zu brauchen. Ich werde von Tage zu Tage schwächer, fährt sie fort, und bin weder so stark, noch so gesund, als ich vormals gewesen bin. Dieses rührt daher, sagte der Gott, weil du alt wirst. Aber was soll ich thun, um von dieser Schwachheit befreuet zu werden? Der kürzeste Weg, Irene, ist der, zu sterben, wie deine Mutter und Großmutter gethan haben. Sohn des Apollo! ruft Irene, welchen Rath ertheilest du mir! Ist dieses die ganze Wissenschaft, welche die Menschen lehren, und welche dir die Hochachtung der ganzen Welt erwirbt? Was lehrst du mich wol Besonderes oder Geheimnißvolles? Wußte ich nicht alle die Mittel vorher, die du mir vorgeschlagen hast? Warum bedienst du dich derselben nicht, antwortete der Gott, ohne so weit anher zu kommen, mich darum zu befragen, und deine Tage durch eine so lange Reise zu verkürzen?

Frau Clara, die sich für 79 Jahr alt angiebt, beschwert sich bey mir, daß sie gehofft hätte, das Schicksal der Nimon von Lenclos zu erleben, und in ihrem 80sten Jahre noch einen Liebhaber zu finden, den die Ruderer ihrer Schönheit entzücken sollten. Sie sey aber seit einigen Jahren so verfallen, daß sie es keinen Menschen verdenken könnte, wenn sie verabscheuet würde. »Ich habe mich, schreibt sie, wegen dieser Sache noch gegen niemanden so offenherzig erklärt, als gegen Sie; und ich hoffe, Sie werden sich meines Geständnisses zu sonst nichts bedienen, als daß Sie mir einen Rath ertheilen, wie ich mich noch eine Zeitlang reizend erhalten, und meine ehemaligen Gesichtszüge in ihrer völligen Schönheit wieder erlangen könne.»

Frau Clara muß sich zufrieden geben. Ich kann ihr auf ihre Frage nicht anders antworten, als mit den Worten des Corbinelli, eines damals hundertjährigen Greises, zu welchem jemand sagte, daß sein Gesicht sehr schlecht aussähe.  
Er

Er antwortete ihm: Es ist hier viel vom Gesichte zu urtheilen! In meinem Alter ist es schon viel, ein Gesicht zu haben.

Herr Knickfuß, ein junger galanter Herr, bittet mich um einen Rath wider zwen Geschwüre in den Kniekehlen, welche er sich dadurch zugezogen, daß er sich den Schweiß seiner Füße mit Bädern in kaltem Wasser und mit allerhand Salben vertrieben hat. Er hat weiter keine Ursache angeführt, warum er sich den Schweiß der Füße vertrieben, als weil es malpropre wäre, zu schwitzen. Ich kann ihn nicht besser rathen, als daß er einen Arzt ersuche, ihm den zurückgetriebenen Schweiß wieder herzustellen, damit die Geschwüre wieder vertrocknen, und daß er nie die Regel vergesse, die Gellert giebt:

Wärst du so klug, die kleinen Plagen  
Des Lebens willig auszustehn;  
So würdest du dich nicht so oft genöthigt sehn,  
Die größern Uebel zu ertragen.

Aus dem Briefe eines angesehenen Mannes, der gute Lage hat, und einer vollkommener Gesundheit genießt, ersehe ich, daß man wirklich der Gesundheit selbst überdrüssig werden kann. Dieser Herr schreibt mir, er habe von je her gehört, daß man nach einem Schnupfen oder kaltem Fieber viel gesunder werde, als man vorher gewesen. Ob er nun gleich über nichts zu klagen habe, so wünsche er dennoch, wo möglich, noch gesunder zu seyn, als er ist wäre, und wolle mich daher fragen, ob das, was er vom Schnupfen und Fieber gehört, wirklich wahr sey, in welchem Falle ich ihm die leichtesten und sichersten Mittel vorschlagen soll, sich einen guten Schnupfen oder ein kaltes Fieber zuzuziehen. Er gesteht selbst, daß sein Verlangen seltsam scheinen könnte. »Allein, setzt er hinzu, wenn es mit den Wirkungen dieser »benden Krankheiten seine Richtigkeit hat, und wenn man »wirklich gesunder darnach wird; so kann ich den Schnupfen »und das Fieber, so ich mir machen will, für eine Inoculation der Gesundheit ansehen, weil die Inoculation darinn »besteht, einen gesunden Menschen durch die Kunst krank zu »machen, damit er es nicht durch die Natur werde.»

Die

Diesem übermüthigen Herrn gebe ich den Rath, sich zu der Secte der alten Weltweisen zu schlagen, welche Gymnosophisten heißen. Von diesen Leuten sagt Strabo, daß sie es für schändlich gehalten, krank zu seyn, und sich um deswillen lieber selbst verbrannt haben. Man muß nie suchen, gesunder zu seyn, wenn man gesund ist, und man muß sich darum keine Krankheit wünschen, weil sie gesund ist.

Ein vornehmer Herr, dessen Namen ich aus Ehrerbietung verschweige, beklagt sich gegen mich, daß er stets hungern müsse, und doch zu nichts Appetit habe. „Ich habe,“ schreibt er, so wie ich glaube, fast alle Gerichte, die ein erfinderischer Kopf nur ersinnen kann, gespeiset. Ich habe sie oft und mir zum Ekel gegessen. Ich habe wol 30 Köche nach einander gehabt, die mir täglich eine andre Art von Speisen erfinden sollten. Allein, sie sind alle müde geworden; und mein Magen kann doch eine Speise nun nicht mehr öfter, als einmal, vertragen. Weil ich nun keine neue Speisen mehr weiß, und vor den alten mir ekelt; so muß ich mich einmal, aus einer Art von Hungersnoth getrieben, an Sie wenden, und Sie bitten, mir doch wenigstens ein einziges Gericht vorzuschlagen, das ich noch nicht gegessen habe, und woran ich mich einmal recht satt essen kann, u. s. w.“

Es ist zu erstaunen, daß dieser Uebermuth etwas mehr, als ein Scherz, oder eine Erdichtung, seyn soll; und gleichwol sagt man, wo ich nicht irre, vom Wallenstein, daß er denselben wirklich besessen habe. Da ich inzwischen als Arzt nicht moralisiren darf, so will ich dem gnädigen Herrn das Fleisch von jungen Eseln vorschlagen, welches er, wie ich hoffe, noch nicht gespeist haben wird. Es sind mir nur zwei Zeiten bekannt, da das Eselsfleisch gespeist worden ist; und die Personen, die es zu ihren Leckerbissen gemacht haben, waren beide von so hohem Stande, daß es sich kein vornehmer Herr schämen darf, ihnen nachzuahmen. Der erste war der weltberühmte Mäcenas, von welchem es Plinius, und der andre der Kanzler von Frankreich, und nachmaliger Cardinal unter Francisco I. Anton du Prat,

von

von welchem es Methom erzählt. Beide Minister haben zu ihren Zeiten das Eiesfleisch durch ihr Beispiel zur Mode gemacht, und es haben es ihre Clienten bis an ihren Tod mit gegessen, nach welchem aber der Geschmack an diesem Gerichte wieder gefallen ist. Es soll mir angenehm seyn, wenn mein Herr Correspondent diese Speise noch nicht gewußt hat.

Vor einigen Tagen ist mir ein Billet, ohne Namens Unterschrift ins Haus geworfen worden, welches das letzte seyn soll, wovon ich einen Auszug mittheile. Ungeachtet sich die Verfasserinn dieses Schreibens nicht genannt hat, so muß ich ihr doch sagen, daß ich sie wohl kenne; daß mir ihre Hand bekannt ist, und daß sie mich seit einigen Wochen als Arzt gebraucht hat. Ich erinnre mich auch wohl derjenigen Unterredung, welche ich am 19ten May mit ihr gehalten, worinn ich ihr antersagte, gar keinen Wein zu trinken, weil ich ihn ihrer Natur ganz unzuträglich fand. Vermuthlich ist diese Unterredung die Veranlassung zu der Ausforderung gewesen, die ich ihr mittheile. Da sie poetisch ist, so werde ich mich nicht einstellen. Allein, bekannt machen will ich sie darum, weil ich eine Menge Liebhaber des Weins kenne, die den Entschluß im ganzen Ernste fassen würden, den meine Frau Patientinn duffert, oder die wenigstens die Vermahrlosung ihres Lebens nicht abschrecken kann, einem Veranügen zu entsagen, daß sie durchaus genießten wollen. Hier ist das Billet:

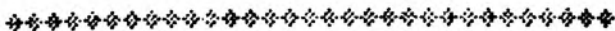
Du Göttin der Aerzte, Fygde,  
 Du gute, wohlthätige Fee!  
 Ihr Götter! Avo! Aekulap!  
 Komme, helfst mir methodisch ins Grab!  
 Jünast hat mir mein Leibarzt gebothen:  
 Stirb! oder entsage dem Wein,  
 Dem weissen sowol, als dem rothen;  
 Denn der wird dein Untergang seyn!

Ich hatt' es ihm heiligt versprochen.  
 Ich hielt es zwo schreckliche Wochen.  
 Doch gestern, ein Stündchen doch nur,  
 Vergaß ich den albernen Schwur.



Wie trefflich bekam mir die Speise!  
 Wie schlief ich so ruhig die Nacht!  
 Wie bin ich so stöhlich, so weise,  
 So willig zum Sterben erwacht!

Für den Preis gedenk ich mein Leben  
 Den Göttern der Aerzte zu geben.  
 Auf! schliesset den durstigen Mund;  
 Mein Leben ist mir nicht gesund.  
 Herr Leibarzt! Du hast mir befohlen!  
 Storb! oder entsage dem Wein! — — —  
 • So bald du willst, kannst du mich holen.  
 Hier sitz ich, und schenke mir ein.



## Sechzehntes Stück.



von Haller.

Die ihr das stille Glück des Mittelstands verschmähet,  
 Und das zur Nothdurft macht, warum nur Thorheit sehet,  
 Und mehr vom Schicksal heischt, als die Natur von euch!  
 Seht ein verachtet Volk bey Müß und Armuth lachen:  
 Die mäßige Natur allein kann glücklich machen.



**W**enn ich meinen Lesern die Natur und Oekonomie des menschlichen Körpers, wovon ich ihnen in meinem sechsten Stücke einen kurzen Abriss ohne alle Verzierung gegeben, auf eine sinnlichere Weise vorstellen wollte; so sollte die Schmiede-Esse Vulcans, die uns Homer beschreibt, mein Bild seyn. In dieser Werkstatt arbeiteten die goldnen Mägde, welche Maschinen waren, die zwar nicht lebten, aber doch durch verborgne Kräfte des Gottes, die in ihnen wirkten, lebendigen Personen glichen, im Angesichte des Königs, freywillig und ungeheissen, so wie es Vulcan haben wollte, und wie es die Sachen erforderten, die sie verfertio

fertigen sollten. So sind die Maschinen des menschlichen Körpers. Man kann sich das Herz, die Lungen, das Gehirn, den Magen, die Leber und alle Eingeweide wie lauter solche von einer höhern Kraft in Bewegung gesetzte Maschinen vorstellen, die in einer Werkstatt gemeinschaftlich zu einem allgemeinen Zwecke arbeiten, so wie es die Absicht des Schöpfers und die verschiedenen Materialien erfordern, welche sie zu verarbeiten haben. So ist der Schlund abgerichtet, dem Magen die Speisen zuzuführen, die dieser erwartet, um sie sogleich in die Arbeit zu nehmen, und ihre Verdauung anzufangen. So bald er das Seinige daran verrichtet hat, befördert er sie weiter, daß die Gedärme sie vollends scheiden, und in guten Nahrungssaft verwandeln. Die Leber und die Gekrösebrüse scheinen diesen Augenblick nur zu erwarten, um den Gedärmen in dieser Arbeit zu Hülfe zu kommen. Sie gießen dem Speisefaste Galle und andre Säfte zu, die ihn in die Natur unsers Körpers verwandeln. Die Milchgefäße saugen aus den Gedärmen die Milch an sich, wie Säuglinge die Brüste ihrer Ammen ausleeren, und tragen, wie fleißige Bienen, ihren erbeuteten Vorrath in das allgemeine Magazin zusammen, wo sich wieder Automaten befinden, die ihn ins Blut führen. Hier nehmen ihn das Herz und die Lunge in Arbeit, um Blut daraus zu verfertigen, das sie den übrigen Theilen zuführen, von welchen sich ein jeder dasjenige auf eine noch nicht begreifliche Weise davon abfondert, was ihm gehört, um dadurch eine Absicht zu erreichen, die auf die Erhaltung des Ganzen abzielt. Diese wundervolle Einrichtung entschuldigt den Wahn einiger ältern Aerzte, welche sich eingebildet haben, daß jedes Eingeweide unsers Körpers eine eigene Seele, einen besondern mit Instincten versehenen Schutzgeist oder Director besäße, der sie zu ihren Verrichtungen anhielte. Dieser Irrthum beweiset, daß man zum wenigsten die bewundernswürdige zusammenhängende Ordnung der Verrichtungen aller Theile wohl einzusehen, und daß man erkannt habe, es könnten sich dieselben in ihren Arbeiten nicht besser, als sie ist wirklich thun, einander die Hand bieten, wenn auch gleich jedes

von einem besondern verständigen Wesen dirigirt würde, das den ganzen Zusammenhang der Maschine verstünde, und von allem, was es an seinem Theile dazu beizutragen hätte, vollkommen unterrichtet wäre.

Ein jeder Fehler, welchen ein Mensch wider die Regeln der Lebensordnung begeht, hemmet eine von diesen selbstständigen Maschinen, wenn ich sie so nennen darf, in ihren Verrichtungen, und man kann leicht sehen, daß dieses den ganzen Zusammenhang ihrer Wirkungen aufheben müsse. Man unterbreche den Magen in seiner Arbeit, so wird er das Chaos, das ihm der Schlund zugeführt hat, entweder so unverdauet bei sich behalten, und verderben lassen, oder er sendet es den Gedärmen ohne die nöthige Zubereitung zu. Zugleich aber hindert auch sein Unvermögen die Verdauungskräfte der Gedärme, die eigentlich nur eine Fortsetzung des Magens sind. Es wird ein übler Nahrungsaft aus dem Speisen bereitet, welchen die durstigen Nischadern ins Blut bringen. Hieraus entsteht eine üble Mischung des Bluts; und wie können nun wol die besondern Säfte, welche auf dem Wege des Umlaufs von dem Blute abgefondert werden, der Speichel, die Galle, die Säfte der Drüsen, der nährende Saft, durch den wir wachsen, u. s. w. von besserer Beschaffenheit seyn, als die unreine Quelle ist, aus welcher sie fließen? So viel kommt darauf an, daß in der Oekonomie unsers Körpers ein jeder Theil seine ihm eigenen Verrichtungen ununterbrochen fortsetze.

Wenn man dieses bedenkt, so wird man die leichtsinnigkeit voll Erstaunen ansehen, womit die Menschen die Gesetze der Natur übertreten, gleich als ob dieses eine Kleinigkeit wäre, die nicht die gerinsten Folgen hätte. Ich habe das Beispiel von der gehinderten Verrichtung des Magens zur Erläuterung angeführt, und ich will heute bei dieser Materie bleiben, um meinen Lesern die Mäßigkeit im Genusse der Speisen als eine medicinische Tugend anzupreisen, welche niemand übertreten kann, ohne sich allen den übeln Folgen auszusetzen, die ich jetzt eben beschrieben habe. Die ungehinderte Verdauung ist, wie wir gesehen haben, ein wichtiger Grund

Grund unsrer Gesundheit. Sie beruhet aber hauptsächlich darauf, daß der Magen nicht durch die Ueberladung verdorben und geschwächt werde. Ich habe in meinem siebenten Stücke gezeigt, wie unvermeidlich es sey, ihn zu überladen, wenn man die Gastgebote und die gesellschaftlichen Mahlzeiten auf eine solche Weise veranstaltet, wie es bey uns gemeinlich geschieht. Ich will die Klagen nicht wiederholen, die ich damals darüber geführt habe. Allein, da diese Materie für die Gesundheit von so grosser Wichtigkeit ist, so wird es nicht überflüssig seyn, wenn ich heute die Mäßigkeit auf ihrer besten Seite vorstelle, um meine Leser durch die Lockungen ihrer Vortheile zu reizen, nachdem ich sie durch die Gefahren der Unmäßigkeit gewarnt habe, sich ihr zu ergeben.

Die Verdauung ist eine von den allerersten Verrichtungen in der an einander hängenden Reihe derer, die auf unsre Erhaltung und Ernährung abzielen. Man untergräbt also gleichsam den ersten Grundstein der Gesundheit, wenn man durch Unmäßigkeit seinen Magen verdirbt. Die ganze thierische Oekonomie wird dadurch zerrüttet, und in Verwirrung gesetzt; und wie kann es also wol anders seyn, als daß Leute, die aus der Unmäßigkeit eine Gewohnheit machen, ihr kurzes, elendes und sieches Leben in eben dem Zeitpuncte beschliessen, da andre erst anfangen, es auf die vollkommenste Weise zu genießten.

Man kann sich darauf verlassen, daß die Mäßigkeit eine von den Haupttugenden sey, wodurch wir vermögend sind, unser Leben sogar über das gewöhnliche Ziel der Sterblichen zu verlängern. Dieses bestätigen sowohl die Beispiele ganzer Völker, als auch einzelner Personen. Wenn Küffel erklären will, wie die Türken, die eben so grosse Verächter der Arzneykunst, als der Litteratur sind, keine Aerzte unter sich selbst haben, und in ihren Krankheiten blos einige berühmte Universalarzneyen, die oft helfen und oft schaden, gebrauchen, gleichwol einer so guten Gesundheit genießten, so selten krank werden, und so lange leben: so sagt er das ganze Geheimniß in den Worten, daß sie sich fleißig baden,

und daß sie sehr mäßig und nüchtern sind. Man findet unter den alten Weltweisen die Mäßigkeit als eine beständige Maxime angepriesen, welche unerschütterlich zur Beförderung der menschlichen Wohlfahrt das Uebrige beitragen mußte.

Strabo hat schon zu seiner Zeit angemerkt, daß die Indianer vor andern Völkern wenig Krankheiten unterworfen gewesen, und er schreibt diesen Vorzug zweien Ursachen zu, nämlich, daß man in Indien keinen Wein getrunken, und mäßig gelebt habe. Lucius Cölius Rhodiginus fügt noch die Leibesübungen und das Reiben (Frictiones) hinzu, in welchem letztern die Indianer fast zu weit gehen. Wenn es wahr ist, daß Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und Unempfindlichkeit die Dauer der Menschen aufs höchste treiben; so ist es gar nicht zu verwundern, daß die Indianer alt werden, und keine Krankheiten auszustehn haben. Denn, da sie bey der Arbeit mäßig sind, so müssen sie ungemeyn viel einfältiger seyn, als die Europäer, welche gefunden haben, daß unsre größte Glückseligkeit darinn besteht, beym Müßig gange zu schwelgen; und man hat jederzeit behauptet, daß die einfältigsten Leute auch am geduldigsten sind, und am wenigsten mit den Leidenschaften zu kämpfen haben. Daß aber die Mäßigkeit ein ganz besondrer Vorzug der gesunden Indianer sey, bestätigen nicht allein die Reisebeschreiber überhaupt, sondern sie erzählen auch von denselben, besonders von einigen ihrer Priester, zu welchen die siamischen Talapoinen gehören, daß sie rechte Helden im Fasten sind, und eine lange Zeit zubringen können, ohne etwas anders, als einen gewissen Saft zu genießen, unter welchen sie das Mehl von einem besondern bitterm Holze mischen. Der Holländer Twist berichtet unter andern in seiner Beschreibung von Indien, es sey nichts Neues, daß ein Indianer bey dem Genusse dieses Saftes 30 bis 40 Tage faste. Vermuthlich ist dieses das abgekochte Wasser von der Wurzel *Crista*, wovon es bitter und Magenstärkend wird, und woben, wie Thevenot berichtet, die Heiden, die bey ihren Fasten schlechterdings gar nichts essen wollen, es lange Zeit aushalten können. Andre, besonders heidnische Frauenleute, genießen einige Monate

nate hintereinander nichts mehr, als täglich eine Hand voll Reis, und die, so gar nichts genießen, pflegen es doch fünf bis sieben Tage auszuhalten. Ich kann eine so strenge Enthaltensamkeit nicht für gesund halten, noch anpreisen. Man hat nur von kranken Leuten Beispiele, daß sie halbe Jahre und länger zugebracht haben, ohne das geringste weder zu essen noch zu trinken. Allein, bey Gesunden ist es wider die Natur, und sie können es, auch wenn es aus lauter Heiligkeit geschieht, selten ungestraft begehen. Pococke sagt, daß im heiligen Lande die Frommen in der Wüstenwüste vom Donnerstage früh bis zum Sonnabend Abend fasten, und Riissel, daß die Juden in Aleppo es in ihrem Leben einmal zu versuchen pflegen, vom Sonnabend Abend, bis folgenden Freitag, ohne alle Speise und Trank zu fasten. Allein, sie kommen selten höher als auf drey bis vier Tage, und es kostet vielen das Leben. Hierdurch werden die Säfte des Körpers scharf und verderben, die Kräfte werden erschöpft, und der heftige Hunger und Durst verleitet nachher zu desto größerer Unmäßigkeit, die noch tödtlich werden kann. So sind viele, die ein langes Fasten überstanden, bey der ersten Mahlzeit todt hingefunken, und Riissel sagt von den Kameelen, welche wol 15 Tage den Durst aushalten, daß ihrer viele vom ersten unmäßigen Trunke todt bleiben. Es ist also nicht das Fasten wider die Natur, das ich jetzt anpreisen will, sondern eine weise Enthaltensamkeit, die nur wider die Lüsternheit und Schmelzeren, nicht aber wider den Hunger und Durst streitet, und allenfalls ein Fasten, womit man nur eine Ueberladung so lange büßet, bis sich der Hunger wieder einfundet.

Diese besondre Mäßigkeit scheint ein Vorrecht aller der gesunden, dauerhaften und starken Leute zu seyn, welche die Wüstenenen beyder Indien bewohnen, und die wir wegen der Einfalt ihrer Sitten, und wegen ihrer Unwissenheit in so viel Kleinigkeiten, wodurch wir uns in Europa unsterblich machen, Barbaren oder Wilde nennen. Es ist leicht zu begreifen, daß die Esquimaux, die so dürftig und tugendhaft sind, in ihren unfruchtbaren Wüstenenen armse-

lige Schmäufe halten werden. Allein, das wird vielen Europäern, welche in der Mäßigkeit keine Glückseligkeit finden, unbegreiflich vorkommen, wie sich dieses arme Volk bei solchen Strapazen und so schlechter Kost ein Jahrhundert lang erhalten, und sich sogar selbst zur Last leben könne. Denn, wenn einer von diesen uralten Greisen von ungefähr das Nordlicht am Himmel spielen sieht, von welchen die Esquimaux glauben, daß es ein Lustspiel der abgeschiedenen Seelen sey; so kann ihm leicht diese Freude so reizend scheinen, daß er einen seiner nächsten Anverwandten bittet, ihn mit einem Stricke zu erdroffeln, damit er an dieser himmlischen Luft Theil nehmen könne. Die jungen Leute halten es für eine Pflicht, ihren Alten diesen letzten Liebesdienst zu erweisen; und in der That muß Leuten eine solche Entschliessung wenig Ueberwindung kosten, die das Vergnügen weder für den Zweck ihres Lebens halten, noch auch es habhaft werden könnten, wenn sie es gleich dafür hielten. Wir in Europa sind hierinn besser unterrichtet. Wir überladen uns in den Vergnügungen, um des Lebens recht zu genießen, und wir verlieren es lange vor der Zeit, da wir es überdrüssig werden könnten,

Im Taumel entzückender Freuden,  
Und niedergerissen vom Wein.

Ich erinnre mich hierbei einer Stelle des Seneca, wo er sagt: „Die Mäßigkeit kann das Alter verlängern, und ich glaube, daß es weder billig sey dasselbe zu wünschen, noch auch, es mit Fleiß von sich zu stoßen. Denn es ist angenehm, so lange, als möglich ist, bei sich selbst zu bleiben, wenn man sich erst so weit gebracht hat, daß man mit sich selbst Umgang halten kann.“

Seneca bringt diesen Ausspruch bei einer Gelegenheit an, wo er die Mittel erzählt, durch welche Plato sein Leben auf 81 Jahr zu bringen gemußt hat. Ich kann diese Erzählung, welche so schön zu meiner heutigen Absicht dient, unmöglich mit Stillschweigen übergehen. Durch Vorsicht und Aufmerksamkeit gelangte Plato zu diesem so hohen Alter, weswegen ihm die Magi, die sich bei seinem Tode von unge-

ungefähr zu Athen besanden, Opfer brachten, weil sie ihn für etwas mehr, als einen Menschen, hielten, da er die vollkommenste Zahl erfüllt hatte, welche sie für 9 mal 9 hielten. Plato war an sich stark und vierschrötig, und hatte seinen Nainen von seiner breiten Brust empfangen, welche, wie Boerhaave angemerkt hat, mit zu den erforderlichen Stücken eines dauerhaften und starken Körpers gehört. Allein, seine Schifffahrten und Strapazen hatten seine Kräfte sehr mitgenommen. Wie war es nun wol möglich, daß dieser Mann, der noch dazu aufferhalb seinem Vaterlande lebte, ein so hohes Alter erreichen konnte? Seneca lehrt es uns. Die Sparsamkeit, die Mäßigung und die aufmerksame Sorgfalt für seinen Leib haben, aller Schwierigkeiten ungeachtet, dieses Wunder bewerkstelliget.

Man gehe die Geschichte aller Zeiten durch, so wird man finden, daß stets die Mäßigkeit an dergleichen natürlichen Wunderwerken ihren Antheil gehabt habe. Durch sie konnte Diogenes in einem fast 90jährigen Alter die Rolle eines Esquimaur spielen. Alt und lebens satt hieng er sich auf; und ich wollte diese Entschliessung nicht billigen, wenn es nicht der H. Hieronymus selbst gethan hätte, welcher uns seinen Tod auf folgende Weise beschreibt. „Sein Tod,“ sagt er, ist ein Zeugniß seiner Mäßigkeit und seiner Tugend. „Denn, als er nach den olympischen Spielen reisete, so überfiel ihn auf dem Wege ein Fieber. Er legte sich unter einen Baum, und schlug die Dienste seiner Reisegefährten aus, die ihm ein Pferd, oder einen Wagen anboten. Reiset in Friede nach den Spielen, sagte er zu ihnen. In dieser Nacht will ich entweder siegen, oder unterliegen. Ueberwinde ich das Fieber, so werde ich euch nach den olympischen Spielen folgen. Ueberwundet es hingegen mich, so gehe ich hinab in die Unterwelt. Das letzte geschah. Der Greis erdroffelte sich, und sagte, (im Tone eines melancholischen Engländer,) daß er sich nicht somol umbrächte, als vielmehr nur das Fieber vertriebe.“ Weil zu dieser Cur des Fiebers keine Fiebermilde erfordert wird, so wird man es mir zu gute halten, daß ich die Ausschweifung gemacht habe,



habe, sie hier als eine nützliche practische Beobachtung anzumerken. Die Mäßigkeit des Diogenes gab mir Gelegenheit, seiner zu gedenken. Denn es ist wahrscheinlich, daß er sich nicht erst im 90sten Jahre würde haben aufhengen müssen, wenn er nur so, wie unsere Kaufleute, tractirt hätte. Wir besitzen die Kunst, uns weit früher und mit mehr Ehre durch unfre Unmäßigkeit ums Leben zu bringen.

Durch Mäßigkeit und Nüchternheit brachte Chrysippus sein Lebensalter auf mehr, als 80 Jahr. Jedermann, wer weise seyn wollte, suchte bey den Alten seinen Ruhm in der Mäßigkeit, und fand den Lohn dieser Tugend in der Gesundheit und im langen Leben. Epicur selbst war kein Mann, der viel vom Schmausen hielt; und wenn man ihm die Ausschweifungen seiner Schüler zur Last legen wollte, die seine Lehren misbrauchten, so würde man, wie der Herr von Sagedorn, fragen müssen:

Zhr kennt vielleicht Epicurdet?  
Doch, kennt ihr auch den Epicur?

Ich will mich wohl hüten, alles das hier anzuführen, was man in der wichtigen Streitigkeit vom Epicur für und wider seinen sittlichen Charakter geschrieben hat. Allein, das kann ich nicht unberührt lassen, daß sich Seneca beschwert, man sey in Epicurs Garten übel bewirtheet worden, und habe bey ihm fast mit Brodt und Wasser für lieb nehmen müssen. Phocion suchte in seiner Mäßigkeit und Sparsamkeit den edlen Ruhm, daß er sich dadurch in Stand setzte, dem Mangel seiner Mitbürger abzuhelfen, und die tugendhaften Mägden zu verheirathen, die um ihrer Armuth willen nicht an einen Mann kommen konnten. Im Vorbeneyhen kann ich hierbey nicht unangemerkt lassen, daß ein Phocion in unsern Tagen gewiß würde verhungern müssen, wenn er viel Ehen stiften wollte, weil ih nicht nur die Mägden, die nichts haben, sondern auch diejenigen nicht an Mann kommen können, die nicht genug haben.

Stobäus erzählt uns, daß Gorgias einstmals gefragt worden sey, wie er zu einem so hohen Alter gekommen, und daß er geantwortet habe: dadurch, daß er nie etwas aus

Wol-

Wollust gegessen oder getrunken. Eben so bemerkte Censorinus vom Aristoteles, es habe dieser Weltweise die natürliche Schwachheit seines Magens und die verschiedenen Beschwerden seines kränklichen Leibes durch seine Tugend dergestalt gebessert, daß es mehr zu bewundern sey, wie er ein solches Alter, nämlich von 63 Jahren, habe erreichen können, als warum er nicht älter geworden sey. Vom Cato, welcher bey unverletzten Gemüths- und Leibeskräften ein hohes Alter erreicht hat, erzählt Plutarch, er habe seinen Leib von der ersten Jugend an durch Arbeit, Geschäftigkeit und Mäßigkeit zur Stärke und Gesundheit gewöhnt; und Zelttrieb gar seine Enthaltbarkeit so weit, daß er dem Arzte, welcher ihm einmahl in einer Krankheit den Rath gab, eine junge Taube zu speisen, zur Antwort gab: Ich werde mich nicht anders curiren, als meinen Knecht Manen. Denn, wenn dieser ohne theure Speisen gesund werden kann, warum nicht auch ich?

Die alte Geschichte ist voll von dergleichen Beispielen; und wenn ich Lust hätte, meine Leser einzuschläfern, so würde ich hier die beste Gelegenheit haben, ihnen die Geschichte der Patriarchen wieder zu erzählen, und zu beweisen, daß sie, als Anbauer des Feldes, wol wenig Gelegenheit zu theuren Schmäusen gehabt haben können. Allein, da sich fast alle Predigten von der Mäßigkeit mit den Patriarchen anfangen, so würde dieses bey meinen Lesern, deren Uebersetzung mir gar nicht gleichgültig ist, eben so wenig Eindruck machen, wie die Gebete, welche man alle Sonntage ablieset. Die neuere Geschichte hat Beispiele genug von eben der Art, wie die alte, wodurch erwiesen werden kann, daß die Mäßigkeit zur Erhaltung der Gesundheit und zur Verlängerung des Lebens viel bestrage. Ich will meinen Lesern nur einige wenige mit ein paar Worten ins Gedächtniß bringen.

Wenn ein Poet hundert Jahr alt wird, so braucht man nicht erst zu fragen, durch welche Tugend er ein solches Alter erreicht habe. Denn man weiß allzu wohl, daß die Dichter nur in ihren Versen schmausen. Gombauld, ein Dichter

ter am französischen Hofe, hat dieses hohe Alter erreicht, und seine Geschichte beschreibt uns denselben als einen ungemäßigten Mann. Der Jesuit Theophilus Raynaud war seiner grossen Mäßigkeit wegen berühmt. Er saß nie länger, als eine Viertelstunde, zu Tische, und erreichte ein hohes Alter. Der Professor in Frankreich, Peter Rasmus, war ein Muster der Mäßigkeit. Er aß wenig. Er trank in 20 Jahren keinen Wein, bis es ihm die Ärzte geboten. Er schlief auf Stroh, stand früh auf, und studierte den ganzen Tag. Er ward ungefähr 60 Jahr alt, und würde vermuthlich ein noch viel höheres Alter erreicht haben, wenn er nicht bey der parissischen Bluthochzeit erbärmlich umgekommen wäre, wider welche Grausamkeit ihn frenlich die Mäßigkeit nicht schützen konnte. Der weise und mäßige Cornaro schrieb noch in seinem höchsten Alter ein Buch, worinn er die Kunst, alt zu werden, aus seinem eignen Beispiele lehrte. Das ganze Geheimniß bestand in der Enthaltensamkeit und Mäßigkeit. Der englische Bettler Perry erreichte ein Alter von 150 Jahren; und was ist viel davon zu sagen? Man beobachte die Lebensart der allermeisten solcher Leute, die sich durch ein hohes Alter nach ihrem Tode noch in den Zeitungen berühmt machen; so wird man finden, daß es Leute von niedriger Herkunft, von einfältigen Sitten und einer armseligen Lebensart gewesen sind, die weder Ueppigkeit, noch Schwelgeren, noch Ueberfluß gekannt haben, sondern in einem scheinbaren Elende veraltet sind. Die grosse Menge solcher Beispiele würde allein dem Schlusse für die Mäßigkeit ein Gewicht geben, wenn es auch nicht die Gründe der Wissenschaft der menschlichen Natur thäten. Eben diese häufigen Erfahrungen können allein die alten Völker und Philosophen bewogen haben, die Mäßigkeit zu einer beständigen Maxime ihrer Lebensordnung zu machen.

Kein Spartaner hat, wenn wir dem Xenophon glauben dürfen, über die Sättigung gegessen. Socrates, welcher wahrhaftig einer der würdigsten Menschen gewesen, warnte die Leute, sich vor den Speisen und Getränken zu hüten, die

denen,

benen, die nicht hungern oder dursten, Lust zu essen und zu trinken machen. Man kann keine Maxime erfinden, die alle Pflichten der Mäßigkeit so in einem einzigen Brennpuncte gleichsam vereinigte, als diesen Ausspruch des Socrates. Alle unsre Unmäßigkeit rührt davon her, daß wir uns von den Künsten der Küche reizen lassen, diejenigen Speisen zu genieffen, die wir zurücksetzen würden, wenn wir unsern Hunger nur zum Maasstabe unsrer Mahlzeiten machten; und eben um deswillen sagte auch dieser weise Mann, daß nichts der Gesundheit mehr zuwider wäre, als ein guter Koch. Die Thiere sind in dieser Absicht weit besser daran, als die Menschen. Denn diese lassen sich durch keinen Reiz bewegen, über ihren Hunger zu speisen, gleich wie ihnen auch der gütigste Herr nicht mehr Futter darreicht, als er weiß, daß zu ihrer Sättigung hinlänglich ist. In dieser Absicht könnte man dasjenige wol auslegen, was Rabbi Moses an den Sultan von Babylon schrieb: „Ich sage euch, ehrwürdiger Herr, nach der Wahrheit, wenn man sich selbst eben so regierte, wie man das Thier regiert, das man reitet, so würde man dadurch vielen und mancherley Krankheiten ent-rinnen.“ Ja wohl, guter Moses! Allein, wo ist das Mittel, seine Begierden im Zaume zu halten, wenn uns die Seltsamkeiten aller vier Theile der Welt zum Genusse winken, und die wohlthätigte Tafel alles liefert, was der Wein der Lusternheit zu wünschen und zu fordern eingiebt? Denn wirklich sind es eigentlich unsre Begierden, oder wir selbst, die wir unsre eigne Forderungen nicht ausstehn können, und die wir sie damit sättigen, daß wir uns, wie Kraniche, die Brust öffnen, um diese Brut der Begierden mit Theilen unsers eignen Lebens, und auf Unkosten unsrer Wohlfahrt zu sättigen. Dieses sah Democritus wohl ein, wenn er vom Plutarch sagt, daß unsre Seele zu kurz kommen würde, wenn sie der Körper wegen ihrer Verwaltung der Oekonomie der Natur zur Rechenchaft fordern sollte. In der That ist sie es, die uns, nach Rabbi Moses Rathe, eben so, wie wir unsre Pferde, regieren, und uns zu mehr nicht Appetit machen sollte, als wir vertragen können, und die es gleich-  
wol

wol stets mit Gelassenheit ansieht, wie wir von unsern eignen Begierden geprellt werden.

Was haben wir inzwischen davon, daß wir mit unsrer Seele unzufrieden sind? Es ist wahr, daß uns unsre Begierden oft unglücklich machen. Allein, würden wir auch wol einer einzigen Art der Glückseligkeit fähig seyn, ohne sie zu besitzen? Eine jede Sache, die unendlich nützlich ist, hat auch unendliche Misbräuche, die sie schädlich machen, und in Sachen, die wir zu unserm Vergnügen misbrauchen, ist ein Arzt schuldig, uns nachzusehen.

Erstaunt, entzückt, uns selber unbewußt,  
Vernächtigt sich die Gewalt der Sinnen,  
Ach! allzu bald der Tugend unsrer Brust.

Es sey also den Menschen vergeben, wenn sie sich durch die Lust zur Unmäßigkeit verleiten lassen. Allein, sind sie wol deshalb weniger zu bedauern; sie, die in ihren Lüsten verschmachten, und in ihren Entzückungen sterben? Nein! Eine Art des menschlichen Elendes verdient unser Erbarmen eben so wol, als die andre.

Auch ein verdienter Fall stöß uns Erbarmung ein.  
Ein Unglückseliger muß unverleßlich seyn.

Ich kann also nicht umhin, denen, die sich durch ihre Begierden, durch ihren Geschmack und durch ihre Unmäßigkeit verwahrlosen, meinen Rath zu ertheilen, um sie, wo möglich, aus dem Unglücke herauszureißen, in das sie sich durch ihre Vergnügungen stürzen.

Plutarch giebt denen, die es vorher wissen, daß ihnen ein Schmaus bevorsteht, den Rath, ein paar Tage vorher wenig zu essen. Durch ein solches willkürliches Fasten wird der Magen allerdings zu einer starken Mahlzeit vorbereitet. Allein, er wird auch dadurch der Gefahr, überladen zu werden, desto mehr ausgesetzt. Es ist kein sicherer Rath, die Unmäßigkeit dadurch zu verhüten, daß man sich vorher hungert macht. Die Sättigung ist ein besseres Gegengift wider den Hunger der Begierden. Allein, bey so vielen Reizungen, als man in Gesellschaften zu befürchten hat, ist größtentheils alle Vorsichtigkeit eitel. Dayer glaube ich, daß  
man

man den Schmausern einen bessern Dienst leiste, wenn man sie lehrt, wie sie es anzufangen haben, um die übeln Folgen der Unmäßigkeit und Ueberladung zu verhüten.

Fasten und Arbeit sind die zwey grossen Mittel, wodurch dieses bewerkstelligt werden kann. Das erste ist sogar den gefräßigsten Schmarozern eine leichte Pflicht, wenn sie sich überladen haben. Denn auf die Ueberladung folgt alsobald der Ekel, welcher eine wohlgemeinte Warnung der Natur ist, die uns zu unsrer Eur leitet. Durch die Enthaltung der Speisen gewinnt ein überladener Magen Zeit, die allzu starke Mahlzeit, die er genossen hat, nach und nach zu verdauen; und daher wählt die Natur, die stets über unsre Erhaltung wacht, den Ekel zum Mittel, um uns wieder herzustellen. Man kann mit völliger Sicherheit schliessen, daß einem Menschen keine Speise dienlich sey, der vor allen einen Ekel hat. Ein reiner Magen in einem gesunden Körper fordert mit dem größten Ungestüm seine Speise. Hingegen beweiset der Ekel allezeit eine Krankheit, bey welcher der Genuß der Speisen undienlich ist. Daher sind in diesem Stücke die unwissendsten Völker öfters weit klüger, als wir in Europa, die wir es für unsre Pflicht halten, Kranke wider ihren Appetit zum Essen zu nöthigen. In China, Japan, Tongking, Cochinchina, und in allen andern Ländern, bis nach Indien und Indostan, ist es eine allgemeine Maxime, den Kranken fast gar nichts, besonders keine Fische, Fleisch, noch Eier, sondern höchstens nur Reißbrodt, dünn gekochten Reiß, oder einige gesalzene Kräuter zu essen zu geben. Sollten wir in Europa wenigstens nicht eben das einsehen, daß man einem Menschen, dem ekelt, nicht den Hunger zu stillen suchen müßte? und ist es nicht eben so klug, wenn wir unsern Patienten, die keinen Appetit haben, nährende Speisen aufdringen, als wenn wir einem Hungrigen den Finger in den Hals stecken wollten, daß er zum Brechen komme?

Die Leibesübungen sind ein vortrefliches Mittel, einen vollen Magen auszumergeln. Denn jede Leibesübung erfordert die Anstrengung vieler Muskeln, durch welche der Umlauf des Geblüts befördert, und die Respiration vermehrt wird.

Beim starken Athemholen aber wirken die Muskeln des Unterleibes und das Zwergfell mit grosser Gewalt, und bewegen und erschüttern den Magen und die Gedärme, deren wurmförmige Bewegung dadurch vermehrt wird, und die Verdauung der Speisen auf eine bewundernswürdige Weise beschleuniget. Man hat dieses längst aus der Erfahrung gemerkt, und daher ist die Lebensart entstanden, daß man den Ueberfluß der Speisen ausarbeiten müsse. Dieses Ausarbeiten geschieht durch den igt beschriebenen Mechanismus; und wenn man die Wirkung der Leibesbewegung in den Magen sehen will, so darf man nur die Schmitter in der Erdzeit besuchen, und wahrnehmen, wie oft sie des Tags über bey ihrer schweren Arbeit mit den ungeheuren Schüsseln von dem härtesten und unverdaulichsten Speisen fertig werden können.

Wem diese Methode, durch Fasten und Arbeiten sich zu curiren, zu langweilig scheinen sollte, der kann sich geschwinder helfen, wenn er den folgenden Tag, nachdem er sich überladen hat, ein Brechmittel einnimmt, oder durch Salze, die hierzu geschikt sind, die Verdauung befördert. Hierdurch kann man sich in der That helfen. Allein, um mich eines Gleichnisses zu bedienen, das der berühmte Herr Professor Kästner an einem gewissen Orte anführt, so ist dieses eben so viel, als wenn man auf einen weissen Bogen Papier oft einen Dintenleck machen wollte, um ihn allezeit wieder auszukraken. Wenn man ein starkes Papier hat, das es aushält, so geht es zur Noth an. Ist es aber zart, so wird man den Bogen bald zumichte kraken.

Ich kann also niemanden zu vielen starken Mahlzeiten rathen, ausser solchen Leuten, die geschwind verdauen; und deren Muth es ihr grosser Hunger anzeigen, daß sie stark essen dürfen. So war der Marschall Biron. Dieser Mann esste stark zu essen, und viel Wein zu trinken. Er ward ungefähr in seinem 60sten Jahre, eine Stunde nach der Mahlzeit erschossen; und als die Wundärzte seinen Leib öfneten, fanden sie nicht die geringste Spur von den Speisen in seinem Magen.

## Siebenzehntes Stück.

### Brem. Beitr.

Der weise Gott lacht nur, wenn wir so furchtsam zittern.  
 Er giebt der Sonn ihr sanftes Licht,  
 Wenn sie durch Duff und Wolken bricht,  
 Und Bahn und Lauf und Ziel den starken Ungewittern.

**I**ch habe einen Menschen gekannt, der es in den heißen Sommertagen wol 24 Stunden vorher riechen konnte, wann es regnen oder wittern wolle. Daß dieses möglich sey, wird niemand in Zweifel ziehen, der den Gebrauch der Wettergläser kennt, und auf seine Empfindungen Acht giebt, wann Regen oder Gewitter schon ziemlich nahe bevorstehen. Die Luft wird unstreitig eine geraume Zeit vorher durch die subtilern schweblichen und wäßrigen Dünste, oder durch eine Beschaffenheit, die wir noch nicht genugsam können, verändert. Denn, wie könnten sonst die Wettergläser die Witterungen vorher verkündigen? Diese Veränderungen empfindet man desto lebhafter, je näher der Wechsel der Witterung bevorsteht; und es gehört nur ein größerer Grad der Empfindlichkeit dazu, um ihn länger vorher zu merken. Besonders sind die bevorstehenden Gewitter merklich. Die Dünste, welche sonst unghindert in der Luft in die Höhe steigen, werden eine geraume Zeit vorher schon an der Erde zurück gehalten, es sey nun, weil sich die obere Luft schon mit den Gewitterdünsten anfüllt, und gleichsam gesättigt hat, oder daß electriche Wirbel das Aufsteigen der irdischen Dünste verhindern. Daher fangen die Moräste lange vor den Gewittern an, zu stinken. Die aus der Erde herausgehenden schweblichen Dünste häufen sich im untersten Dünstkreise an, und verursachen diejenige schwüle Wärme, welche wir eine bange Hitze



nennen, wodurch sich unfre Säfte und Adern ausdehnen, und Wallungen im Blute erzeugen, und wodurch die Luft denjenigen Grad ihrer Elasticität verliert, welcher unentbehrlich ist, wenn wir ohne Beschwerlichkeit sollen Luft schöpfen können. Diese und mehr andre Veränderungen im Dunstkreise sind vielen Thieren, welche überhaupt eine stärkere Sinnlichkeit haben, als die Menschen, und den empfindlichsten Menschen so merklich, daß man daraus einen sichern Schluß auf die bevorstehende Veränderung des Wetters machen kann. Es giebt Leute, die es an dem Zucken der Leichhörner, oder alter Narben von Wunden, oder an einem unversehnen Durchlaufe, merken können, wenn ein Gewitter kommen will. Die Hähne offenbaren es durch ihr fleißiges Krähen.

— — — Die grauen Mewen fliehn

Mit bangem Flug, und schreyen, und nähern sich dem Lande.  
 Allein und unglücksvoll spaziert im trocknen Sande  
 Die dunkle Kräh, und scharrt. Gewitter, die verziehn,  
 Ruft sie mit Krächzen her. Tief um das Schilfgras streichen  
 Die Erdschwab und der Spaz. Der Hähner sucht die Eichen;  
 Der Reiher hohe Lust; sein Bette Hirsch und Thier.  
 Mit aufgerecktem Hals schnauft der beklimmne Stier.  
 Die Pferde treiben sich, die Ställe zu erreichen.

Auf den hohen Gebirgen spüren die Thiere diese Veränderungen eben so deutlich, als unten im flachen Lande. Auf dem Pilatusberge in der Schweiz, im Canton Lucern, giebt es Fichten, welche mit ihrem Gebüsch ein so dichtes Obdach formiren, daß man darunter vor dem Regen sicher seyn kann, und die oft 50 Fuß im Umfange haben. Unter diesen Bäumen versammeln sich zuweilen im schönsten Wetter die wilden Thiere haufenweise, wie eine Dorfschaft Bauern, die Gericht halten will; und wenn dieses geschieht, so weiß man geriß, daß in kurzer Zeit ein Gewitter erfolgen werde. Die Schafe, welche in Norwegen wild umher gehen, lagern sich, nach Pontoppidans Berichte, des Nachts, aus einem eignen natürlichen Antriebe, recht auf der Seite des Landes, woher der Wind des folgenden Tags kommen wird; und dieses ist den Seeleuten ein richtiges Zeichen. Alle diese  
 vors

vorläufigen Wirkungen zukünftiger Witterungen beruhen auf ihren physikalischen Gründen, und erfordern von unsrer Seite ein klügliches Verhalten, welches ich meinen Lesern zu keiner gelegnern Zeit, als jetzt, werde beschreiben können, da wir uns keinen Tag vor Gewittern sicher halten dürfen.

Wenn die schwüle Hitze überhand nimmt, so ist es in der freien Luft, welche alsdann kein Blatt am Baume bewegt, weit unerträglicher, als in den Häusern, in welche die heißen Dünste nicht so geschwind hineindringen können. Man muß, um ihnen den schnellen Eingang zu wehren, die Fenster und Thüren, welche nach der Strasse gehen, verschliessen, und nur diejenigen öffnen, die mit dem Inwendigen des Hauses Gemeinschaft haben. Um die Wallung des Bluts und den übermäßigen Schweiß zu verhüten, muß man diejenigen Regeln beobachten, welche ich in meinem 11ten Stücke angepriesen habe. Um sich aber das Athemholen leichter zu machen, muß man der Luft ihre Elasticität zu erhalten suchen. Nichts ist hierzu geschickter, als daß man in den Zimmern, worinn man sich zu dieser Zeit aufhält, dann und wann etwas Schießpulver anzünde. Denn die Naturforscher beweisen, daß hierdurch eine neue elastische Luft erzeugt werde, welche zugleich die faulenden Dünste verbessert, die sich zu solcher Zeit im untersten Dunstkreise überall ausbreiten.

Es ist nicht rathsam, daß man sich kurz vor einem Gewitter dünner, als gewöhnlich, anleide, weil öfters die Luft nach demselben in wenig Augenblicken so empfindlich kalt wird, daß man sich in allzu dünner Kleidung leicht tödtlich erkälten kann, zumal, da die angenehme Empfindung der Abkühlung in nur allzu verführerisch ist. Hingegen ist es nützlich, sich nach dem Gewitter, ehe man die Fenster nach der Strasse zu öffnet, um die abgekühlte Luft in die Zimmer zu lassen, oder ehe man sich wieder hinaus in die Gärten begiebt, trockne Wäsche anzulegen, und die vorigen Kleider, oder, wenn sie allzu leicht gewesen sind, etwas wärmere darüber zu ziehen. Ich will hierbey überhaupt sagen, worauf es bey der Verwechslung der Wäsche in schwüler Hitze ankommt.

Wenn man geschwitz hat, und die Wäsche nass geworden ist; so hat dieses nichts zu bedeuten, so lange die nasse Wäsche nicht kälter wird, als der Leib selbst, den sie berührt. So bald aber dieses geschehen ist, verschließen sich die ausdünstenden Schweißlöcher von der Empfindung der zusammenziehenden nassen Kälte, und es eröffnen sich andre, welche die schädlichen Dünste des Schweißes wieder ins Blut zurück führen. Dieses sind zween gefährliche Umstände für die Gesundheit, welchen man aber leicht vorbeugen kann, wenn man es nicht erwartet, daß die nasse Wäsche kalt werde, sondern wenn man sich in völliger Hitze des Leibes trockne Wäsche anlegt, so bald man weiß, daß man sich nun entweder ruhig halten, oder in eine kühlere Luft begeben kann, worinn sich die Hitze bald legen wird. Diese Regel ist allgemein, und gilt vom Umkleiden bey jedem Schweiß, er mag von warmer Witterung, oder von Arbeit und Leibesübungen herrühren. So bald man zur Ruhe kommen kann, muß das Umkleiden geschehen, und wer es am geschwindesten bewerkstelligen kann, der hat am wenigsten dabei zu befürchten. Gesezt aber auch, daß beim Umkleiden die Aurdünstung der Haut in etwas unterbrochen würde, so stellt sie sich doch alsbald wieder her, wenn man sich im vollen Schweiß umkleidet, weil alsdann das Blut noch in so lebhafter Bewegung und Erhitzung ist, daß es die Schweißlöcher bald wieder öffnet. Dieses hat man nicht zu hoffen, wenn man mit dem Umkleiden wartet, bis sich das Blut beruhigt hat, und der Schweiß nicht mehr fließt. Man wird finden, daß Leute, die diese Gewohnheit haben, in der Zwischenzeit, da sie ausruhen, im Gesichte blaß und elend auszusehen anfangen; und dieses beweist, daß schon der Anfang der Erkältung geschehen ist. Das Umkleiden, welches in solchen Umständen geschieht, vermehrt diese Gefahr; und wenn man sich sicher stellen will, so muß man nach dem Umkleiden eine neue Bewegung vornehmen, damit man wieder anfangen, ein wenig zu schwitzen.

Wenn man alles dieses überlegt, so wird man den Grund leicht finden können, warum man sich unmittelbar nach einem

Gewit-

Gewitter umkleiden müsse, ehe man seinen Leib der kühlen Luft wieder aussetzt, welche auf das Gewitter zu folgen pflegt. Zugleich aber wird man auch sehen, warum es nöthig sey, bey einem Gewitter die Thüren und Fenster nach der Strasse zu, zu verschließen. Die meisten Menschen thun dieses aus Vorsichtigkeit, weil sie meinen, daß das Gewitter leicht einschlagen könnte, wenn durch die offenen Thüren und Fenster ein Zugwind streicht. Es ist noch zweifelhaft, ob diese Furcht gegründet sey. Allein, die Gefahr, der Erkältung macht dem ungeachtet diese Vorsichtigkeit nothwendig. Die vorhergegangene bange Hitze setzt den Leib in einen starken Schweiß. Das Gewitter kühlt aber die Luft nicht allerschleunig ab, sondern es ist auch mit einem Wirbelwinde begleitet, welcher eine dem Körper in solchen Umständen höchst gefährliche Zugluft verursachen würde, wenn man die Fenster und Thüren wollte offen stehn lassen.

Da ich von dem Verhalten bey schwüler Witterung schon in meinem 11ten Stücke gehandelt habe, so kann das, was ich hier angeführt, nur als ein Zusatz zu jener Abhandlung angesehen werden, und um deswillen wird man hier nicht erwarten, daß ich mich in diese Materie tiefer einlassen sollte. Die Gewitter wirken aber auch nicht bloß vermöge der Veränderung der Luft in unsern Körper, sondern es kommen auch dabey noch einige andre zufällige Umstände in Betrachtung, davon ich heute nur noch zweyen, nämlich die Furcht vor Gewittern, und die Gefahr, vom Strahle gerührt zu werden, in Erwägung ziehen will.

Die Furcht vor den Gewittern scheint bey den meisten Menschen bloß eine Wirkung physikalischer Ursachen zu seyn. Denn, ob sie gleich überzeugt sind, daß sie vom Donner eben so wenig zu fürchten haben, als vom Knalle einer Kanone, und daß der Blitz, welcher eigentlich zu fürchten wäre, dem, welchen er rühren sollte, gewiß nicht leicht so viel Zeit übrig lassen würde, sich dazwischen zu besinnen; so ist es ihnen doch nicht möglich, unerschrocken zu bleiben, wenn sie den Blitz sehen, und vor Furcht über den nachfolgenden Donnerschlag zu heben. Die bange Luft bey Gewittern, welche

das Blut in heftige Wallung setzt, scheint diese Unruhe des Gemüths gewissermassen auf eine mechanische Weise zu wirken; und da ohnedem die Hülfsmittel aus der Moral bei solchen Leuten von keiner Wirkung sind, so bleibt fast nichts anders übrig, um diese Furcht zu bestreiten, als daß man die Hülfe der Arzneykunst versuche, wodurch sie entweder gemäßiget, oder doch ihre üble Wirkung verhütet werden kann.

Bei Leuten, die sich vor den Gewittern fürchten, wechselt, so lange sie dauern, stets Angst und Schrecken mit einander ab. Die Angst ist oft eine Folge der schlechten Erziehung der Kinder. In diesen zarten Gemüthern sind die ersten Eindrücke heftiger Leidenschaften unauslöschlich. Man sollte ihnen die Gewitter als eine Naturbegebenheit vorstellen, deren Pracht und Schönheit man bewundern müßte, und sollte ihnen die Gefahren derselben nicht grösser machen, als sie wirklich sind. Ein kühler Wind stiftet in den Nächten der Hundstage jährlich viel tausendmal mehr Unglück unter den Menschen, durch die Erkältung, vor der sie sich zu solcher Zeit am wenigsten hüten, als alle Gewitter eines ganzen Jahres nicht zu thun pflegen. Eine einzige Ruhr reißt viel tausend Menschen dahin, und eine einzige kühle Nacht kann sie in das Land der Todten einführen. Tausend Gewitter, davon jedes einen Menschen tödtete, richten, zusammengenommen, keine so entsetzliche Verpeuerung an. Wenn man die Kinder die Gewitter von einer solchen Seite kennen lehrete, so würden sie sich nicht mehr davor fürchten, als vor einer jeden andern Naturbegebenheit. Allein, hierzu würde auch gehören, daß man ihnen die Schwachheit der Erwachsenen nicht sehen liesse, wenn sie beim Anblicke einer Gewitterwolke erblaffen und erbeben, und bei jedem Blitze und Donner sich niederbücken, zusammenschiefen, oder aus einem Zimmer ins andre laufen. Keine Leidenschaft pflanzt sich gewisser Zeit, als die Furcht, wenn dieselbe Kinder an Erwachsenen sehen.

Der Schrecken, der bei Furchtsamen unter dem Gewitter stets mit der Angst abwechselt, rührt von dem Anblicke des

Blitzes

Blitzes her, und wird durch den Donner unterhalten. Daher ist es nöthig, daß man, um ihn zu verhüten, die Zimmer dunkel mache, Lichter anbrenne, und sich durch lautes Reden, Singen, Musik oder ein andres Geräusch ausser Stand setze, den lauten Donner deutlich zu vernehmen. Durch dergleichen Vorsicht erhält man noch den andern Vortheil, daß der schnelle Blitz den Augen nicht schade, welches sonst leicht geschehen könnte, und daß durch den Tumult das Gemüch zerstreuet wird, und der Furcht mehr zu sehr nachhängt. Um deswillen ist das Singen bey Gewittern nützlich, welches die meisten aus dem übeln Grunde thun, um gleichsam Gott zu bestechen, daß er ihnen kein Leid zufüge, oder um sich etwa über Hals und Kopf zu befehren, wenn ihnen ein Unglück bevorstünde. In meiner Nachbarschaft wohnt ein Schuster, der stets besoffen ist, und flucht, und seine Frau prügelt, der aber den Augenblick andächtig wird, und singt, so bald er den ersten Donner hört. Vor einiger Zeit rollte ein Wagen in der Entfernung vorbei, als er eben in voller Arbeit war, sein Weib zu klopfen. Der Schall des Wagens war so zweideutig, daß ihn der Schuster für einen Donner hielt, worauf er gleich stille wurde, und in einer Minute mit kläglichem Stimm zu singen anfang: Aus tiefer Noth schrey ich zu dir! Er sendete indessen seinen Jungen vor die Thür heraus, um nach dem Wetter zu sehen. Als ihn aber dieser durch das Fenster zurief: Meister! es ist nur ein Wagen; so hielt er mitten im zventen Verse des Gesangs inne, und es währte nicht lange, so bekam die Frau schon wieder Schläge.

Um die physikalischen Ursachen und Wirkungen der Angst und des Schreckens in ihrer Geburt zu ersticken, muß man sich solcher Getränke oder Arzneyen bedienen, welche die Wallung des Geblüts dämpfen, und die Hitze desselben kühlen. Ein Glas Wasser, worinn etwas Salpeter oder Cremor Tartari aufgelöst ist, oder auch eine Dosis eines niederschlagenden Pulvers, kann zu diesem Zwecke dienen. Aber freylich würde das allerbeste Mittel darinn bestehen, daß man den Leuten ein Mittel vorschlagen könnte, welches sie vor der

Berührung des Wetterstrahls sicher stellte. Dieses ist der dritte Punct, wovon ich heut etwas sagen will, und ich glaube, daß es für alle meine Leser der interessanteste seyn werde.

Seidern man weiß, daß die Gewitter nichts anders, als Wirkungen electricischer Entzündungen, sind; seitdem uns Franklin aus America belehrt hat, wie wir mit dem Feuer des Dunstkreuzes Kanonen lösen können; seitdem sich der Professor Richmann in Petersburg mit einem Blitze, den er sich durch die Kunst in sein Zimmer geleitet, selbst auf eine gelehrte Weise erschlagen hat: seitdem ist Hoffnung vorhanden, daß man noch Mittel finden werde, die Gewitter, ehe sie reif werden, zu vernichten, oder wenigstens den Wetterstrahl von einer Person und einem Hause abzuleiten. Es gehört nicht für meine Blätter, die Gründe weiter zu erklären, worauf sich diese Hoffnung stühet. Allein, meine Leser werden gewiß begierig seyn, zu wissen, wie man es, nach Voraussetzung dieser Gründe und der unumstößlichsten Erfahrungen, anfangen müßte, wenn man sich vor der Berührung des Blitzes schützen wollte. Einer unsrer ansehnlichsten Naturforscher und Aerzte, der Herr Professor Krüger, zu Helmstädt, hat uns die ganze Anlage zu einer solchen Sicherheit in einem von seinen Träumen beschrieben, und diesen werde ich ihm hier nach erzählen. Man darf darum kein Mistrauen in diesen Unterricht setzen, weil es ein Traum ist. Denn, man träumt oft mehr Wahrheiten an einer Nacht, als man in 14 Tagen gedacht hat. Dieses ist der Traum:

Die große Hitze, welche diesen Tag über gewesen war, hatte mich dergestalt entkräftet, daß ich über dem Lesen in des Herrn Abt Nollets Schrift von der Electricität einschliefe. Mir deuchte, daß ich ein starkes Donnern hörte, welches von heftigen Blitzen begleitet wurde. Ich wollte mich in ein Haus begeben, um dem Regen zu entgehen. Allein, ich fand alle Häuser verschlossen, und vor jedem stand eine lange eiserne Stange. Endlich traf ich eins an, dessen Thüren offen stunden, und erblickte in einem großen Saale eine Gesellschaft von ungefähr 20 Personen. Der Fußboden und die

die Wände dieses Saals waren mit blauen seidenen Tapeten überzogen. Die Damen saßen auf grossen seidenen Stühlen, hatten seidene Kleider an, und ihre Füße auf seidene Kissen gesetzt. Einige Mannspersonen, welche nicht mit seidenen Kleidern versehen waren, hiengen in der Schweben an Sitzen von blauer Seide. Ich bemerkte, daß in dem ganzen Zimmer nicht das geringste von Metall anzutreffen war, und die Glastafeln der Fenster, welche groß waren, waren mit Pech eingekittet. Mitten im Saale hing ein crystallener Leuchter mit Wachslichtern, und vor dem Zimmer stunden sechs Bediente auf Pechtonnen, und hatten Fackeln von eben dieser Materie in der Hand. Ich entschuldigte mich gegen diese vornehme Gesellschaft, so gut ich konnte, daß ich aus Furcht vor dem Gewitter bey ihnen Zuflucht gesucht. Man fragte mich nach meinem Namen; und nachdem ich ihnen solchen gesagt hatte, so setzte man mir einen seidenen Stuhl, und die älteste von den gegenwärtigen Damen fing an, mich folgendergestalt anzureden: So hat Sie also das Donnerwetter zu uns führen müssen, um uns das Vergnügen zu verschaffen, einen Mann kennen zu lernen, welchem wir unsere Ruhe schuldig sind. Es scheint, daß Sie meine Anrede besremder; aber Sie werden aufhören, sich zu verwundern, so bald ich Ihnen die Beschaffenheit dieses Zimmers, nebst der Ursache seiner Einrichtung, werde eriehlt haben. Sie erinnern sich unfehlbar, daß Sie diesen Saal mit einem gelehrten und liebenswürdigen Mann, der Ihr Freund und auch der unfrige ist, eine Reise von Halle nach Braunschweig gethan haben, und daß sie ihm unter Weges aus der Beschaffenheit der Gewitter bewiesen, daß ein Gewitter nichts anders, als eine Electricität der Luft sey, woraus Sie denn ganz vernünftig ferner geschlossen, daß sich das, was wir von der Electricität wissen, auf die Gewitter müsse anwenden lassen. Weil nun bey keinem Menschen, der auf Pech oder Seide steht, von einer electrifirten Person ein Funken hervorgebracht werden kann; so haben Sie daraus die Folge gezogen, daß man sich vor dem Donner verwahren könne, wenn man entweder in seidenen Schnüren hänge, oder auf Seide oder Pech



stunde. Dieses hat uns bewogen, alle die Anstalten zu machen, welche Sie hier sehen. Denn ich kann Ihnen nicht bergen, daß sich meine Töchter vor dem Gewitter fürchten. Was mich betrifft, so habe ich schon längstens ernsthafteste Betrachtungen über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens angestellt; aber bey dem allen finde ich es nicht für nöthig, mich von dem Donner erschlagen zu lassen, so lange ein Mittel vorhanden ist, diesem Unglücke zu entgehen. Wir haben zu dem Ende alles Metall, alles Wasser, und überhaupt alle Sachen, welche sich stark electrificiren lassen, aus diesem Saale entfernt; und weil wir wissen, daß der Wind die Electricität nicht hindere oder befördere, so tragen wir kein Bedenken, die Thüren oder Fenster zu eröffnen, besonders, da die Fenster mit Dächern versehen sind, daß der Regen nicht hereinschlagen kann, und die man noch dazu, vielleicht aus einer überflüssigen Sorgfalt, mit Pech überzogen. Es wären vielleicht die Anstalten zu dieser Wohnung von uns später gemacht worden, wenn uns nicht die ganz entgegen gesetzten Bemühungen der Einwohner dieser Stadt dazu angetrieben hätten. Denn unsere Furcht vermehrte sich durch die grossen eisernen Stangen, welche oben zugespitzt sind, und die sie, um das Gewitter abzuwenden, vor ihre Häuser gesetzt haben. Denn weil die Stangen unter währendem Gewitter electrificirt werden, so bilden sie sich ein, die Materie des Blitzes dadurch von ihren Gebäuden abzuwenden, da ich doch glaube, daß sie sie vielmehr dadurch herbeilocken. Man hätte dieses, meines Erachtens, ohne das Beispiel des Professor Richmanns erst abzuwarten, leicht errathen können, wenn man nur bedacht hätte, wie oft der Donner in Thürme, Kirchen und andre hohe Gebäude einzuschlagen pflegt. Sie sehen also hier die Wirkung Ihrer Gedanken; und was ist billiger, als daß Sie bey uns eine Sicherheit genießen, die wir Ihnen zu danken haben? Als ich anfangen wollte, dieser Dame zu antworten, so trat ein betrunkenener Bauer in das Haus. Er hatte ein Glas Brantwein in der Hand, und sang unter beständigem Tanzen:

Electrificirt

Electrificir euch; sprühet Funken;  
 Steigt auf Salsorium und Pech;  
 Ein Glas Krambambuli aetvunken,  
 Jagt allen bösen Schwefel weg.

Ich erwachte von einem heftigen Donnerschlage, und sah, daß meine Erscheinung ein Traum gewesen, welcher durch das damalige Gewitter war veranlaßet worden. „

Nachdem ich meinen Lesern die Mittel angezeigt habe, wie sie sich vor der Berührung des Wetterstrahls schützen können, wovon sie ist in einer neuen Schrift unsers gelehrten Herrn Doctor Reimarus genauern Unterricht finden: so stünde mir es noch frey, ihnen auch zu erzählen, wie man etwa den vom Blitze gerührten Personen zu Hülfe kommen könnte. Allein, ich werde es nicht thun. Denn der, welcher ein solches Unglück an sich selbst erfährt, ist nicht im Stande, sich meine Regeln zu Nuße zu machen, und diejenigen, die um ihn sind, werden in einer solchen schreckhaften Verwirrung gewiß lieber nach einem lebendigen, als nach dem gedruckten Arzte laufen. In der That erfordern auch die Krankheiten, welche der Blitz verursacht, die ganze Scharfsinnigkeit eines gesetzten Arztes. Es sind entweder förmliche Schlagflüsse, wovon Zacchias (Quæst. Med. legal. L. II. Tit. 1. Q. 15) Benivenius (de abdit. rer. Causs. c. 13.); und Zildanus (Cent. III. Obs. 26.) Beobachtungen haben, oder starke Ohnmachten, welche Wynnmann curiren lehrt (de Apoplex. c. 43.); oder ein jählinger Tod, der, wie Bonetus (Anat. præl. L. I. Sect. II. Obs. 49.) bemerkt, gemeiner, als der Schlagfluß ist, und in einer Vernichtung der Lebenskräfte besteht, wovon man sich bis ist noch keinen hinlänglichen Begriff formiren kann. Die Alten sollen dergleichen Leichen weder verbrannt, noch begraben haben, weil sie der Verwesung nicht unterworfen seyn sollen, und es soll auch kein Thier solche Körper anfressen. Vielleicht nehme ich mir einstmals Gelegenheit, von diesen besondern Umständen ausführlicher zu handeln.

Salutem!

Salutem! Guter Herr,

**N**ur kurz! Ich bin ein Mann, der nicht viel Worte macht. Sind die Erdbeeren gesund? Verharre Dero Dienſtſchuldigſter,

Jonas Brevis.

Antwort.

Herr Brevis,

**I**ch bin Ihnen für Ihr kurzes Schreiben verbunden, indem Sie mich an eine Sache erinnern, von der ich zu keiner gelegenern Zeit schreiben könnte, als izt. Sie wollen wissen, ob die Erdbeeren gesund ſind? Ich will Ihnen beſchreiben, was ſie im menſchlichen Körper wirken können, und hieraus werden Sie das Uebrige ſelbſt beurtheilen. Auf eine andre Weiſe läßt ſich die Frage, ob etwas gesund ſey? nicht beantworten. Man kann nicht ſlechterdings ſagen, daß Brodt gesund, oder daß Gift ſchädlich ſey. Denn es geſchieht oft, daß man vom Genuſſe des Brodtes erkranket, und daß man ſich mit einem Gifte curirt. Es kommt alles darauf an, wer es genießt, zu welcher Zeit er es thut, unter welchen Umſtänden, in welchem Zusammenhange in welcher Menge, auf welche eine Art es geſchieht, u. ſ. w. Nach der Verſchiedenheit dieſer Umſtände kann die unſchädlichſte Sache ſchädlich, und die gefährlichſte nützlich werden. Wenn dieſes die vornehmen Leute einfähen, die ſich einen Leibarzt bey der Tafel halten, der billig auf einem Dreyfuße ſitzen ſollte, um ſeine Orakelsprüche mit den gehörigen Solennitäten zu thun; ſo würden ſie ſich vielleicht der öftern Fragen ſchämen, die allezeit eine zu groſſe Unwiſſenheit verrathen. Man kann nicht fordern, daß jedermann die Wirkungen einer jeden Speiſe in den menſchlichen Körper wiſſen ſoll; aber das kann man von jedermann, der eine aufgeklärte Vernunft beſitzt, verlangen, daß er wiſſe, man könne von keiner Sache ſlechterdings behaupten, daß ſie nützlich oder ſchädlich ſey, ohne vorher alle die Bedingungen veſt zu ſetzen, die ihre Wirkung auf dieſe oder jene Weiſe in einer einzelnen Perſon beſtimmen. Wenn man fragt, ob eine gewiſſe Speiſe gesund oder ſchädlich ſey? und wenn man auf dieſe Frage eine unbedingte Antwort verlangt: ſo fordert man etwas, das ganz unmöglich iſt; und wenn ſich ein Arzt verleihten läßt, eine ſolche Antwort auf eine unbeſtimmte Frage zu ertheilen: ſo ſetzt er diejenigen, die ſeinen Ausſprüchen trauen, auſſer Stand, ſich einer ſolchen Speiſe, wovon die Rede iſt, nach Maßgebung der Umſtände zu ihrem Nutzen bedienen zu können. Es iſt alſo nöthig, daß man

die

die Wirkungen kenne, welche eine Speise, vermöge ihrer Bestandtheile, in unsern Körper aussern kann, und hernach kommt es erst noch auf die Untersuchung an, ob dergleichen Wirkungen einer gewissen einzelnen Person in den Umständen, worinn sie sich gegenwärtig befindet, nachtheilig oder nützlich seyn können. Dieses setzt aber eine Kenntniß der besondern Natur und Leibesbeschaffenheit einer gewissen Person zum voraus.

Aus diesem langen Anfange werden Sie, mein lieber Herr Breviſ, fast merken, warum meine Antwort nicht so kurz seyn wird, als Ihre Frage, an der ich die Kürze vor allem lobe. Ich stelle Sie mir vor, als ob Sie mein Fürst wären, und als ob ich gemeiner Doctor die Gnade hätte, Ew. Durchlaucht an der Tafel zu bedienen. Nach einer grossen Menge von Speisen und Weinen, die Ew. Durchlaucht völlig gestopft und ziemlich berauscht haben, fragen Sie einmal aus sich herablassender Gnade den sorgfältigen Küster Ihrer Gesundheit: Apropos! dürfen Wir wol Erdbeeren essen? Sind sie gesund, oder nicht? Nur kurz, u. s. w. wie Sie, Herr Breviſ, zu schreiben belieben.

Ich antworte hierauf, als ein furchtsamer Pedant, der sich einbildet, daß einem vornehmen Herrn mit einer vernünftigen Antwort etwas gebient sey. Ich fange an, zu demonstriren, was Ew. Durchlaucht schmecken, einen säuerlichen Weingeschmack, der mit einiger Süßigkeit und viel Wasser gemäßigt ist. Dieß ist der Geschmack der Erdbeeren. Vermöge der Theile, die diesen Geschmack verursachen, schliesse ich, daß diese Früchte die Hitze und den Durst stillen, und so wol das Geblüt in der Sommerhitze einigermaßen vor der allzu starken Auflösung und Neigung zur Fäulniß schützen, als auch den Urin treiben, und daß sie, vermittelst ihrer kleinen herben und zusammenziehenden Körner, den Magen wieder stärken, dessen Verdauung sie sonst, wenn sie zu häufig genossen werden, wegen ihrer kühlenden Näßigkeit leicht hindern könnten. Eben um deswillen halte ich es für besser, sie mit Weine zu speisen, als mit Milch, wenn man keinen guten Magen hat, und wosern es nicht die Umstände des Leibes und der Witterung etwa ersodern sollten, lieber den Wein zu vermeiden, und die kühlende Kraft dieser Früchte ungehindert wirken zu lassen. Wenn Ihnen noch ausserdem mit ein wenig Gelehrsamkeit gebient ware, so würde ich Ihnen sagen, daß die Aerzte das Kraut dieser Gewächse und ihre Wurzel gegen die Entzündung der Eingeweide, gegen die Ruhr, die Gelbsucht, die allzu starken Blutflüsse, und gegen die Gifte und den Stein für gut halten, und glauben, daß sie alle innerliche und äußerliche Wunden heilen. Denn solche Tugenden finden Sie in der That nicht an dem Kraute und an der Wurzel der Erdbeeren. Allein, ich finde sie in den Schriften der Aerzte, welche doch allezeit mehr Autorität haben, als eine solche miserable Pflanze. Simon Pauli kochte die Wurzel in rothem Weine, und gab sie Frauen:

Frauenzimmern zu trinken, welche über den fluorem album zu klagen hatten; eine Krankheit, die Em. Durchlaucht, als eine Mannsperson, nicht näher kennen zu lernen nöthig haben. (\*) Alles dieses würde ich Ihnen als ein Schulsuchsel antworten. Allein, da Sie nichts anders, als Herr Brevis sind; so kann ich kürzer zukommen, wenn ich Ihnen nur kurz antworte: Salurem, Guter Herr, essen Sie nur Erdbeeren! Ich bin ein Mann, der nicht viel Wortes macht. Verharre Vero Dienstschuldiger,

Der Arzt.

---

## Achtzehntes Stück.

---

von Haller.

In's Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist,  
Zu glücklich, wenn sie noch die äußre Schale weist.

---

**P**lotin, ein platonischer Weltweiser aus dem dritten Jahrhunderte, wollte sich aus Verachtung gegen die Materie nicht mahlen lassen, und schämte sich seines Körpers, so daß er nie sagen wollte, wo und von wem er entsprossen wäre. Offroy de la Mettrie hingegen, ein ganz neuer Arzt und Philosoph, machte den ganzen Menschen zur Materie, und glaubte, daß sein Körper eben so gewiß dächte, als er sich bewegte. Bey ihm war alles Maschine. Die Seele selbst war Materie, und der Gedanke Bewegung. Er würde den Plotin überredet haben, sich mahlen zu lassen, und dieser hätte ihn um ein Portrait seiner Seele in einem vergoldeten Rahmen ansprechen können.

Der menschliche Körper ist gewiß etwas mehr, als eine todte Materie. Er ist mehr, als die künstlichste Maschine, weil er durch Empfindungen bewegt werden kann. Allein, es gehört nicht in das Gebiet eines Arztes, zu entscheiden, ob er

(\*) Man vergleiche das 186 und 187 Bl. am Ende.

er seine Empfindlichkeit einem einfachen Wesen, das ihn belebt, zu danken habe, oder nicht. Ein Arzt ist ein Naturforscher, welcher Erscheinungen zu Grundsätzen annimmt, und daraus fortschließt, ohne sich darum zu bekümmern, wie diese Erscheinungen gewirkt werden. Ein Zimmermeister kann ein gutes hölzernes Gebäude aufführen, ohne daß er zu wissen braucht, nach welchem Mechanismo das Holz wächst; und ein Arzt kann aus der Empfindlichkeit des menschlichen Körpers die Gesetze seiner Gesundheit und Cur herleiten, ohne sich darüber den Kopf zu zerbrechen, wie eine Maschine der Empfindungen fähig sey.

Der menschliche Körper ist, wie ich in meinen sechsten Stücke gezeigt habe, ein Inbegriff unzähllicher künstlicher Maschinen, welche insgesammt vermöge ihrer Structur und ihres Zusammenhangs auf die vier grossen Zwecke seines Daseyns, auf seine Ernährung und Erhaltung, auf seine Empfindlichkeit, Beweglichkeit und Fortpflanzung, abzielen. Es ist demnach sehr leicht, hieraus die Frage zu entscheiden, die noch in den neuesten Zeiten die Schulen der Ärzte unter einander veruneinigt hat, ob unser Körper eine Maschine sey, oder nicht? Man sollte kaum glauben, daß Gelehrte, Philosophen, Naturforscher, Zergliederer und Ärzte, darüber gestritten haben. Denn, wie kann man dem menschlichen Körper diesen Namen streitig machen? Allein, läßt sich hieraus wol schliessen, daß er sich nach eben den Gesetzen und auf die Art bewege, wie eine Taschenuhr oder ein Braatenwender abläuft? Nein, keinesweges. So wie eine künstliche Maschine von einer natürlichen, so wie eine Uhr von einer Pflanze unterschieden ist, so und noch viel mehr unterscheiden sich die lebendigen, die fühlenden Maschinen von jenen. Es ist uns schlechterdings unbekannt, wie eine Empfindung, wie eine Vorstellung eine Bewegung hervorbringen könne. Denn wir können weder die Kräfte der einen, noch der andern. Gleichwol sind es die Vorstellungen der Seele, und die Empfindungen, welche die Theile unsers Körpers theils in Bewegung setzen, theils auch ihre Berichtigungen verändern, bestimmen und modificiren. Folglich mische  
sich

sich in den Mechanismus unsrer Maschinen jederzeit ein ganz fremde Kraft, die in der Mechanik unbekannt ist, und deren Gesetze wir eben so wenig erklären können, als ihr Wesen. Wir finden an unserm Arme Muskeln, welche vermöge ihrer Structur sich zusammenziehen oder ausdehnen, und hierdurch den Arm in Bewegung setzen können. Eben dergleichen Maschinen verfertigt ein Uhrmacher, indem er ihnen die Geschicklichkeit giebt, gewisse Theile der Uhr durch ihre Wirkung in Bewegung zu setzen. Um sich aber zur Wirkung zu bringen, dazu bedient er sich der Feder oder des Gewichtes, deren Kräfte er kennt. Was setzt hingegen diese Muskeln des Arms in Wirkung? Wo ist die Feder, woran hängt das Gewicht, das sie nöthigt, sich zusammenzuziehen oder auszudehnen? Man antwortet: Es ist der Einfluß des Bluts und der Lebensgeister. Gut. Allein, ist, in diesem Augenblicke, will ich, daß sich mein Arm bewege, und er bewegt sich. Wie kann diese Entschliessung, diese krasse Vorstellung des Geinüths das Blut und die Lebensgeister nöthigen, ist eben in diese Muskeln häufiger einzustießen, welche den Arm aufheben sollen? Dieß wissen wir nicht! Wie kann die Empfindung eines Schmerzes am Auge einen solchen Zufluß von Säften gegen das Auge erregen, daß es davon aufschwillt, sich erhitze und entzündet? Das wissen wir nicht! Eben diese Unwissenheit ist es, welche uns vorsichtig machen muß, wenn wir von der Mechanik unsers Körpers philosophieren wollen. Es ist nicht genug, daß wir wissen, zu welchen Bewegungen der menschliche Körper, vermöge der Structur und des Zusammenhangs seiner Theile, fähig ist; sondern wir müssen auch beobachten, was diese fremden Kräfte, die wir Empfindung und Vorstellung nennen, in seine Bewegungen für einen Einfluß haben. Diesen Einfluß will ich meinem Lesern kürzlich beschreiben. Es sind dieses die Gesetze der Bewegung, welche belebte Maschinen vor allen andern zum voraus haben, und welche die Natur thierischer Körper wesentlich bestimmen. Ich hoffe, hierdurch Lesern, die gern nachdenken, und lehrbegehrig sind, ein Vergnügen zu machen, und in der That denen, die nur lachen wollen, dieses Blatt nicht zu leiern.

Das allgemeine Gesetz der thierischen Natur ist, daß eine jede thierische Bewegung im Körper einen hinreichenden Grund in der bewegenden Kraft des Körpers, und zugleich einen in der Vorstellungskraft der Seele, und wiederum jede Vorstellung einer thierischen Seele einen hinreichenden Grund in ihrer Vorstellungskraft, und einen andern in der bewegenden Kraft des Körpers habe. Dieses Gesetz bestimme den großen Zusammenhang des Leibes und der Seele, vereinige das denkende Wesen mit der Maschine, und mache, daß der Gedanke die Glieder bewegt, und die Bewegung der Seele Begriffe schafft. Ohne diesen Zusammenhang würde ein Thier nichts anders, als eine Pflanze von einer, und etwa ein Dämon von der andern Seite seyn. Man hat in Indien Gifte, welche die Vorstellungskraft des Menschen ausröthen, ohne ihn zu tödten. Ein Mensch, der ein solches Gift genommen hat, ist sich seiner nicht mehr bewußt. Er verliert alle willkürliche Bewegung, und behält nur einen schwachen Grad der Empfindlichkeit. Wenn ihm Nahrung hergebracht wird, so lebt er fort, und hat das Sinnen eines gesunden Menschen, ob er gleich eben so wenig von sich selbst weiß, als eine Rose. Man bedient sich dieses Giftes, wenn ein Thronfolger den wirklichen Regenten des Landes vom Rudel des Staats abbringen will, ohne daß es das Volk merke. Denn, wenn man eine solche Maschine ans Fenster stellt, um sie dem Volke zu zeigen, so stellt sie einen lebendigen Menschen vor, da sie doch in der That nichts anders als eine Thierpflanze, ist. So groß ist der Einfluß der Vorstellungskraft in die Bewegungen unsers Körpers, und gleichwohl behält ein solcher verdorbener Mensch einen gewissen Grad von Empfindlichkeit, ohne welchen auch nicht einmal das mechanische Leben würde bestehen können. Darum nennt man mit Rechte den thierischen Tod die Trennung des Leibes und der Seele. Denn er besteht bloß darin, daß der wechselseitige Einfluß der Vorstellungen und Bewegungen in einander gänzlich aufgehoben wird. Gesetzt, daß die Structur unsers Körpers unverfehrt bliebe, und daß bloß unsre Vorstellungskraft in uns vernichtet würde; so würde der Tod eben so gewiß erfolgen, als



wenn man einen lebendigen Körper zu Asche verbrennt, und den Zusammenhang des Leibes mit der Seele von dieser Seite her aufhebt. Die Instrumente dieser Verbindung sind das Gehirn, die Nerven und die Lebensgeister, worinn Gefühl und Sinnlichkeit wohnet. In diesen Puncten fließen Seele und Körper, die Geisterwelt und die Körperwelt, Gedanken und Bewegung in einander; und da sich die Nerven, als Fortsetzungen des Gehirns, die die Lebensgeister in sich halten, in alle Puncte unsers Körpers erstrecken, welche eines thierischen Lebens fähig sind: so sieht man hieraus, wie unser ganzer Leib gleichsam mit Gefühl durchwirkt sey. Dies ist der lebendige Odem, oder das Theilchen vom Wesen Gottes, (*particula aerae divinæ*) wie es einige alte Weltweise nannten, wodurch die hydraulische Maschine, welche Adam vor seiner Beseelung war, zum Stande der Menschheit erhoben wurde. Man stelle sich die Mutter des Paphus vor, als sie noch nichts mehr, als die geliebte Statue Pygmalions, war; man nehme an, daß der Künstler ihre inwendige Structur eben so richtig nach der Natur ausgearbeitet hätte, als ihre auswendige Schönheit: so sieht man das Bild eines Menschen, der eine bloße Maschine ist, und noch keine bewegende Kraft hat. Ist aber ergießt sich die Kraft der Gottheit in ihre Glieder; ist regt sich das Herz; ist klopfen die Adern; ist fühlt die Maschine, daß sie da sey; ist rührt der Lichtstrahl, der sich durch die dunkeln Kammern ins Auge hineinschleicht, an einen Punct an, der ihn zu einer Vorstellung umschafft, und es wird Licht in der Seele, und sie erhält die erste Ansicht in die Schöpfung, die sich ihr in allen ihren Oberflächen mit Licht und Farben bemahlt; ist drängt sich der Wirbel der Luft durch den krummen Gehörgang, und erschüttert den zarten Nerven, der diesen Wirbel gleichsam ausspricht, und einen Ton daraus formirt, welcher der Seele Beariffe des Schalls giebt, und sie einen andern Theil der Schöpfung kennen lehrt, oder ihr vielmehr die ganze Natur nur auf einer andern Seite zeigt; ist entsteht durch andre Nerven die Empfindung des Geruchs, durch andre der Geschmack, und im ganzen Körper regt sich die Kraft zu empfinden, der

Sinn

Sinn des Gefühls, welcher die Seele mit der Welt in Zusammenhang setzt, von der sie ein Körper, ohne die Werkzeuge der Sinne, trennen würde. So wird der Leib durch die Seele lebendig, und so wird er das Instrument, womit sie die Schöpfung anrührt, wenn sie von allem, was ausser ihr ist, Begriffe erhalten will. Beide sind einander unentbehrlich, wenn sie das zweideutige Ganze formiren sollen, das, nach einem Ausdrücke des Herrn von Hallers, bestimmt ist,

Halb zur Unsterblichkeit, halb aber zum Verweseln.

Alle Vorstellungen der Seele werden von gewissen Bewegungen in denjenigen Theilen unsers Körpers, die die Werkzeuge der Empfindungen sind, und alle thierische Bewegungen unsers Leibes, die aus dem Gehirne entspringen, von gewissen Vorstellungen oder Empfindungen der Seele begleitet, ohne daß jemals die eine ohne die andre zur Wirklichkeit kommen kann.

Lasset uns jetzt die Gesetze dieses Einflusses der Vorstellungskraft in die bewegende näher betrachten.

Wenn äussere Gegenstände, entweder unmittelbar oder durch ihre Ausflüsse unsre Nerven berühren, und dieser Eindruck bis zum Gehirne fortgeht, so entsteht hieraus eine Vorstellung in der Seele, welche wir eine Empfindung der Seele nennen. Kaum hat die Seele die Vorstellung durch den unbegreiflichen Mechanismus der Nerven und des Gehirns empfangen, so wirt sie in dieselben zurück, und setzt einige andre empfindliche Theile in eine Bewegung, welche desto grösser wird, je lebhafter die Empfindung der Seele gemessen ist. Kaum empfinden wir den Lichtstrahl in unserm Auge, so zieht sich der Stern desselben zusammen, und dieses zwar um desto mehr, je lebhafter die Empfindung des Lichts ist. Kaum empfinden wir den Geschmack der Salze, als sich die Speicheldrüsen zusammenziehen, und ihren Saft in den Mund ergiessen, um diese Salze mehr aufzulösen und schmackbarer zu machen. Kaum empfin-

den wir die kalte Luft in den Nerven unsrer Haut, so läuft ein Schauer über den ganzen Leib, und so verschließen sich die ausdünstenden zarten Röhren der Haut. Kaum zerreißt ein Schmerz unsre Nerven, so erfolgt ein Zufluß der Säfte gegen den leidenden Theil, daß er davon aufschwillt, erröthet und sich entzündet. Kaum kitzelt ein reizendes Geruchstheilchen die Nerven der Nase, so entsteht ein Niesen und ein Zufluß von Säften nach der Nase, der diese scharfen Theilchen zerweicht und hinwegschwemmet. Dieß ist das Gesetz der Empfindungen. Auf eine jede Empfindung erfolgt in unserm Körper eine Bewegung, die, ihrer Lebhaftigkeit gemäß, jeder Empfindung eigen ist, und die man bloß aus der Erfahrung muß kennen lernen. (\*) Durch dieses Mittel hat die Natur unsre eignen Kräfte zu Aufsehern und Leibärzten über uns bestellt. Wir würden erblinden, wenn ein allzu lebhaftes Licht in unsre Augen fiel, ohne daß wir es hindern könnten. Allein, weil sich der Stern des Auges jederzeit nach Proportion der Stärke des Lichts enger zusammenzieht, ohne daß wir es hindern können; so verhüten wir hierdurch, sogar ohne unser Wissen, daß nie zu viel Licht auf einmal in unser Auge hineindringen kann. Eben so ist es in allen übrigen Fällen. Der Schmerz selbst ist die Arznei, deren sich die Natur bedient, um uns vor grossen Gefahren zu schützen. Wenn unsre Säfte stocken, und in Fäulniß gehen wollen, so würde bald der Brand unser Leben in Gefahr setzen, wenn nicht diese Stockung einen Schmerz erregte, der einen heilsamen Zufluß gegen die Stelle verursacht, worinn sich die Stockung befindet, wodurch das stockende Flüssige zu einem Eiter gekocht wird, ohne in eine solche Fäulniß zu gerathen, die unsre übrigen Säfte anstecken, und uns in Lebensgefahr setzen könnte. Ich kann dieses nicht besser ausführen, als wenn ich mich der Worte eines der größten Aerzte und Dichter unsrer Zeiten bediene:

— Gott wollte noch für unsre Schwachheit sorgen.  
Ein wachsameres Gefühl liegt in uns selbst verborgen,  
Das nie dem Uebel schweigt, und immer leicht versetzt,  
Zur Rache seiner Noth den ganzen Leib empört.

Im

(\*) Die genauere Einschränkung dieses Gesetzes S. im 223 Blatt.

Im zärtlichen Gebäu von wunderkleinen Schläuchen,  
 Die jedem Theil von uns die Kraft und Nahrung reichen,  
 Brach alles Uebermaaß den schwachen Faden ab,  
 Und die Gesundheit selbst führt' unvermerkt zum Grab.  
 Allein, im weichen Mark der zarten Lebenssehnen  
 Wohnt ein geheimer Reiz, der zwar ein Brunn der Thränen,  
 Doch auch des Lebens ist, der wider einen Feind,  
 Der sonst wol unerkannt, uns auszuhöhlen meynt,  
 Uns zwingt zum Widerstand. Er schließt die rege Nerve  
 Vor Frost und Salzen zu, verflößet alle Schärfe  
 Durch Zufluß süßen Safts, und kühlt gesalznes Blut  
 Durch Zwang von heissem Darst mit Strömen dünner Fluth.  
 In allen Arten Noth, die unsre Glieder säulet,  
 Ist Schmerz der bittere Trank, womit Natur uns heilet.

So wie uns die Empfindungen das Gegenwärtige vorstel-  
 len, so zeigen uns die Einbildungen das Vergangene.  
 Unsrer Seele hat die Kraft, vergangene Vorstellungen wie-  
 der zu erneuern, so bald sie einen Theil derselben wieder emp-  
 findet. Diese Einbildungen sind nichts anders, als nachge-  
 ahmte Empfindungen, und man kann die Einbildungskraft mit  
 Recht den Spiegel der Sinne nennen. Solchergestalt läßt  
 sich leicht abnehmen, was für einen Einfluß die Einbildungen  
 in unsern Körper haben. Sie bringen nach dem Maasse ih-  
 rer Lebhaftigkeit eben so lebhafteste Bewegungen von derjenigen  
 Art hervor, die die ehemals gehaltenen Empfindungen beglei-  
 teten. Ein Mensch, der sich eines Zanks erinnert, den er  
 vor Zeiten gehabt hat, geräth in kurzer Zeit in eben den Zu-  
 stand, als ob er sich wirklich zankte. Das Herz pocht ihm;  
 die Augen funkeln; das Gesicht glühet; die Galle ergießt sich;  
 die Gedanken werden Worte; der Zornige redet laut, ob er  
 gleich allein ist, und flucht und dräuet nicht anders, als ob  
 sein Feind gegenwärtig wäre. Eine Dame, die beim Ader-  
 lassen ohnmächtig zu werden pflegt, sinkt auf der Straße da-  
 hin, wenn ihr ihr Chirurgus begegnet. Ein gewisser Arzt  
 wollte seinen Studenten beweisen, daß es eine Chimäre von  
 ihnen wäre, zu glauben, daß ein Mensch schweizen müßte,  
 wenn man seinen Urin auf dem Feuer kochte. Er kochte wirk-

lich das Wasser des einen, und dieser legte sich in sein Bett, und stand einen heftigen Schweiß aus. Ein andermal versprach er ihm, diesen Versuch nochmals zu wiederholen. Der Student lag in der Erwartung, und der Arzt berichtete ihm, daß sein Wasser in vollem Kochen wäre. Er schwitzte über den ganzen Leib, wie vorher, und erfuhr erst nachher zu seiner Beschämung, daß man den Urin nicht gekocht, sondern meqgenossen hätte. Dieser Schweiß war eine Wirkung der Einbildungskraft. Davius aß vor einiger Zeit eine saule Auster. Er schmeckte sie noch mit Ekel, als sie schon im Magen war, und gab sie durch ein Erbrechen wieder von sich. Heute werden Austern aufgetragen, die gut sind; und kaum hat er sie gesehen, so muß er hingehn, sich zu erbrechen. Seine Einbildung wirkt auf eben die Weise in seinen Magen, als die Empfindung ehemals that, welche ihr Gegenstand ist. Eine Person träumt im trocknen Bette, daß sie an einer Ecke der Strasse stehe, und ihre Blase erleichtere, und sie wacht des Morgens auf, und schwimmt im Wasser. Ein Mensch, der einen andern in träger Schläfrigkeit gähnen sieht, erinnert sich der Wollust, die man bey dieser edlen Sitte empfindet, und fängt an, sich zu dehnen, und gähnt. So sind alle Einbildungen. Sie sind, sowol in der Seele, als im Körper, S + atten ehemaliger Empfindungen.

Die Vorhersehungen sind nichts anders als die Schatten der zukünftigen Empfindungen. Wir sehen zukünftige Empfindungen vorher, und diese Vorstellungen wirken in unserm Körper diejenigen Bewegungen, welche mit den zukünftigen Empfindungen verbunden seyn werden. Wer sich vorstellt, daß er über einige Tage neue Heringe speisen werde, dem läuft der Mund voll Wasser, wie es wirklich geschehen wird, wann er sie genießt. Wer sich in Gedanken vorstellt, wie er auf einen gewissen Tag vor einer grossen Versammlung nicht ohne Zagen eine Rede halten werde, der bebt schon mit den Lippen, da er sie memorirt. Er hustet, und besieht die Hände, wie einer, der nicht fortkommen kann. Das Blut steigt ihm ins Gesicht, wie einem der sich schämt; und wenn er sich im Geiste abtreten sieht, ohne die Rede vollens

vollendet zu haben: so beben ihm alle Glieder; so sieht er weiß, wie die Wand, und so wünscht er, bey kaltem Schweisse, alle Reden zum Henker. Wenn ein Arzt seinen Patienten statt einer Purganz übersiberte Pillen von Semmelkrumen emgiebt, die ihre Wirkung thun; so purgiren sie bloß von der Erwartung, daß sie purgiren werden. Wenn sich ein Durstiger im Traume satt trinkt, und davon ruhiger schläft; wenn jemand glaubt, daß er sich erbrechen müßte, wenn er eine gewisse Speise essen sollte, die er noch nie gegessen hat, und sich wirklich erbricht; wenn ein Verliebter des Nachts in den Umarmungen einer Schönen, die sich von ihm nie unarmen lassen wird, verschmachtet, und von seiner Seite nichts dem Genuße abgeht; wenn ein Mägdchen beym Anblicke einer andern, welche die Blattern gehabt hat, vermutet, daß sie sie bekommen werde, und sich hinlegt, die Blattern bekommt, und stirbt; und wenn einer von einem Schrecke, den er vorhersehen, wenn einmal das Gewitter bey ihm einschlagen sollte, blaß wird, und niederschlagendes Pulver einnehmen muß: so beweiset ein jeder in solchen und tausend andern Fällen das Geß des Einflusses der Vorhersehungen in unsern Körper, daß sie Bewegungen wirken, welche mit den zukünftigen und vorhergesehenen Empfindungen vergesellschaftet seyn werden.

Unsre Seele besitzt, ausser den vorigen, noch eine besondere Kraft, das Vollkommene und Unvollkommene an den Dingen zu erkennen und zu unterscheiden. Man nennt sie, in verschiedenen Absichten, den Geschmack oder die Beurtheilungskraft. Diese Erkenntniß ist der erste Grund von allen Begierden, Verabscheuungen, Trieben, Leidenschaften und freyen Entschliessungen der Seele. Die Empfindung des Vollkommenen ist das, was uns gefällt. Die Empfindung des Unvollkommenen, es mag nun beydes wahr oder nur scheinbar seyn, ist das, was uns mißfällt. Jenes ist der Zustand der Lust, dieses der Zustand der Unlust; und die Bemühung, uns in den Zustand der Lust zu versetzen, oder die Unlust zu vermeiden, ist das, was wir Begierde und Verabscheuung nennen.

Da also auf den Einfluß der Vorstellungen, die durch die Beurtheilungskraft gewirkt werden, so viel andere Einflüsse der Seele in den Leib ankommen; so ist es nöthig, daß wir uns auch um sein Gesetz bekümmern. Wir dürfen nur die Erfahrung zu Rathe ziehen, so werden wir finden, daß alle Vorstellungen, die uns Lust oder Unlust verursachen, nach dem Maasse ihrer Lebhaftigkeit oder Stärke, auch die Lebensbewegungen des Körpers mehr oder weniger vermehren. Es ist keine Lust oder Unlust in unsrer Seele ohne Begierde oder Verabscheuung, und beide sind Anstrengungen der Gemüthskräfte, welche die Anstrengung der Lebenskräfte nach sich ziehen. Man kann dieses am deutlichsten an den Leidenschaften sehen, welche nichts anders, als heftige verworrene Begierden und Verabscheuungen sind. Es giebt keine einzige Leidenschaft, welche nicht die Bewegung des Herzens, den Umlauf des Blutes, das Athemholen, die Wirkung der Lebensgeister in allen Theilen, kurz, alle Lebensbewegungen verändern, und, in Vergleichung gegen den vorhergehenden Zustand der Gemüthsruhe, vermehren, oder heftiger machen sollte. Die Furcht, die Kleinmüthigkeit selbst, sind hiervon nicht ausgenommen; und wenn es erlaubt ist, vom höhern Grade auf den kleinern zu schliessen, so kann man behaupten, daß alle Vorstellungen der Seele, in so fern sie gefallen, oder missfallen, einen Einfluß in die Lebensbewegungen des Körpers haben. Man wird bemerken, daß wir im gemeinen Leben die gefälligen und missfälligen Vorstellungen mit lauter solchen Redensarten ausdrücken, die eine Veränderung der Lebensbewegungen anzeigen. Ein Ritter sagt, daß ihm das Herz im Leibe lache, wenn er ein schönes Pferd sieht; ein Hassender, daß sich das Herz bey ihm umwende, wenn er seinen Feind sieht; ein Mitleidiger, daß ihm das Herz brechen wolle; ein Furchtsamer, daß ihm die Brust beklemmt sey; ein Neidischer, daß ihm das Herz blute, wenn es einem andern wohl geht; ein Vergnügter, daß ihm das Herz groß werde; ein Schüchternner, daß es ihm zappele; ein Zorniger, daß es ihm im Leibe bebe; ein Erschröckner, daß es ihm wäre, als würde ihm

ihm das Herz abgestossen; ein Banger, als ob ihm das Herz niedersänke; ein Fröhlicher, als ob es ihm hüpfte; ein Trauriger, als ob es zerpringen wollte; ein Zärtlicher, als ob es ihm schmelzte; und von einem Unempfindlichen, der nicht zur Zärtlichkeit zu bringen ist, sagt man, daß sein Herz hart, sey; von einem, der leicht furchtsam wird, daß er kein Herz habe; von einem, der nicht leicht traurig wird, daß er ein grosses Herz besitze, u. s. w. Fast eine jede Art von angenehmen oder misfälligen Vorstellungen hat ihren eignen Ausdruck, wodurch die Veränderung angezeigt wird, welche ihr Einfluß in den Lebensbewegungen hervorbringt. Ich kann mich in der gegenwärtigen allgemeinen Betrachtung der thierischen Natur über diese Materie nicht so umständlich erklären, als vielleicht nöthig wäre, da sie bisher noch nicht so aus einander gesetzt worden ist, als ich sie vortrage, und da ich sie also gewissermassen auf meine eigne Rechnung nehmen muß. Ich hoffe aber, man werde mir den Beifall nicht versagen können, wenn man sich nur die Mühe nimmt, der Sache weiter nachzudenken. Denn die Beweise, die dieses Gesetz der thierischen Natur bestätigen, sind so häufig, daß sie sich von selbst anbieten.

Die Leidenschaften sind eine zusammengesetzte Wirkung der Vorhersehungen und der Begierden oder Verabscheuungen. Wir sehen einen Gegenstand in der Zukunft, der uns gefällt oder misfällt. Wir bemühen uns mit unruhiger Hefigkeit, ihn zu erhalten oder abzuwenden; und so entsteht die Gemüthsbewegung. Ihr Einfluß in den Körper ist also nothwendig aus den Einflüssen der Vorhersehungen und der Begierden in denselben zusammengesetzt. Jene wirken die Bewegungen der zukünftigen Empfindungen, und diese verändern und vermehren die Lebensbewegungen. Solcherge-  
 stalt wirken die Leidenschaften in unserm Körper heftigere Lebensbewegungen, und solche, welche zugleich die zukünftigen Empfindungen ausdrücken, welche wir durch die Sättigung der Leidenschaft erhalten werden. Der Zornige, dem sein Herz pocht, und dessen Blut in den Adern schäumt,



hüllt seine Fäuste, und stampft mit den Füßen, und bemüht sich in Gedanken seinen Feind mit allen den Niederträchtigkeiten, wozu ihn die Lust der Rache verleiten würde, wenn er ihn wirklich in seine Gewalt bekäme. Der Furchtsame erblaßt, und hebt mit Herzensangst, so bald er im Dunkeln allein ist, eben so wie es geschehen würde, wenn er wirklich ein Gespenst sähe. Der Verliebte sättigt seine Wünsche durch die Vorherrschaft des Genusses so vollkommen, als es beim wirklichen Genusse geschehen könnte. Der Erschrockne, den ein Donnerschlag ausser sich setzt, greift in der Verwirrung um sich, hält sich an, und sinkt in Ohnmacht, wie er thun würde, wenn wirklich der Donner bey ihm eingeschlagen hätte. Der Schadensfrohe muß überlaut lachen, wenn er sich vorsetzt, ein Unglück zu stiften, so wie er es thun würde, wenn er es schon gestiftet hätte. Der Schamhafte erröthet über den Gedanken einer unzüchtigen Rede, als ob er sie wirklich gehört hätte. - Der Tapfere glühet von Ehrgeiz, und wüthet, wenn er an die Feldschlacht denkt, als ob er schon darinn wäre. Kurz, alle Leidenschaften erregen das Blut, und schildern den Zustand ihrer Sättigung.

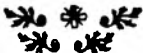
Es sind noch die ruhigen Vorstellungen der Vernunft und die sanften Entschliessungen der weisen Freyheit übrig. In diesen Wirkungen entfernt sich die Seele am weitesten von dem Körperlichen, und flieht das Irdische, um sich ihrem himmlischen Ursprunge mehr zu nähern. Nichts destoweniger kann man die Wirkungen beyder in den Körper sehr deutlich spüren. Die Operationen der Vernunft erfordern Aufmerksamkeit, Reflexion und Vergleichung, und eine Anstrengung des Gemüths, welche die Werkstatt der Ideen, das Gehirn, mit in ihre Arbeit zieht. Das Nachdenken verzehrt unsre Lebensgeister, und entzieht sie den Gliedern unsers Körpers. Es zieht unsre Säfte nach dem Haupte, und schwächt die bewegende Kraft aller unsrer Theile. Es scheint, daß die Wirkungen der Vernunft eine übermäßige Anstrengung der Vorstellungskraft sind; und daher ist es kein Wunder, wenn ihre Wirkungen in den Körper Krankheiten ähnlich

ähnlich sehen. Sollte man nicht bald im Ernste glauben, daß die Gelehrsamkeit eine Krankheit der Menschen sey? (S. das 79. u. 108. Bl.)

Die Entschlüsse der freyen Wahl offenbaren sich durch die willkührlichen Bewegungen auf eine so adägenscheinliche Weise, daß ich kein Wort mehr hinzusetzen werde, um ihren Einfluß in unsern Körper zu erklären.

Dieses ist der Plan der thierischen Natur, und so steht unsre Maschine dem Wesen zu Gebote, das in uns denkt. So verwickeln sich unsre Begriffe in unsre Bewegungen, und so ist die Ordnung der Natur bey allen lebenden und empfindlichen Geschöpfen.

Man sieht leicht ein, daß ein jeder Theil dieser Abhandlung eine eigene erfordern würde, wenn er in sein völliges Licht gesetzt werden sollte. Allein, es ist nöthig, daß man zuweilen einen ganzen District der Wissenschaften mit einem Blicke übersehe, damit man sich hernach desto besser zurecht finden könne, wenn man die einzelnen Gebäude betrachten will, die darauf stehen. Ich habe bisher in meinen Blättern diejenigen Materien vermieden, welche die allgemeine Erkennung der eigentlichen thierischen Oekonomie zum Voraus setzen. Nun, da ich mir den Weg gebahnt habe, werde ich im Stande seyn, meinen Lesern viel angenehme Sachen zu sagen, wovon ich, ohne dieses Stück vorherzusenden, weder gründlich noch verständlich genug hätte schreiben können.



• •

Neunzehntes Stück.

---

Moliere.

Wohl und gelehrt!  
Er ist es werth,  
Daß er als eine Säule steh  
In nostro docto corpore.

---

Ich will iht meinen Lesern das Veranügen machen, ihnen die lehrreiche Unterredung zwecener Aerzte, nämlich eines Vaters und Sohnes, die uns der berühmte Herr Professor Platner in Leipzig, in seiner Lance Saturæ, geoffenbart hat, übersetzt mitzutheilen. Es wird nicht nöthig seyn, mich deswegen bey Lesern von Einsicht und Geschmack zu entschuldigen.

Der Vater. Nun bist du Doctor, mein Sohn! Nun bist du der Mühe überhoben, in der Kunst weiter etwas zu lernen, welche du nun zu treiben die Freyheit hast.

Der Sohn. Ja, Herr Vater! Ich besorge indessen doch, daß dieses so leicht nicht seyn möchte.

Der Vater. Wie so?

Der Sohn. Weil ich nicht ohne Grund fürchte, daß meine ersten Patienten grosse Gefahr ihres Lebens laufen werden.

Der Vater. Das will ich nicht läugnen. Aber was sind hierbey für Schwierigkeiten?

Der Sohn. Ist das nicht schlimm genug, Leute umzubringen, die uns ihre Gesundheit anvertrauen?

Der Vater. Es ist doch gleichwol kein anderer Weg vorhanden, ein berühmter Arzt zu werden.

Der Sohn. Das wäre wahrhaftig ein hartes Schicksal für die Aerzte. Aber ich kanu es mir noch nicht einbilden.

Der

**Der Vater.** Warum nicht? Der junge Phönix steigt aus der Asche des alten hervor; und eben so muß der Untergang einiger Wenigen Vielen zum Heile dienen.

**Der Sohn.** Aber so muß ja derjenige, der sich einem jungen Arzte anvertrauet, dem Leben vielmehr absagen, als dasselbe hoffen?

**Der Vater.** Freylich. Allein, die alten Lehrer unsrer Kunst haben schon dafür gesorgt, daß es stets Leute gebe, die sich für andrer Heil aufopferten, indem sie den meisten Menschen einbildeten, daß neue Aerzte allezeit der Arzneykunst neuen Vortheil brächten. Um dieser Meinung willen werden Viele so leicht dahin gebracht, sich selbst, und ihr Leben und ihre Gesundheit solchen Leuten anzuvertrauen, von deren Gelehrsamkeit oder Erfahrung sie nicht das Gerinaste wissen. Daher giebt es auch eine zwiefache Art, wie sich die Aerzte in Ansehn setzen; die eine für junge, durch neue und ungewöhnliche Arzneimittel, die andre für alte, durch Erfahrung und Uebung.

**Der Sohn.** Welche von beyden halten Sie aber für die sicherste?

**Der Vater.** Es ist jede gut, nach Verschiedenheit des Alters und der Jahre. Ein neuer Arzt muß, um bekannt zu werden, seine eigne Gelehrsamkeit zeigen und ausposaunen, andrer Meinungen verlachen und verachten, zuweilen Leute, die entweder einen verdienten, oder, wie gewöhnlich, nur einen erschlichenen großen Ruhm besitzen, auf Todtschlag und Verwahrlosung anklagen, und mit solcher Zuverlässigkeit sprechen, daß er den Tod oder das Leben seiner Patienten nicht sowol vermuthet, als vorher verkündigt zu haben scheint.

**Der Sohn.** Wie aber, wenn unsre Weissagung nicht eintrifft; was ist dann anzufangen?

**Der Vater.** In dem Falle, wenn die Sache besser abgelaufen ist, als wir vorher gesehn hatten, müssen wir dieses der Kraft der Kunst und unsrer Bescheidenheit zuschreiben, und sagen, wir hätten lieber wirklich mehr leisten, als versprechen wollen. Fällt die Sache hingegen schlechter aus, so müssen

müssen wir behaupten, daß dieses nicht unsre, sondern eines weder der Kranken, oder der Krankenpfleger, oder der Fami-  
 lie eigne Schuld sey, und müssen auch wol zuweilen denen zu Leibe gehen, die bey den Kranken die Aufsicht gehabt haben. Wenn sich endlich irgendwo Gelegenheit auf-  
 fert, vertraulich zu reden und zu schwätzen, welche man entweder weder, wo sie sich darbietet, ergreifen, oder sie veranlassen will  
 kann; so muß man, wenn die Rede auf die erst kürzlich verstorbenen Patienten kommt, tief seufzen, von der Ursache dieses Todes nichts ausdrücklich sagen, sondern nur das Schicksal derjenigen bedauern, die länger hätten leben können, wenn nicht — Hier muß man abbrechen, damit jedermann argwohne,  
 daß sie aus Versehen anderer Leute, wofür der Arzt nicht stehen können, gestorben seyn.

Der Sohn. Wahrhaftig, Herr Vater, diese Regeln sind Ihrer Erfahrung würdig, und sollen mir in Zukunft sehr nützlich seyn, daß ich nicht umhin kann, mehr von den Regeln aus Ihrem Munde zu lernen, die Sie einem jungen Arzte für unentbehrlich halten. Vornehmlich aber möchte ich gern von Ihnen die Kunstgriffe lernen, welche ein angehender Arzt gebrauchen muß, um sich das Lob eines erfahrenen Mannes zu erwerben und zu erhalten.

Der Vater. Wisse, mein Sohn, daß einem Arzte zwei zweien Wege offen seyn, einer, der stark betreten wird, und worinn man die Fußstapfen der Alten eingedruckt findet, und ein andrer einsamer und unbetretener, auf welchem man allein und ohne Gefährten gehen muß. Der erste ist sicherer, der letzte hingegen zur Vermehrung unsres Ruhmes geschickter. Denn, alle Arzte folgen entweder den Vorschriften der alten und angesehenen Lehrer, oder sie suchen, durch ein eigenes glückliches Genie, neue Bahnen. Gleichwie aber fast jedes neue Unternehmen einige Gefahr bey sich führt, also bringt es auch, wenn es gelungen ist, einen desto größern Ruhm. Wenn also ein angehender Arzt geschwind berühmt werden will, so muß er mit dem nicht zufrieden seyn, was ihm seine Verfahren hinterlassen haben, sondern er muß suchen, selbst etwas Neues zu erfinden, und

entwe

entweder alten Sachen ein Ansehn der Neuigkeit geben, oder das, was er selbst erfunden hat, prächtig herausstreichen. Zu dem Ende kann er versichern, daß er durch göttliche Gnade ein Mittel wider unheilbare Krankheiten erfunden habe, welches er zwar andern Aerzten nicht offenbaren würde, um sich nicht selbst des Nutzens dieser ihm von Gott geschenkten Wohlthat zu berauben, dessen Vortreflichkeit er aber doch aus berühmten Proben erweisen könne. In dergleichen Angelegenheiten ist das Reden des Pöbels von grossem Nutzen; und dieses läßt sich dadurch erhalten, daß man die Arzneyen entweder oft in den Zeitungen anpreisen läßt, oder alten Weibern mit Geschenken und andern Dienstleistungen die Zunge löset. Es ist zwar wahr, daß es Leute giebt, denen vor den in den Zeitungen wiederholten Anpreisungen eckelt. Allein, die Erfahrung hat mich doch gelehrt, daß sie bey den allermeisten von grossem Nutzen sind, und daß diese so bald sie dergleichen Anzeigen lesen, sogleich von ihrer Wahrheit und Vortreflichkeit überzeugt werden. Solcher Leute giebt es eine grosse Menge. Eine solche Anzeige kann aber unsern Ruhm und Nutzen am besten befördern, wenn sie mehr der Grösse und Vortreflichkeit unsrer verrichteten Thaten, als unsrer Zundthigung, zugeschrieben werden zu müssen scheint.

Der Sohn. Wie läßt sich aber dieses erhalten?

Der Vater. Man muß zusehen, einen Zeitungeschreiber dahin zu bringen, daß er unsre Treue, Dienstfertigkeit und Sorgfalt mit prächtigen Worten herausstreiche, wenn einmal ein Patient entweder von ungefähr, oder durch unsre Hülfe wieder hergestellt worden ist, und daß er das Heil eines solchen und der meisten Menschen den Kräften der von uns erfundenen Hülfsmittel zuschreibe. Hierdurch werden auch eine Menge Fremde, die allerley Krankheiten haben, ihre Zuflucht zu uns nehmen und uns mit Versprechungen, Geschenken und Präsenten überhäufen, und als einen hülfreichen Schutzwort verehren.

Der Sohn. Aues dieses ist vortreflich. Allein, es scheint mir viel Schwierigkeiten zu haben.

Der

Der Vater. Nichts weniger! besonders wenn man die alten Weiber zu Hülfe nimmt. Denn du mußt wissen, daß diese ein großes Vermögen besitzen, den Ruhm eines Arztes zu vermehren, und daß auf ihr Urtheil der Ruhm sowohl der Aerzte, als der Prediger, steige und falle.

Der Sohn. Aber, wie ist dieses möglich?

Der Vater. Du mußt wissen, mein Sohn, daß in den Häusern der meisten reichen und vornehmen Leute einige alte Weiber unterhalten werden, von welchen der Herr oder die Frau im Hause alles erfahren, was in der ganzen Stadt gethan, erzählt, geredet, verkauft, gekauft und verschenkt wird, wer betrunken nach Hause gekommen, wie viel Gäste Cajus gebeten, mit wie viel Edelsteinen geschmückte Tullia ihren Bräutigam empfangen, und welches Kleid Enejus angehabt habe, als er Gevatter gestanden, u. s. w. Unter dergleichen Reden kommt auch oft die Frage vor, ob jemand krank sey? Wenn dir nun das alte Weib gewogen ist, so wird sie alle diejenigen umständlich herrrechnen, die du in deine Cur genommen hast, und wird dich loben, und sagen: Die alle könnten sich glücklich schätzen, und wenn sie noch so krank wären, da sie dich zum Doctor hätten. Du wärest ein liebenswürdiger, angenehmer und höflicher Mann. Du redetest mit jedermann ganz offenherzig, und scherztest auch zuweilen aufs liebreichste. Dieses gefällt nun besonders der Frau vom Hause. Dann geht sie hin, und streicht ihrem Manne das Kien, und bittet ihn, daß er doch, wenn sie einmal krank werden, oder ins Kindbette kommen sollte, ja keinen andern Arzt rufen lassen soll, als den ihr die alte geschwätzigte Frau angepriesen hat.

Der Sohn. Ja, ja! Nun seh ich den ganzen Zusammenhanga.

Der Vater. Wofern du nun aber dem alten Weibe nicht gefällst, so wird sie ungefragt erzählen, es bestehe deren, die dich gebrauchen, eine große Lebensgefahr vor, nicht sowohl wegen ihrer Krankheit, als vielmehr wegen ihres Arztes, und es werde ein Wunder seyn, wenn sie hindurch kämen; so unüberlegt und nachlässig triebst du deine Sachen so daß es  
 führe

schiene, als ob du mehr darauf umgiengest, die Leute zu tödten, als sie zu curiren.

Der Sohn. Wie kann man sich aber bey diesem Volke beliebt machen?

Der Vater. Ich will dir die vornehmsten Methoden erzählen. Die alten Weiber haben es gern, wenn sie schwätzen dürfen. Wenn dir also eine begegnet, so nimm du sie bey der Hand, und frage sie, was sie mache? ob sie noch gesund sey? und, wenn sie Kinder hat, ob auch diese gesund sind? Wenn sie sagt, sie habe Kopfsweh, oder Husten, oder ein Fieber; so sende ihr so viel Pulver und Mixturen, als möglich ist. Denn dieß haben sie auch gerne. Besuche sie in ihrem Hause, und sende ihr Speisen und Wein. Wenn sie dir einen Kranken zugewiesen hat, der dich gut bezahlt; so danke ihr dafür nicht nur mit Worten, sondern auch mit Geschenken. Hierdurch wirst du dir das ganze alte Thier so verbindlich machen, daß sie dich bey jedermann rühmen, und dir die kleinen Gechenke durch die Geschwägigkeit ihrer Zunge hundertfältig wieder vergelten wird.

Der Sohn. Ich habe aber gehört, daß oft die alten Weiber selbst Arzneyen verordnen sollen.

Der Vater. Ach! dieß ist leider wahr genung, und kost den Arzten höchst vertrießlich. Allein, man muß ein solches Uebel, das durch grosse Einkünfte vergolten wird, mit Geduld übersehen. Denn, wenn du in eines Reichen Hause hörest, daß die alte Hausfrau ungescheut behauptet, es sey diese oder jene Sache für eine solche Krankheit gut, woran nunweder der Herr oder die Frau darnieder liegt; so unterstehe dich nicht, dieses schlechtthin zu leugnen, sondern schweige daneben, wenn es gar zu dumm ist, damit du herach, wenn der Gebrauch dieses Mittels übel abläuft, völlige Freyheit habest, die Leichtgläubigkeit des Patienten zu tadeln. Wenn daher das Mittel erträglich und unschuldig ist, so lobe es trefflich, aber mit einer hohen Art, welche verkündigt, daß du selbst Willens gewesen seyst, dasselbe zu verordnen. Solcher Artgestalt wirst du sowol des alten Weibes, als auch dein eigenes Ansehen erhalten.

Der Arzt. L. Th. Berth Haag.

R

Der



Der Sohn. Ich habe aber gehört, daß sie den Patienten oft heimlich, und ohne Vorwissen des Arztes, Arzneyen geben sollen.

Der Vater. Damit dieses nicht ohne dein Wissen geschehe, mußt du dich mit den Dienern und Mägden in ein vertrauliches Gespräch emlassen, damit diese dir sogleich Nachricht geben, wenn so etwas vorgegangen ist. Wenn du erfahren hast, daß der Patient wider dein Wissen und Willen etwas eingenommen hat; so gehe ihm nicht gleich darüber zu Leibe, sondern erwarte erst den Ausgang der Sache. Wird die Krankheit schlummer, dann ist die gelegene Zeit, da du die Gefahr einer solchen Kühnheit vorstellen, und dräuen kannst. Geht aber alles gut, so mußt du dich anstellen, als ob du von allem nichts wüßtest.

Der Sohn. Sie sagten vorhin, Herr Vater, daß ein junger Arzt eine neue Methode ergreifen müsse.

Der Vater. Allerdings.

Der Sohn. An wem soll er aber die neue Methode versuchen?

Der Vater. An armen und unbekanntem Leuten.

Der Sohn. Tödtet man denn aber die mit mehrern Rechten, als die reichen Leute?

Der Vater. Unstreitig.

Der Sohn. Ich glaube aber, daß die Armen eben so ungern sterben, als die Reichen.

Der Vater. Das ist wahr. Allein es ist sicherer, bey Armen etwas zu versuchen, als bey Reichen.

Der Sohn. Was wollen Sie damit sagen?

Der Vater. Das sollst du gleich hören. Weißt du nicht, worauf die ganze Ausübung unsrer Kunst abzielt?

Der Sohn. Auf das Heil der Kranken.

Der Vater. O du Dummkopf!

Der Sohn. Wie so! War das dumm, was ich sagte?

Der Vater. In meinem Leben habe ich nichts Dummes gehört.

Der Sohn. O, ich bitte, halten Sie mich nicht länger auf, sondern befriedigen Sie mein Verlangen, und sagen Sie mir, was ihre eigentliche Meinung sey.

Der Vater. Nun, so höre es, Schöps! Unfre ganze Kunst muß darauf abzielen, daß wir uns in beste Umstände versehen; und wenn dieser Zweck nicht erhalten wird, so ist alle unfre Mühe vergebens.

Der Sohn. Also ist unfre Kunst bloß zum Nutzen der Reichen und zu unfrer eignen Bereicherung erfunden?

Der Vater. Freylich. Denn die Cur der Armen müssen wir nur dann übernehmen, wenn sie mit den Reichen in Verbindung stehn, die uns unfre Zeit und Mühe vergelten können. Den Uebrigen müssen wir unfre Hülfe zwar nicht offenbar versagen, damit wir nicht unbarmherzig scheinen. Allein, wir müssen sie doch desto mehr vernachlässigen, je weniger Belohnung wir von ihnen hoffen können.

Der Sohn. Dieses will ich mir, so lange ich lebe, zu Nutze machen. Allein, was sagen Sie von den Versuchen, deren Sie vorhin erwähnten?

Der Vater. Ich sage das: Wenn du was Neues erfunden zu haben glaubst, wovon du nicht weißt, ob es den Kranken nützlich oder schädlich seyn werde; so versuche dasselbe nicht zuerst bey einem reichen, oder bekannten und angesehenen Patienten. Denn, wenn der stirbt, so thut dieses dir und deiner Haushaltung vielen Schaden, und sein Tod wird in der ganzen Stadt bekannt, welches verdrießlich ist. Gewiß, der Tod eines einzigen Reichen thut einem Arzte mehr Schaden, und nimmt ihm mehr von seinem Ansehen, als die Niederlage von hundert Armen. Zum Versuchen muß man also Arme haben. Doch aber ist nicht jeder Armer hierzu zu erwählen. Man muß diejenigen davon ausschließen, die bey Reichen und Mächtigen im Schutze stehn, oder bey der ganzen Stadt beliebt sind, weil sie etwa unversuchsbarer Weise in Armuth gerathen sind. Denn, bey solchen muß man nichts Kühnes und Gefährliches versuchen.

Der Sohn. Bey welchen aber sonst?

Der Vater. Bey unbekanntem, und besonders bey solchen Leuten, über deren Tod sich niemand grämen wird.

Der Sohn. Welche sind aber solche?

Der Vater. Fürs erste dienen zu solchen Versuchen, wobei es auf Leben und Tod ankommt, solche Leute am besten, die lange krank gelegen haben, und von jedermann schon längst vergessen worden sind.

Der Sohn. Dieß ist wahr. Denn diese werden endlich zu ihren Wohlthätern zur Last.

Der Vater. Freylich; und darum werden sie eben nicht böse darüber, wenn man sie von einer solchen Last befrehet.

Der Sohn. Ja, es ist ihnen wohl desto angenehmer.

Der Vater. Hernach sind auch die allerärmsten Leute zu den Versuchen am geschicktesten, die nicht einmal so viel haben, daß sie sich ernähren können. Denn die sterben am liebsten.

Der Sohn. Ich glaube doch nicht, daß ein einziger Mensch gern sterbe.

Der Vater. O ja, vielen wird der Tod eine Wohlthat.

Der Sohn. Welchen Menschen sollte er wol so erwünscht seyn?

Der Vater. Demen, die Hungers sterben müßten.

Der Sohn. Warum sollten sie sich aber lieber vom Arzte tödten lassen, als Hungers sterben?

Der Vater. Weil sie so leichter davon kommen.

Der Sohn. Ist aber ein solcher Todtschlag der Aerzte Recht?

Der Vater. Ehorheit! Warum nicht?

Der Sohn. Weil sie von unsrer Kunst vielmehr das Leben zu erbitten, als von unsrer Grausamkeit den Tod zu fürchten scheinen.

Der Vater. Es ist aber eine Lust und Ehre, fürs Vaterland zu sterben.

Der Sohn. Ja, wie paßt sich das auf diese Leute?

Der Vater. Das paßt sich so: Wenn du diese elenden armen und unbekanntem Leute von dem Jammer des Lebens befrehet hast, so kannst du hernach hundert andre Reiche

und d

und glückliche Leute erhalten, die ihres Lebens genießen, und der Republik dienen können.

Der Sohn. Warum müssen sich aber jene fürs Vaterland aufopfern?

Der Vater. Weil sie durch die Wahl und Vorsetzung der Aerzte zu diesem Ruhme auserkoren werden. Doch es kommt jemand, der mich zu einem Kranken abrufen will. Ein andermal ein Mehreres.

\* \* \*

Ihr Aerzte, dieses klingt nicht schön! und gleichwol ist doch nichts gewisser, als daß es der Lauf der medicinischen Welt sey. Man findet in einer jeden Profession einen grossen Haufen oder einen Pöbel, aber auch eine hinlängliche Anzahl rechtschaffener, bescheidener, uneigennütziger und dienstfertiger Leute, die die Ehre ihrer Kunst retten. Wenn uns Italien einen Peter von Apone aufstellt, der sich von einem Patienten, den er ausserhalb der Stadt besuchen sollte, für jeden Tag 150 Franken zahlen ließ, und vom Papste Honorius IV. welcher sich seiner bedienen wollte, täglich 400 Ducaten verlangte; so stellt uns dagegen die Insel Cos einen Schüler des Hippokrates, einen Dexippus, dar, dessen edle Seele den Schimpf der Eigennützigkeit der Aerzte durch eine grosse That wieder ersetzt, die ich hier unmöglich verschweigen kann, nachdem ich so viel Böses von den Aerzten angeführt habe. Die beiden königlichen Prinzen, Mausolus und Perodares, waren so gefährlich krank, daß jedermann sie für verloren gab, und alle Aerzte sie schon verlassen hatten. Dexippus war so glücklich, sie wieder herzustellen; und was hätte er nicht für sich zur Belohnung von einem Könige fordern können, dem er einen so wesentlichen Dienst geleistet hatte? Aber nein! Er that dieses Wunder, um seinem Vaterlande die Glückseligkeit wieder zu schenken, die es verloren hatte. Der Vater der beiden Prinzen hatte die Insel Cos mit Krieg überzogen; und die Belohnung, welche Dexippus für seine Cur forderte, bestand darin, daß

daß der König diesen Krieg aufheben mußte. Nie ist wol eine Eur besser bezahlt worden, als diese; und gleichwol hat auch keine nie ein Arzt großmüthiger und uneigennütziget gefordert, als Dexippus.

Ein Arzt, der bloß auf seine Bereicherung sieht, verliert eben so viel von seinem Ansehen, als er an unrechtmäßigem Vermögen gewinnt. Er wird in eben dem Verhältnisse verächtlich, wie er reich wird, und sein Fall folgt unmittelbar auf den Verlust seines Ansehens. Ich will dieses mit einer Geschichte aus dem neunten Jahrhunderte erläutern. Der Kalife, Moravakel Billah, hatte einen Leibarzt, Bachtishua, mit dem er vertraut und gemein umgieng, und der sich der Gunst seines Herrn wohl zu bedienen mußte, um sich unermessliche Schätze zu sammeln. Er besuchte einstmals den Kalifen, der sonst ein grausamer Tyrann war, und hatte von ungefähr oben am Halse die Franzen seines Rocks ein wenig losgerissen. Der Kalife, der seinen Spott mit ihm trieb, trennte sie ihm unter dem Plaudern vollends bis auf den Gürtel los. Als er nun den Arzt unter andern Gesprächen auch fragte, welches Zeichen man hätte, wenn ein toller Mensch so weit gekommen wäre, daß man ihn an Ketten legen müsse, antwortete er lachend: Das läßt sich daran erkennen, wenn sich z. E. ein solcher einfallen ließe, den Rock seines Arztes bis auf den Gürtel zu zerreißen. Der Kalife lachte herzlich, und schenkte ihm einen schönen Rock und eine Summe Geldes. So vertraut giengen diese beiden Leute mit einander um, und so fest saß der Arzt in der Gunst seines Herrn. Aber was geschah? Der Kalife speisete einstmals bey diesem Arzte, und dieser bewirthete ihn auf dem prächtigsten Service, aufs herrlichste. Der Tyrann schien darüber vergnügt zu seyn. Allein, kaum war er nach Hause gegangen, als er hinsendete, und dem Bachtishua alles versiegeln ließ, seine Kostbarkeiten verkaufte, und das Geld für sich behielt. Der arme Bachtishua grämte sich hierüber so sehr, daß er starb. Dieses Schicksal war die natürliche Folge zweener Fehler, welche Bachtishua, als ein Arzt, hätte vermeiden sollen, der Habsucht, wodurch er zu reich,

und

und der Gemeinmachung, wodurch er seinem Herrn verächtlich geworden war. Beides sind die Charactere einer niedrigen Seele. Der Geiz macht einen Arzt in den Augen seiner Patienten niederträchtig. Man spottet seiner. Man verachtet ihn. Man begegnet ihm unanständig, weil man weiß, daß er alles vertragen kann, wenn er sich nicht getrauet, eine Bedienung zu verlieren, die ihm Geld einbringt. Ein Arzt, der sein Ansehn bey seinen Kranken behaupten will, ist stets bereit, lieber sie alle zu verlieren, als sich von ihnen unanständig begegnen zu lassen. Denn, wie will er sich bey Kranken in Ansehn setzen, die gewohnt sind, ihm ohne Achtung zu begegnen? Wie will er seinen Verordnungen Nachdruck geben, zumal, da sie mehrentheils verdriesslich zu halten sind, und Kranke am wenigsten Lust haben, verdriessliche Dinge zu thun, wenn er bey ihnen in keinem Ansehen steht? Wie kann er ihnen aber nützlich seyn, wenn seine Vorschläge und Maximen bey seinen Kranken keinen Eindruck machen? Man sieht ihn billig als eine unbrauchbare Person bey dem Krankens- bette an, und er muß die Augenblicke fürchten, da in den Familien, auf die er sich Rechnung macht, wichtige Krankheiten einreißen, und ernsthafte Scenen veranlassen, wobey man gar selten Zuspruch von Leuten vertragen kann, gegen welche man keine Achtung hat. In solchen Fällen schoffet man gern alles ab, was man in geündeten Tagen gebraucht hat, um sich lustig zu machen, und man setzt den Arzt, der sich sein Zutrauen verschertzt, zugleich mit der Tabaksdose bey Seite. Es hilft nichts, daß man die alten Weiber aufbietet. Keine Praxis ist unbeständiger, als die von solchen Kranken, welche zur Wahl ihres Arztes von andern überredet worden sind. Ein Arzt, der sich anpreisen läßt, giebt den Schein, daß er um Patienten verlegen sey; und man rechnet es ihm, wie ein Almosen an, wenn man sich seiner bedient. Daher begegnet man ihm, wie einem Bettler. Man misbraucht seine Geduld, seine Kunst, seinen Umgang, sein Ansehn, und giebt ihm, so bald er über eine unanständige Begehrung verdriesslich werden will, zu verstehen, daß man ihn abschaffen könne. Dies ist der Weg, sich verächt-

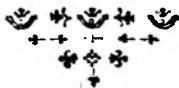
Ich zu machen, und ein niederträchtiger Lohndiener zu werden. Nein! Einem Arzte muß nur keinem Kranken gedient seyn, als dem vorher mit ihm gedient ist. Er muß es für keine Wohlthat halten, denn in der That ist es auch keine, ohne vorher vestgesetztes Zutrauen gebraucht zu werden; sondern der Kranke, der ihn aus Zutrauen wählt, muß es sich für ein Glück schätzen, seiner habhaft werden zu können. Wer aus Zutrauen wählt, der ist überzeugt, daß der Arzt, den er gebraucht, denselben Character besitze, den er von seinem Arzte fordert. Wer aber auf die Anpreisung anderer wählt, der nimmt einen Arzt nur für den Gottespfennig auf die Probe. Man sieht hieraus, warum unter den practicirenden Aerzten die Hoffnung so oft fehlschlägt, wenn sie auf den Tod eines stark gebrauchten und beliebten Arztes warten, um seine Patienten von ihm zu erben. Es kann in der That seyn, daß ein Arzt, der bisher wenig gebraucht worden, durch einen solchen Todesfall Zulauf bekommt. Allein, weil man ihn nicht aus Zutrauen, sondern bloß aus Verlegenheit wählt; so geht er nur eine Zeitlang auf der Probe herum, und wird gar bald wieder von der Menge verlassen.

Ein Arzt, der Ansehen haben, ein Arzt, der gesucht werden will, ohne sich anpreisen lassen zu dürfen, der muß erst in sich selbst ansehnlich seyn, und muß das Verdienst besitzen, das sich selbst nachdrücklicher anpreiset, als das thörichte Gewäsch des weiblichen Übels. Ich habe den Character eines verdienstvollen Arztes in meinem ersten Blatte geschildert, und will ihn um deswillen hier nicht wiederholen. Man wird aber aus dem Wenigen, was ich jetzt gesagt habe, ersehen, wie elend die Kunstgriffe des Charlatans und anderer niederträchtiger Aerzte sind, wodurch sie den Mangel der Verdienste zu ersetzen, und sich ein Ansehn zu geben gedenken. Es ist wahr, daß diese Leute auch in der Welt fortkommen, und ihre Liebhaber finden.

Un sot trouve toujours un plus 'sot qui l'admire.

Allein, wenn es einem Menschen darum allein zu thun ist, in der Welt fortzukommen; so darf er nur betteln. Denn

es wird kein Brodt leichter und mit mehr Bequemlichkeit verdient, als was man erbettelt. So könnte es sich der Herr Vater in dem vorigen Gespräche bequemer gemacht haben, da er den Zweck der Arzneykunst bloß darinn fand, sich selbst zu bereichern. Ein hölzernes Bein würde ihm viel weiter geholfen haben, als der Gradus Doctoris. Allein, ein Arzt muß sich unendlich über einen solchen Nichtswürdigen hinaussetzen. Sein Zweck ist nicht bloß zu leben, sondern auch der Helfer, die Zuflucht und der Trost seines Geschlechtes, die Ehre der nützlichsten Kunst, und die Zuversicht aller Elenden zu seyn. Es ist leicht einzusehen, daß dieses durch ganz andre Mittel, als durch die schelmischen Maximen der pöbelhaften Aerzte, erhalten werden müsse, von welchen uns der Alte in seinem Gespräche ein Muster giebt. Es verdient billig, eine Säule in dem gelehrten Körper derjenigen Aerzte genannt zu werden, die der Herr von Moliere in seinem Kranken in der Einbildung lächerlich gemacht hat, und deren sich geniß niemand annehmen, die niemand entschuldigen, oder den Moliere für einen zu strengen Tadler halten wird, als wer selbst ein Charlatan ist, und sein eignes Bildniß in ihnen erblickt.





---

 Zwanzigstes Stück.
 

---



---

 Gelett.
 

---

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden sollte,  
 Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit suchen wollte,  
 Und mancher hätte sie wol zeitiger entdeckt,  
 Wosfern er nicht geglaubt, sie wäre tief verdeckt.  
 Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nöthig haben,  
 Die uns als Menschen glücklich macht,  
 Ward von der weisen Hand, die sie uns zugebacht,  
 Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben.

**D**ie ewige Kindheit des Pöbels entschuldigt ihn, wenn er den Mangel seiner Einsichten mit Irrthümern und Vorurtheilen eriekt, und wenn er, nach dem Ausdrücke des Herrn von Gallers, desto kräftiger glaubt, je weniger er weiß. Sein Aberglaube erklärt ihm alle Geheimnisse der Natur ohne Schwierigkeit, worüber sich die Philosophen aller Zeiten fruchtlos die Köpfe zerbrochen haben. Das Wort Sympathie macht ihm begreiflich, warum der Magnet das Eisen an sich ziehe. Die Gespenster erklären ihm die Natur des Irrlichts. Die schwersten Krankheiten begreift er aus den Besessungen des Teufels; ihre ungewöhnlichsten Zufälle aus der Allmacht der Hexen; die ungleichen Wirkungen der Arzneyen aus den eigensinnigen Einflüssen des Monds, und die Ursachen des Todes aus den Vertern der Sterne am Himmel, und aus dem Heulen der Hunde auf Erden.

Es ist noch nicht ausgemacht, wie weit sich das Gebiet des Pöbels erstreckt. Man sucht ihn in keinem Stande, in keinem Lande, an keinem Hofe, auf keiner Akademie, in kei-  
 ner

ner Schule, in keiner Kunst, in keiner Gesellschaft vergebens. Er ist, wie die Juden in alle Welt zerstreuet, und seine Vorurtheile sind der Bart, woran man ihn kennen kann. Ich kann nicht dafür stehen, daß er sich nicht auch unter die Menge meiner Leser einschleichen sollte; und wenn ich hieran nicht zweifeln darf, so werde ich heut einen grossen Theil desjenigen Beyfalls verlieren, womit man bisher meine Blätter gelesen hat, da ich mir vorgesetzt habe, den SUNDTAGEN ihr altes Recht auf die Körper und Seelen der Menschen zu nehmen.

Des Pöbels fieberhaft Gehirn  
 Verschuldigt Himmel und Gestirne.  
 Um das, was er doch selbst gethan,  
 Klagt er Natur und Schicksal an.

Ich kann den Ursprung dieser seltsamen Neigung der Menschen nur in ihrer Eigenliebe finden. Denn, diese allein kann verursachen, daß sie gern für weiser und unschuldiger gehalten werden wollen, als sie wirklich sind. Man erzählt vom Weltweisen Democritus, daß man ihm einst Feigen auf seine Tafel gebracht habe, welche nach Honig schmeckten. Dieser forschende Mann gieng alsobald hin an den Ort, wo die Feigen abgebrochen worden waren, um daselbst durch seine Geschicklichkeit und Scharfsinnigkeit die Ursache dieses Honiggeschmacks entweder im Lande, oder in den Säften des Baums, oder in andern verbergenen Umständen zu entdecken. Als dieses seine Haushälterinn merkte, wollte sie ihm die unnütze Mühe ersparen, und gestund ihm mit Lachen, daß sie die Feigen von ungefähr in ein Gefäß gelegt hatte, worinn vorher Honig gewesen war. Democritus war hierüber entrüstet; nicht, weil sie dieses Verschöen begangen, sondern weil sie es ihm offenbart hatte: denn er hatte sich vorgenommen, eine viel gelehrtere Ursache hiervon zu entdecken. So geneigt war er, und eben so geneigt sind noch diesen Tag alle Gelehrte, die die Weisheit nicht in der Erkenntniß der Wahrheit, sondern in der Erfindung scharfsinniger Irthümer suchen, die Ursachen natürlicher Begebenheiten weit herzuholen, bloß um sich mit dem falschen Ruhme

Ruhme zu schmeicheln, daß sie große Weltweise wären. Dieser thörichten Neigung haben wir so viel scharfsinnige Theorien, so viel künstliche Systemata, so viel neue Erklärungsarten, so viel überaus mühsam erfundene Irrthümer, und so viel Romane von der Natur der Welt und des Menschen zuzuschreiben, womit sich die Gelehrten in ihrem Leben berühmt, und bey der nächsten Nachwelt lächerlich machen. Sie wollen die Wahrheit nicht umsonst haben, und diese hat das Schicksal einiger Kaufmannswaaren, welche man nicht für gut hält, wenn sie den Käufern nicht theuer zu stehn kommen. Indessen ist doch nichts gewisser, als was der Herr Professor Gellert in der Ueberschrift meines heutigen Blattes sagt, daß die Wahrheiten, die uns zu unsrer Wohlfahrt am unentbehrlichsten sind, selten so tief verborgen liegen, als wir sie suchen, und daß wir sie viel leichter würden finden können, wenn wir uns das Suchen nicht zu beschwerlich machten. Mein ganzer heutiger Vortrag wird dieses bestätigen. Man wird daraus ersehen, wie sich die Menschen von je her bemüht haben, ihre natürlichen Gebrechen, deren Gründe sie so nahe bey sich haben, in der entlegensten Ferne zu suchen, um weiser zu scheinen, als sie werden können, und als sie zu seyn brauchen.

Ziel Irthum hat der Mensch sich selber zugezogen.

Er ist, der Erde war, dem Himmel zugeflogen.

Wohin Vernunft nicht reicht, hat Stolz sich hingetraut.

Man wird aber auch zugleich daraus ersehen, daß es nicht der Stolz auf Weisheit allein sey, der uns mit so unnützer Scharfsinnigkeit quält, sondern daß wir auch dadurch die Unart unsers Herzens entschuldigen, und uns in unserm Leiden für Märtyrer der Tugend ausgeben wollen. Wir finden uns nie gern an unserm eignen Unglücke schuldig, und deshalb suchen wir den Ursprung desselben überall, sogar am Rande der Schöpfung lieber, als in dem kleinen Winkel unsers Herzens, worinn die trübe Quelle desselben unaufhörlich fließt. Wir würden uns für Selbstmörder, für Selbstpeiniger halten müssen, wenn wir eingestünden, daß wir uns darum Tod und Krankheiten zuzogen, weil wir unsern Lüste

sten nicht entgegen arbeiten wollten, und wir meinen, uns von diesen Vorwürfen dadurch zu befreien, daß wir eine Quelle auffer uns angeben, von welcher wir durchaus glauben, daß sie uns unser Elend zusende. Allein, man wird sehen, daß der Herr von Haller Recht behalte, wenn er sagt:

Aus unsrer eignen Thorheit quillt,  
 Warum man oft die Sterne schilt,  
 Die uns so schlimm, als wir, nicht gönnen.

Die armen Hirten, welche vor uralten Zeiten in Chaldäa oder Aegypten das Vieh weideten, und mit demselben des Nachts unter freiem Himmel blieben, betrachteten vor langer Weile die Sterne, die ihnen der heitre Himmel in seinem blauen Gewölbe wie goldne Punkte zeigte. Die beständige Beobachtung entdeckte ihnen mancherley Veränderungen in jenen entlegenen Gegenden, und gab der Sternkunde ihren Ursprung. Die Einbildungskraft, die immer geschäftig ist, um dem Gedächtnisse die Mühe zu erleichtern, zeigte den Hirten in dem unzählbaren Heere der Sterne, die sie gern behalten, und sich einander bezeichnen wollten, gewisse Figuren, in welche sie eine ganze Menge derselben einschlossen, und die wir noch jetzt Sternbilder nennen. Sie schufen diese Figuren, so wie die Einbildungskraft der Hirten sie schaffen konnte; hier einen Widder, dort einen Stier, einen Bock, Steinbock, Löwen, Fische, eine Ziege, einen Wolf, ein Pferd, einen Hund, u. s. w. Wer glauben kann, daß alle diese Figuren wirklich am Himmel stehn, der ist zu einfältig, als daß man ihn widerlegen könnte. Wer sich aber einbilden kann, daß diese Figuren auf den Erdboden und auf die Leibes- und Gemüthsbeschaffenheit der Menschen einen Einfluß haben, der ist noch einfältiger, als jener. Er ist eins von den verachteten Gestirnen, welche man Sterndeuter nennt; und es würde unbegreiflich seyn, daß sich Menschen zu der Schmach dieses Characters verstünden, wenn man nicht wüßte, daß die Natur denen, die sie dazu bestimmt hat, lächerlich zu werden, zugleich das

das Vermögen entzogen habe, sich zu schämen, wenn man sie auslacht.

Ich habe gesagt, daß unter den Sternbildern ein Hund anzutreffen sey. Es giebt aber deren mehrere. Eine gewisse Menge von Sternen führt den Namen des grossen Hundes, in dessen Nachbarschaft sich der kleine Hund befindet, welches Sternbild eigentlich dasjenige ist, daß ich meine. Der vornehmste und glänzendste Stern in diesem Sternbilde führt den Namen des ganzen Sternbildes, und dieses ist der röhliche Hundstern, von welchem die Hundstage den Namen haben.

Die Beobachter haben bemerkt, daß sich der Kreis des Himmels von Tage zu Tage fast unmerklich verändere, und daß die Sonne, ausser ihrer täglichen Bewegung von Osten nach Westen, die Tag und Nacht verursacht, noch eine andre scheinbare Bewegung von Westen nach Osten habe, vermöge welcher sie nach Verlauf von 365 Tagen bey eben dem Sterne wieder steht, von welchem sie sich sechs Monate entfernt, und dem sie sich die sechs folgenden Monate wieder genähert hatte. Die Zeit dieser letzten Bewegung nannte man das Sonnenjahr. Man unterschied demnach die verschiedenen Jahreszeiten nach den Sternen, welche die Sonne auf ihrer jährlichen Laufbahn antraf, das ist, nach den Zeiten, wenn die verschiedenen Sterne nach und nach in ihren Strahlen verschwanden. Man beobachtete z. E. daß im Anfange des Frühjahrs das Gestirn des Widders mit der Sonne untergieng; daß sich der Sommer anfang, wenn sie sich im Gestirne des Krebses; der Herbst, wenn sie sich im Gestirne der Waage, und der Winter, wenn sie sich im Gestirne des Steinbocks sehen ließ. Man theilte ihren jährlichen Lauf in zwölf Sternbilder, welche die zwölf Zeichen des Thierkreises, oder die zwölf Häuser der Sonne genennt wurden, daon sie jedes einen Monat lang bewohnte.

Der Sommer fängt sich also bey uns an wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, welches gegen den 21sten oder 22sten Junii geschieht. Als dann steht die Sonne an unserm Horizonte am höchsten, und schießt ihre Strahlen am

gerabesten auf uns. Von dieser Zeit an erfolgt die Sommerhize, welche in den folgenden Monaten immer grösser wird, je stärker der Erdboden von ihren brennenden Strahlen erhitzt worden ist. Denn je länger die Hize an einem Orte dauert, desto grösser scheint sie denen zu werden, die sie empfinden. Man hat in den Schriften der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris angemerkt, daß dieß die wahre Ursache sey, warum in Italien die Hize grösser zu seyn scheine, als in Frankreich, da doch das Thermometer beweiset, daß sie in beiden Ländern einerley Grad halte. Solchergestalt ist der Julius und ein Theil des Augusts gemeinlich die wärmste Jahreszeit; und man hat aus der Erfahrung gefunden, daß sich die größte Hize vom 20sten Julii bis zum 20sten August äußere. Es ist leicht zu erachten, daß die Sonne um diese Zeit bey einigen Gestirnen stehen müsse, und da traf es sich nun, daß unter allen übrigen gerade der Sundaestern der glänzendste von denen war, womit sie zu der Zeit in Verbindung stand. Er verliert sich einen Monat lang in den Sonnenstrahlen aus unsern Augen, gleichwie dieses nach und nach allen Gestirnen wiederfährt, welche die Sonne auf ihrer jährlichen Laufbahn antrifft. Dieser Monat, da man den Hundstern nicht sehen kann, ist nun die Zeit der Hundstage.

Weil die Hize in den Hundstagen am höchsten steigt, so hat man die Wirkungen der Hize dem Einflusse des Hundsterns auf den Erdboden, und auf die Thiere und Menschen zugeschrieben.

Ein alt Weib fällt bey Mondenschein.  
 Der Mond soll also Ursach seyn.  
 Hans spricht: Das reimt sich wol,  
 Und läßt sich auch wohl hören!

Man hätte gar nicht nöthig gehabt, so weit zu gehen, um einen so elenden Schluß anzubringen. Wenn von allen Dingen, die stets mit einander verbunden sind, das eine die wirkende Ursache des andern wäre, welches sich doch kein nachdenkender Mensch wird einfallen lassen; so würde uns dieses doch noch nicht berechtigen, den Hundstern für die Ursache

Ursache der Erfolge zu halten, die sich in den Hundstagen bei uns ereignen. Denn, wenn man die Sache genau untersucht, so findet sich, daß die Verschwindung des Hundsterns in den Sonnenstrahlen nicht einmal zu aller Zeit auf diejenige Jahreszeit falle, da wir die größte Hitze haben, und daß der Monat, den wir die Hundstage nennen, eben sowohl zum Winter, als zum Sommer, gehören könne. Ich will dieses aus der folgenden Anführung beweisen.

Man weiß, daß die Sterne eine scheinbare Bewegung um die Pole der Ecliptik haben, vermöge welcher sie binnen 72 Jahren nach der Ordnung der Zeichen ungefähr um einen Grad vorrücken. Die Sonne, welche zur Zeit der Expedition der Argonauten mit dem Gestirne des Widders aufzueht, wenn sich gegen den 20sten März der Frühling anfangt, erreicht ist dieses Gestirn erst gegen das Ende des Aprils. Aus eben dem Grunde geht ist die Sonne mit dem Hundsterns einen Monat später auf, als damals. Also sind die Hundstage seit dieser Zeit um so viel zurückgesetzt worden; und in der That fangen sie auch ist erst zu Ende des Augusts an, und endigen sich gegen den 20sten September. Die Calendermacher können also nicht mehr mit gutem Gewissen in unsern Calendern auf den 20sten Julii mit rothen Buchstaben: Anfang der Hundstage, und auf den 20sten August: Ende der Hundstage, drucken lassen. Sie würden sich wenigstens um einen ganzen Monat betriegen, und die mit ihnen, die es auf ihr Wort glauben wollten. In Hoffnung, daß sie sich bessern werden, geht der Hundstern seinen Weg fort, und wird mit der Zeit den October und November erreichen; ja es wird ein Tag kommen, da er auf den Jenner fallen wird, und was soll alsdann wol aus den Hundstagen werden?

Wenn man dieses alles bedenkt, so sieht man wohl, daß der Hundstern unmöglich an den Erjelzen Schuld haben könne, welche sich zur Zeit der größten Hitze bei uns ereignen. Es ist ganz unnöthig weiter zu forschen, da sich aus der grossen Hitze alle diese Erscheinungen auf eine begreifliche Weise erklären lassen. Wenn Wein oder Bier in schlechten  
 Kel-

Kellern umschlagen, gährende Materien fauer werden, stehende Wasser austrocknen, und Brunnen versiegen; so braucht man die Ursachen hiervon um desto weniger in etwas anders, als in der erhitzten Luft, zu suchen, da man durch eine künstliche Hitze alle diese Wirkungen ebenfals zu jeder Jahreszeit hervorbringen kann. Daß die Hunde um diese Zeit toll werden, kann wol unmöglich davon herrühren, daß sich der Hundstern hinter die Sonne steckt. Denn ich habe eben gesagt, daß dieses iht nicht mehr in den Hundstagen geschehe. Gesezt aber, es geschähe, so betrifft die Tollheit in grosser Hitze alle andre Thiere, und die Menschen selbst eben so leicht, als die Hunde, und sie betrifft kein Thier und keinen Menschen, wenn die Hundstage kalt sind, und andre zufällige Veranlassungen mangeln. Ich kann mich bey diesen Thorheiten, welche nicht eigentlich in mein Fach gehören, nicht länger aufhalten. Allein, es erhellet schon aus dem, was ich gesagt habe, daß man ausser der Sommerhitze, welche gewiß der Hundstern weder vermehren, noch vermindern kann, zu keiner andern Erklärung seine Zuflucht zu nehmen nöthig haben würde, wenn uns nur diese Erklärungsart nicht zu leicht und natürlich schiene. Wenn die Herleitung vom Hundstern gemacht wird, so hat sie etwas Wunderbareres und Geheimnißvolleres; und eben das ist es, was die Gelehrten gern haben wollen, um ihrer Weisheit ein hohes Ansehen zu geben, und, was der Unwissende gern hört, weil, nach Herrn Wielands Ausdrücke, die Erstgeburt der Dummheit die Bewunderung ist.

Die allgemeine Neigung der Menschen, sich unschuldig zu machen, wenn sie leiden, hat sie bisher bey dem Irrthume erhalten, der ihrer eigenliebigen Rechtfertigung so schmeichelt, die Krankheiten, welche sie sich durch ihr übles Verhalten bey der Sommerhitze zuziehen, auf die Rechnung des Hundsterns zu schreiben. So lächerlich in unserm Jahrhunderte der gesammte Plunder der Sterndeutungskunst geworden ist, so hat sich doch die Meinung vom Hundstern noch immer erhalten. Es ereignen sich in diesen Tagen verschiedene gefährliche Krankheiten, besonders die faulenden



Sieber mit Ausschläge auf der Haut, die faulenden Gallenfieber, und die Ruhr. Niemand will gern den Namen haben, daß er sich solche schwere und gefährliche Krankheiten durch seine Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit zugezogen habe, und der Hundstern ist so gut, und nimmt die Schuld gern auf sich. Allein, ich habe es mir einmal vorgenommen, ihn von allen diesen falschen Beschuldigungen frey zu sprechen, und daher wird man mir erlauben, daß ich auch hierinn unsere eigene Thorheit an seine Stelle setze.

Die faulenden Sieber haben ihren Namen von der Fäulniß erhalten, womit unsere Säfte in diesen Krankheiten angesteckt sind. In meinem eilften Stücke habe ich gezeigt, wie geschwind eine heiße Luft die thierischen Säfte in Fäulniß bringen könne. Eben daselbst habe ich angeführt, wie man sich bey heißer Witterung klüglich verhalten müsse, um diesen ihren übeln Wirkungen vorzubeugen. Ich ersuche meine Leser, diese Regeln bey der gegenwärtigen gefährlichen Jahreszeit nicht gering zu achten, und besonders die Erkältungen bey dem Schweiße zu vermeiden. Da, wo ich von dem Einflusse der Gewitter in unsern Körper gehandelt habe, findet man die Behutsamkeiten angeführt, welche bey dem Wechsel der Wätsche zu beobachten sind, wenn man sich nach starkem Schweiße nicht erkälten will. Hier bleibt mir also zur Nachlese nur noch eine andre Warnung übrig, welche die kalten Getränke betrifft, die man bey heißem Wetter in grosser Menge zu trinken pflegt.

Ich kann die Gewohnheit nicht billigen, die Getränke in heißen Tagen in Eiswasser zu setzen, um sie kalt zu machen. Es muß in allen Sachen, die wir geniessen, eine gewisse Proportion in der Temperatur beygehalten werden, damit sie keine allzu schnelle und heftige Veränderung in unserm Körper verursachen. Man vergleiche nun aber einmal den Grad der Hitze des Geblüts und des Magens in den heißesten Hundstagen mit dem Grade der Erkälte, welche man bey den Getränken mittheilt, die man verichlunqet. Heißt dieses nicht einer Ausschweifung durch die andre abhelfen? Wie leicht gerinnen nicht von dem grossen Grade der Kälte die

erhitzten Säfte. Wie leicht ziehen sich nicht davon die kleinsten Gefäße, in welchen sie ihren Umlauf halten, zusammen? und wie leicht können diese beyden vereinigten Ursachen nicht Stockungen der Säfte in diesen kleinen Gefäßen zuwege bringen? Hieraus entstehen die erschrecklichen Entzündungsfieber, welche in heißen Tagen gemein sind, und die wir unter dem Namen der Magenentzündungen, der Bräune, des Seitenstechens oder der Pleuresie kennen. Sieben und weniger Tage reichen oft hin, einen völlig gesunden Menschen auf diese Weise unter den entsetzlichsten Schmerzen zu tödten; und nicht der Hundstern, sondern die üppige Wollust, die wir in der Abkühlung durch eiskalte Getränke suchen, ist die Ursache dieses Todes. Daher wünsche ich allen, die sich in diesen Tagen Eis aus den Eisgruben kommen lassen, um ihre Getränke zu erfrischen, daß es ihren Voten wie einem gewissen Tagelöhner gehen möchte, der das Eis, welches er für seine Herrschaft holen sollte, in einen Sack ladete, welchen er über eine halbe Meile in der größten Sonnenhitze auf dem Rücken trug. Sein Sack ward unter Weges immer leichter. Er kam beladen aus der Eisgrube, und brachte der Herrschaft, um ihr Getränk zu erfrischen, einen nassen Sack, und nichts darinn.

Das Wasser aus tiefen Brunnen hat, wenn es frisch geschöpft worden, Kälte genug, um das Getränk zu erfrischen, ja, sogar noch genug, um sich damit tödlich zu erkälten. Die alte Gewohnheit in Indien, die Trinkgeschirre, mit nassen Tüchern umwunden, in die Zugluft zu setzen, und feucht zu erhalten, ist hierzu ebenfalls hinlänglich. Man muß aber desto behutsamer davon trinken, je durstiger und erhitzter man ist; und damit man den heißesten Durst vorher stille, ehe man trinkt, so ist es dienlich, ein wenig Brodt zu kauen, um den Zufluß des Speichels zu vermehren. Wenn man es zugleich niederschluckt, so legt das Brodt einen Grund im Magen, so, daß das kalte Getränk denselben nicht sogleich unmittelbar berührt, und zu schnell erkaltet.

Die Seitenstiche und andre Entzündungsfieber sind in dieser Jahreszeit am gefährlichsten, weil sie sich leicht mit sauren

len Fiebern vereinigen, oder in solche übergehen. Eine hitzige Entzündungskrankheit von einer und mehr Wochen ist auf mehr als eine Weise fähig, sich zuletzt in eine Fäulniß zu verwandeln, wenn gleich dieselbe anfänglich noch nicht damit verbunden seyn sollte. Das Geblüt erhitzt sich bey den Entzündungen heftig, und diese Erhitzung macht es auf eben die Weise zur Fäulniß geneigt, wie die äusserliche Hitze. Hierzu kömmt die verdorbene Luft in den Krankenzimmern, welche allein eine Fäulniß der Säfte hervorbringen könnte. Wenn sich dieselbe mit dem Entzündungsfieber vereinigt, so ist das Leben der Menschen in der höchsten Gefahr, und diese höchste Gefahr hat ihren Grund fast allezeit nur in unsrer Verwahrlosung, die eine Folge unsrer Ueppigkeit ist.

Sydenham, ein englischer Arzt, der, nach dem Hippocrates, vielleicht der richtigste und genaueste Beobachter unter den Aerzten gewesen, hat schon aus der Erfahrung bemerkt, daß das Gallenfieber, ohne andre Ursachen, bloß von grosser Hitze entstehen könne. Die Art und Weise, wie die Hitze dieses wirkt, habe ich schon in 11ten Stücke berührt. Sie macht unsre Säfte zur Fäulniß geneigt, und die Galle ist unter allen Säften am geschicktesten, davon angesteckt zu werden. Man kann sich die Wirkung der Hitze in die Galle auf zweyerley Weise vorstellen, welches vielleicht nur zweyen verschiedenen Grade von einerley Einflusse sind. Auf die eine Weise macht die Hitze die Galle bloß schärfer, durchdringender, flüchtiger und hitziger, ohne sie doch so aus ihrer natürlichen Mischung zu setzen, daß sie saulend würde. Dies ist der geringere Grad der Wirkung der Hitze, welcher vor der Fäulniß vorhergeht, oder vielleicht entsteht sie nur in einer Galle, die von Natur weniger zur Fäulniß geneigt ist, als eine andre, wenn die Hitze heftig in sie wirkt. Denn, es hat eben dieselbe Bewandniß mit unsern übrigen Säften, daß sie bey einigen Menschen der Fäulniß weit mächtiger, als bey andern, widerstehen, ob sie sich gleich einmten Ursachen der Fäulniß Preis geben. Es giebt Personen, die selbst in Pestzeiten von keiner Fäulniß angegriffen werden. Es giebt Leichen, die in einem Gewölbe, worinn alle andre verwest sind,

And, auf hundert Jahr frisch und unverwest bleiben. Ich kann nicht sagen, wie dieses zugehe. Allein, ich bin deshalb nicht gewohnt, an Sachen zu zweifeln, die ich nicht begreife; und endlich mag es auch zugehen, wie es will, so ist so viel gewiß, daß sich die Galle heftig erhitzen kann, ohne in Fäulniß zu gehen. Wir sehen dieses an hitzigen Personen, bey welchen der wütende Zorn die Galle auf eben die Weise verändert, wie ich mir einbilde, daß es die Hitze thue, wenn sie sie nicht sogleich in Fäulniß setzt. Wenn die Hitze die Galle auf diese Weise angreift, so erfolgen in unserm Körper eben dieselben Veränderungen, wie bey einem Zornigen, der seine Galle durch seine Wuth erhitzet. Wenn man nun bedenkt, daß man von je her den Zorn eine kurze Raseren genennt hat, und daß eben diese kurze Wuth den Speichel aller Thiere vergifftet; so läßt sich begreifen, wie in den heißen Hundstagen sowol Menschen, als Thiere, Gefahr laufen können, wütend und toll zu werden. Auch hierzu kann der Hundstern nichts beitragen, sondern die Hitze ist die Sache, worauf alles ankommt. Ich merke wohl, daß dieser Punct noch einer grossen Erläuterung nöthig habe. Allein, man kann nicht alles auf einmal sagen. Vielleicht findet sich Gelegenheit, dereinst von dieser Sache ausführlicher zu handeln.

Die faulenden Gallenfieber sind eine entsetzliche Krankheit, die aus einem faulenden und Entzündungsfieber zusammengesetzt ist. Die alten Aerzte haben sie wegen ihrer gräßlichen Wirkungen das Nordfieber genennt. Sie sind die Frucht einer durch die Hitze in Fäulniß gegangenen Galle; und man müßte eigensinnig auf Spitzfindigkeiten ausgehen, wie Democritus bey seinen Feigen, wenn man ihren Ursprung, ausserhalb dem erhitzten Dunstkreise, oben bey der Hundsunterne suchen wollte.

Eben so ist es endlich auch mit der Ruhr. Die gemeine Ruhr ist allezeit ein faulendes Fieber. Wäre der Hundstern die Ursache derselben, so würde sie nicht so oft zu andern Jahreszeiten entstehen, wenn man sich nach grosser Hitze erkältet, und die Ausdünstung, besonders des Unterleibes, zurücktreibt. Sie pflegt sich mehrentheils unter dem Landvolke

in der Erndtzeit zu äuffern, wenn sich die Leute am Tage bey der Arbeit erhitzt haben, und sich hernach in den darauf folgenden kühlen Nächten unbehutsam erkälten. Weil man zu dieser Zeit mancherley Früchte speiset, so hat man geglaubt, daß der Genuß des unreifen oder mit schädlichen Dünsten vergifteten Obstes die einzige Ursache der Ruhr sey. Allein, obgleich ein solcher Genuß vielleicht etwas zum Ausbruche der Ruhr beitragen, und diese Art von faulendem Fieber vor andern bestimmen und veranlassen kann; so hat man doch nunmehr aus vielen sorgfältigen Beobachtungen gelernt, daß das Obst keinesweges die allgemeine oder Hauptursache dieser Krankheit sey. (\*) Die erste Anlage der Ruhr, welche so weit von einem gemeinen Durchlaufe verschieden ist, zeigt schon an, daß eine allgemeine Fäulniß der Säfte den Grund dazu lege, und daß sie nichts anders, als ein faules Fieber, sey, das sich zu seiner Krise den Weg durch die Gedärme öffnet.

Die Kunst, alle diese wichtigen Krankheiten in den Hundstagen zu verhüten, besteht darinn, daß man alles vermeide, was unfre Säfte zur Fäulniß geneigt machen kann. Die ganze vorhergehende Lebensordnung eines Menschen muß hierzu den Grund legen. Besonders aber gehört dahin der beständige Genuß einer freien und reinen Luft zu allen Zeiten des Jahrs, wovon man im 4ten Stücke Erläuterungen findet, und die nöthige Unterhaltung der unmerklichen Ausdünstung, welche ich im 5ten Stücke angepriesen habe, wie auch die eben daselbst eingeschärzte Behutsamkeit, um diese Ausdünstung nicht zurückzureiben. In den heißen Tagen selbst muß das kluge Verhalten bey der Hitze hin ukommen, woru das 11te und 17te Stück Anmerkung gegeben haben. Ich rathe jedermann, bey der ersten Wahrnehmung solcher höchstgefährlichen Krankheiten alsobald einen erfahrenen Arzt zu Nothe zu rufen. Denn das Vorfahren des Arztes ist, von den ersten Stunden dieser Krankheiten an, so abgemessen und regelmäßig, daß ich mich nicht unterstehe, einen einzigen Vorschlag zu thun, um diese Cur selbst anzufangen.

In

(\*) Hier von S. das 292. Blatt

In den Fällen, wo man den Arzte nicht sogleich haben kann, ist es besser, gar nichts, bis zu seiner Ankunft, zu gebrauchen, als als mit einem übeln Anfange der Cur den Grund zum traurigen Ende derselben zu legen. (\*)

Der Wunsch, nützlich zu seyn, und die schädlichen Vorurtheile der Menschen in so wichtigen Dingen zu verbessern, hat mich verleitet, die letzte Hälfte dieses Blattes mit Betrachtungen anzufüllen, die vielen ein wenig trocken scheinen werden. Ich will ich die Anwendung aller dieser Betrachtungen auf die Hundstage machen. Man hat gesehen, daß alle Gefahr, die wir von ihnen zu befürchten haben, lediglich auf der grossen Hitze beruht, die wir in diesen Tagen gemeinlich ausstehen. Um dieser Hitze willen hält man das Mediciniren, das Meditiren, das Aderlassen, u. s. w. in den Hundstagen für schädlich, und man hat einigen Grund dazu, wenn die Bedingung wahr ist, daß die Hundstage heiß sind. Sie sind alsdann die Ferien der Arzte und der Schulcollegen, der Barbiers und der Schüler. Da inzwischen nicht alle Arzneyen bey der Hitze schädlich sind, und da einige Krankheiten, die von der Hitze entstehen, nothwendig den Gebrauch der Arzneyen und das Blutlassen erfordern; so leidet diese Regel schon von dieser Seite eine große Ausnahme. Man müßte dann glauben, daß es mehr unsre Pflicht wäre, zu sterben, als in den Hundstagen Arzneyen zu gebrauchen. Von der andern Seite aber ist dieses Vorurtheil völlig ungearündet, wenn die Hundstage kühl sind. Um deswillen wünschte ich, daß man den Redegebrauch änderte, und dadurch zugleich diesen alten großmütterlichen Irrthum in ewige Vergessenheit stürzte, der uns und unsern Vorfahren Schande macht. Man sollte nicht sagen: Es ist in den Hundstagen nicht gut, zu mediciniren; es giebt in den Hundstagen gefährliche Krankheiten, u. s. w. sondern: Es ist bey heißer Witterung schädlich, hitzige Arzneyen zu gebrauchen; es giebt bey heißer Witterung gefährliche Krankheiten. Unter den hitzigen Arzneyen muß man aber auch zugleich die hitzigen Getränke und Speisen, die hitzigen

(\*) In den letztern Theilen des Arztes sind diese Curen beschrieben.

Leidenschaften und die übertriebene Arbeit verstehen. Ich glaube nicht, daß die Säufer in den Hundstagen Ebbe haben. Sie erniedrigen sich nicht so sehr, an den Hundstern zu glauben. Allein, ich fürchte, daß sie mir eben so wenig glauben werden. In solchem Falle werde ich, da alles für sie gerhan habe, es mit ihnen so machen, wie Solberg von einigen Jütländern erzählt, die auf der See einem schwedischen Schiffe begegneten, das unter sinken wollte, und sie um Hülfe bat. Die Schweden waren damals mit den Dänen in Krieg verwickelt. Nichts destoweniger ließen sich die barmherzigen Jüten bewegen. Da sie aber merkten, daß der Schweden noch einmal so viel waren, salteten sie ihre Hände, und sagten: Sinsker in des Herrn Namen!

---

## Ein und zwanzigstes Stück.

---

von Hagedorn.

Des Menschen Herz wird stets ein Räthsel seyn.  
 Groß ist sein Muth, noch größer seine Schwäche.  
 Ich schliesse hier mit Recht die Welber ein,  
 Zum mindesten halb, wenn ich von Menschen spreche.

---

**I**ch war neulich in einer ansehnlichen Gesellschaft, welche größtentheils aus Frauenzimmern bestand. Das erste Gespräch, das wir zusammen führten, war von der Witterung. Eine schöne Dame beschwerte sich, daß sie von der Hitze so schwarz geworden wäre, wie ein Porenerweib. Die Weiber bejaheten es; die Männer fragten, was daran läge? und die Junggesellen sagten, daß sie ihre Haut noch eben so weiß und schön fänden, als vorher. Ich schlug mich zu der Partey der Männer, und kam darüber mit den Damen in Streit. Ist ihnen die Schönheit des Frauenzimmers nicht mehr werth, fragte

fragte man mich, als daß sie es für eine solche Kleinigkeit halten, sie zu verlieren? Ich demonstirte ihnen, daß die Schönheit, eben so wie die Ehre, kein eigenthümlicher Vorzug derjenigen Person wäre, die sie besäße, sondern daß sie bloß in dem Urtheile andrer Leute bestünde. Als dieses keinen Beifall fand, so erklärte ich meinen Damen, daß die Schönheit auf nichtigen Vorzügen beruhe; auf einer gewissen Verhältniß der Theile des Körpers und der Muskeln des Gesichts, die allezeit nur einem gewissen Geschmacke gefiele, einem andern aber nicht; auf einer gewissen Ordnung der Gesichtszüge, welche nur durch ihre Bedeutung gefallen, auf der Feinheit der Schuppen der Haut, welche hinwegfiel, so bald man sie durch ein Vergrößerungsglas betrachtete, und auf einer durchscheinenden Farbe, welche sich täglich von den geringsten Umständen veränderte. Zu mehrerer Bestätigung ließ ich mir ein Vergrößerungsglas geben, und die Damen betrachteten ihre schöne Haut durch dasselbe mit Entsetzen. Sie fanden, daß sie ganz mit grossen Schuppen besetzt war, und eine schlechte Figur machte. Dabei erzählte ich ihnen, wie häßlich sie alle in den Augen der Hälfte des menschlichen Geschlechts, nämlich der braunen und schwarzen Völker wären, und daß in der Kapelle der Aegyptier in Jerusalem ein Bild sey, worauf Christus, Maria und Johannes als drey Mohren vorgestellt sind, hingegen unten am Kreuze der Teufel in der Gestalt eines weissen Mannes mit schwarzen Augen und Zähnen angefesselt liegt. Nichts desto weniger setzte man die gerechte Sache der weissen Haut nicht Gewalt durch. Man bewies ihre Macht auf die Herzen der Menschen, und was konnte ich thun? Ich mußte mich ergeben. Inzwischen war ein junges Frauenzimmer unter der Menge, die ehemals die Schönheit mit aller Macht weiblicher Beredsamkeit vertheidigt, nachher aber die Blattern bekommen hatte, welche sie vollkommen häßlich machten. Diese nahm das Wort, und führte jetzt eine so bußfertige Sprache, als ich noch nie aus einem jungen Munde gehört hatte. Land ist es mit der Schönheit; sagte sie, und neunmal erschallte das Wort: Land! aus dem Munde so vieler



Matronen, die längst verblühet waren. Jene führte die Blattern zum Beweise an, und diese den Ehestand und das Kindbette. Wir alle sind auf diese Eitelkeit stolz gewesen, sagten sie; aber wie schnell ist sie vergangen! Die schönen Damen führten den Fuchs mit den sauern Weintrauben aus der Fabel zu ihrer Vertheidigung an. Die Häßlichen fingen an, von Liebhabereyen zu sprechen. Die Lippen wurden blau. Die Erbitterung gewann die Oberhand, und es war Zeit, dieses Gespräch abzubrechen.

Unsre Wirthinn wußte am besten, der Unterredung einen andern Schwung zu geben. Sie fragte einige von den Damen, wie oft sie im Wochenbette gewesen wären? Dieses gab alsobald Stoff zu den lebhaftesten Unterredungen. Ich bemerkte, daß man stolz darauf that, viel Kinder gehabt zu haben, und daß eine Dame die andre beneidete, ihr den Vortritt ließ und unter ihr saß, wenn eine deren mehr zählen konnte, als sie. Wir fielen die Mohrinnen dabey ein, von welchen Shaw versichert, daß sie oft schon im eilften Jahre Mütter, im zween und zwanzigsten Großmütter, und im dreßzigsten runzlige Matronen sind. Wenn sich diese einmal in unsre Gesellschaften mischen solten, so würden überall an unsern Tischen die schwarzen Gesichter oben an sitzen. Dieser besondre Ehrgeiz, der unsern hiesigen Damen so tief ins Herz geprägt ist, daß er oft die lächerlichsten Austritte in Gesellschaften veranlaßt, ist dem Staate nicht nachtheilig, und scheint mir noch immer ein feinerer Ausdruck des ungewinglichen natürlichen Triebes zur Fortpflanzung zu seyn, als die unverschämte Sehnsucht der Damen jener Zeiten, worinn man dem Patte zu Ehren die Lupercalia feierte, an welchen Festen die Luperci oder Priester, unbekleidet, bloß mit einem Gurte um die Lenden, und mit Baumöle bestrichen, in Begleitung vieler andern, auch sogar obrigkeitlicher Personen, in den Strassen umherliefen, und die Frauenzimmer, welche sich Kinder wünschten, mit Backsteinen peitschten, wobei ihnen diese nur allzu gern in den Weg traten, und sich von ihnen peitschen ließen. Es besteht immer noch besser mit der Ehrbarkeit, den Muth der Damen zu den

ernen Gefahren und Beschwerlichkeiten des Wochenbettes durch  
 ninen kleinen Vorzug in den Gesellschaften anzufeuern, als sie  
 90en Ausbrüchen ihrer wilden Sehnsucht zu überlassen, und sie  
 rntweder den Lupercis, oder den umherstreifenden Aerzten  
 ununter den morgenländischen Gynnosophisten Preis zu ge-  
 90en, die in den Häusern Arznenen wider die Unfruchtbarkeit  
 90erkaufen, und den Damen davon nach einer Jeden Belie-  
 90en, entweder Knaben, oder Mädchen versprochen. In  
 r Erwägung dessen, war ich gar nicht gesonnen, den Müt-  
 90ern vieler Kinder ihre Rechte auf die Oberstelle in der Gesell-  
 schaft streitig zu machen, noch weniger aber ihnen die Lust zu  
 90ören, sich durch einen dem Staate so vortheilhaften Wahn,  
 m der Welt zu verherrlichen. Allein, es war zum Unglücke  
 nne Mutter von zehn Kindern in der Gesellschaft, die bey-  
 90e alles verdorben hätte. Sie wollte einer jungen Dame,  
 wie sich längst, aber vergeblich, Kinder gewünscht hatte, und  
 90arüber ganz melancholisch geworden war, bey dieser Gele-  
 90enheit einige Trostgründe ans Herz legen. Wilden Sie sich  
 90enn so viel Glückseligkeit dabey ein, sagte sie, ins Kindbett  
 u kommen? Ach! wenn Sie wüßten, wie viel lebensge-  
 90ahr, wie viel Unruhe, Schmerz, Elend und Beschwerlich-  
 90eit damit verbunden ist; so würden Sie Sich leicht über Ihr  
 Schicksal beruhigen. Ich will zugeben, daß man nicht Ur-  
 90ache habe, den mütterlichen Stand zu verabscheuen. Allein,  
 90 Ich kann eben so wenig zugeben, daß man sich für unglücklich  
 90halten müsse, wenn man nicht dazu gelangen kann. Er ist  
 90eine Aufopferung für den Staat, wie der Soldatenstand.  
 90Man geht dem Tode und den Gefahren entgegen, weil es die  
 90Natur und der Staat von uns fordert. Allein, man sollte sich  
 90wen so wenig betrüben, kinderlos zu seyn, als sich ein Bür-  
 90er schämen muß, daß er nicht Soldat ist. Eine vernünftige  
 90Dame wird sich hierinn allezeit gewissermassen gleichgültig  
 90verhalten. Sie wird sich nicht scheuen, Mutter zu werden,  
 90nehne sich doch darnach zu sehnen, daß sie es werde. Die Ehre,  
 90 wie sie auf einer Seite verliert, wosfern es in solchen Dingen,  
 90me bloß von der Natur abhängen, eine Ehre giebt, welche  
 90och höchstens nichts mehr ist, als etwa der Ruhm, eine  
 90rosse

große Leibesstärke, eine gute Verdauung, oder scharfe Augen zu haben, wird ihr durch die Befreyung von so mancherley Elende ersetzt, das diesen Stand begleitet, und das so lange Zeit dauert, ohne daß es uns jemand abnehmen oder erleichtern könnte. Ja, fuhr sie fort, mein liebes Kind, wenn unsere Männer nur noch, wenigstens so gültig gegen uns gesinnt wären, wie die alten Corsen, Tartern, Americaner, Spanier, die alten Einwohner in Bearn, und die Tibarenier am schwarzen Meere, lauter Männer, die zu leben mußten, und die sich, so bald ihre Weiber entbunden waren, für sie ins Bette legten, und Sechs Wochen hielten. Aber jetzt wollen die Männer nicht mehr für ihre Weiber in Wochen liegen. — Diese Anekdote fing an, die ganze Gesellschaft laut zu machen. Man forschte nach dem Ursprunge dieses seltsamen Gebrauchs, und nach seiner Bedeutung. Endlich fing eine alte Frau mit rothen Haaren, die es nicht leiden konnte, daß jemand um sie herum klug war, eine umständliche Erzählung von den Weibern in Anta, an der Goldküste, an, welche zwen Jahr lang aus dem Hause ihres Ehemanns verflohen werden, so bald sie das zehnte Kind geböhren haben. Sie wollte damit der Dame einen Streich geben, die in der gelehrten Untersuchung von der seltsamen Gewohnheit der Tibarenier sehr glänzte. Allein, es war niemand so barmherzig mit der Mißgünstigen, daß man nur gethan hätte, als ob man das Salz ihrer Erzählung merkte. Hierauf ward die Unterredung frostig, niedrig, und zum Alltagsgespräche. Man fing an, von den neuen Moden zu reden. Die Verschiedenheit in den Urtheilen war so groß, daß ich wol sah, wie man nur aus Eitelkeit davon spräche. Niemand betrachtete die Kleidung aus dem Gesichtspuncte der Gesundheit. Es waren Damen darunter, die sich in guter Hofnung befanden, und die doch so enge geschnürt waren, daß man sie, nach dem Kamlenstyle des Frauenzimmers zu reden, hätte abweitschen können. Ich wußte, daß Kiffel das besondere Glück der Frauenzimmer zu Aleppo, daß sie so ungemein leicht gebären, nebst der warmen Luft und dem Gebrauche der Bäder, hauptsächlich davon herleitet, daß

daß sie ihre Gürtel locker um den Leib tragen. Ich konnte nicht begreifen, warum diese ihren Zustand so sorgfältig, und mit so viel Beschwerlichkeit und Gefahr für sich selbst, und für das Unterpand ihrer Liebe zu verbergen, und sich das Ansehen der Jungfern zu geben suchten, da sie doch die Ehre des mütterlichen Standes in der vorübergehenden Unterredung am höchsten hatten vertheidigen helfen. Allein, ich hütete mich wol, meine Betrachtungen bekannt zu machen, da ich schon einmal so schlecht weggekommen war. Es währte nicht lange, so fiel die Unterredung auf meinen Arzt, und man fing an, übel von dem Pater Gardeau und von dem Papste Innocencio dem XI. zu reden, von welchen ich in meinem 12ten Stücke erzählt hatte, wie übel sie auf die offenen Busen des Frauenzimmers zu sprechen waren. Man erklärte den Verfasser dieses Stücks für einen parthenischen Mann, weil er nicht das geringste zur Vertheidigung dieser unschuldigen Mode gesagt hätte. Ja wol, sagte ein junges Frauenzimmer, welche halb nackend da saß, hätte der Arzt aufrichtig seyn wollen, so würde er auch den Moliere angeführt haben, welcher den Tartuffe vorstellt, wie er einem Frauenzimmer, mit dem er reden wollte, erst sein Schnupftuch hin gab, und sagte: „Ach Himme! nehmiet doch, ehe ihr weiter redet, dieses Schnupftuch! — Bedeckt euch damit den Busen. Ein solcher Anblick rühret die Seele, und das erweckt sträfliche Gedanken;“ worauf aber das Mägdchen folgendergestalt antwortete: „Ihr seyd also leicht zu versuchen, und das Fleisch muß auf eure Sinnen trefflich viel Wirkung thun. Ich weiß in Wahrheit nicht, was für eine Hitze bey euch aufsteigt. Allein, ich bin nicht so leicht zu verführen, und ich wollte euch ganz nackend ansehen, ohne daß euer ganzes Fell mich erhizen sollte.“ Es entstand hierüber ein allgemeines Gelächter, als eben der Diener ins Zimmer trat, und die Gesellschaft zur Tafel rief. Kein Gericht wurde aufgetragen, worüber man nicht die allerforschendsten Untersuchungen anstellen hätte, ob es gesund oder schädlich sey? Das Frauenzimmer, das den Moliere mit so viel Triumph wegen der offenen Busen angeführt hatte,

behauptete mit großem Eifer, daß die Kirschen den Magen erkälteren, und wollte, aller Ueberredungen ungeachtet, nicht eine einzige genießen. Ich erstaunte, wie man zu gleicher Zeit so viel Furcht vor der Erkältung des Magens und so wenig vor der Erkältung der Brust besitzen könne. Allein, ich war es diesen Tag schon gewohnt geworden, die Stärke der Eitelkeit und geliebter Vorurtheile über die ohnmächtigen Bewegungsgründe der Vernunft zu sehen.

Man glaubet, was man wünscht. Das Herz legt ein Gewicht  
Den leichten Gründen bey. Es fälscht der Sinnen Klarheit;  
Und Lüge, die gefällt, ist schöner, als die Wahrheit.

So ist der Mensch; das Frauenzimmer mit eingeschlossen: Denn ich bekenne mich streng zu dem Decrete der Kirchensammlung zu Nazon, worinn nach vielem Disputiren und einer andächtigen Untersuchung, förmlich beschlossen und behauptet worden ist; daß die Weiber auch Menschen wären. Wir finden das schön und vorzüglich, was wir selbst besitzen, und sehen, daß es an andern Land ist, wenn es uns mangelt. Keine Gefahr, keine Beschwerlichkeit ist uns zu groß, um eine Eitelkeit dafür zu erkaufen, und wir empfinden nicht eher, wie viel vernünftige Gründe wir dawider wissen, als bis wir dieselbe Eitelkeit an andern tadeln wollen. Es muß unaussprechlich angenehm seyn, gewisse Thorheiten zu begehen, da wir sie unsrer eignen gesunden Vernunft gleichsam zum Troste behalten. Wenn wir ihre Folgen mit Schmerzen empfinden, so heißen wir Vernunft und Reue schweigen, und klagen nur über Ungerechtigkeit des Himmels. Wir fordern von der Vorsicht alles, was unsrer Eitelkeit schmeichelt; und fordern es von ihr mit Ungestüm. Aber wir wollen von allen ihren Geschenken auch nur den Theil haben, der uns Vergnügen macht, da sie doch alle eine gute und böse Seite besitzen, welche sich nicht von emander trennen lassen. Wir wollten gern schön bleiben, und doch auch gern hundert Jahr alt werden. Wir möchten wol Mütter seyn, aber nicht die Ungemächlichkeiten des mütterlichen Standes ertragen. Wir wünschen, me krank zu werden; aber wir müssen doch

doch die ungesundesten Moden mitmachen, den Wiskmasch der unverdaulichsten Speisen genießen, und alle Ueprigkeiten der Lust und alle Ausschweifungen der Leidenschaften mitreisben können. Des Menschen Herz wird stets ein Räthsel seyn! — Mit diesen Gedanken trat ich, nachdem ich die Gesellschaft verlassen, in mein Haus, wo man mir sogleich das folgende Schreiben einhändigte, welches ich hier um deswillen einrücke, damit es der Ueberschrift meines heutigen Stückes nicht an einer Bestätigung fehle, die so überzeugend ist. Ich habe das Glück, daß mich oft die eingesendeten Briefe mit solchen Betrachtungen unterhalten, worinn ich eben bey ihrem Empfange begriffen war. Dieses ist die Sympathie der Wochenschriftsteller.

Mein Herr,

Ich habe Ihre Vertheidigung der Menschenmilch gegen die Milch der Thiere in Ihrem 13ten Stücke mit Vergnügen gelesen. Ein Vorschlag, der so sehr wider die allgemeinen Maximen der Natur im ganzen Thierreiche streitet, als des Herrn Vandermonde feiner, die Kinder ohne Noth, bloß aus der allerspähndigsten Vorsorge, von der Nahrung, die ihnen die Natur in den Brüsten der Menschen selbst zubereitet, abzuweisen, und ihnen dafür die Milch der Thiere zu geben, scheint mir so kühn und unzulässig zu seyn, daß ich nicht umhin kann, Sie zu ermahnen, diese Sache noch weiter aus einander zu setzen, und die armen Kinder in ihren natürlichen Gerechtigkeiten zu vertheidigen. Besonders scheint mir unter Ihren Gegenschlüssen derjenige mit mehr Nachdruck wiederholt werden zu müssen, daß man von der Fortpflanzung der lasterhaften Neigungen der Ammen und Mütter durch die Milch, nicht so viel zu befürchten habe, als von der Fortpflanzung der natürlichen Triebe des Viehes auf die Kinder. Wenn es je jemals wahr gewesen ist, daß die Milch einer verliebten und üppigen Amme die Kinder wollüstig mache; so müßte dieses unstreitig noch viel mehr von der Ziegenmilch zu befürchten seyn, da diese Thiere einen so hohen Grad der Geilheit besitzen, daß man sie schon von weitem riechen kann. Man erzählt vom Democritus, daß er einstmals einen Besuch bey Hippocrates abgelegt habe, bey welchem ihm dieser Milch austragen lassen. Desmocritus erkannte sogleich aus dieser Milch, daß sie von einer süßwarzen Ziege gewesen wäre, welche nur einmal getragen hatte. Er mag dieses

dieses geschossen haben, aus welchen Zeichen er wolle; so erhellet doch hieraus, daß die Ziegenmilk ganz besondere und unterscheidende Eigenschaften besitzen müsse, und daß sie solchergestalt vor andern geschickt sey, ihre schädlichen Einflüsse in die Natur der Kinder fortzupflanzen. Im 6ten Theile des englischen Zuschauers, und zwar im 40sten Stücke, finde ich eine Anekdote, die dieses bestätigt.

„Ich habe, schreibt er, eine Geschichte von einem guten andächtigen Manne gehört, welcher, da er mit Ziegenmilk auferzogen worden, öffentlich, vermöge einer sorgfältigen Ueberlegung seiner Handlungen, sehr bescheiden war, aber oftmal in geheim eine Stunde hatte, worinn er seine Sprünge und Capriolen machte.“ Wenn dergleichen Eigenschaften der Thiere durch die Milch auf die Menschen fortgepflanzt werden können, so ist es von ihren heftigsten und unbeherrschtesten Leidenschaften noch viel wahrscheinlicher; und ich sehe also die Gefahr für groß an, welcher man die Jugend durch eine solche unnöthige Wahl ungewöhnlicher und unnatürlicher Nahrungsmittel aussetzt. Damit es nicht bey den Ziegen allein bleibe, so könnten Sie, mein Herr, Ihren Lesern das alte Beyspiel der *Sarpalyce*, der Tochter eines thracischen Königs, Namens *Sarpalycos*, erzählen, welche mit der Milch einer Stutte und Kuh ernährt, und vielleicht das wildeste Frauenzimmer geworden ist, das jemals in der Welt gelebt hat, ob ich gleich zugebe, daß das etwas mit dazu beygetragen haben kann, daß sie ihr Vater bey guter Zeit zur Führung der Waffen gewöhnte. Sie war eine gute Kriegerinn, und rettete ihrem Vater das Leben, als ihn *Neoptolemus*, der Sohn des *Achilles*, angegriffen und verwundet hatte. Nach seinem Tode flüchtete *Sarpalyce* in die Wälder, und legte sich aufs Rauben. Sie kam wie ein Blitz; und wenn man ihr zu Pferde nachsetzte, um das geraubte Vieh wieder zu bekommen, so konnte man sie nicht einholen. Sie hat nicht anders, als in Netzen, gefangen werden können, die man ihr gestelle, wie man die Hirsche fängt, und so ist sie endlich getödtet worden. In *Virgils Aeneis* liest man, im 11ten Buche, eine ähnliche Geschichte von der kriegerischen Jungfer *Camilla*, der Tochter des *Metabus*, welche eben so, wie die *Sarpalyce*, mit Pferdemicke erzogen worden.

Hic natam in dumis, interque horrentia lustra  
 Armentalis equæ mammis, et lacte ferino  
 Nutribat, teneris immulgens ubera labris.

Wenn man dergleichen Beispiele liest, so gehört meines Erachtens, sonst nichts, als die natürliche Mutterliebe, die stark, wie der Tod, ist, dazu, um den besten Entschluß zu fassen sein Kind, wenn es nur nicht schlechterdings unmöglich ist, selbst zu säugen, und einem armen hilflosen Geschöpfe, dem man das Daseyn gegeben, mit Auf-

Aufopferung alles eitlen Bürgerstolzes, aller üppigen Wollust und aller Bequemlichkeit, diejenige Wohlthat und Nahrung angedeiheu zu lassen, die ihm die mütterliche Natur bestimmte und zubereitet hat. Aber leider! scheint die Mütterliebe gegen Säuglinge nicht mit unter die Leidenschaften zu gehören, welche bey einer Nation, die sich verspäthelt, zur Vollkommenheit gebracht oder übertrieben zu werden pflegen. Die wilden Völker, die wir Barbaren nennen, säugen ihre Kinder selbst. Wir aber, die wir uns rühmen, bessere Sitten zu haben, zärtlicher zu empfinden, und weniger süßlos, als sie, zu seyn, verstoßen unsre Kinder um unrer Bequemlichkeit willen, oder aus einem Uebermuth, der sich auf Stolz und Heppigkeit gründet. Sollten wir nicht, wenn wir empfindlichere und menschlichere Herzen hätten, als die Barbaren, und wenn es wahr wäre, daß aesthetere Völker auch tugendhafter, als sie, wären, jene vornhme Tartarinn unendlich in der Zärtlichkeit übertreffen, von der uns Gellert die folgende Geschichte erzählt?

Ein Tartarsfürst, von dem man in Geschichten preist,  
 Daß er, als Prinz, Europa durchgereist,  
 Verahlt, weil er sein Volk galanter machen wollte,  
 Daß kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.  
 Die wilden Damen lachten nur.  
 Sie nährten, nach wie vor, ihr Kind mit theen Brüsten,  
 Und glaubten, daß sie der Natur  
 Und ihren Müttern folgen müßten.  
 Der Chan fing an, sich zu entrüsten,  
 Gab ein sehr scharf Mandat, und schwur,  
 Daß jede Frau vom Brande sterben sollte,  
 Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte;  
 Und weil sie sich gezwungen sahn,  
 So nahmen sie denn Ammen an.  
 Allein, sie konnten sich des Triebs nicht lang erwehren,  
 Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren.  
 Die mußten fingen an, dem Chan den Tod zu schwören.

Einst, als der Tartarsfürst sich ganz allein befand,  
 Kam, mit dem Degen in der Hand,  
 Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,  
 Und sprach, von edlem Grimm entbrannt:  
 Hör auf, mein Kind mir abzubrinaen,  
 Sonst bin ich hier, dich umzubrinaen.  
 Ich säug es selbst, und säug es mir zur Luft;  
 Deswegen hab ich diese Brust.  
 In dieser Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,  
 Soll mich, o Fürst, kein Thier beschämen.



Der gute Tartarfürst erschrock,  
Und unterließ, um nicht sein Leben zu verlieren,  
Den europäischen Geschmack  
In seinen Horden einzuführen.

Einem europäischen Fürsten könnte leicht dasselbe Schicksal widerfahren, wenn er ein Gesetz gäbe, daß alle gesunde vornehme Damen, mit die Bürgerweiber mit eingeschlossen, ihre Kinder selbst stillen sollten. So weit entfernen wir uns zugleich von den Tugenden der Barbaren, indem wir die Rauheit ihrer Sitten ablegen!

Was Sie, mein Herr, von der Ernährung der Kinder ohne alles Stillen, weder von Menschen, noch Vieh, gesagt haben, das lasse ich unter den von Ihnen hinzugesetzten Einschränkungen und Beschränkungen ganz gern gelten. Wenn uns die Natur und Nothwendigkeit selbst an der Ausübung menschlicher Tugenden hindert, so ist es es billig, daß man die Kunst zu Rathe ziehe, um sie auf andre Weise zu ersetzen. Inzwischen glaube ich doch, daß man diesen Entschluß nicht eher fassen müsse, als wenn es schlechterdings unmöglich ist, das Kind auf eine andre Weise zu ernähren. Denn die Sache ist nicht so ganz ohne Schwierigkeiten, als man sich vielleicht gern einbilden möchte. Ich will, um dieses zu beweisen, eine Stelle aus Herrn Brückers Gedanken von der Erziehung der Kinder beifügen, welche Ihrer Meinung selbst zur Unterstützung dienen, zugleich aber auch einige Schwierigkeiten entdecken wird, so damit verbunden sind:

„Es könnte leicht geschehen, sagt er, daß man in der guten Meinung, eine Ausschweifung zu vermeiden, in die andere fiel, und bey Ermangelung der Milch, bey bösen Brüsten, oder aus Bedenklichkeit, eine Amme zu nehmen, das Kind mit Habergrütze (Haberweissen) zu ernähren suchte. Es ist dieses ein Mittel, das nicht ganz zu verachten ist. Man kocht die Habergrütze in Milch, thut sie in ein kleines Kännchen, welches eine Röhre hat, die beynahe bis an den Boden des Gefäßes geht. An dieser Röhre sauget das Kind. Weil ihm aber das Saugen an einer so engen Röhre schwer ankömmt, so giebt man ihm zugleich etwas in Leinwand gewickeltes Zuckerbrodt mit in den Mund. Ich habe gesehen, daß Kinder, ohne Brüste, auf diese Art gesund ernährt worden sind. Da ich aber auch bey andern wahrgenommen, daß sie mager und kraftlos geworden; so kann ich dieses Mittel nicht anders für dienlich halten, als wenn es zur Ersetzung des Mangels der Milch gebraucht wird. Die Habergrütze beschweret unstreitig den Magen, und giebt wenig Nahrung. Außerdem, daß die Kuhmilch eine größte Veränderung in dem Magen des Kindes nöthig hat, als die Menschenmilch; so hat sie auch ihren wirksamsten Theil verloren, wenn sie, nachdem sie kalt geworden, wiederum erwärmet wird, und das dabey genossene Zuckerbrodt erregt leichtlich Säure und Blähungen. Mit eis

»nem Worte, es ist eine Nahrung, die der Natur nicht gemäß ist,  
 »dieser Natur, deren Vorschriften durch die Vernunft so oft verschlim-  
 »mert, und so selten verbessert werden. Denn es ist eben so schlimm,  
 »und vielleicht noch schlimmer, den Kindern die nöthige Nahrung zu  
 »entziehen, als sie zum Ueberflusse damit zu erfüllen. Wie ihnen  
 »das lechte Blähungen, Schleim und Steckflüsse erregt, also werden  
 »sie bey einem Mangel der Nahrung eine Schärfe des Geblüts und  
 »Vertrocknung des Körpers zu besorgen haben, und man muß be-  
 »sürchten, daß sie hernach Zeit Lebens klein und schwächlich verblei-  
 »ben, u. s. w.

Ich hoffe, Sie, mein Herr, werden mir den kritischen Ton, aus welchem ich von dem Inhalte Ihres 13ten Stückes rede, um desto eher zu gute halten, da Sie wenigstens dieses daraus schließen können, daß Ihre Blätter mit Aufmerksamkeit und Ueberlegung gelesen werden, und Untersuchungen veranlassen, die allezeit zum all gemeinen Nutzen ausschlagen müssen. Ich bin mit vieler Ergebenheit u.

J. M.

## Antwort.

Mein Herr,

Sie lesen hier Ihre ganze Zuschrift gedruckt, die mir sehr an-  
 nehmen gewesen ist, und die vermuthlich auch allen Lesern lieb  
 seyn wird, die diese Materie interessiert. Die Anführung aus des  
 Herrn Professor Krügers Schrift ist das einzige, wobey man eine  
 kleine Erläuterung nöthig haben möchte. Der Herr Professor ver-  
 wirft mit Grunde den einzigen Gebrauch der mit der Kuhmilch gekoch-  
 ten Habergrüße, wobey man den Kindern mit einem Beutel voll Zus-  
 tkerbrodt den Mund stopfet. Eine solche alltägliche Speise muß noth-  
 wendig Säure im Magen, Gährung, Blähungen und Bauchgrim-  
 men verursachen. Die Mittel, welche ich im 13ten Stücke vorges-  
 schlagen habe, sind weit unschuldiger, und die Erfahrung hat bewies-  
 sen, daß sie den Kindern wohl bekommen. Man muß aber hierbey  
 zum Voraus setzen, daß ein Kind dem ungeachtet krank werden, und  
 sterben kann, weil dieses bey der natürlichen Nahrung der Mutters-  
 milch ebenfalls zu geschehen pflegt. Uebrigens gebe ich dem Herrn  
 J. M. gern zu, daß die Brust der Mutter allen diesen Künsteleuten  
 vorgezogen zu werden verdiene, und singe, wie die ganze lutherische  
 Ehrlichkeit, mit völliger Ueberzeugung:

Als bald der Mensch sein Leben hat,  
 Seine Küche vor ihm steht. — —  
 Obs gleich ist ein kleines Kind,  
 Mangel doch an nichts nicht findt!

\* \* \*

**G**üter, wohlthätiger Helfer des leidenden Menschen: Geschlechtes!  
Kann Sie die Stimme der Wehmuth, die wimmelnde Klage des Schuh-  
knechts,

Den Sie wohl kennen, und der; für Eure Hochedelgebohrnen,  
Länger ist nicht, als zwey Monat, rauchlederne Schuhe gemacht hat;  
Welchen der Finger des Schicksals, ganz ohne sein Woll'n und Ver-  
schulden,

Blöß durch den Schneller der Armuth, hin in dieß Handwerk ge-  
schnellt hat;

(Manche hinfließende Thräne hat schon das traurige Auge  
Ueber dieß Elend verweint, und über das schmutzige Handwerk,  
Da ich, zum Dichter gebohren, tief in der Seele geabelt,  
Vom natürlichen Triebe und vom Geschicke zu Versen,  
Statt der harmonischen Sylben, nur Faden, vom Pech beschmukt,  
ziehn muß)

Kann Sie, mein Helfer, demnach die Stimme des Bittenden rühren,  
O so erbarmen Sie sich, und wischen der weinenden Unschuld  
Zitternde Zähnen von Wangen, und heben heraus aus dem Schuh-  
pech

Ihren Verehrer, den Schuhknecht, und lassen ihm und der Natur  
bald

Recht wiederfahren. Ich weiß es, es singen schon unter den Doctorn  
Manche unsterbliche Dichter, vermuthlich, weil in der Arzneykunst  
So viel zu forschen nicht ist, daß man nicht noch zwanzig Gewerbe  
Könnte daneben abwarten. Nun unter der Zahl dieser Edlen  
Wünsch ich auch einst mit zu glänzen, umgeben von Schauern der  
Dichtkunst.

Lehren Sie Ihren Klienten die Kunst nur, Recepte zu schreiben,  
Weil doch die himmlische Dichtkunst den Dichter ernähren nicht  
könnte.

Euren hab ich schon gethan, und Doctor will ich geschwind werden.  
Machen doch ist Unverständen fast alle Gesellen zu Doctorn.

Sie nur, die Kunst zu Recepten, blieb meiner Einsicht verborgen.

Lehren Sie die mich, so will ich drey Vierteljahr ausziehen und  
sechten,

So viel Ducaten erfichten, und unter Weges studieren,  
Daß ich dem Manne genug bin, der meines Gleichen schon viele  
Aus verächtlichen Kerln zu seraphischen Doctorn gemacht hat.

Legen Sie, legen Sie, Gönner, wosern nicht der Dichter zu kühn wird,  
Einen geliebten Ducaten zum Privatlegio mit zu!

In der Erwartung verharre ich Eurer Hochedelgebohrnen

Unterthäniger Caspar.

Ann

## A n t w o r t.

**S**ieher, vortreflicher Schuhknecht!  
 Bleib er, bleib er doch ja ein weinender Seraph im Schuhpech.  
 Dicht er, dicht er nicht mehr, und werd er, werd er kein Doctor!  
 Seine Verse sind schlecht, und seine Hexameter kriechen,  
 So, wie diese, im Staub, recht wie ein Regenwurm hinkriecht.  
 Diese neumodische Dichtkunst hat schon mehr elende Dichter,  
 Mehr Verdrückte gemacht, als jemals der Reimgott gemacht hat.  
 Bleib er dem Kneife getreu, und form er mit schaffenden Fäusten  
 Aus dem wartenden Leder die süßen gefälligen Schuhe,  
 Elender Kerze sind genug, und tüchtiger Schuster zu wenig.  
 Bleib er ein Schuster mit Ehren. Bracht er die pralenden Pfluscher,  
 Die ihn zum Nachreiter reizen, und aeb er von seinen Ducaten  
 Keinen dem niederen Professor, der Doctors fürs Geld macht.  
 Ein Diener.

## Zwey und zwanzigstes Stück.

von Haller.

Bezückt, wenn Wahrheit sich an sichern Zeichen kennt,  
 Wenn nicht das Vorurtheil die schärfsten Augen blendet,  
 Und im verwirrten Streit von Noth und Ungefähr  
 Vernunft die Richterin von Bahn und Zweifel war!

**D**ie menschliche Seele ist einem Fürstenkinde ähnlich,  
 welches zum Herrn und Beherrscher weitläufiger  
 Staaten geböhren wird, ohne auch nur den allergeringsten  
 Begriff davon mit auf die Welt zu bringen. Sie, die den  
 ganzen menschlichen Körper belebt, regiert, und empfind-  
 lich macht, muß sich erst, wenn sie nach vielen Jahren Ver-  
 stand bekömmt, von andern erzählen lassen, daß sie sich die  
 Welt nach dem Stande eines gewissen Körpers in derselben  
 vorstelle, welcher um deswillen der ihrige genennet wird,  
 weil

weil sie in diesen Körper, und dieser wieder in sie zurück wirkt; daß dieser Leib unendlich künstlich gebauet sey, und daß er ohne sie eben so wenig, als sie ohne ihn, in der Welt fortkommen könnte. Diese seltsame Sache hat in dem Reiche der Aerzte eine Art von Verrückung verursacht; und die Streitigkeiten, die sie erregt hat, sind der beste Stoff zum lustigsten Romane. Einige glaubten, daß die Seele, die auf eine so geschickte und geheimnißvolle Weise unsern Nothdürftigkeiten gemäß in den Körper wirkt, denselben nochwendig im Mutterleibe selbst gebauet haben müsse. Andere konnten dieses unmöglich glauben, weil sie, wenn sie im Mutterleibe schon so klug gewesen wäre, gewiß nicht so dumme auf die Welt kommen, und nöthig haben würde, sich die Zergliederungskunst lehren zu lassen, um ihren eigenen selbstgemachten Leib kennen zu lernen. Die ersten sahen diese Ungeheimtheit wohl ein. Sie konnten nicht beweisen, daß sich die Seele, nachdem sie den Kranz auf ihre Gebäude gesetzt, im Mutterleibe, so wie die Zimmerleute, betrunken, und alles im Rauchschlafe wieder vergessen hätte. Wenn sie ihre eigene Seele vornahmen, und fragten: Hast du nicht diesen Körper selbst gebauet? Er ist deiner werth; schäme dich nicht, es zu sagen; dieses Stück Arbeit macht dir mehr Ehre, als alles, was du seitdem auf Erden verrichtet hast; rede — so wollte die Thürinn von nichts wissen. Sie mußte lachen, daß sie sich selbst so närrisch anredete; und weil es ihr mit Beweisen aus der Metaphysik ausgedrungen wurde, daß der Körper ihr Werk sey, so wunderte sie sich zuletzt, wo sie die vorige Weisheit gelassen hätte. Um also so vielen wunderlichen Schwierigkeiten abzuhelfen, machte man Ausflüchte und Distinctionen, und demonstirte, wie Gellerts Elster, die den Fuchs überreden wollte, daß sein Schwanz sein fünfter Fuß wäre. Man gab der Seele einen doppelten Verstand, weil einer nicht hinreichen wollte, die Sache zu erklären. Von dem einen Verstande weiß sie nichts, sondern den hat ihr die Natur, so zu sagen, heimlich zugesteckt, und mit diesem Verstande hat sie den Körper gebauet. Mit ihm verdauet und verwandelt sie noch täglich die Speisen in Blut. Mit ihm

ihm öffnet sie den Leib von unten, und mit ihm macht sie Aufstoßen von oben. Man darf nicht glauben, daß ich die Sache hier übertreibe. Denn, ich könnte meinen Lesern Stellen aus ernsthaften Schriften hier anführen, worinn sie nicht allein dieses, sondern noch viel schwächere Dinge lesen könnten. Der andere Verstand ist der, den alle übrige Menschen für den einzigen halten, den sie haben, von welchem aber zu bedauern ist, daß er sich mit seinem Nachbar, dem ersten Verstande, nie gut vertragen kann. Diese Zwietracht soll sich vom Sündenfalle herschreiben. Allein, man findet sie auch bei Thieren, die doch nicht mit gefallen sind. Wenn ein Stein durch die engen und empfindlichen Uringänge hindurchgehn soll, so rath der wahre Verstand, daß die Seele diese Wege erweitere, damit der Stein ungehindert hindurch gehen könne. Der heimliche Verstand hingegen macht, daß die Seele diese Gänge desto mehr zusammenzieht, je mehr sie der Stein ausdehnt, und diese bestialische Dummheit verursacht die Steinschmerzen. Ich kann sie mit Recht so nennen, weil sie bei den Thieren nicht ärger gefunden wird. Man stecke einem Esel eine glühende Kohle unter den Schwanz. Nach seinem natürlichen Eselverstande, den er in tausend andern Handlungen deutlich genug offenbart, dürfte er nur den Schwanz aufheben, damit die Kohle zur Erde fallen könnte. Allein, sein geheimer Verstand zwingt ihn, den Schwanz immer fester an den Leib zu drücken, und sich solchergestalt die Schmerzen zu vermehren. Dieses ist die vollkommene Geschichte von den Steinschmerzen. Man sieht aus dieser kleinen Probe, die noch bei weitem die Thorheiten nicht erschöpft, welche man bei Gelegenheit der Vernunft unserer Seele begangen hat, daß die Aerzte zuweilen kundisch geworden sind, und mir deucht, ich würde es mit werden, wenn ich mich in eine ernsthafte Widerlegung dieser Kinderreihen einlassen wollte.

Ich weiß nicht, wer es den Aerzten zuerst in den Kopf gesetzt haben mag, daß die Seele ihren Körper aus Erkenntniß, nach Vernunftschlüssen und freyen Absichten, regiere. Die Vernunft ist eigentlich nur eine Zugabe zur thierischen Natur, oder vielleicht ein übertriebener Grad derselben, welcher in

unsern Körper sonst keinen unmittelbaren Einfluß zu haben scheint, als daß er ihn krank machen kann. Es hat schon verschiedne Gelehrte gegeben, die es eingesehen haben, daß die eigentliche höhere oder abstracte Vernunft eine dem Menschen ganz unnatürliche Sache, und die Gelehrsamkeit eine wahre Krankheit der Menschen sey. Ich will mich in diese Unternehmung nicht einlassen. Allein, so viel ist doch gewiß, daß der Einfluß der Seele in den menschlichen Körper keine Wirkung vernünftiger Ueberlegungen und weiser Entschlüsse, sondern eben so, wie bey allen Thieren, das Loos ihrer Sinnlichkeit, und die Frucht ihrer thierischen Triebe sey. Ich bitte jedermann, mir einen einzigen Vorzug der Menschen in Dingen, die zu ihrem Leben und zu ihrer Gesundheit gehören, vor allen andern Thieren zu zeigen, die gar kein Vermögen zu höhern abstracten Einsichten besitzen, welches ich hier allein die menschliche Vernunft nenne. Ohne diese Vernunft leben die Thiere eben so lange, und manche Arten derselben vielmahl länger, als wir. Ohne diese Vernunft besitzen sie alle Vermögen, die zu ihrer Erhaltung, zu ihrer Gesundheit, zu ihrem Wohlfeyn, zu ihrer Bequemlichkeit und Fortpflanzung erfordert werden, oft in weit vollkommenern Graden, als wir. So wenig wir unsern Magen besser kennen, so wenig verdauen wir auch besser, als sie. Sie sind unstreitig geschickter, sich ihren Unterhalt zu verschaffen, sich vor schädlichen Speisen und Getränken zu hüten, sich bey Unglücksfällen, die ihnen die Gesundheit rauben könnten, vorsichtig aus der Gefahr zurück zu ziehen, in ihren Krankheiten die besten Mittel zu ihrer Genesung zu finden, und sich gegen die Ungemächlichkeiten der Witterungen, der Jahreszeiten, gegen die Wirkungen der Leidenschaften, und gegen die Gefahren der Ueppigkeit und Weichlichkeit zu beschützen. Die scharfsinnigsten Arzneigelehrten haben schon längst gestanden, daß die Thiere, in Absicht der Dinge, die ihnen zu ihrer Erhaltung, Gesundheit und Fortpflanzung zu wissen nöthig sind, weit richtigere Einsichten und Triebe von der Natur empfangen haben, als wir, oder, daß sie sie vielmehr mit uns gemein, darinn aber vor uns den Vorzug haben,

ben, daß sich die Vernunft nicht darein mischet, und sie durch ihre Weisheit verwirret. Ich kann, um dieses zu bestätigen, kein bessres Beispiel erwählen, als des Pecquets seines, eines Arztes, der sich zum Märtyrer seiner medicinischen Vernunft machte. Dieser gelehrte Mann würde viel älter geworden seyn, wenn er sich damit begnügt hätte, zu freissen, ohne sich darum zu bekümmern, wie die Speisen verdauet werden sollten. Die Thiere, die dieses eben so wenig wissen, als die Menschen, verdauen ihre Speisen eben so leicht und geschwind, und die Natur hat sie zum Schlasfe und zur Bewegung angewiesen, die ihnen in dieser Operation behülfflich sind. Pecquet aber wollte sich nicht von der Natur, wie ein Pferd von seinem Reuter, regieren lassen. Da er zuerst den Milchgang im Menschen entdeckt hatte, welcher den aus den Speisen zubereiteten Milchsaft ins Blut führet, so konnte er sich einbilden, daß er die Verdauung schon besser verstünde, als andre Leute. Allein, wir wollen sehen, was ihm die Vernunft für einen Streich spielte, als sie sich in dieses Geschäfte mischen wollte. Er hielt die Bewegung nicht für das rechte Mittel, die Verdauung der Speisen zu befördern, sondern er grubelte nach, und fand, daß der Branntwein hierzu am geschicktesten wäre. Er bediente sich also desselben mäßig, um seine Verdauung zu befördern. Eine Zeitlang fand er sich wohl dabei. Nach und nach aber jogen sich Magen und Gedärme von dem Branntwein dergestalt zusammen, daß sie nichts mehr, als flüssige Sachen hindurchlassen wollten, bis er endlich mitten in seinen Verrichtungen ohnmächtig wurde, und starb. So übel ratzen wir uns, wenn wir unstre Vernunft gebrauchen wollen, um die Operationen der Natur zu verbessern. In unsern Krankheiten schaden wir uns auf eben dieselbe Weise unzähligemal; und es kann nichts helfen, wenn wir den Fehler auf einen unrichtigen Gebrauch der Vernunft schieben. Denn, es ist genug, wenn wir aus diesen Erfahrungen nur so viel eingestehen müssen, daß unstre Vernunft viel zu unwissend und eingeschränkt sey, um in den Dingen richtig urtheilen zu können, die ohne unser Wissen und Zuthun ganz ordentlich und



gut von statten gehen, wenn wir sie nur der Natur allein überlassen.

Ich habe in meinem 18ten Stücke gezeigt, nach welchen Gesetzen überhaupt die Kräfte der Seele in unsern Körper wirken. Ich habe auch schon damals gesagt, daß die Wirkungen, welche die höhere Vernunft in unsern Körper äußert, eine Art von Krankheiten, und die Einflüsse der Freiheit oder der vernünftigen Wahl bloß willkührliche Bewegungen sind, von welchen beyden die Erhaltung und Oekonomie der thierischen Natur schlechterdings nicht ursprünglich abhängt. Die Empfindungen, die Einbildungen, die Vorhersehungen, der sinnliche Geschmack, die sinnlichen Triebe, Begierden und Leidenschaften, der Schmerz, die Verabsichtungen, u. s. w. lauter Dinge, worüber die Vernunft nie diejenige Herrschaft erhalten wird, nach welcher sie mit stolzer Ohnmacht strebet, sind die geheimen und mächtigen Triebfedern, wodurch uns die Natur zu dem allen anhält, und wodurch sie uns von dem allen entfernt, was unsre Erhaltung befördern oder hindern, und unsre thierische Oekonomie in Ordnung erhalten oder zerrütten kann. Umsonst haben die Kluglinge aller Zeiten ihre Vernunft aufgeboten, um in dieser weisen Einrichtung weisere Veränderungen zu machen. Umsonst verlangten sie, daß man bloß essen und trinken sollte, weil unser Körper neue Nahrung vonnöthen hätte. Die Natur zwang sie doch, daß sie bloß darum essen und trinken mußten, weil sie hungerte und durstete. Umsonst behaupteten sie, daß man schlafen müßte, um den Mangel der Lebensgeister zu ersetzen; sondern sie mußten schlafen, weil ihnen die Müdigkeit die Augen zudrückte. Umsonst forderten sie von einem weisen Manne, daß er die Umarmungen seiner Frau mit eben der Unschuld genießen sollte, wie man eine Rose riecht. Denn, sie selbst pflanzten sich nicht fort, um die Welt nicht austerben zu lassen, sondern weil sie ihr Trieb zu dieser Pflicht aufforderte. Umsonst behaupteten sie, daß der Schmerz kein Uebel wäre. Sie mußten doch das unterlassen, was er ihnen verbot. Umsonst rühmten sie sich, die Leidenschaften unter den Gehorsam der Vernunft gebracht zu haben.

haben. Sie rühmten sich selbst der Vernunft aus Leidenschaft. Umsonst stellte sich Socrates stundenlang auf ein Bein, um zu beweisen, daß keine unangenehme Leidenschaft keine Geduld ermüden könnte. Er stand doch bloß aus Ehrgeiz auf einem Beine. Umsonst wollte man den Krankheiten durch witzige Erfindungen abhelfen. Man starb doch, wenn man der Einsalt der Natur nicht getreu blieb, und man erkünstelte sich zwar neue Krankheiten, aber weder die Gesundheit, noch das Leben.

Ich weiß, daß viele diese Sprache gern hören werden, die Feinde der Vernunft sind. Denn, in der That hat die Vernunft eben sowol ihre Feinde gehabt, als die Triebe, die Leidenschaften, der Geschmack und die gänzliche Sinnlichkeit. Die erste Hälfte unsers gegenwärtigen Jahrhunderts zeigte uns hiervon überzeugende Beispiele. Die berrühte Secte der Pietisten gieng so weit in diesem Unsinne, daß sie einen Menschen kaum für ehrlich hielt, der die Vernunft lobte, gleichwie sie glaubte, daß kein rechtschaffener Christ Vernunft haben müßte. Wolf stand auf, und vertheidigte den Charakter der Menschen. Er hatte die größten Verfolgungen auszustehn, weil er behauptete, daß ein rechtschaffener Mann nicht dumm zu seyn brauchte, und man beschuldigte ihn, daß er Gott läugnete, weil er ihn durch das Licht der Vernunft gefunden hatte. Er siegte endlich über Gegner, die viel zu klein für ihn waren, als daß er auf diesen Sieg hätte stolz seyn können. Europa fiel ihm ben, und die Vernunft stieg auf den Gipfel ihrer Ehre. Vielleicht übertrieb man ihr lob eben so, wie man ehemals ihren Tadel übertrieben hatte. Man wollte mit der Vernunft alles finden. Einer erklärte aus ihr die Geheimnisse der Religion, und ein anderer gab ihr das Regiment über die Oekonomie der Körper der Thiere. Ich glaube, nicht zu irren, wenn ich behauptet habe, daß man ihr in dieser letztern Sache zu viel zugeschrieben habe. Allein, ich glaube auch nicht, sie dadurch zu verachten, wenn ich behauptete, daß sie nicht die Triebfeder der ganzen Natur sey.

Da ich mir vorgesetzt hatte, meinen Lesern heute zu erzöh-  
 len, was die Arzneykunst der Vernunft eigentlich zu verdan-  
 ken habe; so mußte ich vorher anführen, worinn man ihr  
 ohne Grund zu viel eingeräumt. Sie hat in der That den  
 wenigsten Antheil an den Hülfsmitteln, deren sich die Natur  
 bedient hat, um uns zu der Beobachtung aller der Pflichten  
 anzuhalten, welche wir der Erhaltung unsers Lebens, unsrer  
 Gesundheit, unsers Geschlechts, und der Wiederherstellung  
 unsrer Gesundheit schuldig sind. Hätte sie die Natur hier-  
 zu bestimmt, so würde sie uns gewiß zuvor mit solchen Ein-  
 sichten erleuchtet haben, die uns geschickt machen könnten,  
 über die Maaßregeln unsrer Erhaltung richtige Vernunft-  
 schlüsse zu machen; so würden wir die Structur unsers Kör-  
 pers und seinen ganzen Mechanismus besser einsehn, so wür-  
 den wir uns nicht selbst als neue Wunder anstarren, und in  
 Absicht unsrer eigenen Natur nicht eine so große und gänzliche  
 Unwissenheit besitzen.

Nichts destoweniger aber kann man niemals mit Grunde  
 behaupten, daß die Arzneykunst der Vernunft gar nichts zu  
 danken hätte. Es giebt Leute, welche behaupten, daß wir  
 eben so wenig, wie die Thiere, einer besondern Wissenschaft  
 der Gesundheit und der Arzneykunst nöthig hätten. Wir  
 sollten, sagen sie, der Natur nur alles überlassen. Wir  
 sollten, statt der Gesetze der Lebensordnung, nur unsern Trie-  
 ben folgen, und in unsern Krankheiten, wie die Thiere, statt  
 der Arzneyen, nur mäßig und geduldig seyn.

Ob ich nun gleich zugebe; daß es die Thiere nicht anders  
 machen; so muß man doch auch zugleich bedenken, daß eben  
 die Vernunft den Menschen hindre, es den Thieren in allen  
 Stücken gleich zu thun. Wir weichen in der Erziehung un-  
 serer Kinder schon allzu weit von der Einfalt der Natur im  
 Thierreiche ab. Unsrer Bestimmungen sind edler. Wir  
 müssen zum gesellschaftlichen Leben, zu Bürgern, zu Dienern  
 der Welt erzogen werden; und dieses alles kann nicht geschehn,  
 wenn man uns, wie das liebe Vieh aufwachsen lassen woll-  
 te. Unter den Zubereitungen zu den menschlichen Ge-  
 schäften und Mühseligkeiten werden wir auch bald an die  
 Be-

Bequemlichkeiten, Wollüste und Verzärtelungen gewöhnt, die eine Folge der gesücteten Lebensart sind. Hierdurch arten wir aus, und werden in eine Art von Thieren verwandelt, die sich weit von der Einfachheit der Natur entfernt, und die um deswillen weit hinfälliger, schwächer und hilfsbedürftiger ist, als die der urvernünftigen Thiere. Führet uns nun die Vernunft in dieses Labyrinth hinein, so ist es billig, daß wir uns ihrer ebenfalls bedienen, um wieder heraus zu kommen, wenn sie uns dazu wahre und sichere Hilfsmittel darbieten kann.

Dieses kann sie allerdings. Sie kann den Zustand der Thiere, das ist, den Zustand der sich selbst gelassenen Natur, mit unserm gekünstelten und verdorbenen Zustande vergleichen. Sie kann die Abweichungen bemerken, wodurch wir elender geworden sind. Sie kann die Folgerungen anzeigen, welche die Abweichungen begleitet haben. Sie kann die Geschichte unsrer verdorbenen Natur, unsrer Krankheiten und der Folgen unsers verschiedenen Verhaltens bey denselben beschreiben. Durch sie können wir aus den Beobachtungen an Thieren und Menschen, und aus ihrer Vergleichung allgemeine Regeln unsrer Lebensordnung und unsrer Curen herleiten; und sehet! eben dieses ist der ganze Plan und Inbegriff der Arzneywissenschaft.

So hat uns die Vernunft, die sich nicht, wie die Sinnlichkeit, unmittelbar für unsre Wohlfahrt interessieren konnte, durch das Geschenk der Arzneykunst schadlos gehalten, und in den Stand gesetzt, die Strafen der Natur zu mildern, womit sie die Abweichungen von ihren Befehlen begleitet, die wir bey der gegenwärtigen Einrichtung der Welt und der menschlichen Gesellschaft unmöglich vermeiden können.

Inzwischen hat auch diese Kunst ihre Mißbräuche. Die Aerzte bleiben nicht allezeit bey den Beobachtungen der Natur stehen, sondern sie wolien voran fliegen, und setzen sich, wie von Haller sagt,

Nur Würmer in den Kopf, und Messer an die Brust.

So sind die Systemfchreiber und Theorienmacher, die sich auf Unkosten des Lebens anderer Leute in scharfsinnigen Erfindungen üben, die nichts, als Lustschlösser und Kartenhäuser sind. So war Hippocrates, so war Sydenham nicht. Diese klugen Männer wendeten ihre ganze Geschicklichkeit darauf, in der Kunst, richtige Beobachtungen anzustellen, vortrefflich zu werden. Sie haben uns den eigentlichen Körper der Arzneykunst geliefert, und haben den Systemfchreibern das Vergnügen überlassen, Nasen daran zu machen. Nur selten kömmt ein Boerhaave und ein van Swieten, der die Kunst versteht, ihn mit dem Purpur der Wissenschaft zu bekleiden. Es ist sehr schwer, dieses ohne Gefahr, etwas daran zu verderben, zu bewerkstelligen; und dieses ist die Ursache, warum allezeit die Kunst, richtig zu beobachten und zu vergleichen, die nützlichste Eigenschaft eines fleißigen Arztes bleibt.

Mein Herr,

Ich bitte Sie, schämen Sie sich doch, und schonen Sie unser Geschlecht ein wenig besser, als Sie bisher gethan haben. Ist es denn nicht möglich, daß ein Arzt züchtig und ehrbar schreiben kann, wie andere Leute? Was war das für ein ekelhaftes Stück, worinn Sie vom Schweiß und — ach! ich kanns nicht einmal schreiben, das häßliche Zeug! wovon Sie schrieben. Um noch dem Gräuel recht das Uebergewicht zu geben, mußte Ihnen der unverschämte Brief des Herrn Flatus Gelegenheit machen. Wenn Sie so fortfahren, so wird Sie kein Frauenzimmer mehr lesen, und in keiner Gesellschaft, wobey Damen sind, wird man leiden, daß vom Arzte gesprochen werde. Von Krankheiten, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, verlangen wir nichts gedruckt zu lesen; und wenn Sie nicht Vorrath genug von züchtigen Materien haben, so wollen wir wol warten, und Sie können unterdessen Ihre unzüchtigen Stücke nur griechisch herausgeben. Meynen Sie nicht, daß sich unser junges Volk, das ohne dem geneigt ist, dem Frauenzimmer unverschämte Dinge zu sagen, Ihrer Blätter bedienen würde, um uns in Bestürzung und Verwirrung zu setzen, wenn Sie von allen Sachen, die man sonst mit dem Arzte insgeheim abhüt, öffentlich und ohne Zurückhaltung schreiben wollten? Ich hoffe, daß Sie die Billigkeit meiner Beschwerden einsehen,

sehen, und mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen werden, in welchem Falle ich stets verharren werde Dero

fleißige Leserin,  
Erbarine Pipsch.

## Antwort.

Mademoiselle,

Ich hoffe, nicht zu irren, wenn ich Sie noch für unvermählt halte, **S**ob ich gleich in Dero gütigen Zuschrift keine Spur von Ihrem Erande finde. Mein einziges Argument, warum ich Sie lieber für unvermählt halten will, beruhet auf dem Anstoße selbst, welchen Sie an meinen Ausdrücken genommen haben, und der mir die Ehre Ihres Briefwechsels zuwege gebracht hat. Es scheint, daß die vermählten Damen die harten Ausdrücke der Mannspersonen besser vertragen können, und daß sie das Vermögen, zu erröthen, bey ihren Männern verlieren. Dem sey aber wie ihm wolle, so verehere ich an Ihnen diesen, obwol zweydeutigen, Ausdruck eines Charakters, welcher mit Recht die vornehmste Zierde des weiblichen Geschlechtes genennet wird. Bescheidenheit, Sittsamkeit, Schamhaftigkeit und Zurückhaltung sind die Gefährten der Unschuld, und lassen sich von derselben so wenig trennen, daß auch diejenigen, welche wenigstens den Schein dieser Tugend haben wollen, die Sprache dieser vier Holdinnen im Munde führen. Nichtsdestoweniger aber hoffe ich, daß Sie mir erlauben werden, meine Schreibart vor Ihnen zu rechtfertigen, und, wo möglich, zu beweisen, daß ihre Bescheidenheit mit Grunde nichts zu befürchten haben werde, wenn ich gleich in diesem Tone zu schreiben fortfahre. Ich weiß, daß die Aerzte in dem übeln Rufe sind, daß sie ein wenig unverschämte schreiben und reden. Ich weiß, daß Paräus einmahl den Verdruß gehabt hat, daß man eine Schrift von ihm, welche allzu unbescheiden geschrieben war, nicht hat wollen drucken lassen. Ich könnte vielleicht zur Vertheidigung meiner Amtsbrüder den Bayle zu Hilfe nehmen, welcher sagt, daß die Aerzte verbunden wären, unbescheiden zu schreiben, weil dieses einmal ihr Handwerk wäre. Allein, wir werden von beyden Seiten etwas nachgeben, um eine Streitigkeit zu vermeiden, deren Entscheidung weder Sie, noch mich, befriedigen könnte. Denn, wenn es ausgemacht wäre, daß die Aerzte unbescheiden schreiben dürfen; so würde Sie dieses noch mehr bestätigen, den Arzt nicht mehr zu lesen, welches mit unangenehm seyn würde. Würde uns aber die allzu strenge Schreibart verbessern, so müßte ich mich wegen der mehnigen vertheidigen; und dieses kann ich mit weniger Schein einer Unartigkeit thun, wenn ich unangenehm lasse, ob die Aerzte freyer schreiben dürfen, als andere Leute. Ich will so viel nachgeben, daß ein Arzt schuldig sey, von allen

allen natürlichen Dingen mit der möglichsten Behutsamkeit zu schreiben, und nichts davon zu sagen, was die Unschuld beleidigen könnte. Geben Sie aber dagegen auch wieder zu, daß ein Arzt nicht umhin könne, von natürlichen Dingen zu reden.

Der Gegenstand eines Arztes ist der menschliche Körper. Sie wissen, daß eine Jungfer nicht alle Theile desselben in gleichem Werthe hält, und daß sie manche für eine Tonne Goldes nicht einmal aussprechen würde. Ein Arzt ist schuldig, einen Theil des Menschen für eben so ehrlich zu halten, als den andern, und er muß sie nennen, wenn er verstanden seyn will. Wenn Sie an einem Theile, den Sie nicht nennen würden, krank sind; so fordern Sie nichtsdestoweniger von einem Arzte, daß er diesen Theil und seine Krankheit kenne, und die Mittel für dieselbe vorzuschlagen wisse. Wo soll er aber alles dieses in unsern letzten betrübnen Zeiten, da wir keine Eingebungen mehr haben, erfahren, wenn nicht von solchen Theilen, und ihren Krankheiten und Curen geredet und geschrieben worden wäre. Ich habe mich anheftig gemacht, das Publicum in den Grundsätzen der menschlichen Gesundheit zu unterrichten; und würde man mich nicht für einsältig halten, wenn ich die wichtigsten und wesentlichsten Regeln der Gesundheit mit Stillschweigen überginge, um gewisse Dinge nicht zu nennen, auf welche es dabey ankommt? Sie beschwerten sich Mademoiselle, daß ich in einem meiner Blätter vom Schweiß, vom Urine, von der Öffnung des Leibes und von den Blähungen gehandelt habe. Ich wollte darauf wetten, daß Sie selbst schon hundertmal Gefahr gelaufen haben, durch die Verabsäumung der Pflichten, welche man sich in Absicht aller dieser natürlichen Ausführungen schuldig ist, die Gesundheit, und wol gar das Leben, zu verlieren. Man kann behaupten, daß mehr als die Hälfte der Menschen durch die Verwahrlosung der natürlichen Ausführungen sterben muß. Wie wäre es nun wol möglich, daß ich, als ein Arzt, nichts davon hätte gedenken sollen? Ihr Vorschlag, griechisch zu schreiben, gehöret nicht ins gegenwärtige Jahrhundert, wo niemand mehr griechisch lernt, noch weniger aber für einen solchen Wochenchriftsteller, wie ich bin. Ich würde dadurch weiter nichts erhalten, als daß mich niemand läse, und hierzu könnte ich näher kommen, wenn ich nicht schriebe.

Ich weiß wohl, daß ein Arzt auch von den natürlichsten Dingen mit einer gewissen Anständigkeit sprechen muß. Allein, ich hoffe auch, daß Sie mich in dieser Absicht selbst rechtfertigen werden, indem ich bisher ziemlich sorgfältig gewesen bin, alle grobe und anstößige Ausdrücke zu vermeiden. Daß ich den Blähungen keinen fernern Namen gebe, und daß ich zuweilen eine Handlung beschreibe oder erzähle, wovon ein Fontenelle mit seiner Marquissin fremlich nicht sprechen würde, das sind Dinge, die Sie einem Arzte verzeihen können, ohne sich in den Verdacht einer Unbescheidenheit zu setzen. Ich

lebante

könnte freylich statt der Wörter Blähungen, Winde, u. s. w. Umschreibungen gemacht haben. Allein, ich habe auch für Leser zu sorgen, die bey'm Lesen denken wollen, und die es einem Schriftsteller sehr übel auslegen, wenn er mit zwanzig Worten sagt, was er mit einem einzigen hätte sagen können. Von dieser Freyheit, natürliche Dinge bey ihren Namen zu nennen, und davon mit möglichster Bescheidenheit ausführlich zu reden, darf ich nicht abweichen, ehe ich nicht aufhöre, meine Blätter zu schreiben. Sie, Mademoiselle, werden wohl thun, wenn Sie sich an solche Dinge nicht lehren. Es kommt ihm ziemlich ab, die Bescheidenheit in den Worten zu suchen, wenn man von seinem Leben und von seiner Gesundheit spricht. Ich könnte sie in Gesellschaften von den vornehmsten Damen und Herren führen, worinn ganz frey und öffentlich von solchen Dingen in solchen Ausdrücken gesprochen wird, wovon ich noch nichts gesagt, oder worüber ich mich viel behutsamer herausgelassen habe. Schämen Sie sich ihres Lebens, ihrer Natur und ihrer Gesundheit nicht. Wenn sich junge Herren finden sollten, die Ihnen durch meine Blätter eine Beschämung verursachen wollen, so heißen Sie die Unverschämten schweigen. Denn, wie wollten Sie es sonst wol anfangen, wenn Sie ihnen mit der Bibel eben so beschwerlich fallen sollten? Man übertritt nicht die Regeln des Wohlstandes, der Bescheidenheit und der Hochachtung, welche man allen Menschen, und besonders Damen, schuldig ist, ohne sich mit den Karrenschiebern in eine Classe zu setzen, und einen solchen Kley kann eine Dame allezeit leben lehren.

Ich verspreche Ihnen, Mademoiselle, daß mich Dero Anklage stets in dem Vorsatze bestärken und erhalten wird, in meinen Blättern die Schranken nie zu überschreiten, welche einem Arzte, der von menschlichen Dingen sprechen muß, die Gesetze der Bescheidenheit und Hochachtung vorschreiben, welche er seinen Lesern schuldig ist, und verharre

Dero

ergebener Diener  
der Arzt.

\* \* \*

Mein Herr,

Wie hat mich Ihr siebentes Stück vergnügt, und wie danke ich Ihnen, daß Sie die ungereimte Gewohnheit, in allen Zusammentünften Karten zu spielen, getadelt haben! Es ist wahr, daß dieses Spiel ungemein reizt, das Gemüth beschäftigt und die Zeit verkürzt. Allein, gleichwie die Erfindung der Karten keinen andern Zweck gehabt hat, als einem elenden melancholischen Könige die bösen Stunden zu vertreiben; so sollte man es auch in Gesellschaften nur zu



einem Nothhelfer gebrauchen, um sich die Stunden damit zu verkürzen, in welchen man sonst verdrießlich seyn und lange Weile haben würde. Leute von Einsichten und Geschmack werden allezeit die Zeit hinzubringen wissen, ohne die Karten zu Hülfe zu nehmen, und ich wollte um deswillen wünschen, daß Sie noch einmal von dieser Materie schrieben, und das Kartenspiel noch viel ärger herunter machten. Ich habe einen Ekel vor diesem Spiele, und werde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie meine Freunde durch Ihre Verstellung davon abbringen können. In dieser Hofnung verharre ich, u. s. w.

## Antwort.

Mein Herr,

Ich bin Ihnen verbunden, daß Sie mehr Zutrauen zu mir haben, als ich selbst. Ich müßte sehr stolz seyn, wenn ich mir einbilden sollte, daß man auf mein Wort aufhören würde, Karten zu spielen. Ich kann noch weniger glauben, daß ich Grund oder Recht hätte, es zu verbieten. Denn da es, wie Sie selbst sagen, ein reizender und angenehmer Zeitvertreib ist, so bin ich als Arzt verbunden, denselben Vielen vielmehr anzupreisen. Die Leute können nicht immer spaziren, nicht immer tanzen, nicht immer musirciren. Die Abwechslung der Vergnügungen ist das einzige Mittel, sie alle vortheilhaft zu genießen. Ich habe in meinem siebenten Stücke gar nicht die Absicht gehabt, das Kartenspiel schlechterdings zu verwerfen; sondern ich habe bloß zeigen wollen, daß es kein gutes Mittel sey, Gästen, die man mit vielen köstlichen Speisen bewirthen will, Appetit zu machen, und daß überhaupt das vielstündige Sitzen bey dem Lombretische dem Zwecke des gesellschaftlichen Lebens zuwider sey. Ich kann als Arzt weder das Kartenspielen, noch das Sitzen überhaupt, tadeln; und wenn ich es thäte, so würde ich damit eben so wenig ausrichten, als wenn ich den Leuten das Essen und Trinken verböte. Wenn ich das Kartenspiel verstände, so würde ich mich desselben eben so bedienen, wie der Gedichte. Ich würde sie zu der Zeit, wenn mir die Leibesbewegung unnöthig wäre, zur Gemüthsergötzung ergreifen. Aber ich würde nicht glauben, daß sie der Zweck und der einzige Zeitvertreib aller Gesellschaften seyn müssen.

Ich bin, u. s. w.



Drey

## Dren und zwanzigstes Stück.



von Haller.

Durchsucht das holde Reich der buntgeschmückten Kräuter,  
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt;  
Ihr werdet alles schön, und doch verschieden finden,  
Und den zu reichen Schatz stets graben, nie ergründen.



**D**as weite Feld, welches mir für meine wöchentlichen Arbeiten offen steht, enthält so mancherley Schätze, die ich meinen Lesern vorzulegen habe, daß ich oft unschlüssig bin, wohin ich mich zuerst wenden soll. Bis jetzt habe ich ihnen noch nichts aus dem Magazine der Arzenkunst gezeigt, worinn die Waffen liegen, mit welchen ein Arzt gegen Krankheiten und Tod zu Felde zieht. Ich bin es den Freunden der Naturlehre schuldig, ihnen dann und wann diese Vorrathskammer zu öffnen, und heute will ich einmal den Versuch machen, sie davon zu unterhalten.

Die Aerzte haben sich aller drey Reiche der Natur bemächtigt, um daraus die Waffen zu nehmen, womit sie der leidenden menschlichen Natur zu Hülfe eilen. In den ältesten Zeiten nahm man sie mehrentheils bloß aus dem Gewächreiche. Wurzeln, Blätter, Blüten, Sprossen, Rinden, Hölzer, Früchte, Säfte, u. s. w. mußten den Aerzten zu Gebote stehen. Man entdeckte ihre Wirkungen aus mancherley Erfahrungen und Versuchen, und führte hernach ihren Gebrauch in der Arzenkunst ein. Galen und die übrigen alten Aerzte verordneten ihren Kranken lauter große Humpen von Kräutern; und wer damals stark medicinirte, der hätte fast nöthig gehabt, sich einen Schiebkarren zu halten, um sich die Arzneyen zuführen zu lassen. Theophrastus Paracelsus machte den Anfang, die chymischen Arzneyen einzuführen.

Er fand im Mineralreiche große Schätze für die Gesundheit verborgen; und nachdem er ihnen die gehörige Zubereitung gegeben hatte, konnte er mit sehr wenig Arznei eben so viel und mehr wider die Krankheiten ausrichten, als man vorher mit dem größten Vorrathe von Kräutern nicht hatte thun können. Seit dieser Zeit sind die Pulver, Pillen, Essenzen, Mixturen und andre Arzneiformeln Mode geworden, welche sich um ihrer Vorzüge willen einen stets dauernden Beifall erhalten haben. Das Thierreich selbst hat uns eine Menge von Geneigungsmitteln liefern müssen, und die Ehymie leistete auch bey ihrer Zubereitung vortrefliche Hülfe.

Ich würde einen seltsamen Aufzug machen, wenn ich meinen Lesern ein Verzeichniß von vielen tausend Dingen aus allen drey Reichern der Natur vorlegen wollte, um ihnen die Materialien der Aerzte kennen zu lernen. Ich kann und will aus meinen Lesern keine Aerzte machen. Ich kann auch nicht alle Theile der Arzneiwissenschaft in meinen Blättern gebrauchen, sondern ich muß, wie die Bienen aus Blumen, aus jeder Wissenschaft nur den Honig, das Angenehmste, das Nützlichste, das Wesentlichste heraus nehmen, und es meinen Lesern zubereiten, wie sie es gerne lesen mögen. Was also die Wissenschaft der einfachen Arzneyen, oder die sogenannte *Materia medica*, anbetrifft; so werde ich nur dann und wann solche Mittel beschreiben, die von sehr allgemeinem Gebrauche, von großem Nutzen, zugleich aber durchgängig berühmt und einer verständlichen und unterhaltenden Beschreibung fähig sind. Die Aufsätze von dergleichen Arzneyen müssen gewiß interessant seyn, ob ich gleich zugebe, daß sie manchen Lesern nicht gefallen werden. Diese müssen bedenken, daß andern diejenigen Stücke auch nicht gefallen, die sie mit Vergnügen lesen. Sie werden sich zusammen vertragen; denn in der That bin ich unter uns allen am schlimmsten daran. Ich darf gar keinen Geschmack haben, um den Geschmack eines jeden ohne Ueberdruß zu befriedigen. Ich möchte zuweilen weinen, wenn ich etwas schreibe, weil ich weiß, daß darüber gelacht wird, und oft kann ich lächeln, wo ich weiß, daß meine Leser zu Hunderten gähnen werden. Alles dieses gehört

gehöret nicht zur *Materia medica*. Allein, es muß nicht jedes Stück durchaus von einerley Sache handeln. Die Ordnung im Vortrage ist nicht allemal eine Tugend. Sie ist das Opium der gemeinen Predigten, und das Maßflach der Schriftsteller, welches bey den Türken und Lesern auf einerley Art wirkt. Erst freuen sie sich, und dann schlafen sie ein. In der That können die wenigsten Leser einen ernsthaften und gründlichen Vortrag ausstehen, und das Veranügen, was ihnen der erste Anblick eines ordentlichen, wohl eingetheilten und schön vergliederten Vortrags verursacht, endiget sich geschwind in Ek. l und Ueberdruß.

Damit aber mein Plaudern nicht eben dieselbe Wirkung thun möge, so will ich meinen Lesern sagen, daß ich sie heute mit der Geschichte der weltberühmten Fiebertinde zu unterhalten gedenke. Diese Arzney besitzt Tugenden, welche sie in den allergemeinsten und in den allerverzweifeltsten Krankheiten unentbehrlich machen. Denn was ist gemeiner, als die Fieber? und was ist gefährlicher, als Fäulniß und Brand? In diesen beyden und noch viel mehreren höchst wichtigen Krankheiten ist die Quina oder Chinarinde von zuverlässiger und wundervoller Wirkung. Gleichwie es also derselben weder an großer noch an mannichfaltiger und allgemeiner Nützlichkeit mangelt, so ist sie auch in allen Theilen der Welt berühmt, und in Europa bekannter, als selbst in ihrem Geburtslande. Ihre natürliche Geschichte, die ich nach dem Herrn de la Condamine erzählen will, der ihren Geburtsort selbst besucht hat, ist angenehm und unterhaltend, und ihre Fata unter den europäischen Ärzten sind seltsam genug, als daß sie nicht interessiren sollten. Wir haben wenige Arzneyen, bey denen sich alle Umstände vereinigen, wie ich sie für meine Blätter wünsche. Indessen werde ich doch immer einige finden. Keine aber ist würdiger, den Vorrang vor allen andern zu haben, als die Chinarinde. Denn, ihre Tugenden sind zu allgemein, und zugleich in den allerwichtigsten Krankheiten zu entscheidend, als daß ihr irgend eine andre einfache Arzney vorgezogen zu werden verdiente. Was sind die faulenden Fieber, was ist der heisse und kalte Brand, was sind die

Wechselfieber, der Friesel, die Ruhr, für wütende, grausame, mürgende Krankheiten? und wer konnte sich wol rühmen, ihr Meister zu seyn, ehe diese Rinde bekannt war? Ist ist man durch sie schon Meister von einigen, und ist braucht man mit ihr die übrigen weniger zu scheuen.

Der Herr de la Condamine reifete im Jahr 1737 von Quito über Lora nach Lima, um an dem mittlern Orte den Chinabaum zu untersuchen, welcher uns in Europa noch nicht völlig bekannt ist. Lora, oder, nach spanischer Aussprache, Loja, liegt an der peruanischen Küste, ungefähr 70 Meilen südlicher, als Quito. Drittehalb Meilen von Lora liegt der Berg Cajanuma, und dieses ist der Ort, wo die beste, wenigstens die berühmteste, Chinarinde gesammelt wird. Dieses erhellet daraus, weil sich noch vor 15 bis 20 Jahren die Kaufleute von einem Notario die Versicherung geben ließen, daß die von ihnen eingehandelte Chinarinde vom Berge Cajanuma wäre. Der Herr de la Condamine blieb eine Nacht auf dem Gipfel desselben, bey einem daselbst wohnenden Landeseingebornen, der dazu bestellt war, die Rinde von diesen Bäumen abzusammeln. Der Chinabaum steht in den Ebenen. Er wächst gerade, und unterscheidet sich von weitem durch seinen Gipfel, welcher über alle andre Bäume hervorraget. Er steht allezeit nur einzeln zwischen Bäumen von andrer Art. Wenn er ungehindert fortwachsen kann, so wird er stärker, als ein Mann im Leibe, wiewol heute zu Tage selten Bäume von dieser Stärke auf dem Cajanuma angetroffen werden. Dieses kommt daher, weil die Bäume, von welchen man die erste Rinde erhalten hat, alle ausgegangen sind, nachdem man ihnen ihre Rinde gänzlich genommen hatte. Einige junge Bäume gehen auch davon aus; doch aber bleiben die meisten. Der Herr de la Condamine hat sie nicht stärker, als eines Armes dick, auch nicht höher, als zwölf bis funfzehn Fuß, gesehen. Ehedem hielt man die dicksten Rinden für die besten. Ist aber sucht man, aus wohlgegründeten Ursachen, die feinsten.

Der Gebrauch der Chinarinde war den Americanern schon bekannt, ehe ihn die Spanier wußten, denen ihn die Landes-  
einge-

eingeböhrnen lange Zeit verhehlt hatten. Wenn man einer alten Sage trauen darf, so haben die Americaner die Entdeckung dieses Mittels dem Löwen zu danken, von dem einige Naturforscher versichern, daß er einer Art von Wechselfiebern unterworfen seyn soll. Nachdem man gesehen hatte, daß diese Thiere von der Chinarinde fraßen; so bediente man sich derselben in den Wechselfiebern, die in diesen Gegenden sehr gemein sind. Ob aber gleich die Spanier von Lora und in der ganzen Gegend die Kraft dieser Rinde erkannt und bewährt erfunden hatten; so blieb sie doch der ganzen übrigen Welt noch lange verborgen. Dieses Mittel, welches fast das einzige ist, dem man den Namen eines Specifici geben könnte, ward 1683 bey Gelegenheit eines Fiebers bekannt, welches die Gräfin von Chichon, Vicelkönigin in Peru, nicht los werden konnte. Der Corregidor zu Lora, der dieses erfahren hatte, sandte seinem Beschützer, dem Vicelkönige, die Chinarinde, und versicherte ihn schriftlich, daß er für die Genesung der Gräfin stünde, wenn man ihr diese Fieberarzney geben würde. Der Corregidor ward sogleich nach Lima berufen, um die Dosis und Zubereitung des Mittels selbst anzuordnen, und nach einigen mit andern Kranken glücklich von statten gegangenen Versuchen, nahm es die Vicelkönigin auch, und genas. Sie ließ sogleich von Lora einen Vorrath von dieser Rinde kommen, die sie selbst allen Nothleidenden gab, weil die Damen geböhrne Licentiatinnen der Arzneykunst sind; und damals fing dieses Mittel an, unter dem Namen des Pulvers der Gräfin bekannt zu werden. Einige Monate hernach gab sie es den Jesuiten, welche fortführen, es umsonst auszutheilen, und da erhielt es den Namen des Jesuitenpulvers, welchen es in America und Europa lange behalten hat. Kurze Zeit hernach schickten die Jesuiten von Lima mit dem Generalsprocureur der Provinz Peru, welcher nach Rom gieng, dem Cardinale von Lugo, von eben der Gesellschaft, einen Vorrath dieses Pulvers, und in dessen Pallaste wurde es anfangs den Armen umsonst, andern aber mit Gelde aufgewogen, gereicht. Nachher gab es die Apotheke des römischen Collegii mit eben so glücklichem Erfolge aus, als zu Lima, und man

nennete es entweder noch immer das Jesuitenpulver, oder auch das Cardinals pulver. Dieses gieng so fort, bis ans Ende des verwichenen Jahrhunderts. Man sagt, daß eben dieser Procurator der Gesellschaft, als er durch Frankreich nach Rom gereiset, den König Ludwig XIV. als damaligen Dauphin, mit der Chinarinde vom Fieber befreuet habe.

Als im Jahr 1640 der Graf und die Gräfin Chinchon nach Spanien zurückgekommen waren, so verkaufte ihr Arzt Juan de Vega, dieses Mittel zu Sevilla, das Pfund zu hundert Realen, oder dreizehntehalb Speciesthalern nach unsrer Münze. Die Rinde behielt einerley Abgang und Ruhm, bis die Chinabäume, die noch Rinde hatten, selten wurden, und einige Einwohner von Lora, da sie nicht mehr so viel schaffen konnten, als man in Europa verlangte, verschiedene andre Rinden unter die Päfte mischten, die sie auf den Markt nach Panama sendeten, wenn die Schiffe angekommen waren. Kaum hatte man dieses entdeckt, als die Chinarinde von Lora so in Verfall gerieth, daß man nicht einen halben Piafter mehr für das Pfund geben wollte, da man vorher zu Sevilla deren zwölfe, und zu Panama selbst vier bis sechs Piafters dafür gegeben hatte. Im Jahr 1690 blieben viele tausend Pfund zu Pua und an der Anfurth von Panta liegen, welches letztere der nächste Hafen von Lora ist, ohne daß jemand Lust gehabt hätte, sie einzunehmen. Dieses hat zum Ruine von Lora den Grund gelegt, und es ist heutiges Tages eben so arm, als es ehemals reich war.

Unter den verschiedenen Rinden, die man öfters mit der Chinarinde vermischet hat, und noch zuweilen damit vermischet, befindet sich die Alligier- und die Tucharillarinde. So ähnlich sie sich sind, so kann man sie doch unterscheiden, und kein Kenner läßt sich damit hintergehen. Seit einigen Jahren hat man zur Verhütung dieses Betruges die sonst nie beobachtete Vorsicht gebraucht, jeden Ballen insbesondere zu untersuchen. Zu Panta, von wannen die meiste nach Europa bestimmte Chinarinde nach Panama gesendet wird, schiffet man keinen Ballen ohne diese vorläufige Untersuchung ein, wofern er nicht von sehr sichern Händen kommt.

Man

Man findet alle Tage auf eben derselben Reihe von Bergen neue Chinabäume. Die, so sie entdecken, verbergen es sorgfältig. Die Chinarinde vom Anaraca ist seit einigen Jahren in gutem Rufe; aber die von den Bergen Jaen hat zu Panama keinen guten Namen.

Die Menge der Chinarinde, die alle Jahre nach Europa geführt wird, hat ganz Peru auf die Meynung gebracht, daß man sich ihrer zum Färben bediente. Der Mann, bey dem der Herr de la Condamine eine Nacht auf dem Berge geblieben ist, hat ihm gesagt, er hätte einige Schnupstücher, die er drey Tage in einer Infusion dieser Rinde weichen lassen, moschusbraun gefärbt.

Der Name Quinquina ist americanisch. Allein, die Rinde, die in Europa diesen Namen führet, ist weder in Peru, noch zu Lora selbst, anders, als unter dem Namen Cortega de Lora, Rinde von Lora, oder, welches noch gemeiner ist, Cascarilla, kleine Rinde, und der Baum unter dem Namen Cascarillenbaum bekannt. Es giebt aber in den Provinzen des südlichen America einen andern sehr berühmten Baum, welcher den Namen Quinquina führet, und woraus, wenn man Einschnitte hinein macht, ein wohlriechendes Harz träufelt, dessen man sich vornehmlich zum Räuchern bedient. Es ist also die Frage, wie und warum die Rinde von Lora in Europa und der ganzen übrigen Welt, außer dem Orte ihres Ursprunges, den Namen Quinquina erhalten hat? Unter den verschiedenen Tugenden, die man dem balsamischen Baume zuschreibt, welchen die Eingebornen und Spanier von je her Quinaquina genennet haben, ist die Tugend seiner Rinde die vorzüglichste, weil man sie für ein vortreffliches Mittel wider das Fieber gehalten. Vor der Entdeckung des Baumes von Lora war er in großem Ruhme. Die Jesuiten von la Pan und Chuquiabo pflegten die Rinde davon nach Rom zu senden, wo sie unter dem wahren Namen Quinaquina verbraucht wurde. Als nun die Rinde von Lora durch eben diesen Canal nach Rom kam, so verwechselte man das neue Fiebermittel mit dem alten; und



da das neue den Vorzug erhielt, so behielt es den Namen des alten, das ist fast gänzlich in Vergessenheit gerathen ist.

Das Wort Quinaquina stammt unstreitig von der alten peruanischen Sprache her, obgleich die Geübtesten in derselben dem Herrn de la Condamine nicht zu sagen wußten, was das Wort Quina bedeute. Er fand aber in einem alten Wörterbuche von der Sprache Quichoa, welches die peruanische Sprache aus den Zeiten der Incas ist, das Wort Quina ai, das heute zu Tage nicht mehr gebräuchlich, ja, den Landeseingebohrnen selbst unbekannt ist, weil sich ihre Sprache durch die Vermischung mit dem Spanischen sehr verändert hat. In diesem Wörterbuche, welches im Jahr 1614 zu Lima gedruckt worden, wird das besagte Wort durch das Spanische Mantelilla India, eine Art eines Mantels, übersetzt, in welchen sich die Eingebornen einzuhüllen pflegten. Da die Sprache Quichoa eben nicht reich ist, und wenig Wörter besitzt, deren Bedeutung sich nicht metaphorisch auf verschiedene andre Sachen zugleich erstrecken sollte: so kann man wahrscheinlicher Weise vermuthen, daß das Wort Quina ai einen Mantel, aber auch die Rinde, die einen Baum als ein Mantel einhüllet, bedeuten konnte, wenn von einem Baume die Rede war. Wenn diese Herleitung Benfall erhält, so hat die Wiederholung Quinaquina keine Schwierigkeit, weil die Wiederholungen in gedachter Sprache, besonders aber bey den Namen der Pflanzen, sehr gemein sind. So sagt man z. E. in derselben: Viravira, Pincopinco, Sayasaya, Mocomoco, wodurch man eine desto größere Kraft der Pflanze andeuten will. Quinaquina will also eigentlich so viel sagen, als die vorzügliche Rinde, oder die Rinde der Rinden.

Es geht der Quinquina, wie fast allen Arzneymitteln, die in dem Lande, das sie hervorbringt, gemein sind. Ueberhaupt zu reden, macht man in Peru wenig daraus; und gebraucht sie auch eben nicht häufig. Man fürchtet sich davor, und gebraucht sie zu Lima wenig, noch weniger zu Quito, und zu Lora fast gar nicht.

Herr

Herr Orry, Generalcontroleur der Finanzen, hatte im Jahr 1735 die Akademie der Wissenschaften befragt, ob sie es für gut fände, die weibliche Chinarinde ins Königreich einzuführen, die darinn von der gemeinen verschieden ist, daß sie auf der Zunge viel weniger Bitterkeit zurückläßt, und daß sie dicker, schwammigter, und inwendig voller Holzfasern ist? Die Akademie antwortete, daß man diese Chinarinde im medicinischen Gebrauche viel schwächer und unkräftiger befunden habe, und daß sie daher den ansehnlichen, und in vielen Fällen unschätzbaren Vortheil verliere, das Fieber geschwinde zu heben; ferner, daß man, wenn man diese einführte, die wahre Chinarinde nicht viel mehr zu sehn bekommen würde, weil jene weniger kosten müßte; daß man sie, wenn die gute Chinarinde am nöthigsten seyn würde, am leichtesten dafür würde annehmen müssen, zumal, wenn sie zu Pulver gemacht wäre, und daß endlich, wenn man sie strenge verböte, deren dennoch immer noch mehr als zu viel, aber doch immer weniger eingebracht werden würde, als wenn man sie ordentlich erlaubt hätte.

Der erste Gebrauch, welchen man in Europa von der Fieberinde gemacht hat, war bey den sogenannten kalten oder Wechselfiebern. Hier hat man gesehen, wie zuversichtlich die Aerzte irren, wenn sie mit der Neugier auf Erfahrungen ausgehen, und die Beurtheilungskraft zu Hause lassen. Einige, die diese Arzney bey Wechselfiebern zur Unzeit verordneten, sahen auf ihren Gebrauch alle die Wirkungen erfolgen, die sich vor jeder andern Arzney, welche das Fieber zur unrechten Zeit vertrieben hätte, ereignet haben würden. Nun waren sie aber so einfältig nicht, zu gestehen, daß ihr Versehen an allen den Uebeln Schuld wäre, die auf den Gebrauch der Chinarinde erfolgten; und also war es ganz natürlich, daß diese Arzney in übeln Ruf kam, ob es gleich ungerecht war, daß sie die Schande der Aerzte tragen mußte. Man schrieb ihr zu, daß sie die Wechselfieber in anhaltende, die drehtägigen in tägliche, die einfachen in doppelte verwandelt; daß sie verstopfte; daß schlimmere Recidive darauf erfolgten, und daß sie Beängstigung, Gelbsucht, Verstopfung der Eingeweide,

weide, Geschwulst, Bleichsucht, Mißfarbe, Wassersucht und Zehrung zurück lasse. Solche erschreckliche Beschuldigungen brachten die Fiebertunde in einen so übeln Ruf, daß mancher lieber starb, als sie einmahen; und mancher glaubte, China zu nehmen, sey nicht viel besser, als mit dem bösen Feinde ein Bündniß machen. Verschiedne Aerzte warnten die ganze Welt vor dieser Rinde, so wie ein Hahn seine Hühner warnt, wenn er etwas wahrnimmt, wovon er nicht weiß, was es ist. Hütet euch vor der China! rufen sie öffentlich. Sie ist Gift! Gift! Sie adstringiret! Sie macht euch gelbsüchtig, wassersüchtig, bleichsüchtig; und ihr müßt sterben!! Hier sind die Beispiele! Hier stehen sie beschrieben! — — — — —

Damit leckten sie an ihre Daumen, und schlugen die Casusbücher nach, worinn man allerdings fand, daß nach dem Gebrauche der China solch Unheil erfolgt war. Allein, sie bedachten nicht, daß auf die Weise, wie sie es angefangen hatten, kein gutes Arzneymittel in der Welt seyn würde. Man sehe, und konnte es nicht läugnen, daß die Rinde dieses Uebel alsdann stütete, wenn man sie zu frühzeitig gab. Sag denn also der Fehler wol an der China? Nein! Man muß keine einzige Arzney in der Welt zu frühzeitig geben, wenn sie nicht schädlich werden soll. Denn eben dieß ist zur Unzeit. Man esse Brodt bey überladnem Magen, so ist es sehr schädlich, weil es zur Unzeit genossen wird. Man nehme China, um das Fieber zu vertreiben, ehe die Materie des Fiebers aus dem Körper herangeschafft ist; so ist sie schädlich, weil sie zur Unzeit genommen wird. Ist deshalb das Brodt eine verdächtige Speise, oder die Rinde eine verdächtige Arzney? Man muß einen verschobnen Kopf haben, wenn man so denken kann.

Was soll denn nun aber aus der China werden? Ein Fiebermittel; eine vorreffliche Arzney, welche das Fieber geschwind und sicher, leicht und gründlich vertreibt, nachdem man den Leib durch besondre ausführende Mittel gereiniget, und dazu die Fieberzeiten erwählet hat, an welchen die Natur selbst mit dieser Reinigung ungeht. Dieses ist die Ursache, warum man einige Anfälle vom Fieber erst ausstehn muß, ehe

ehe man es vertreiben kann. Wenn man gleich nach dem ersten Fieberanfalle die Reinsungen des Körpers vornimmt, so kann man fast zuverlässig voraus sagen, daß ein gemeines Wechselfieber, nach sehr wenig Anfällen, vermittelt der Rinde gründlich und sicher zum Weichen gebracht werden könne. Ich würde zu prahlen scheinen, wenn ich erzählte, wie viel hundertmal andern Aerzten, und mir selbst dieses gelungen sey, und daß ich kein einziges Beispiel weiß, da auf den Gebrauch der Rinde solche böse Wirkungen erfolgt wären, als man ihr zuzuschreiben pfleget. Allein, weil sich die Feinde der Rinde auf die Erfahrung berufen, so muß man ihnen zu wissen thun, daß es eine Methode gebe, die China ohne die allergeringste Gefahr und Unsicherheit zu gebrauchen, nach welcher man das Fieber nach vier bis fünf Anfällen eben so gründlich, als sie nach fünf bis sechs Wochen, und nach einem überhäuften Gebrauche ohnmächtiger Digestive, vertreiben kann. Man muß denen, die auf Akademien die Bourtheile ihrer Lehrer für die Grundsätze der Arzneikunst annehmen müssen, berichten, daß sie dereinst an Oerter und in Provinzen Deutschlands kommen können, wo man sich sehr für ihre Gründlichkeit bedanken würde, wenn sie sich 5 Wochen Zeit, und so viel Päckchen Pulver zur Cur eines kalten Fiebers ausbedingen wollten, da man viele hundert und tausend Beispiele vor Augen hat, daß sich ein solches Fieber in acht oder zwölf Tagen gründlich curiren lasse. Man muß endlich auch den Eiteln die Gelegenheit nehmen, über unsre Einfalt zu lachen, wenn man sie in der Meinung ließe, daß alle Aerzte unsers Jahrhunderts so übermäßig klug und vorsichtig gewesen wären, den Leuten das Fieber lieber zu lassen, als es ihnen mit einem Mittel zu vertreiben, das schädlich ist, wenn man es zu einer Zeit gebraucht, da es nicht gebraucht werden muß.

Die Macht der Wahrheit hat bey den meisten neuern Aerzten schon durchgedrungen, und man lachet nur über die Schwierigkeiten, welche einige junge Aerzte noch von manchen Akademien mitbringen, wo es noch hin und wieder einen alten vorsichtigen Mann giebt, der die Kühnheit der andern, welche

welche die China verordnen, für eine Gewissenssache hält, und der zwar, wie die Elephanten, so flug ist, daß er den einen Fuß nicht eher fortsetzen will, als bis der andere erst recht fest steht, der aber auch, weil ihn Alter und Vorurtheil steift, nie schlüssig werden kann, ein Bein aufzuheben, um einen Schritt weiter zu thun.

Die neuern Aerzte, die hierzu bereitwilliger waren, haben sich durch die fortgesetzten Versuche mit der China noch einiger andrer Krankheiten bemächtigt, die sie vorher nicht zu bändigen wußten. Man weiß, wie große Wirkungen diese Rinde im kalten Brande thut; wie sie fast augenblicklich die Fäulniß hemmet, und gleichsam zum Tode saget: Hier soll er stille stehen. Die Erfahrungen mit der Rinde im Braude sind so häufig, so zuverlässig, so un widersprechlich, daß ich nicht nöthig habe, sie durch Vernunftschlüsse zu verteidigen.

Es wäre zu wünschen, daß sie in faulenden Fiebern eben so deutlich, geschwinde und entscheidend wirkte. Allein, obgleich an diesen letztern Krankheiten noch viele Leute sterben, so wird doch ein jeder, der mit der Rinde zur rechten Zeit, und nach vorhergegangener nöthigen Cur, Versuche ange-  
 stellt hat, mehr als zu deutlich gesehen haben, daß sie die rechte Arznei für solche Fieber sey, ob sie dieselben auch gleich nicht allemal überwinden kann. Dieses ist allen Specificis eigen.

Denn sonst würde man nie Leute an solchen Krankheiten sterben sehen, wofür Specifica in der Welt sind. Niemand kann von den vortrefflichen Wirkungen dieser Arznei gründlich urtheilen, als wer sie zum öftern versucht hat, denn desto ausgebreiteter, aber auch zugleich desto wunderbarer wird ihr Nutzen. Ich kann mich nicht enthalten, eine schöne Stelle aus den verehrungswürdigen Herrn von Saen Schriften hier anzuziehen.

„Ich gestehe gern, sagt er, mit andern großen Männern, daß ich die wahre Wirkungsart der Fieberinde nicht wisse. Ich sehe, wie mächtig sie dem Brande Einhalt thut, und den Theilen das Leben wieder giebt; ich bewundere, wie sie in anhaltenden Wechseln Fiebern, die zu heftigen Bewegungen und die Hitze mäßigt, da sie doch beyde bey schlaffen und trägen Temperamenten wunderbar

„ver-

„vermehrt; ich sehe mit Vergnügen, wie gelinde und glücklich sie die noch verborgen liegenden Ausschläge der Haut, die Blattern, den Friesel, die Flecken heraustreibt und außen erhält; wie schön sie die rothen, blauen und schwarzen Flecken vertreibt, in bössartigen Fiebern den Blutharn und Blutdurchlauf stillt; wie glücklich sie, zur rechten Zeit und in gehöriger Dose gegeben, die Wechselfieber aller Arten curiret, wie sicher sie die Blutstürzungen anhält, die Nerven stärkt, das wässrige Blut verdickt, das zähe verdünnet, und den Fäsergen ihren verlorenen Ton wieder giebt: allein, es scheint vergeblich zu seyn, dieses alles aus einem einzigen Grunde erklären und herleiten zu wollen, zumal, wenn ich erwäge, in welcher kleinen Dosi sie diese Wirkungen hervorbringt, wenn man sich ihres Harzes oder Salzes bedient. Wenn man außerdem zweyen sonst gesunden, nun aber mit einerley Art von Wechselfieber behafteten Personen, deren eine die gespanntesten, die andere aber die schlaffsten Fäsergen hat, die Fiebrinde verordnet, so genesen sie beyde. Wirkte sie nun bloß, wie viele glauben, durch eine zusammenziehende Kraft, welche die erschlafften Nerven stärkte; so müßte sie nothwendig der ersten von diesen Personen mehr schaden als nützen. Benimmt sie also vielleicht den Nerven ihre Reizbarkeit? Wenn dem also wäre, wie kann sie gleichwol die unreizbarsten Körper, worinn die gleichgültigste Seele wohnt, vom Wechselfieber befreien, und den trägsten, unreizbarsten Körpern den Reiz vermehren? Alles dieses ist ein Geheimniß, und wird es bleiben! — Welche Begriffe muß uns ein solches Urtheil eines so erfahrenen Arztes von einer Arzney machen, die sich den Menschen in so mannichfaltigen großen Nöthen empfiehlt! Mit Entzücken erwähne ich hier einer mir erst neulich gelungenen Cur einer viermonatlichen gänzlichen Lähmung aller Glieder eines vornehmen Frauenzimmers, nach einem gehaltenen Schrecke, welche bloß durch Abführungen und Fiebrinde dergestalt bewerkstelligt worden, daß diese Person, welche, als sie hier ankam, ihre Füße unbeweglich nachschleppte, und von einem Orte zum andern getragen werden mußte, nach acht Tagen schon

schon allein stehn, und nach drey Wochen allein im Zimmer umhergehn konnte. Ich könnte meinen Lesern, oder vielmehr nur meinen Amtsbrüdern, wenn deren etwa einige wären, die diese Blätter läsen, ebenfalls Beispiele sehr deutlicher Wirkungen der Fiebertinde in faulenden Fiebern erzählen, die sie bewundern, und worüber sie sich vergnügen würden. Allein, meine Herren, die Sachen, die uns entzücken, würden meine übrigen Leser zu gähnen machen, und, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so glaube ich nicht einmal, daß ich vielen von ihnen damit etwas Neues erzählen würde. Ich sage nicht: allen. Denn es sind einige, die sich mit eben so vielem Grunde unter die Aerzte rechnen, als die Lichtpuker unter eine Gesellschaft Comödianten.

\* \* \*

## An den Arzt in Hamburg.

Mein Herr,

Ich bin ein abgelebter Mann, und habe über ein halbes Jahrhundert das Amt verwaltet, das Sie nun verwalten. Ich habe Körper geöffnet; ich habe Kranke besucht; ich habe vielen geholfen; ich habe viele durch, und viele ohne meine Schuld verloren, und habe mich dabey dergestalt bereichert, daß ich einer der größten Capitalisten in der Stadt geworden bin. In der Zeit meiner medicinischen Wallfahrten habe ich viele Mißbräuche in unsrer Kunst und viele Thorheiten bey unsern Patienten entdeckt; und weil ich sehe, daß Sie von dergleichen Sachen Gebrauch machen können; so will ich Ihnen meine Aufsätze über diese Sachen in meinem letzten Willen vermachen. Das für aber bitte ich Sie, mir noch vor diesem meinen letzten Willen eine Gefälligkeit zu erzeigen, welche sich darauf bezieht.

Beym Anfange dieses Jahrhunderts waren in Deutschland bey weitem so viele junge Doctores der Arzneykunst nicht, als man jetzt überall findet. Es ist zwar wahr, daß sich seit dieser Zeit viel mehr junges Volk den Studiis überhaupt ergeben hat, als sonst. Allein, mit der Arzneykunst ist es doch besonders arg, und wird noch von Jahr zu Jahr ärger. In der Stadt, worinn ich wohne, haben sich die jungen Aerzte so angehäuft, daß fast alle zehen Häuser einen eigenen Doctor haben könnten. Die meisten von diesen Leuten sind elende Stümper, die sich entweder bloß aus Hitze zu heyrathen, oder aus Furcht vor den Werbungen, oder, weil sie in andern Gewerben vers-

dort r

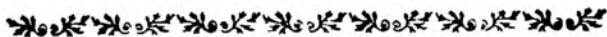
dorben sind, oder auch, weil sie weder Lust noch Geschicklichkeit, etwas zu lernen, besitzen, den Doctortitel erkauft haben, wozu ihnen ihzt nur allzu viel Professoren auf verschiedenen Universitäten willig die Hände bieten. Diese elenden Menschen müssen sich aus Noth an den Dörtern, wo sie sich niederlassen, mit niederrächtigen Kunstgriffen behelfen, um sich in Praxis zu sehen, und ein wenig Geld zu verdienen. Entge überlaufen die Einwohner, und bieten ihre Hülfe selbst an, ehe sie gefordert werden. Andere legen sich darauf, Universalarzneyen zu machen, und sie durch Messträger im Lande herum zu senden. Einige treten als Charlatans auf, und predigen dem Pöbel Unsinn vor, damit er sich von ihnen Wärmer abtreiben lasse. Einige verhängern fast vor Armuth; und alle insgesammt machen der Arzneykunst Schande. Um diesem öffentlichen Aergernisse abzuhelfen, und die Kunst, die mich so glücklich gemacht hat, in Ehren zu erhalten, habe ich mich entschlossen, einen Theil meines großen Capitals daran zu wenden, um in einer der berühmtesten Städte von Deutschland ein Beispiel zu stiften, das vielleicht bald in mehrern Städten nachgeahmt werden würde, wenn nur erst irgendwo damit ein Anfang gemacht worden wäre. Ich will nämlich ein Vermächtniß zu einer Doctorherberge stiften, worinn alle neuankommende Doctores aufgenommen, frey logiret, und nach Nothdurst unentgeltlich bewirtheet werden sollen, bis sie sich nach und nach durch deutliche Proben ihrer Geschicklichkeit berühmt gemacht, und in Praxis gesetzt haben. Dafür sollen sie bey der Aufnahme feyerlich versprechen, daß sie sich durch keine andre Künste, als durch den Weg wahrer Verdienste, in Ruf und Praxis sehen wollen, damit die Kunst, zu der sie sich bekennen, nicht dadurch verächtlich gemacht werde, wenn sie sonst um des Brodtes willen, zu Niederrächtigkeiten ihre Zuflucht zu nehmen, gezwungen wären. Es soll aber keiner in diese Herberge aufgenommen werden, der nicht wirklich den Gradum Doctoris erhalten hat. Denn sonst würde kein Fürstenthum hinreichen, alle Pfücher zu unterhalten. Die Obrigkeit eines solchen Ortes, wo eine Doctorherberge angeleget werden soll, mügte dafür sorgen, daß diesen Leuten Gelegenheit gegeben würde, ihre Geschicklichkeit zu zeigen, und sich durch Nachseifer berühmt zu machen. Wenn in den Wapenhäusern, Spitalern, unter den Soldaten, in den Zucht- und Arbeitshäusern, oder in den Gefängnissen und Armenhäusern jemand krank würde; so müßten die Vorsteher derselben gehalten seyn, nach der Doctorherberge zu senden, und daselbst den ersten, der zu Hause wäre, zu Hülfe zu rufen. Die Doctores auf der Herberge würden gehalten seyn, diese Leute umsonst in die Cur zu nehmen, und nicht eher für Geld zu practiciren, als bis sie sich so viel Ruhm erworben hätten, daß sie sich ihren nothdürftigen Unterhalt versprechen könnten, wenn sie aus der Herberge herausgiengen. Sie sollen alsdann gleich dimittiret wer-



den. Ich kann Ihnen den ganzen Plan dieser Stiftung nicht mittheilen. Aber ich bitte Sie, den Vorschlag mit Ihren Herren Collegen zu überlegen, und mir ehestens zu melden, ob Sie dafür halten, daß dieser Vorschlag in Homburg ausgeführt werden könnte. Denn ich habe gehört, daß es daselbst von überflüssigen Ärzten wimmeln soll. So bald ich von Ihrer Gefälligkeit diese Nachricht erhalten habe, werde ich mein Testament veranlassen, und den Plan in seiner ganzen Ausführlichkeit übersenden. Bis dahin verharre ich

Dero

ergebenster  
Philomedicus.



## Vier und zwanzigstes Stück.



### Broches.

Was eine Spinn im fürstlichen Pallast,  
Den Sammt und Seide schmückt, Gold, Purpur und Damast,  
Die alle Pracht für nichts schätzt,  
Die ihr bestaubtes Netz, und anders nichts, gefällt,  
Woinnen sie sich bloß am Milckensang ergötzt;  
Das bist du, eitler Mensch, in der so schönen Welt:  
Dein Netz ist Leidenschaft, die Mücke, was gefällt.



**P**lato nannte die Vernunft den eigentlichen Geist des Menschen, und stellte sich die Triebe als die Fittige vor, wodurch er sich selbst bewegte. Dieser Begriff ist richtig und zugleich lehrreich, weil er uns die ganze Natur unsrer Seele erklärt. Wir würden mit der besten Vernunft einschlafen und sterben, wenn sie nicht durch unsre Triebe in Bewegung gesetzt und geschäftig erhalten würde. Sie sind den Gemüthern eben das, was den Körpern die bewegende Kraft ist. Die vollkommenste Maschine ist todt, wenn ihr die

die bewegende Kraft mangelt. So ist eine Uhr ohne Feder, eine Mühle ohne Wind oder Wasser, ein Körper ohne Seele. Es sind todtre Wesen; und eine Seele ohne alle Triebe würde, wenn ich so sagen darf, nur ein Leichnam von einer Seele seyn.

Ich verstehe unter den Trieben alle Begierden und Verabscheuungen der Seele und deren Kräfte, sie mögen sich nun auf dunkle, verworrene oder deutliche Einsichten gründen. Wenn ich Lust hätte, meine Leser mit metaphysischen Betrachtungen zu unterhalten; so hätte ich hier die beste Gelegenheit, ihnen die Natur und die verschiednen Arten der Triebe zu erklären. Allein, es wird zu meiner Absicht genug seyn, wenn ich sie erinnere, daß alle ihre Begierden und Verabscheuungen entweder auf deutliche Ueberlegungen der Vernunft gegründet sind, auf welche sich die weisen Entschlüsse der freyen Wahl stützen, oder daß sie nur auf dunkeln und verworrenen Einsichten beruhen. Diese letztern bringen verworrene und heftige Begierden und Verabscheuungen hervor, welche man sinnliche nennet; und wenn dieselben einen großen Grad der Heftigkeit erlangen, so nennet man sie Leidenschaften, Affecten oder Gemüthsbewegungen. Von diesen sinnlichen Begehrungskräften, besonders aber von den Leidenschaften, werde ich heute meine Leser unterhalten.

Es ist wol keine Eigenschaft der Menschen den Philosophen so schwer zu erklären, den Sittenlehrern so schwer zu bestreiten, und den Ärzten so schwer in Ordnung zu halten gewesen, als die sinnlichen Triebe und Leidenschaften der Menschen. Einige alte Weltweise hielten sie für Leiden, die ihnen der Teufel verursachte, andre für Krankheiten der Seele, andre für Krankheiten des Körpers. Einige Sittenlehrer wollten sie im Menschen ganz ausgerottet wissen, und glaubten, daß sie ihn zu den Bestien herunter erniedrigten, welches doch die fünf Sinne auch thaten. Zeno, und die Secte der Stoiker, deren Stifter er war, suchten ihr größtes Verdienst darin, unumschränkte Beherrscher ihrer sinnlichen Triebe zu seyn. Denn sie bedachten nicht, daß sie mit dieser Herrschaft immermehr zu Stande kommen würden, wo sie nicht die Mensch-

sichheit abtraten, und sich in Maschinen verwandelten. Ihre Lehren waren so strenge, als lächerlich. Mensch, sagten sie,

Verlangst du ein zufriednes Herz,  
So glaube vest, daß deine Sinne trügen.  
Der Schmerz ist in der That kein Schmerz,  
Und das Vergnügen kein Vergnügen.

Mit diesem seltsamen Grundsätze lehnten sich die stoischen Weltweisen wider die Natur auf, und stritten mit lächerlicher Wuth wider die Leidenschaften, die unterdessen gleichsam ihren Spott mit ihnen hatten. Sie vertrieben eine Leidenschaft mit der andern, und bildeten sich ein, daß dieses Siege über die Sinnlichkeit wären. Der große Socrates hatte einstmals den Verdruß, daß er auf der Straße geschlagen wurde; denn damals mußten die Philosophen wol noch keine so ansehnliche Leute seyn, als ist. Um nun zu beweisen, daß der Zorn keine Gewalt über ihn hätte, ließ er unter die an seiner Stirn geschlagenen Beulen schreiben: N. N. fecit. Als er einstmals des Abends spät nach Hause kam, und seine Frau, die berühmte böse Kantippe, herauspochte, daß sie ihm die Haushüre aufmachen sollte, fluchte sie erst lange zum Fenster heraus, und schüttete ihm zuletzt den Nachtopf auf den Kopf. Socrates sagte hierzu weiter nichts, als, er habe es wol gedacht, daß auf ein solches Donnerwetter ein Regenguß folgen würde. Waren dieß nicht seltsame Capriolen von einem sonst so ernsthaften und weisen Manne? Unterdrückte er nicht u bloß seinen Zorn, entweder aus dem niedern Triebe, Pöffen zu machen, oder aus dem Ehrgeitze, daß man ihn für einen Mann halten sollte, der seiner Leidenschaften Meister wäre? So ist es allen Philosophen gegangen, die ihre Vernunft wider ihres Triebe aufheßten. Denn ihr Herz war ihnen immer zu listig, und steckte ihnen unvermerkt eine Leidenschaft bey, wenn sie nach Weisheit schnapten.

Da, Plato, traf dein Ausspruch ein.  
Die Tugend schien ein Tausch zu seyn.  
Ein Laster ward ihr ausgetrieben.  
Ein anders fing man an zu lieben.

Der Reichling floh den geilen Scherz,  
 Ward karg, und pries sich fromm und klüger.  
 Wer ist der listigste Betrüger?  
 Ist's nicht des Menschen eignes Herz?

Obgleich die Secte der Stoiker bald ausstarb, weil der Betrug, den sie sich selbst und andern Leuten spielten, nicht lange verborgen bleiben konnte; so hat man doch in allen Zeiten, und noch ist, Philosophen und Sittenlehrer genug, welche mit unbedingten Schmähungen wider die Sinnlichkeit und wider alle Leidenschaften eifern, und behaupten, daß ein rechtschaffener Mann nichts darinn thun oder unterlassen müsse, weil es seinen Trieben und Leidenschaften entweder schmeichelt, oder zuwider ist; sondern daß alles aus reiner Tugend, aus lautern Absichten geschehen müsse. Wenn es noch möglich wäre, von allen Dingen nach den Einsichten der Vernunft zu urtheilen, und sie nach freyer Willkühr zu wählen; so würde man auch diesen Schatten der Rechtschaffenheit hoch achten müssen, ob man gleich wüßte, daß sich unser Herz nicht allezeit der Vernunft unterwerfen läßt. Allein, es giebt tausend Dinge, die gar nicht in das Gebiet der Vernunft gehören, und deren sich bloß die Sinne allein bemächtigen können. Der weiseste und frömmeste Mann kann es mit aller seiner Vernunft und Gottesfurcht nicht hindern, daß ihm ein schönes Gesicht gefalle; und die Vernunft mag alle ihre Kräfte daran strecken; so kann sie uns kein Gefühl der Schönheit beybringen, weil dieses bloß ein Werk der Sinne ist. So ist es mit hunderttausend andern Dingen ebenfalls beschaffen. Man darf auch nicht glauben, daß dieses alle die Leute weder einsähen noch fühlten, die schlechterdings von keinen sinnlichen Begierden etwas wissen wollen. Es ist kein Mensch auf Erden, dessen Herz nicht voller Leidenschaften wäre. Allein, es giebt Leute genug, welche glauben, daß sie etwas ohne Begierde, ohne Leidenschaft, ohne Interesse, ohne Eigenliebe, ohne Ehrgeiß, ohne Wollust, ohne Geldgeiß gethan haben, weil sie so klug sind, es nicht allzu genau zu untersuchen, indem sie gerne wollten, daß es bloß aus Trieben der Weisheit und der uneigennützigsten Tugend geschehn wäre. Es giebt Leute,

welche die Tugend und Frömmigkeit auf eine mechanische Weise treiben, und die Leute überreden, daß man ohne sinnliche Begierden hungern und dursten, und durch die Vernunft Geruch und Gestank, bitter und süß, Hartes und Weiches von einander unterscheiden, kein Mägdchen um ihrer Schönheit willen, sondern weil sie lautes Herzens ist, lieben, keinen Diener, weil er uns erzürnt, sondern um seiner Seelen Heil willen, fort jagen, keinen Wein, um sein Herz zu vergnügen, sondern um sich den Magen zu füllen, trinken, und, mit einem Worte, nichts thun müsse, was man nicht auch thun könnte, wenn man gar keine Begierde hätte.

Dies ist die Kunst der strengen Moralisten.  
 Bekannt mit dem System, und von Grundsätzen voll,  
 Zeigen sie das, was man lassen soll,  
 So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten.  
 Sie sind von besserem Thon, als wir.  
 Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse.  
 Uns andern ist die Thorheit süße;  
 Doch ihnen ekelt nur dafür.  
 Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,  
 Aus gutem Herzen andern sehn,  
 Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.  
 Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,  
 Begehren die That, die sie uns übel nehmen,  
 Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

Wer kann es ihnen verdenken? Ein jeder muß seine Kunst lernen; und der ist der vollkommenste, der seine Rollen am besten zu spielen weiß. Allein, bey mir ist heute nur die Frage, was ich meinen Lesern rathen soll, wenn von den Sinnlichkeiten und Leidenschaften die Rede ist? Soll ich sie überreden, daß man ohne Sinnlichkeit und Leidenschaften in der Welt leben könne? daß eben die Leute, die ich jetzt beschrieben habe, lebendige Zeugnisse davon wären? daß man mit den kalten Trieben der Vernunft alle die großen Handlungen ausrichten könne, worinn uns Tod und Gefahren ein Spott sind, wenn uns die Leidenschaften dazu anfeuern? Soll ich sie überreden, daß es gut seyn würde, wenn keine sinnliche Begierden und Leidenschaften in der Welt und in unsern Herzen wohnten,

geschk

geseht auch, daß es möglich wäre? daß die Leidenschaften nur Regungen der Sünde wären, von welchen doch der Wille wol am meisten angesteckt ist? daß eine Tugend darinn bestehe, nicht gerührt werden zu können, und nichts zu empfinden? Soll ich sie lehren, daß sie ihren Sinnen widersprechen, ihr Gefühl verläugnen, ihrem Vergnügen entsagen, mit ihrem Herzen, als mit einer falschen Zigeunerin, umgeh'n, und ihm nichts glauben noch zutrauen müßten? Soll ich austrufen:

Besieget die Natur durch Zenons starke Gründe;  
 Und wollt ihr sters zufrieden seyn,  
 So bildet euch erhaben ein,  
 Lust sey nicht Lust, und Pein nicht Pein.

Nein. So will ich meine Leser nicht zum Besten haben. Ich weiß, daß sie Menschen sind, und daß sie nichts Menschliches von sich werden abgelehnt wissen wollen. Lasset es uns nur gesehen; und alle die andern, die uns darum für Welckinder halten, könnten es nur ohne Umstände mit gestehen, denn wir wissen es doch, daß uns die Leidenschaften zu unsern größten Handlungen unentbehrlich, daß sie die Triebfedern derselben und die fruchtbarste Quelle unsrer Vergnügungen, daß die Vergnügungen unsere Pflicht, einer der wesentlichsten Theile unsrer Lebensordnung und ein Gebot der Natur, und daß die Gesetze der Natur die unschuldigsten Maximen der guten und bösen Menschen sind. Wir wollen uns an das viele Böse nicht lehren, was man uns von den Leidenschaften gesagt hat. Denn es ist eben so viel Böses von der Vernunft und von andern eben so großen Geschenken und Wohlthaten der Natur gesagt worden. Wir wollen aber auch bedenken, daß eine Sache ihren Gebrauch und Mißbrauch habe, und daß die Kunst, des Lebens ohne Nachreue zu genießen, bloß darinn bestehe, in allen Dingen die Mittelstraße zu halten. Wenn uns Plutarch an dasjenige erinnert, was der Akademist Crantor sagte, und was auch Cicero glaubte, daß die Seele nicht anders, als durch Dummheit und Wildheit, von Leiden-

schaften frey werden könne; so wollen wir auch nicht vergessen, was der Herr von Sagedorn sagt:

Da Plato unsern Trieb der Seele Flügel heißt;  
Wie leicht verfliegt sich nicht ein ungehemmter Geist!

Wie nöthig dieses um der Tugend willen sey, ist längst bekannt, und gehöret nicht für meine Beweise. Allein, wie nothwendig es die Erhaltung unsers Lebens und unsrer Gesundheit erfordere, das ist eine Sache, die ich darzuthun habe.

Nachdem ich im 18ten Stücke gezeigt habe, daß die Leidenschaften die Lebensbewegungen unsers Körpers heftig erregen; so ist es gar keine Frage mehr, ob sie auf unsre Gesundheit einen Einfluß haben können? Die Natur dieser heftigen Begierden und die tägliche Erfahrung lehren uns, daß sie unter allen übrigen Wirkungen der Seele am lebhaftesten und heftigsten in unsern Körper wirken. Dieses gilt sogar von den angenehmsten Affecten. Man hat viele Beispiele von Leuten, die von einer unverhofften großen Freude plötzlich gestorben sind; und wie kann dieses anders seyn, da die Leidenschaften in die Lebensbewegungen unmittelbar wirken, und gleichsam gerade auf das Herz losgehen? Um deswillen muß ich, wider die Gewohnheit der Aerzte, alle Leidenschaften überhaupt auf einerley Weise beurtheilen, anpreisen und tadeln, ohne den angenehmen vor den unangenehmen einen besondern Vorzug einzuräumen. Es ist eben so unrichtig, daß man den angenehmen Leidenschaften überhaupt den Zügel schießen lassen, als daß man alle unangenehme vermeiden müsse. Jene haben eben sowol ihre Gefahren, als diese ihren Nutzen haben. Der Zorn ist oft von einer eben so heilsamen Wirkung für die Gesundheit, als ihr die Freude nachtheilig seyn kann. Der Gram ist setten Leuten so dienlich, als kränklichen das Vergnügen. Die Liebe opfert den einen hin, indem sie den andern aus der awaenscheinlichsten Gefahr herausreißt. Kurz, die Leidenschaften sind eine Art von Arzneyen. Sie mögen uns gut oder übel schmecken, so bleibt doch das allezeit gewiß, daß sie nur gewissen Personen, in gewissen Umständen,  
und

und in einem bestimmten und nie zu überschreitenden Maaße, dienlich, ausserdem aber schädlich sind.

Da sich, wie ein gewisser alter Philosoph gesagt hat, die unsterbliche Seele beständig wie die Sonne umdreht; so kann es nicht fehlen, es müssen ihr auch beständig andre Gegenstände zu Gesichte kommen, die sie auf unterschiedne Weise rühren. Es ist uns nicht allemal möglich, den Anblick solcher Dinge zu vermeiden, die uns mit allzugroßer Lebhaftigkeit rühren; und darum muß man es der menschlichen Natur nicht zurechnen, wenn sie nicht stets den Leidenschaften ausweichen kann. Da sie aber sehr leicht durch ihre Unbändigkeit schädlich werden können, so sind die Warnungen gerecht, wodurch die Menschen erinnert werden, sich diesen mächtigen und heimlichen Feinden nicht ohne Gegenwehr und Zurückhaltung zu überlassen.

So lange, als es bey diesen Warnungen bleibt, sind die Sittenlehrer sehr gute Hofmeister der Welt. Sie sagen uns, wie Horaz: Regieret eure Begierden, damit ihr nicht ihre Sklaven werdet. Laßt euch eure Triebe und Leidenschaften zu löblichen Handlungen anfeuern und stärken. Genießt durch sie alle Süßigkeit des Lebens. Aber bedenket auch, daß ihr mit Löwen spielet, die euch zerreißen werden, so bald ihr ihnen den Vortheil über euch laßt! Fliehet, fliehet den Zorn, sagt Seneca; denn er ist eine kurze Kaseren. Fliehet, fliehet die Liebe, sagt Democritus; denn sie ist eine kleine Schwerenoth. Fliehet den Ehrgeiz, sagt ein Dichter; denn der Nachruhm ist nichts, als ein leerer Schall, der nicht einmal eure Ohren mehr rühren wird. Fliehe die Wollust, ruft ein anderer den Wollüstlingen zu:

— — Willst du den Sieg gewinnen;  
So laß doch nie das süße Gift der Lust,  
Laß es doch nie nach deinem Herzen rinnen!

In der That sind dieses die allervortreflichsten Regeln, die man ersinnen kann, wenn man als ein wahrer Freund der Menschen auf ihre zeitliche Glückseligkeit ernstlich bedacht ist. Die Lehrer, die uns die heilsamen Regeln geben, suchen nichts anders, als uns ein ruhiges, vergnügtes und langes Leben,



eine dauerhafte Gesundheit und eine starke Seele zu verschaffen. Sie haben aus vielen tausend Erfahrungen gelernt, daß nicht leicht ein Mensch ein hohes Alter erreicht, der von heftigen Leidenschaften beherrscht wird. Sie haben beobachtet, daß die meisten Menschen, die ein sehr spätes Alter erlangt haben, leichtsinnige, unbesorgte, flüchtige und immer leicht zu befriedigende Leute gewesen sind. Sie haben gesehen, daß sich die meisten Menschen durch ihre Leidenschaften selbst umbringen, und vor der Zeit ins Grab stürzen. Sie fanden den Ursprung von einer großen Menge Krankheiten einzig und allein in den Gemüthsbewegungen. Diesen verzehrte der kleine Ruhm, als ein Autor zu sterben; und er starb als ein armseliger Hypochondrist, von dessen Schriften schon lange nicht mehr geredet wird. Jenein durchsraß der Zorn die erhitzte Leber, und für die rasende Lust, seine Rache gekühlt zu haben, ward er ein früher Raub der Hectik, die seine Lebenskräfte verzehrte. Diesen entkräftete der Wunsch, ein Mägdchen in sich verliebt zu machen, und jenen die Reue, daß es geschehen war. Dieser Gelbsüchtige würde gesund geblieben seyn, wenn es ihn nicht verdrossen hätte, daß ein gewisser Geck mit ihm nicht einerley Meinung hegte. Jener Wassersüchtige würde nicht von der Geschwulst erstickt werden, wenn er sich damit hätte begnügen können, nur so lange zu trinken, bis er nicht mehr durstete. Jener Melancholicus würde sein vergnügtes Herz noch haben, wenn die Franzosen nicht über den Rhein gegangen wären, von welchem er doch über hundert Meilen entfernt wohnt. Kurz, unsere Leidenschaften verrücken uns Verstand und Gesundheit, und wir würden, ohne sie, viel hundert Krankheiten nicht einmal den Namen nach kennen. Alles dieses sahn die Sittenlehrer; und beim Anblicke so vieler Uebel war es nicht zu verwundern, daß sie zuweilen gar mit übertriebner Hitze über die Leidenschaften eiferten. Genug, wir armen Sterblichen verdienten ihr Mitleiden, und sie gaben es uns großmüthig. Die Redekunst mußte alle ihre Stärke hergeben, damit uns diese liebesvollen Lehren recht lebendig überzeugen könnten, in welcher Gefahr wir schwebten, wenn wir nicht unsern heftigen Begierden den Handel aufsagten. Niemand

sah

sand etwas dagegen einzuwenden. Jedermann sah, daß die Moralisten Recht hatten: und also erwartete ein jeder von ihnen nun noch die größte Wohlthat, nämlich den erwünschten Unterricht, wie man es anzufangen habe, um seiner Leidenschaften stets mächtig zu seyn, und sein eigener Herr zu werden.

Ich kann es für Wehmuth kaum erzählen, wie dieses leichtere Unternehmen ablief. Ein jeder gab einen Rath, wie man es anfangen sollte, um die Leidenschaften zu unterdrücken. Der eine stellte uns vor, daß alles in der Welt eitel wäre, und daß wir also nicht Ursache hätten, uns über irgend eine Begebenheit sehr zu freuen oder zu betrüben. Er bedachte aber nicht, daß das menschliche Herz an den Eitelkeiten sein größtes Vergnügen fand. Ein anderer gab uns den Rath, wir sollten alle Gelegenheit vermeiden, wodurch wir zu ausschweifenden Begierden verleitet werden könnten. Allein, der Gelegenheiten waren zu viel. Wenn wir die Augen verschlossen, so waren die Ohren noch offen. Verstopften wir diese, so verführte uns der Geschmack; und wenn wir nicht nicht schmeckten, so fühlten wir doch noch. Endlich sah man ein, daß es bey diesem Rathe auf nichts weiter ankäme, als daß wir uns die fünf Sinne nähmen. Allein, es fehlte an genugsamen Operateurs für so viele Menschen. Als dieses nicht gehen wollte, sagte uns ein anderer, wir sollten, so bald wir merkten, daß wir in Affect geriethen, unsre Vernunft zu Hülfe rufen, und bedenken, in welcher gefährlichen Krise wir stünden; so würden wir aus Eigenliebe alle übrige Leidenschaften bezähmen. Dieser Rath schien gut zu seyn. Man war entschlossen, ihm zu folgen. Allein, wer hätte das denken sollen? Die Vernunft war so tückisch, und schwieg in diesen verzweifelten Umständen. Wenn sie reden sollte, so bald ein Affect redete; so wich alle ihre Kraft von ihr, und so konnte sie sich auf keine Bewegungsgründe besinnen. Sie kam allezeit zu spät mit ihren Warnungen, und ihr Wettlauf mit den Affecten glich der Eil eines Esels neben dem Galoppe eines englischen Kleppers. Der weise Mann, der sich auf sie verlassen hatte, begieng erst geschwind die geliebte Thorheit, und dann kam die Vernunft langsam nach, und

führte

führte die hinkende Strafe an der Hand, und nöthigte den Weisen, der seiner Sünde im Rücken nachsah, zu sagen: War ich nicht ein Narr! Es ist ein Naturfehler der Vernunft, daß sie sehr langsam geht, und sich nicht geschwind entschließen kann. Die Affecten fliegen weit vor ihr her, und richten ein Unglück an, das die Vernunft bey ihrer Ankunft wohl untersucht und gründlich erörtert. Als man sahe, daß sie nie zu rechter Zeit kommen konnte, so schlug man ein anderes Mittel vor. Tretet vor den Spiegel, sagte man, wenn euch eine Leidenschaft überwältigen will. Leget euer Gesicht in solche Falten, welche der Leidenschaft ganz entgegengesetzt sind, die euch dräuet. Wenn ihr zürnen wollt, so lächelt vor dem Spiegel; und wenn euch zu wohl wird, so tretet hin, und knirschet mit den Zähnen. Ich weiß nicht, ob jemals ein Mensch so wunderbar gewesen ist, diesem Rathe zu folgen. So viel aber weiß ich, daß er viel kürzer hätte eingerichtet werden können, wenn man gesagt hätte: Wenn ihr böse seyn wollt, so seyd lustig; und wenn ihr lustig seyn wollt, so werdet böse. Es kommt alles darauf an, wie man in einer Leidenschaft, die eben ihr ausbrechen will, daran denken kann, Vossien mit sich selbst zu machen. Denn, in der That ist dieser Rath nicht besser, als den man in einem gewissen Lustspiele einem Manne gab, daß er, wenn er zornig würde, allezeit erst bis 20 zählen sollte, weil alsdann sein ganzer Zorn vorüber gegangen seyn würde. Alle diese Regeln, und noch viel mehrere, die ich aus Ueberdruß übergehe, bewiesen weiter nichts, als daß entweder die Sittenlehrer das menschliche Herz nicht verstanden, oder daß es eine sehr schwere Sache seyn müsse, die Leidenschaften zu bändigen. Wäre das erste gewesen, so würde man das Mittel, die Leidenschaften zu zähmen, nur darinn gesucht haben, unsern Trieben die Süßigkeit zu benehmen, womit sie unser Herz entzücken. Weil aber das letzte war, so konnte man dieses Mittel nicht finden. Wenn man gleich dem Wollüstlinge ein bewährtes Mittel vries, so war er doch stets mit der Antwort des Dichters fertig:

Ein Eleant spricht; A'strahiret!  
 Denker! denker! demonstriret!  
 Doch, man denkt sich ja nicht froh!  
 Schade für die magern Schlüsse!  
 Er mag denken: ich, ich küsse.  
 Mein Geschmack ist einmal so.

Was konnte den so gestalten Sachen wol aus der Bekehrung der Menschen werden? Die Sittenlehrer mußten sich damit begnügen, zu wissen, daß das menschliche Herz von Natur verdorben wäre, und die andern Menschen sahen es wohl an ihnen selbst, daß es nicht anders war. Wenn dieser wider die Eitelkeit predigte, so durfte man nur seine Predigt loben, um ihn mit eitel zu sehen. Wenn jener dem Geize fluchte, so konnten ihn ein paar Ducaten bewegen, daß er dieses Laster eine löbliche Sparsamkeit nannte. Wenn jener die Ausschweifungen der Liebe schalt, so durfte sich ihm nur ein Mägdchen ergeben, die ihn entzückte, und so rechtfertigte er sich mit dem canonischen Rechte, und lallte in der Entzückung, was die Glossa sagt: Hoc est leve peccatum, & quod Galli vocant bonam fortunam.

In diesem elenden Zustande sind wir armen Menschen mit unsern Herrn Hofmeistern bis diese Stunde geblieben. Es ist uns allen zum Ekel bekannt, daß wir im Grunde nichts taugen. Unsre Vergnügungen verzehren uns. Unsre Lüste sind die Ruhepunkte, wornach wir streben. So bald sie erreicht sind, sind wir gesättiget; und so bald unsre Herzen gesättiget sind, hungern sie wieder. Das Herz ist die einzige Maschine, die nicht eher abläuft, als bis sie nicht wieder aufgezo-gen werden kann. Unsre Triebe sind Thiere, die stets hungern, stets sich sättigen, und nie verdauen. Sie verzehren uns selbst. Wir sterben in ihrem Rachen; und wenn sie uns zerknirschen, so lachen wir.

Es wäre meine Pflicht, meinen Lesern neue Vorschläge wider die Gemüthsbewegungen zu thun. Ich würde zwar nicht fordern, daß sie ihren Trieben entsagen sollten; denn dieses ist die Sprache eines Heuchlers, der es selbst genug empfindet, wie unmöglich das sey, wozu er andere verdamm-  
 met, und dessen er sich rühmet. Ich würde bloß sagen, daß  
 man

man stets aufmerksam auf sein Herz sehn müßte, 'um alle Triebe und Leidenschaften in solchen Schranken zu halten, daß sie weder der Sittlichkeit, noch der Gesundheit großen Eintrag thun könnten. Allein, außerdem, daß in solchem Falle mancher Mensch seine ganze Aufmerksamkeit auf eine sehr nichtswürdige Sache wenden würde, schrecken mich auch die Beispiele so vieler gelehrter Vorgänger ab, denen es mit ihren Lebensregeln schlecht gelungen ist. Ich will es also lieber bloß bey den Warnungen bewenden lassen. Die einzige wahre Hinderniß, warum wir unsrer Leidenschaften nicht Meister werden können, ist die, daß wir es nicht im Ernste sehn wollen. Wir glauben nicht, daß sie uns so schädlich sind, als man es behauptet. Viele sind uns zu angenehm, als daß wir sie bey guter Zeit ersticken sollten. Viele, deren Schädlichkeit wir erkennen, stehen nicht in unsrer Gewalt. Die reinste Tugend kann keinen Menschen vor einem Schrecke beschützen. Viele von denen, die uns unangenehm sind, überraschen uns, ehe wir vermögend sind, Gegenanstalten vorzunehmen. Zu vielen glauben wir ein Recht zu haben, und niemand hält es für unerlaubt, sich zu entrüsten, wenn er beleidigt wird. Einige zeigen sich uns in der Gestalt der Tugenden, wie die Traurigkeit, das Mitleid, der Gram, die Reue. Welche Marime könnte wol die Menschen vor so mannigfaltigen Verführungen schützen? Wenn ich das Geheimniß verstünde, meine Leser recht lebendig davon zu überzeugen, daß uns alle Ausschweifungen, auch sogar der angenehmsten Triebe, schädlich wären; wenn ich ihnen einen wahren Haß gegen diese Ausschweifungen beibringen könnte, so würde ich hoffen können, daß mein Rath unter allen der glücklichste wäre. Allein, wie könnte ich so eitel seyn, mir dieses einfallen zu lassen? Es sind zwei Gaben der Natur, die man bey der Geburt empfangen haben muß, wodurch dieses allein bewerkstelliget werden kann. Die eine ist die natürliche Leichtsinngigkeit, und die andere die Unempfindlichkeit des Temperaments. Wer diese Gaben besitzt, der kann seiner Leidenschaften Herr seyn. Da ich sie selbst nicht besitze, so muß ich denen nur Glück wünschen, die sich ihrer rühmen können,

können. Von meinen übrigen Lesern muß ich heute einen eben so betrübten Abschied nehmen, wie eine Frau, deren Mann und Kinder morgen ins weite Weltmeer hinaus segeln wollen. Lebet wohl, meine Geliebten! Reiset glücklich! Der Himmel bewahre euch vor Stürmen und vor der Windstille!

### Mein Herr,

Ich wohne bey einer steinalten Jungfer, welche Ihre Blätter fleißig liest. Ihr 21stes Stück, worinn Sie die Gespräche einiger Frauenzimmer, besonders über den Ehestand, und über die wahre Ehre des mütterlichen Standes, erzählten, machte bey ihr so lebhaft Eindrucke, daß sie bald roth, bald blaß wurde. Diesen Abend saß sie spät bis nach Mitternacht auf, und schrieb; und am folgenden Morgen, da sie herunter in die Küche gegangen war, fand ich das folgende Gedicht in ihrem Pulte, das sie mit bebender Faust geschrieben hatte. Da es eine Wirkung ihres Blattes war, so schrieb ich es eilig ab, um es Ihnen mitzutheilen, damit Sie den Nutzen Ihrer vernünftigsten Vorstellungen daraus ersehen möchten. Dieses ist das Gedicht:

Liebe, dir bin ich entronnen!

Mich hat kein Jüngling gewonnen:

Nimmermehr werd ich zur Frau.

Bald ist mein Leben verstrichen;

Längst ist die Schönheit entwichen;

Längst bin ich runzlicht und grau.

Jugend, du Feindinn vom Lieben!

Dir bin ich übrig geblieben,

Lodig, verächtlich und alt.

Weiche mir nie von der Seite!

Halt mich, Gelächter der Leute,

Stets unerbittlich und kalt!

Stärke mich, mächtige Jugend!

Wenn die verführende Jugend

Meine Versuchungen mehret!

Wenigstens, wenn ich noch freye,

Gieb meinem Töchterchen Treue,

Wenn sie das Freyen geschwört!

Ich bin vest entschlossen, selbst bey der Jugend für diese alte Pièce zu bitten; und allenfalls werden Sie mir Ihren Beystand wol auch nicht versagen. Leben Sie wohl!



## Fünf und zwanzigstes Stück.

von Haller.

Unseligs Mittelbding von Engeln und vom Vieh!

**S**ute werden viele meiner Leser die Ehre haben, sich selbst kennen zu lernen. Ich will ihnen eine Krankheit beschreiben, womit wenige, die viel lesen, und keiner, der viel schreibt, verschont bleiben. Es wird also eine Geschichte aus ihrem eigenen Lebenslaufe seyn, und in diesem Tone will ich sie ihnen vorerzählen. Wofern ich nur treffen kann, so möchte ich heute wol die Stimmen zählen, die, wenn sie dieß Blatt lesen, sagen werden: Das bin ich!

Zuerst empfanden sie ein Spannen, Drücken und Ziehen unter den kurzen Rippen, entweder in beyden Seiten, oder nur in der einen. Der Leib fing sich an zu verstopfen, und die Blähungen wollten nicht abgehn. So lange sie noch Bewegung hatten, blieb es bey diesen Umständen viele Wochen, Monate, ja Jahre lang; in welcher Zeit sie aber nicht beständig, sondern nur abwechselnd, und zu gewissen Zeiten zu klagen hatten. Nach und nach riß das Uebel weiter ein. Man verlor entweder den Appetit, oder er ließ sich doch den Augenblick stillen, wenn man nur anfang zu speisen. Nach der Mahlzeit blähet sich der Leib auf, war gespannt, und verursachte große Beängstigung. Zuweilen empfanden sie Magendrücken, sogar bey nüchternem Magen, oder wenigstens nach der geringsten Speise. Mit diesem Drücken war dann und wann eine ängstliche Uebelkeit vergesellschaftet, welche auch wol schon des Morgens beschwerlich fiel, und sich nicht anders zu vertreiben ließ, als daß man entweder Winde aufstieß, oder sich wirklich erbrach, oder ein wenig Speise zu sich nahm.

Wenn

Wenn es bey nüchternem Magen zum Brechen kam, so geschah dieses entweder sehr leicht, oder sie stunden vorher grausame Angst aus; der Magen war ihnen aufgebläht; sie klagten, es läge ihnen, wie ein Stein, vor der Brust, daß sie nicht zu Athem kommen könnten; sie hatten eine Angst, als wenn sie jemanden erschlagen hätten, welche öfters der Abgang einer einzigen Blähung erleichterte, oder sie mußten sich auch vorher aufs ängstlichste würgen und husten, bis sie einen zähen weißen Schleim herausgebracht hatten. Bey diesen Umständen fingen sie an etwas zu gebrauchen, bald hitzige Magentropfen, bald Brechnittel. Die ersten erleichterten sie so lange ein wenig, bis sie sie gewohnt waren. Allein, es ward doch bald wieder schlimm, und es kam wol gar eine steigende Hitze hinzu. So bald sie aber der Magen- und Pestropfen gewohnt waren, empfanden sie keine Erleichterung mehr, sondern wurden nur schlimmer darnach. Die Brechnittel schafften auf wenige Tage Linderung. Hernach ward es desto ärger. Sie hatten sich damit die Winde dergestalt in die Höhe gezogen, daß sie beständig mit einem unangenehmen Aufstoßen behaftet, und mit Sodbrennen geplagt waren. Zuweilen stellten sich Bauchschmerzen ein, und die Winde tobeten laut in den Gedärmen. Oft kamen zu den Verstopfungen und zur Hartleibigkeit die heimlichen Schmerzen der blinden guldernen Ader. Zuweilen aber öfnete sich der Leib ordentlich, oder es erfolgte gar ein Durchlauf, welcher, dem ungeachtet, die Quaal der Blähungen nicht heben wollte. Man fing an, die Ursache dieses Elendes zu untersuchen. Man gab den Speisen und Getränken die Schuld. Man fragte den Arzt: Was soll ich essen? Was soll ich trinken? Eins macht mir Blähungen, Angst und Colikschmerzen, das andere Hitze, das dritte Verstopfungen, das vierte Säure, das fünfte geht unverdauet wieder hinweg. Je mehr Speisen man abschaffte, je genauer man sich an die gesetzlichen Regeln der Lebensordnung band, desto schlimmer ward es. Endlich mochte man essen und trinken, was man wollte, so machte doch alles Beschwerden. Man suchte sich auf allerley Weise zu helfen; bald mit starken Purganzen,

Der Arzt. I. Th. Berth. Ausg. D welche



welche einmal recht ausgehen sollten, und worauf es doch immer ärger wurde, so bald sie ihre Wirkung gethan hatten; bald mit abgezogenen Luft- und Blähungswässern, die aber eben so viel halfen, als die Magentropfen; bald mit warmen Steinen, die man auf den Bauch legte, und woben man sich wohl befand, so lange sie auflagen, ob es gleich auch nicht allemal davon besser werden wollte, sondern sich wol gar zuweilen verschlimmerte. Oft war es ihnen, als ob sie etwas Lebendiges im Leibe hätten, so pfiff es, so quackte es, so lief es im Leibe auf und nieder. Der Urin ging zuweilen ganz dünn, wie helles Brunnwasser, ab; zuweilen ging er sparsam und feuerroth, zuweilen so trübe, als wenn Leimen darinn umgerührt worden wäre. Im Rücken, in der Gegend der Nieren, fanden sich manchmal unerträgliche Schmerzen, welche der erfahrne Sydenham solche genennet hat, die einen falschen Verdacht des Steins verursachen, weil sie wirklich mit den Steinschmerzen überein kommen, und Viele verleiten, sie für wahre Steinbeschwerungen zu halten, ob sie gleich nichts weniger, als einen Stein, sondern vielmehr einen Krampf zum Grunde haben. Als sie die Rückenschmerzen empfanden, so legten sie es sich best in den Kopf, daß sie den Nierenstein hätten. Sie ließen sich steintreibende, steinermalmende Tropfen, Pulver und Pillen verordnen; sie freuten sich, als nach derselben Gebrauche Gries abging. Allein, ob sie gleich alsdann Erleichterung zu haben glaubten, so erfuhren sie doch, bey fortgesetztem Gebrauche, daß sie nichts mehr helfen wollten, und mußten wol gar befürchten, daß sie sich einen wirklichen Nierenstein zuwege gebracht hätten.

Alles dieses trug sich bey dieser Krankheit nur allein im Unterleibe zu. Zu gleicher Zeit aber war auch die Brust beklommen, und gespannt, als wenn ein Band darum gelegt wäre; das Luftschöpfen ward beschwerlich; man fühlte oft Stiche in der Brust; man konnte nicht gut mehr Treppen steigen, stark gehen, oder ein Glas Wein trinken, ohne einen trockenen Husten zu bekommen. Im Kopfe empfand man bald hinten, bald vorn, reißende, spannende, drückende, stichende Schmerzen, die oft so heftig waren, als ob der

Kopf

Kopf von einander springen wollte. Bisweilen fand sich eine Stelle, an welcher man bald eine erkältende Empfindung, als wenn ein Stück Eis daselbst läge, bald ein Brennen, als wenn eine glühende Kohle daselbst befindlich wäre, bald ein Hämmern und Bohren verspürte, als wenn ein Nagel in diese Stelle eingeschlagen würde. Bald saß es vor den Ohren, wo es hämmerte, klang, saufete und brausete; bald saß es in den Zähnen, und zog sich von einer Seite zur andern; bald ziel es vor die Augen, und verursachte ein blödes Gesicht, daß es schien, als ob man durch einen Flor sähe, oder als ob Mücken, Fliegen und Spinnweben vor den Augen herum flogen, und bald verschwand alles dieses mit einemmale wieder. Ehe man sich versah, ward der Kopf schwer; es erfolgte ein Schwindel, welcher oft so heftig ward, daß man sich nicht bücken durfte, und besorgen mußte, daß man umfalle. Der Schlaf war gemeinlich unruhig und mit ängstlichen Träumen unterbrochen, und ein andermal konnte man sich wieder nicht satt schlafen. Die äußerlichen Glieder waren schwer, träge, und wie mit Bley durchgossen; und wenn man seine ordentlichen Geschäfte abwarten wollte, so war man dazu vor Müdigkeit so unzüchtig und so verdrossen, daß nichts von statten gehen wollte.

Dieses ist der Zustand des Körpers in der berühmten Krankheit, welche die Gelehrten, die Kaufleute, die vornehmen Müßiggänger, das sitzende Frauenzimmer, die Künstler, die Handwerksleute, die eine sitzende Lebensart führen, die Schmauser und Freßer, und alle die elenden Leute heim sucht, die ihre Wohlfahrt in der Ruhe und Bequemlichkeit, in der Trägheit und den Wollüsten suchen. Ich will es nur kurz sagen: Es ist der Zustand des Körpers in der Hypochondrie. Man sieht wol, daß der Hauptschauplatz dieses Uebels der Unterleib sey, und daß es in nichts anders, als in einer verminderten Verdauungskraft des Magens und der Gedärme bestehe, sie mag nun von der Vollblütigkeit, oder von der Schwäche der Nerven, oder von Ueberladung, Mangel der Lebensbewegung und andern Ursachen, welche die Verdauung mindern können, herrühren. Denn es offenbarten sich nicht

allein die ersten Spuren der Hypochondrie in der Gegend des Magens, sondern alle Zufälle, welche dieselbe eigentlich charakterisiren, beweisen den Fehler der Verdauungskräfte. Ein Hypochondrist leidet in der That täglich nach der Mahlzeit ein kleines Magenfieber. Kaum ist er gefättigt, so wird er blaß, und empfindet einigen Schauer. Dieses ist der Frost seines Fiebers. Auf den erfolgt die Hitze. Ein paar Stunden nach der Mahlzeit wird man den Hypochondristen in diesem elenden Zustande antreffen. Da sitzt er leidend, wie ein Mensch, der seiner Seele Urlaub gegeben hat, zu verreisen. Er sitzt da, als eine Maschine, deren ganzer Anblick sonst nichts zu sagen scheint, als: Ach! ich verdaue! Seine Stirn brennt; sein Kopf ist tösig und schwer, und neiget sich zum Schlummer, in dessen Erwartung er den Mund schon offen und die Augen starr stehen läßt. Seine flachen Hände und Fußsohlen brennen, wie glühende Kohlen. Eitel sind ihm alle Herrlichkeiten der Welt, verwünscht alle angenehmen Neuigkeiten, die nach der Mahlzeit kommen. Denn ist er nichts, als ein Wesen, das schlafen will, er mag auch vor Tische der klügste Mensch von der Welt gewesen seyn. Boerhaave wundert sich um deswillen, und spottet über den Stolz der Menschen auf ihre Wissenschaft. Er spottet, daß wir uns einbilden, es stünde in unserm Vermögen, ob wir weise seyn, und was wir denken wollten, da doch eine einzige starke Mahlzeit den klügsten Metaphysicum und Algebraicum so dumm, als ein Paar Gänse machen kann. So bald die Verdauung vorüber ist, hören alle diese verdrießlichen Umstände auf, und der Hypochondrist befindet sich alsdann wohl bis er wieder gegessen hat. Dieses ist der völlige Aufzug eines wechselnden Magenfiebers; wie dann jedes Magenfieber nichts anders, als eine sehr schwere Verdauung ist. Ich kann dieses besonders daraus erweisen, weil dieser elende Zustand der Hypochondristen wirklich seine ordentlichen Zeiten hält, wie ein Wechselfieber. Es ist eine gemeine Erfahrung, daß ein Hypochondrist des Nachmittags alle Zufälle der schwersten Verdauung ausstehen muß, wenn er auch gleich manche Tage bloß Suppe, oder auch gar nichts gegessen hat. Dieses ist

die Art der Wechselfieber, daß sie um gewisse Zeiten wieder kommen, obgleich die Ursache, die sie zuerst hervorgebracht hat, nicht mehr vorhanden ist. Man muß das treffliche Werk des berühmten Herrn Hofrath Medicus gelesen haben, worin er den Ursprung der periodischen Krankheiten aus Fehlern der Verdauung herleitet, um die ganze Stärke dieses Beweisgrundes zu empfinden. Was die übrigen Zufälle der Hypochondrien betrifft, die nicht unmittelbar von einer verdorbnen Verdauung herrühren; so weiß Jedermann aus andern Fällen, daß sie sehr oft von einem schlechten Magen herrühren. So sind die Kopfschmerzen, welche sich durch Erbrechen, Purgiren oder Verdauungssäfte heben lassen. So sind die Spannungen um die Brust, das ängstliche Herzklopfen, und das Stechen in der Brust, welches alles verschwindet, so bald man die Blähungen von oben nach den untern Gedärmen zieht, oder ihnen durchs Aufstoßen Luft macht. So sind alle die Flüsse am Kopfe und an den Gliedmaßen der Sinne, die ihren Ursprung dadurch verrathen, daß sie zur Zeit der Verdauung am ärgsten sind. So sind endlich auch die seltsamsten Phantasemen und Gemüthsfehler der Hypochondrien. Denn man hat aus unzähligen Erfahrungen bemerkt, daß die Verrückung, Melancholen, Manie und Tollheit öfter im Unterleibe, und besonders in der übeln Verdauung, als im Gehirn, ihren Sitz haben.

Ich kann mich in einer Schrift, wie die gegenwärtige ist, in keine gründliche und tiefsinnige Untersuchungen über die Natur dieses berühmten Uebels einlassen. Indessen wird es doch nöthig seyn, ein paar kleine Anmerkungen zu machen, die meine un gelehrten Leser nur überschlagen können.

Man hat sich sehr über die Natur der Hypochondrie gestritten, und fast bis diesen Tag getrauet sich noch kein Arzt, eine formliche Erklärung davon zu geben. Hieran sind zween Fehler schuld, die schlechterdings getadelt werden müssen. Fürs erste hat man stets einen verworrenen und viel zu weitläufigen Begriff von der Hypochondrie vestgesetzt. Die meisten Aerzte nehmen drey Grade derselben an, wovon der, den ich oben beschrieben habe, der erste ist. Der andere soll

der sehn, wenn zu den obigen Zufällen Ausschläge der Haut, und Reissen und Gichtschmerzen hinzu kommen; der dritte aber, wenn die Eingeweide des Körpers verstopft, verhärtet werden und faulen. Ich gebe zu, daß die verdorbene Verdauung, wenn sie lange Zeit ununterbrochen fortbauert, alle diese Krankheiten und den Tod selbst hervorbringen könne. Allein, ich kann nie zugeben, daß sie ein Theil der Hypochondrie wären. Sie sind Folgen der eingewurzelten Hypochondrie, aber keine Grade derselben. Denn sonst müßte jeder alte Hypochondriacus die Schule durchgegangen sehn, und Ausschlag, Gicht und Podagra ausstehen, ehe ihm Milz und Leber anfaulerten. Diese seltsame Subordination der Grade der Hypochondrie hat gemacht, daß man nie einen richtigen Begriff von dieser Krankheit erhalten, und daß man in den andern Fehler gefallen ist, von dem ich reden will, nämlich daß man eine allgemeine Ursache dieser Krankheit gesucht hat, woraus sich eine so große Menge von Krankheiten gleich leicht herleiten ließ, und wodurch man vollends die Begriffe von dieser Krankheit verdunkelt und verwirret hat. Stahl suchte sich die Vollblütigkeit zu einer solchen allgemeinen Ursache aus. Denn aus dieser ließen sich die Zufälle der Hypochondrie herleiten, weil der gehemmte Umlauf des Blutes im Unterleibe die Verdauung leicht verderben kann. Aus ihr ließ sich der Ausschlag, die Gicht, und die Verstopfung und Verletzung der Eingeweide herleiten, und sie war also eine wächserne Nase, die man hindrehen konnte, wohin man wollte. So machte es Sydenham mit der Beweglichkeit der Nerven, und andere mit andern Ursachen. Ich kann die Ungereimtheit dieser Sache nicht kürzer, als in einem Gleichnisse zeigen. Es ist bekannt, daß die unterbrochene Ausdünstung ordentlicher Weise eine Schwierigkeit der Glieder, blasse Farbe, Schauer, Anhäufungen der innern Theile und allerhand Flüsse verursache. Dieß ist ungefähr so eine Sammlung von Zufällen, als wie die hypochondrischen sind. Das Wesentliche von jenen Zufällen ist die gehinderte Ausdünstung, von diesen die gehinderte Verdauung. Nun kann aber auch aus der gehinderten Ausdünstung, wenn sie nicht gehörig wieder her-

hergestellt wird, ein Entzündungsfieber, und, wenn die Wirkung noch übler geräth, ein faulendes Fieber und der Tod erfolgen. Was für ein Mißgeschick würde aber nicht daraus entstehen, wenn man diesem ganzen System aus einander fließender Krankheiten den Namen einer besondern Krankheit geben, und ungefähr so sagen wollte: Es giebt eine Krankheit; wir wollen sie, weil es eben eine solche spöttische Aufgabe ist, mit der Königin von Schweden, Christina, Makelos nennen. Diese Krankheit hat drey Grade. Im ersten verspüret man schwere Glieder, blasse Farbe, Schauer, Flüsse, u. s. w. Im andern Grade kommen Entzündungsfieber dazu; und im dritten Grade entstehen faulende Fieber. Was ist also nun wol die eigentliche Natur und Ursache der Krankheit Makelos? Wie würden sich nicht die Aerzte die Köpfe zerbrechen, um aus dieser Verwirrung klug zu werden? Was für Ursachen würden sie nicht ausdenken, die der Hut fenn sollten, unter welchen sie so mancherley Dinge bringen müßten. Ist es nicht viel vernünftiger, daß die Aerzte diese dreierley Arten von Krankheiten für sich besonders betrachten. Es ist ja genug für die Wahrheit, wenn man nur weiß, daß die ersten Zufälle die unmittelbaren Wirkungen der unterdrückten Ausdünstung sind, und daß die Entzündungsfieber und die faulenden ebenfalls von dieser Ursache herrühren können. Eben so ein Makelos ist die Hypochondrie. Die eigentlichen hypochondrischen Zufälle sind die unmittelbaren Wirkungen einer nach und nach verdorbenen Verdauung, welche theils in den Verdauungssäften, theils in den Nerven der Verdauungsgliedmaßen ihren Grund hat, und wol von zwanzig verschiedenen Ursachen herrühren kann, z. E. von der Ueberladung, vom gehemmten Umlaufe des Blutes im Unterleibe, von der Schwäche der Nerven, von vielem Sitzen, vom Mangel der Leibesbewegung, vom Schwelgen, vom Zusammendrücken des Unterleibes, von Ausschweifungen in der Liebe, vom Mangel der Zähne und schlechtem Kauen, vom Meditiren, u. s. w. Die Sicht kann entweder von der schlechten Verdauung, oder von einer ihrer Ursachen ebenfalls erregt werden; und so kann auch eine Verlesung der Eingeweide,

weide entstehen. Wenn wir nun aber diesen Mischmasch zusammen setzen, und daraus eine einzige Krankheit von dreien Graden formiren; so entsteht eine Verwirrung der Begriffe, die zu nichts dienet, als eine sonnenklare Sache unbegreiflich zu machen.

Meine Leser werden mir eine Ausschweifung zu gute halten, die ich um keiner andern Ursache willen begangen habe, als um es bey meinen Amtsbrüdern zu entschuldigen, daß ich ihnen die Hypochondrie nicht so verworren und unbegreiflich abge schildert habe, als es in den Schriften der meisten Arzneygelehrten geschieht ist. Da ich das, was die Aerzte nur den ersten Grad der Hypochondrie nennen, für die ganze Krankheit, die übrigen beyden angenommenen Grade aber nur für zufällige Wirkungen derselben, oder einiger ihrer Ursachen halte; und da ich die ganze Hypochondrie solchergestalt nur für einen Inbegriff der nächsten Wirkung einer verdorbenen Verdauung ansehe; so setze ich dadurch meine Leser in den Stand, den wahren Grund dieses Uebels und seiner Cur leichter einzusehn, als es mir und den meisten Aerzten geschieht ist, da uns unsere Lehrer mit ihren Verwirrungen und Vorurtheilen die Sache viel schwerer gemacht haben, als sie wirklich ist. Ich habe in meinem fünften Stücke Mittel wider die Windsucht gerathen. Ich habe im siebenten Stücke die Folgen der Unmäßigkeit, und im sechzehnten die Folgen der Mäßigkeit beschrieben. Alle diese Stücke enthalten sehr heilsame Lehren für die Hypochondristen. Es wird sich noch oft Gelegenheit finden, auch von andern Ursachen zu handeln, welche die Verdauung verderben, und man muß sich dieser zerstreueten Regeln bedienen, wenn man sich vor den hypochondrischen Zufällen schützen will. Ich werde daher, nachdem ich ist die wahre Natur dieser Krankheit entdeckt habe, keine besondere Cur dawider vorschreiben. Denn sie erfordert nur, da sie ein allgemeiner Begriff aller Folgen einer gehinderten Verdauung ist, eine einzige Regel zur Cur, welche darinn besteht, die gute Verdauung wieder herzustellen. Dieses muß aber bloß nach Maßgebung der Ursachen geschehen, welche die Verdauung verdorben haben; und wenn ich diese nach  
und

und nach einzeln abhandele, so thue ich meinen Hypochondristen völlig den Dienst, den sie von mir erwarten können.

Damit aber meine Leyer heute nicht ganz leer ausgehen, so will ich Ihnen einige Anmerkungen des Herrn Tissot, von der Hypochondrie der Gelehrten insbesondere, mittheilen. Aus der beständigen Beschäftigung ihres Gemüths, und dem Mangel der Leibesbewegung entspringen ihre kränklichen Zufälle am meisten. Vieles Nachdenken bedrückt das Gehirn, schwächt das Gesicht, und entkräftet die Nerven. Die Folgen hiervon äußern sich in verschiedenen Theilen des Körpers, vorzüglich aber an dem Magen. Viele bekommen unter dem Nachdenken Herzklopfen, Ohnmachten, Schwindel, Neigung zum Erbrechen und Zuckungen. Hierdurch wird das Gemüth furchtsam, mißtrauisch gegen sich selbst, traurig, verdrossen und schwermüthig; und daher rühren die schlaflosen Nächte, das mürrische Wesen, die Launen und die Unentschlossenheit, ja gar zuweilen der Wahnsinn. Der Mangel der Leibesbewegung verursacht ein Unermögen sich zu bewegen, der Umlauf des Bluts in den kleinen Gefäßen wird langsamer, die Wärme nimmt ab, die Säfte stocken und verderben, die Abführungen und Absonderungen gehen nicht von statten, und so werden der Wassersucht, der Magensäure, dem Sodbrennen, den Verstopfungen der Leber, den Gallensteinen, der Engbrüstigkeit, den Eiterbeulen in der Lunge, den Steinbeschwerden, den rheumatischen und catarrhalischen Zufällen und schleichenden Fiebern Thür und Thore geöffnet. Das beste Präservativ besteht darin, daß man die Seele oft ruhen läßt, den Körper aber in Bewegung setzt. Diese Müßigkeit wird durch die Heiterkeit des Gemüths, die zur Arbeit desto geschickter macht, reichlich ersetzt. Man muß die Menge der Speisen den Verdauungskräften proportioniren. Fette Speisen, Hülsenfrüchte und Gewürze schicken sich nicht für den Gelehrten. Zartes Fleisch aber, mehligte Wurzeln, Kräuter, Feldfrüchte, Obst, weiche Eier, Milch und Chocolate sind ihm zuträglich. Er muß die Speisen sorgfältig kauen, des Abends wenig essen, den Gebrauch der warmen wässerigen Getränke meiden, und hingegen kaltes



Wasser trinken, den Wein als eine Arznei, nicht aber als ein Getränk gebrauchen, den Toback unterlassen, und endlich für die Reinigkeit und gemäßigte Wärme der Luft Sorge tragen. Zur Cur kann man ihm mit Sicherheit, gelinde Abführungen, die Chinarinde, bittere Arzneyen, krampfstillende Mittel, Eisen und kalte Bäder, das Reiben mit wollenen Tüchern, und die Gesundbrunnen empfehlen.

So denket Herr Tissot von den Krankheiten der Gelehrten, und ich überlasse es meinen Lesern zu beurtheilen, wie seine Maximen mit den meinigen übereinstimmen.

Ich habe ihnen bisher die Hypochondrie nur von Seiten des Körpers beschrieben, und in diesem Zusammenhange konnten sie das, was ich von der Natur und Ursache dieser Krankheit zu sagen hatte, am besten verstehen. Nunmehr aber will ich das Bild des Hypochondristen vollenden. Er hat zwei Seiten. Von Seiten des Körpers ist er elend; von Seiten der Seele aber ist er lächerlich. Ich muß ihn meinen Lesern noch von der letzten Seite her zeigen.

Das Gemüth eines Hypochondristen ist mit einer ängstlichen Traurigkeit und schwindlichen Einbildungskraft beschweret, die oft mit einem Unsinne von Lustigkeit und Leichtsinne abwechselte. Die Traurigkeit macht diese Leute schwermüthig, feige, verzagt, kleinnüthig, furchtsam. Sie sehen ihre Krankheiten für weit gefährlicher an, als sie sind. Sie glauben immer zu sterben, und können doch nie dazu kommen. Der D. Mead erzählt hiervon eine Geschichte: Ein Gelehrter ward aus Faulheit so hypochondrisch, daß er sich zu Bette legen mußte, und sich selbst den Tod prophezeihete. Daher befahl er, daß man auf dem benachbarten Glockenspiele sein Sterbelied spielen sollte. Er hatte dieses in seiner Jugend selbst oft zur Leibesübung gethan, und verstund es so gut, daß er es recht nach der Kunst zu machen wußte. Als nun die Glocken gespielt wurden, so hörte er mit Verdruß, wie schlecht der Spieler sein Amt verwaltete; und da es doch ein für allemal seine letzte Ehre seyn sollte, so wollte er es auch recht haben, sprang zornig aus dem Bette, und zeigte dem Kerl, wie er spielen mußte. Er gerieth darüber in einen  
ausser-

ausserordentlichen Schweiß, und kroch wieder in sein Bette, um sein Ende abzuwarten. Allein, dieser Schweiß gab ihm die Gesundheit wieder. Man hat viele solcher Beispiele mehr, woraus der feige Troß der Hypochondristen bey ihrer Traurigkeit erhellet, und woraus man zugleich sieht, was sie für Märtyrer ihrer trüben und doch wütenden Einbildungskraft sind. So thöricht, wie sich der Professor zu Padua, Nicolaus Leonicus Thomäus, seinen Tod aus dem Tode eines Kranichs prophezeihete, den er 40 Jahre gesüttert hatte, wie Paul Jovius erzählt; so findet ihre Schwermut in den größten Kleinigkeiten Anlaß zur Verzweiflung an ihrem zeitlichen Leben und an ihrer ewigen Seligkeit. Daher sind die meisten Hypochondristen in ihren bösen Stunden abergläubisch, fromm und schrifttoll. So bald sie aber ihre guten Stunden haben, so blasen sie alle ihre Sünden, wie kleine Federchen, von sich ab. Sie sind schreckhaft über die geringsten Dinge; sie sehen alle Menschen für Spitzbuben an, und fragen jeden, der sie anredet, ob er auch gesonnen sey, sie zu ärgern? Ich kann so viel Thorheiten nicht erzählen, ohne in den Verdacht zu geraten, daß ich die Sache übertriebe. Daher will ich lieber einige Stellen aus der Lebensbeschreibung eines armseligen Magisters, Namens Bernd, hier anführen, worinn er seinen eigenen Gemüthszustand in seiner Hypochondrie, nach der Wahrheit, und als ein gottesfürchtiger Mensch, ohne Erdichtung und Spott beschreibt. An einem Orte saget er also:

„Sas ich damals, oder stund nahe bey einem, so mußte ich mir oft den Mund zuhalten, daß ich ihn nicht anspie, wenn er gleich mein Freund war, und ich alle Liebe zu ihm hatte, so, daß ich nicht wußte, warum ich ihn anspeien sollte. Denn das Anspeien kam mir so deutlich vor, als ob es geschähe; oder ich schlug ihn in Gedanken mit der Hand ins Angesichte, so, daß ich die eine Hand mit der andern halten mußte, damit es nur nicht wirklich geschehen möchte. Wer allem Ungewöhnlichen erschrickt man zu solchen Zeiten. — — Ich konnte nicht ohne innerliches Auffahren eine große Ziffer sehen, z. E. eine 6 oder 9. Ein Raum, wo drey oder vier

„vier Bücher gestanden, macht mir schon Aengstlichkeiten,  
 „und konnte nicht ruhen, bis der Raum wieder mit Büchern  
 „ausgefüllt wurde. Ich betete vor einem Zettel, wenn ders-  
 „selbe auf einem Fenster lag, wo er sonst nicht zu liegen  
 „pflegte, und konnte nicht ruhen, bis ich ihn an seinen ordent-  
 „lichen Ort wieder gelegte. Ich betete, doch meistens ohne  
 „sonderbare Bewegung, und zuweilen, wenn ich dazu schritt,  
 „und niederkniete, wurde mir das Angesicht wider meinen  
 „Willen in eine solche Gestalt gebracht, wie diejenigen haben,  
 „denen ein Ding lächerlich vorkömmt; alles wegen des leben-  
 „digen Bildes, das ich im Gehirn von einem, der da lacht,  
 „hatte, welches den Mund in solche Figur setzte. Doch ließ  
 „ich mich nichts im Gebete hindern, es mochte solches so  
 „elend aussehen, als es immer wollte. — — — Es  
 „wurden um ein leichtes, und öfters, ehe ich mich es versah,  
 „die Lebensgeister im Haupte so flüchtig, daß die Gedanken  
 „wunderlich durch einander zu laufen anfingen, und daß mir  
 „lauter toll Zeug einfiel, und Bilder vorkamen, die ganz  
 „keine Connerion unter einander hatten. Mit einem Worte,  
 „es ward mir so seltsam und übel, daß ich mich kaum erhal-  
 „ten konnte, daß ich nicht lärmte, schrie, jauchzete, und an-  
 „dere unanständige Dinge vornahm. Es kann einem Men-  
 „schen, der seines Verstandes soll beraubt werden, nicht  
 „anders fenn, so, daß ich solches Uebel jederzeit für eine Di-  
 „sposition darzu angesehen, und mich nicht einen Schritt weit  
 „vom Phantasiren geachtet habe. Ich kann nicht beschreiben,  
 „wie angst mir geworden, wenn ich des Abends im Bette  
 „gern einschlafen wollen, und es im Haupte dermaßen zu stür-  
 „men, und untereinander zu gehen angefangen. Ach Gott!  
 „hilf mir! schrie ich oft, errette mich! Wenn ich aber  
 „nur ein oder zwey Stunden, bis um 10 Uhr oder 1 Uhr, hin-  
 „brachte, daß die Speise ein wenig mehr verzehret und ver-  
 „dauet worden war, und um die Gegend der Milz es sich  
 „öffnete, allwo ich alsdann einen drückenden Schmerz verspü-  
 „rete, so ließ das Uebel ein wenig, ja öfters völlig nach.  
 „Schlief ich aber in noch währendem Zustande ein, so träumte  
 „mir sogar zuweilen, als ob ich unter Menschen, ohne den  
 „rechten

meinen Gebrauch meines Verstandes, mich befände, und von ihnen verhöhnet würde. So beschreibt sich der Magister Bernd selbst, und alle Hypochondristen werden ihm gewiß glauben. Denn die sind alle seine Brüder. Er erzählt noch vieles von einem andern eben so elenden Magister Schuster, und dessen Geilheit, wo wider aller Kampf nichts geholfen; allein ich will es übergehen.

Zuweilen werden dergleichen Leute so zerstreut, daß sie nicht mehr wissen, wo sie sind, und was sie thun, wie Lu-molp im Petronius, der in der Cajüte seine Verse ruhig herlas, obgleich das Schiff eben zu Grunde gehen wollte; oder wie der Menalk des de la Bruyere, der es nicht merkte, als ihm seine Peruque an einem Kronleuchter hängen blieb, und der, als er beim Würfelspiele trinken wollte, das Bierglas ins Brett goß, und die Würfel aus dem Spielbecher verschlang. Zuweilen heften sie ihre Gedanken nur auf einen einzigen Gegenstand, den sie zernagen. Viele fallen auf theologische Dinge, und wollen Sprüche und Geheimnisse erklären, die sie doch nicht verstehen sollen. Andere verzweifeln an ihrer Seligkeit. Sie heulen über ihre vergangene Bosheit, und zu der Zeit sollten sie sich, wie Desbarreaux, demüthigen, der sich in einer Krankheit von seiner Maitresse überreden ließ, einen Gott zu glauben. Ja, sie sind dem Tullus Hostilius ähnlich, welcher, nach Livii Anzeige, in einer Krankheit der abergläubigste Mensch wurde, nachdem er zuvor der frechste Mann gewesen war. Allein, bey den Hypochondristen sind alle diese Besserungen eben so unbeständig, als ihre Verschlimmerungen. Sie lachen und weinen nicht aus Ursachen, die sich denken lassen, sondern von Winden, die ihr Zwerchfell reizen und erschüttern. Sie können nicht dafür stehen, was sie morgen glauben werden. Heute ist ihnen die Welt Himmel, und morgen Hölle. Heute wollen sie sich über die Krankheit ihrer Frau erstrecken, und morgen wollten sie sie gern aufhengen. Izt sind sie großmüthig, und geben alles hinweg. Bald könnten sie so niederträchtig seyn, es wieder zu fordern. Izt wollen sie, wie Simson, Löwen zerreißen, und auf den Abend würden sie

vor Furcht vor einem Gespenste ins Getraide laufen, wie seine Fische. Es sind lauter widersprechende Leidenschaften und Meinungen; und Entschlüsse, die sie, wie Dämons, besitzen, und die in ihnen, wie Miltons Engel im Paradiese, die Kunde halten. Sie sind den Muthkutschchen ähnlich, worinn bald ein gnädiger Herr, bald ein Jude, bald eine Buhlschwester, bald ein Laquan sitzt.

\* \* \*

### Mi Domine Doctor!

**W**ir sind ein hiesiger Schulmeister. Es ist keine Phrasis emphatisch genug, um das Elend zu beschreiben, worinn wir uns bey gegenwärtiger Hitze mit unserer lieben Jugend befinden. Haben Sie wol jemals eine Versammlung junger Küchlein gesehen, die eben erst aus den Eiern gekrochen sind? Gleichwie diese nur mit schwachen Stimmen pipen, und, ehe sie sich versehen, unter dem Pipen einschlafen, die Köpfe sinken lassen, bis sie mit den Schnäbeln an die Erde anstoßen, dann schnell wieder auffahren, wieder pipen, wieder einschlafen, wieder anstoßen, und so fortan, siehe! so sitzen meine geliebten Küchlein in der catechetischen Stunde bey mir, ihrer alten Gluckhenne, oder, vielleicht accurater in Comparatione, bey mir, ihrem alten Kapphahne. Denn diese sollen, wenn man sie mit etwas Branntwein betäubt, und ihnen indessen junge Küchlein untergesetzt hat, dieselben, nicht anders, als Gluckhennen, annehmen, für die ihrigen erkennen und anführen, wie allen in Historia Naturali versatis zur Gnüge bekannt ist. Nun kann ich zwar nicht läugnen, daß ich dieses anfänglich der Trägheit des Gemüths zum Guten, sowohl bey mir, der ich mitschlafe, als bey der Jugend, zugeschrieben habe. Denn obzwar das Corpus Ludimagistrorum allerdings mit zum Rev. Ministerio gerechnet werden soll und muß; so will sich doch von Zeit zu Zeit bey uns eine Lauigkeit und unthätige Trägheit, und Verdrossenheit zum Guten einfinden, so daß von uns, die wir gleichsam mit der

Speise

Erse der theologischen Gelehrsamkeit überladen sind, das Sprüchwort mit Recht gesagt werden kann, welches die lateinischen Auctores in ihrer beliebten Muttersprache, die Ihnen nicht unbekannt seyn wird, also ausdrücken:

*Plenus Venter non studet libenter.*

Nichts destoweniger, und dem allen ungeachtet aber, bin ich doch seit diesen letzten Hundstagen völlig überzeuget worden, daß bloß die liebe Hitze an dieser Trägheit und Schläfrigkeit Schuld sey. In der ersten Hälfte dieser Hundstage gaben wir, aus althergebrachtem löblichen Gebrauche, der lieben Jugend Ferien, und Gott gab dazu schönes kühles und höchst angenehmes Wetter. Nunmehr aber, da in der letzten Hälfte dieser malignösen Zeit eine brennende Hitze regieret, daß Bäume und Thiere verschmachten möchten, da kommen wir guten Leute zusammen, um neben einander zu schlafen und zu schwitzen. Die schönsten Kernsprüche, die ich von 2 bis 3 Uhr erkläre, sind der lieben Jugend so unschmackhaft, daß sie schon beym Anfange einschlafen, und werden uns Docenten so schwer auszusprechen, als wenn es Ehrenten wären, die wir extemporiren müßten. Wenn ich nun sehe, daß alles schläft, und niemand zuhöret, so übermannet mich zuweilen der Schlaf selbst, wie mir noch vorgestern zu meinem großen Verdrusse geschehen. Denn, nachdem ich in der Stunde eingeschlummert war, hatten es die lesen Kinder bald gemerkt, und waren unvermerkt alle fortgegangen. Als ich nach anderthalb Stunden erwachte, und im Dociren fortfuhr! Nun! weiter Kinder! Galater am 11 Siehe! da saß ich beschimpft allein, und empfing den Lohn für meine Schwachheit. Weil nun dieses unsere Auctorität und Ansehen ladirer, überdem auch kein Nuße bey der Jugend gestiftet wird, wenn sie in so großer Hitze lernen soll, und doch schlafen muß, nicht zu denken, was wir armen Professores dabey auszustehen haben, wenn gleichsam unsere Häupter zerspringen, und die Meditationes vor Hitze zerschmelzen; so habe ich bey Ihnen anfragen wollen, ob Sie nicht einmal

einmal *medice* über diese Sache schreiben, und allen Aeltern vorstellen wollten, daß unsere Schulferien nicht nach den Hundstagen, zumal, wenn sie kühl sind, sondern nach der Hitze des Sommers eingerichtet werden müßten. Wäre es nicht vernünftiger, daß wir den Kindern an einem sehr heißen Mittage die *Licentiam* ertheilten, nach Hause zu gehen, und daß wir es erst darauf ankommen ließen, ob der folgende Tag auch heiß seyn würde, als daß wir in der größten Hitze außer den Hundstagen dociren, und in der ersten Hälfte derselben Ferien geben müssen, wenn es gleich das kühlste Wetter ist. Ich hoffe, Sie werden so gütig seyn, und diese Bitte nicht unerhört lassen. Es schadet nichts, daß ich mit meiner Bitte so spät komme, da die Hundstage schon vorbey sind. Denn es kann noch iht heiße Tage genug geben, und es kann doch auch für die Hundstage der folgenden Jahre dienlich seyn. Vale & Fave!



# Der Arzt.

Eine medicinische

Wochenschrift.



---

Zweiter Theil.



# Inhalt

der im zweyten Theile enthaltenen Aufsätze.

	Sechs und zwanzigstes Stück.	
⊗	Charakter der verschiedenen Menschenalter und Temperamente.	Seite 355
⊗	Schreiben von Spiritus Vini.	368
	Sieben und zwanzigstes Stück.	
⊗	Von ungründlichen Curen der Krankheiten.	369
⊗	Schreiben von den Kunstgriffen, wodurch sich die Aerzte beerühme machen.	378
⊗	Briefwechsel mit Jesabel Rauffholdtinn.	380
	Acht und zwanzigstes Stück.	
⊗	Von dem Verhalten bey feuchter Luft.	382
⊗	Schreiben von Prudentius Buridan, wegen der Winde zwischen Fell und Fleisch.	393
	Neun und zwanzigstes Stück.	
⊗	Von den Speisen aus dem Thierreiche überhaupt.	396
	Dreyßigstes Stück.	
⊗	Von der Leibesbewegung.	409
⊗	Beantwortung verschiedener Briefe.	421
	Ein und dreyßigstes Stück.	
⊗	Von der bösen Laune.	423
⊗	Schreiben von Jochim Fastig.	435
⊗	Schreiben von Adeptis, und Antwort.	435
	Zwey und dreyßigstes Stück.	
⊗	Von eistigen Speisen.	437
⊗	Nachricht von einer gefundenen Schreibtafel.	449
	Drey und dreyßigstes Stück.	
⊗	Regeln, wie man sich zu der Zeit, wenn ansteckende Krankheiten grafiren, zu verhalten habe.	451
	Vier und dreyßigstes Stück.	
⊗	Vom Schlasfe.	467
	Fünf und dreyßigstes Stück.	
⊗	Von der Zubereitung thierischer Speisen überhaupt.	480
	Sechs und dreyßigstes Stück.	
⊗	Von der Natur des menschlichen Körpers überhaupt.	492
	Sieben und dreyßigstes Stück.	
⊗	Von der Kunst zu leben, welche ein Arzt besitzen soll. Charakter des Herrn Klippmann.	506
⊗	Schreiben von Biberius Precant, von der Verfälschung der Weine mit Bley.	516
	Acht und dreyßigstes Stück.	
⊗	Von der Physiognomie.	518
⊗	Schreiben von Lazarus Trist, wegen der Krankenwartung.	530
	Neun und dreyßigstes Stück.	
⊗	Der Gegenarzt, erstes Stück.	532
⊗	Beantwortung desselben.	539
	Dierzigstes Stück.	
⊗	Schreiben von der Entehrung der Todten, welche bey verschiedenen Völkern üblich gewesen.	546

## Inhalt.

Schreiben von den Mitteln, die Leichname vor der Verwesung zu beschützen.	551
Schreiben von Barthel Klug.	555
Antwort auf dasselbe.	556
Zwanzig und vierzigstes Stück.	
Vom Opium.	557
Zwey und vierzigstes Stück.	
Lebensordnung im Winter.	572
Schreiben des M. Ergo, und Antwort.	584
Drey und vierzigstes Stück.	
Gründe für und wider die Unmäßigkeit und Trunkenheit.	586
Schreiben von Wamsell Goos, und Antwort von den Vorzügen der Hunde.	594
Vier und vierzigstes Stück.	
Von unvernünftigen Curen der Krankheiten des gemeinen Mannes.	596
Schreiben von Eya Boleya, und Antwort wegen des Wiegens der Kinder.	608
Fünf und vierzigstes Stück.	
Von der Gemeinschaft des Leibes und der Seele.	609
Schreiben von Oloff Wandremich, über die Gewohnheit der Männer, für ihre Weiber in Wochen zu liegen.	620
Sechs und vierzigstes Stück.	
Vorthelle eines guten moralischen Charakters in Krankheiten.	622
Vom Einflusse der Tugend in die Gesundheit.	628
Schreiben von den Wirkungen des Zitterfisches in einigen Krankheiten.	633
Sieben und vierzigstes Stück.	
Mittel, erfrorne Glieder und Personen wieder herzustellen.	636
Schreiben von den Vorzügen der Aerzte in alten Zeiten.	647
Acht und vierzigstes Stück.	
Von einigen Fehlern der Kinderzucht.	650
Schreiben von der Schädlichkeit der feuchten Luft.	660
Schreiben eines Egoisten, nebst der Beantwortung.	663
Neun und vierzigstes Stück.	
Von den Krankheiten, welche den verschiedenen Jahreszeiten und Menschenaltern eigen sind.	663
Schreiben von Freylieb wegen der Besuche, womit man den Kranken beschwerlich fällt.	674
Schreiben von D. Staarnadelius.	676
Funfzigstes Stück.	
Reaeln, zu einem hohen Alter zu gelangen.	677
Schreiben von Duns Saha.	690
Ein und funfzigstes Stück.	
Schädliche Wirkungen des abergläubischen Vorurtheils der Menschen.	691
Schreiben von Minations.	703
Zwey und funfzigstes Stück.	
Nachricht von einem Besuche des Herrn Klippmann.	704



# Der Arzt.

Sechs und zwanzigstes Stück.



von Haller.

— — In den Seelen selbst herrscht Maas und Unterscheid;  
Das Glück der Sterblichen will die Verschiedenheit.



Ich war in lebhaften Betrachtungen über die verschiedenen Gemüthscharaktere der Menschen und der verschiedenen Alter begriffen gewesen, als sich auf einmal die Scene vor meinen Augen zu verändern schien. Ich sahe die Zeiten wie Fluten, und die Jahre wie Wellen aus der Höhe herabströmen. In diesem Strome einer ätherischen Luft, die einem Spazierwege der Engel im Milton ähnlich war, zeigte sich meinem entzückten Gemüthe ein Aufzug, den ich nie herrlicher gesehen habe.

Zuerst sahe ich eine schöne Frauensperson in voller Blüte der Jugend.

Ihr Auge spielt, und ihre Locken flogen  
Eauf, wie die Lust im Strahl der Sonne wallt.

Ihre Gesichtszüge waren heiter und lächelnd. Das grüne Gewand der Hoffnung, welches gleichsam mit goldenen Sternen besät war, flatterte leicht um die symmetrischen Glieder. Der Wagen, auf dem sie saß, ward von Schwänen gezogen, und glich dem Wagen der Venus. Neben ihr saß auf der rechten Seite die Freude, die mit den Händen klatschte, und, von Entzückung begeistert, harmonische Lieder sang; zur linken aber die Liebe, die den Cupido im Schooße hielt, welcher an ihrer Brust spielte. Vor ihr her streuete die Wollust Rosenblätter auf den Weg, und um den Wagen herum scherzten die Huldgöttinnen. In ihrem Gefolge erschien zur rechten Seite der Scherz mit dem Kobrenkopfe und einem Körper, der aus ein paar Fischschwänzen bestand; das Gelächter mit aufgerissnem Munde, das sich den tiefen Bauch mit beiden Fäusten zusammendrückte; die Ueppigkeit, die sich selbst spornete; der Leichtsin, der nie den Boden erreichte, und alle Gegenstände im Fliehen betrachtete; der Uebermuth, der auf den Händen gieng und die Füße gegen den Himmel streckte; die Eitelkeit, die sich selbst complimentirte; die Narrheit mit der Schellenmüze; der Spott mit der Geißel, und der trunkene Bacchus mit seinem ganzen Gefolge. Auf der linken Seite folgten dem Wagen der Liebreiz, der sich von der Mode rücken ließ; das Verlangen mit ausgespannten Armen; die Sehnsucht, die sich selbst überlaufen wollte; die nackte Unschuld mit den dreien Gracien; die Gefälligkeit, die einigen Unholden die Backen strich; die Schönheit, die sich selbst bewunderte; die Entzückung, die einer Statue glich; die Sprödigkeit, die mit einer Hand winkte, und mit der andern Nasenstieber zeigte; der Puz, der seine Gestalt beständig verwandelte, und die Eigenliebe, die ihren Spiegel polirte. In der Mitte dieses Gefolges jauchzte das Chor der Musik, und das ganze Heer der Vergnügungen. Die Schauspielkunst führte ihren Schwarm in  
abge

abgemessenen Tritten. Der Tanz hüpfte nach den Cadanzen des Tacts, welcher den Tumult der Musik beherrschte. Die Dichtkunst sang ihre Lieder in diese Töne, und so rauschte dieser vergnügte Aufzug vor mir vorbei. Als ich ihm hinten nachsah, so erschrak ich über zwei häßliche Gestalten, die die Gesellschaft rückwärts begleiteten, und das Gesicht dem nächstfolgenden Aufzuge zugekehrt hatten. Das eine zur rechten Hand, war der Selbstbetrug, der sich mit Kohlstäube geschminkt hatte, und das zur Linken war der Ekel, der sich schauderte.

Vor dem nächstfolgenden Zuge ging der Muth her, und machte Bahn. Seine Augen sahn in die Himmel, und sein Fuß stampfte den Boden. Seine Rechte steuerte den schnaubenden wilden Rossen, welche den Wagen zogen, dessen Aren flammende Gleise im Raume zurückließen, und unter dessen Rädern sich der Kumor hervorbrängte, und hinter dem Wagen, wie ein Wirbel, in die Höhe stieg. Ich sah eine Person von männlichem Alter und wohlgebildetem Leibe. Die Seele schien in seinen Augen zu wohnen; alle Blicke redeten, und redeten mit Nachdrucke. Alle seine Bewegungen waren heftig, und alle seine Geberden waren Schilderungen starker Leidenschaften. Zu seiner Rechten saß der Ehrgeiz, dem er die Hand drückte; ein Mann, dessen Auge Thaten weissagte, und dessen ganzer Anblick majestätisch war. Zur Linken saß der Eifer, der aber öfters aufstand und seine Fäuste ballete. Er bebte mit dem Munde, und donnerte mit der Sprache. Ich sah zur Rechten in dem Gefolge die Großmuth, die ihre Hände überall anbot. Ich sah die Liebe des Vaterlandes, die aus der Eigenliebe im Wortwechsel war; die Tapferkeit, welche stets die Gefahren bändigte, und zurück trieb, die sich auf dieser Seite zu Tausenden dem Wagen näherten; die Unererschrockenheit, welche mit Blitzen spielte; den blassen Fleiß, der überwach war, stets krummgebückt saß und emsig arbeitete; den Stolz, der oft aus dem Gleise wich, weil er überflüchtig war; den Held mit dem Ordensbande und einem hölzernen Beine; den Wacheifer, der stets in anderer Fußstapfen trat, deren Spuren er emsig suchte;

suchte; die Selbstbewunderung, die vor ihrem eignen Bilde knieete; und die Kühnheit, die sich neben dem Gefahren schlafen legte. Oben in den Lüften, weit vor dem Wagen voraus, flog das Gerücht, das immer größer zu werden schien, und Märchen auf den Erdboden ausstreute. Weit hinter dem Wagen zog der Nachruhm mit seinem Gefolge ihm nach, und die ganze Gegend erschallte vom Jubel musikalischer Instrumente. Zur linken Seite des Wagens begleitete diesen Zug der Jörn mit gelähmter Zunge und feurigem Blicke. Sein feuerfarbnes Kleid war mit Blute bespritzt, und seine Haarlocken dampften. Hinter ihm knirschte der Haß, der Menschenblut soff, und die Zwietracht, seine Mutter, die ihm unschuldige Kinder schlachtete. Neben ihnen bellte der vielköpfige Zanf, der mit sich selbst uneins war, und dessen Zungen stets wider einander stritten. Der Unville schlich sich an der Seite hinweg und schüttelte mit dem Kopfe. Ich unterschied unter dem wilden Getummel noch den Verfolgungsgeist in der Mönchskutte; die Ueber-eilung, die sich in die Finger biß; die Schlägerey, die mit dem Unsinn auf Handel ausging, und die Rechthaberey, die Schnippchen schlug und mit dem Ellbogen pochte. Zwischen diesen Zügen, die auf beyden Seiten dem Wagen folgten, sahe ich in der Mitte das ganze Gefolge des Mars, das Heer großer Thaten im Schimmer der Ewigkeit, den Aufzug der Musen, und hinten im Staube den Schreibgott, der sich einen Kranz von Hasenpappeln flochte. Den Beschluß dieses Aufzuges machte zur Rechten der Neid, der hinten nach fluchte und Staub erregte, zur linken aber die Keue, die sich an die Brust schlug und mit den Schultern zuckte.

Nach diesem tumultuarischen Aufzuge folgte ein anderer, der viel geruhiger war. Es war ein Mann, dessen Gesicht die Spuren des herannahenden Alters zeigte. Seine Kleidung war schlecht und ohne Zierde. Sein Blick war ernsthaft, und beobachtete alles, was ihm vorkam, aufs genaueste. Sein Wagen ward von Nachteulen gezogen, und der ganze Zug ging langsam vor mir vorbei. Vor dem Wagen her ging das Nachdenken, das öfters stehen blieb und wie-

wieder umkehren wollte, endlich aber doch immer weiter vorrückte. Es hielt eine Goldwage in der einen Hand, und in der andern einen Maasstab. Zur rechten Seite im Wagen saß der traurige Ernst mit niedergeschlagenen Augen und zusammengefalteten Händen. An der linken Seite hingegen guckte die Habsucht nach allem, was ihren Blicken begegnete, und griff mit den Händen heraus, um es zu erhaschen. Sie hatte ein magres Gesicht, einen langen Hals und krummgebognen Rücken. Auf der rechten Seite schwärmten die Sorgen um den Wagen, die mit kleinen Flören versehen waren, welche ihnen von den Schultern herab hingen. Die linke Seite hingegen war von Wünschen umgeben, die mit den Gesichtern nach der Zukunft gekehrt waren, welche sie mit ihren Händen herruften. Oben, dicht über dem Wagen, schwebte die Schwermuth, und überschattete denselben mit ihren großen schwarzen Fittigen. Zur Rechten erblickte ich im Gefolge des Ernstes die Besorgniß, die ihren Kopf mit der Hand hielt; die Betrübniß mit weinenden Augen; das Leid im Trauerkleide; die Furcht, die stets hinter sich sahe; die Traurigkeit, die unter dem Schleyer weinte; die Kleinmüthigkeit, die sich zur Erde bückte, und den Kummer, der über ihr schwebte und sie mit seinem Schatten erschreckte. Zur Linken folgte dem Wagen die wilde Begierde, welcher die Hoffnung vom weiten Gaukelspiele zeigte, mit glühenden Wangen und schmach tenden Augen; die Hoffnung, welche den winselnden Wünschen Opium in den großen schwarzen Rachen steckte. Weiter hinten kam die Nahrungssorge, die ihr Brodt abwog und sich hinter den Ohren krakte; der Geiz mit den Midasohren, der sich selbst bestahl; der wankende Verdacht, der auf den Zehen schlich; die Behutsamkeit, welche den Boden sondirte; die Mißgunst, die sich erbrach, so bald sie das Glück ansah, das immer von einem Aufzuge zum andern flog, und bald der Jugend, bald dem Manne, und bald dem Alten das Gesicht zukehrte. In der Mitte dieses Gefolges sahe man die Gewerbe, die sich stets einander die Hand boten, und in deren Gedrengung sich die Brodtwissenschaften mischten; die Speculation, die den

Finger an die Nase legte; die Vorsorge, die ihr Geschmeide abnahm und verbarg, und den Mercur mit dem Schlangensteinsteine. Den ganzen Zug beschloß auf der rechten Seite die Melancholey mit verbundnem Haupte, die ihre Hände zusammen schlug, und auf der linken die Unerfättlichkeit, die sich das Mark aus den Gebeinen saugte.

Endlich sahe ich in der Ferne den letzten Aufzug ankommen, der aber so langsam fortging, daß ich fast die Geduld verloren hätte. Das Phlegma kroch auf allen Rieren voraus, und blieb öfters im Staube liegen und entschlief. Nach ihm folgte eine Karre, in der Gestalt eines Ruhebettes, in dessen Mitte die Hauptpersonen lang ausgestreckt lag und einem dürren Gerippe gleich, das nur mit Haut überzogen war. Es war die Gestalt eines Greises, dessen Leben bloß darin bestand, daß er sich von einer Seite auf die andre legte. Ueber ihm breitete der Schlaf seine braunen Fittige aus, und zu seinen Füßen misteten Uhu. Diese Schlafstelle ward von Buridans Esel gezogen, den die Unentschlossenheit ritt, und welcher alle Augenblicke stille stand und die beiden Heubündel anroch, die zu beiden Seiten neben ihm hingen, ohne daß er sich entschließen konnte, von einem zu fressen. Neben dem Greise dehnte sich zur Rechten die Faulheit, welche hungerte, weil ihr das Käuen verdroß, und zur Linken die lange Weile, welche mit verschloßnen Augen gähnte. Auf dem Geländer des Wagens saßen rings umher Käuzlein und andre Nachtvögel. Hinter dieser Staatskarre war weiter kein Gefolge, auffer daß sich der satte Ueberdruß hinten daran hielt und mit fortziehen ließ, nachdem ihn seine Gefährtin, die Gleichgültigkeit, die sich weder an ihn, noch an irgend sonst etwas band, verlassen hatte, und mitten auf der Straße liegen geblieben war.

Als ich mich weiter umsah, ob nicht bald ein neuer Aufzug kommen würde, so erschreck ich, als ich das Gerippe des Todes mit starken Schritten kommen und der Karre nach-eilen sahe. Er ging schnell vor mir vorüber, und die Verwesung floß ihm nach. Er hatte eben den letzten Aufzug erreicht,



erreicht, als ein schwarzer Vorhang niederfiel und meinen Augen das ganze Schauspiel entrückte.

Ich besann mich bald, und merkte, daß mir meine Einbildungskraft die Geschichte des menschlichen Charakters in seinen verschiedenen Altern vorgestellt hatte.

Nur unsre Jugend ist der Sitz der Fröhlichkeiten.  
Wir spielen dreißig Jahr ohn Ernst und Ueberdruß;  
Wir kennen nicht den Zwang der strengern Folgezeiten,  
Und unser Leben ist Genuß.  
Raum, daß der Menschen Lenz, die Zeit der Lust, verstreicht,  
So überladen uns mit ungewohnten Bürden  
Der Haus- und Ehestand, Geschäfte, Pflichten, Bürden,  
Wie daß der Thiere Herr dem trägsten Lastthier gleicht.  
Der Fünfziajährlige besitzt nur seine Güter,  
Vermeidet den Gebrauch, entbehret, was er hat,  
Häuft, rechnet, zählt, verschließt, scheut Diebstahl und Verrath,  
Ist schlaflos, wie sein Hund, auch ein so scharfer Hüter.  
Der ganz verlähmte Greis, der kümmerlich sich regt,  
Liegt, wie der Halbmensch an der Kette;  
Noch glücklich, wenn er nicht auch dessen Schicksal hätte,  
Daß Kind und Knecht und Magd ihn zu beladen pflegt.

Diese vier Charaktere bestimmen nicht nur die Alter, sondern auch die verschiedenen Temperamente der Menschen. Es ist überhaupt gewiß, daß das muntere und leichtsinnige Temperament, welches man das Sanguinische nennet, der Charakter der Jugend, das feurige und heftige, welches man das Cholerische nennet, der Charakter des männlichen Alters; das traurige und niedergeschlagne Melancholische, der Charakter des höhern, und das träge Phlegmatische, der Charakter des höchsten Alters ist. Nichts desto weniger aber hat doch ein jeder Mensch von Natur einen von diesen Hauptcharaktern, der sich in allen Altern deutlich offenbaret. Ein sanguinischer Mensch führt auch im höchsten Alter kein so trauriges Pflanzenleben, als ein phlegmatischer, dessen Jugend hinwiederum kein solcher Zustand der Fröhlichkeiten ist, wie ihn der Sanguinische empfindet. Die herrschenden Neigungen und Leidenschaften bestimmen diesen verschiedenen Gemüthscharakter der Menschen; und da uns

bekannt ist, mit welcher Gewalt unsre Triebe und Leidenschaften in den Körper wirken, so darf es uns gar nicht besorgen, wenn sich der Unterschied der Temperamente auch in der Leibesbeschaffenheit eines jeden Menschen spüren läßt.

Die Aerzte, die sich gemeinlich eben so wenig um die Seelenlehre, als die Seelenlehrer um die Zergliederungskunst bekümmern, haben sich von je her Mühe gegeben, den Unterschied der menschlichen Charaktere in der verschiedenen Beschaffenheit der Säfte und des ganzen Leibes zu finden. Die Alten sagten, daß das Trockene und Feuchte, das Warme und Kalte, nachdem eins davon bey einem Menschen die Ueberhand hätte, seinen Charakter bestimme. Andre behaupten, der Schwefel, der Mercurius, das Salz und die Erde machte diesen ganzen Unterschied aus. Endlich kamen andere, und lehrten die Sache ganz deutlich. Der Mensch, sagten sie, bey dem das Blut die Oberhand hat, der ist sanguinisch; der, bey dem die Galle flüchtig ist, das ist der Choleriche. Wer eine schwere, schwarze Galle hat, der ist melancholisch; und wer voll Wasser sitzt, der ist phlegmatisch. Nun wußten wir es, ob wir gleich noch eben so klug waren, als vorhin. Es ist unbegreiflich, wie man aus diesen Umständen erklären wollte, warum ein Mensch, der viel Blut hat, den Wollüsten, einer mit vieler Galle, den heftigen Trieben, einer mit schwarzer Galle, den traurigen Leidenschaften, und einer mit viel Phlegma, der Ruhe ergeben sey. Auf eine Erklärung der Sache war es doch angesehen; denn sonst hätte man es nur bey der Erfahrung bewenden lassen können, daß eine jede Seele ihren eignen Charakter habe, und daß es mit den Körpern nicht anders sey.

Ich will mich nicht mit den Träumen der Alten abgeben, die nicht einmal das Verdienst haben, daß die Erzählung derselben ein wenig interessant wäre. Damit ich aber meine Leser in den Stand setze, in der berufenen medicinischen Lehre von den Temperamenten selbst zu urtheilen, so will ich nur einige kurze Betrachtungen hier beyfügen, welche dazu hinlänglich seyn können.

Die herrschenden Triebe, Neigungen und Leidenschaften machen das Temperament der Seele aus. Der Grund, warum nicht in allen Seelen einerley Trieb oder Neigung herrscht, muß in der ursprünglichen Anlage derselben gesucht werden; und es ist nur eitel, sich um die Dinge zu bekümmern, die in der inwendigen Werkstatt der Natur vorgehn, und die doch kein Sterblicher jemals ergründen wird. Man stecke tausend Fruchtkerne von einerley Baume, es wird aus jedem ein Baum entstehn, der einen von allen übrigen merklich verschiednen Charakter hat. Sollen wir wol unsre Scharfsinnigkeit daran wenden, um zu entdecken, warum der Baum des einen Kerns einen starken graden Stamm habe; warum der andere zween gleich starke Stämme zugleich getrieben; warum jener mehr ins Laub schießt, jener mehr Zweige treibt; warum dieser eine Krone ansetzt, und jener überall grünt; warum der eine früher Früchte trägt, und warum die Früchte des andern von besserer Art sind und bleiben? u. s. w. Alles dieses sind Sachen, die auf einer unendlichen Menge kleiner Umstände beruhen, welche bey der ersten Entwicklung des Kerns zusammen kommen, und die wir nie in ihrem ganzen Umfange bemerken können. Auf eben solchen Umständen beruhet die erste Bildung aller Seelen und aller Körper, und sie sind es, die uns den ersten Ursprung der Temperamente der Seelen und der Unterscheidungscharaktere der menschlichen Körper verbergen.

Unter diesen mannichfaltigen Umständen sind auch diejenigen mit begriffen, die nur mittelbarer Weise in einen der beyden wesentlichen Theile des Menschen wirken. Ich will so viel sagen, da die menschliche Seele eine denkende Kraft ist, die nach dem Stande ihres Körpers wirken muß, und da der menschliche Leib eine Maschine ist, die durch Empfindungen und Gedanken bewegt wird; so muß ein Umstand, der nur einen von diesen Theilen des Menschen betrifft, allezeit wechselsweise den Charakter des andern verändern. Eine zufällige Ursache kann der vollkommenen Bildung des Gehirns in Mutterleibe im Wege stehn, so wird dieses auf den Gemüthscharakter der dummen Seele einen sehr deutlichen Einfluß

Einfluß haben, die in diesem verdrückten Gehirne regiert. Eben so kann aber auch eine durch die Erziehung zur Gewohnheit gewordne Neigung der Seele auf die ganze Leibesbeschaffenheit eines Menschen so mächtig wirken, daß es das Ansehn hat, als ob der Körper von je her zu diesem Gemüthscharakter gebildet gewesen wäre.

Aus diesen Betrachtungen erhellt, wie ungründlich die alten Aerzte den Ursprung der verschiedenen Temperamente bloß im Körper allein gesucht haben. Man sollte nicht einmal die Kennzeichen derselben anderswo, als in den Theilen suchen, in welchen Leib und Seele einander anrühren, oder in eins zusammen fließen. Meine Leser wissen aus meinem 18ten Stücke, daß diese das Gehirn, die Nerven und die Lebensgeister sind. Einige neuere Aerzte, besonders Schulze und Krüger, haben um deswillen die ganze Lehre von den Temperamenten des menschlichen Körpers aus einer viersachen Verschiedenheit der Nerven hergeleitet. Bei einigen Menschen, sagen sie, sind die Nerven nur zart und stark gespannt; sie lassen sich also leicht in Erschütterung setzen, und sind heftigen Bewegungen unterworfen. Da nun die Bewegungen der Nerven eben so sind, wie die Vorstellungen; so ist ein solcher Mensch ungemein empfindlich und der heftigsten Gemüthsbewegungen fähig. Wer sieht nicht den Cholericus in diesem Bilde? Bei andern Menschen sind die Fäserchen der Nerven zwar auch zart, aber zugleich nur schlaff gespannt. Daher sind sie zwar leicht zu bewegen; allein sie behalten ihre Bewegungen nicht lange. Das Gemüth solcher Menschen ist aller Eindrücke fähig, höchst empfindlich, aber auch flüchtig, leichtsinnig, veränderlich, unstät, kurz sanguinisch. Bei einigen sind die Fäserchen der Nerven grob und zugleich stark gespannt. Sie lassen sich also nur schwer in Bewegung setzen, sind auch nur langsamer Bewegungen fähig; allein, diese sind auch dagegen desto heftiger und von desto längerer Dauer. So ist der Melancholicus in seinem Gemüthscharakter; er wird schwer aufgebracht. Allein er wüthet hernach desto stärker. Er entschließt sich nur langsam; aber er soll auch nicht leicht wieder unstößen, was er einmal bestgesetzt hat.

hat. Bey einigen Menschen sind endlich die Fäserchen nicht allein grob, sondern auch schlaff gespannt, und diese sind gar keiner lebhaften Eindrücke fähig. Es sind die Phlegmatici, die allezeit nach Leib und Seele, schlafen.

Es ist besonders, daß diese Theorie der Temperamente genau mit der Erfahrung übereinkommt, ohnerachtet einige berühmte Aerzte erwiesen haben, daß sie nicht wahr sey, weil sie nicht finden können, daß die Nerven im menschlichen Körper einige Spannung besitzen sollten. Gleichwol läßt sich noch etwas zur Vertheidigung dieser Sache sagen. Ich habe anderwärts erwähnt, daß das Gehirn eine ihm natürliche Bewegung habe. Es hat aber auch eine widernatürliche bey Convulsionen, woraus Herr Schlichting lehrreiche Folgerungen gezogen hat. Er schnitt einem Hunde die Hirnhäute und das aschgraue Wesen des Gehirns weg, und steckte eine Nadel in das verlängerte Mark, um Convulsionen zu erregen. Zugleich fuhr er mit dem Finger hinein, und da fühlte er ganz deutlich, daß die Hirnfasern rings umher zuckten, welches mit den Convulsionen zugleich wieder aufhörte. Auch wenn die Convulsionen von selbst durch das Verbluten entstunden, fühlte er dasselbe Zucken der Hirnfasern. Kann nun das Gehirn im widernatürlichen Zustande Zuckungen haben, so können seine Fäserchen auch wol im natürlichen Zustande eine solche obwol schwächere zusammenziehende Kraft besitzen. Man findet dieselbe wirklich an allen zarten nervigten Theilen des Leibes sowol bey Gesundheit als Krankheiten. Dieses sanfte Spannen und Zusammenziehen ist den Nerven eben so, wie dem Gehirne, zuzuschreiben, und daher glaubt Herr Schlichting nicht, weder, daß ihre Weichheit noch ihr rückgängiger, oder schlangenförmiger Gang sie daran hindern sollte, indem ja die allereinfachste Faser eines Muskels, ohngeachtet ihrer Zärtlichkeit sich dennoch zusammenzieht, auch die schlangenförmig liegenden weichen Gedärme sich dennoch auf und abwärts bewegen. Es ist also diese Spannung der Nerven nicht sowol eine Folge ihrer Elasticität, als vielmehr ihrer Sinnlichkeit zu nennen, welche sich nicht nach bloß mechanischen Bewegungsgesetzen erklären läßt, und wovon ich

in der Lehre von der Sinnlichkeit thierischer Körper ausführlich handeln werde. Aus dieser Sinnlichkeit der Nerven, die sich allerdings nach der Zartheit und Beweglichkeit der Fäserchen richtet, lassen sich die Eigenschaften der verschiedenen Temperamente noch wohl erklären, ohne daß man sich eines groben Irrthums schuldig machen sollte. In der That ist ein cholertischer Mensch, dem Ansehen und Gefühle nach, zart, und doch derb von Fleische. Der sanguinische hat ein zartes, aber sehr weiches und schlaffes Fleisch. Der melancholische hat grobe und veste Fasern, und der phlegmatische ist roh und schlaff an Muskeln und Seele. Es ist noch viel mehr Wunderbares bey dieser Meinung, wenn sie nichts mehr als ein Irrthum seyn sollte. Denn es lassen sich alle herrschende Leidenschaften der Temperamente aus den Eigenschaften der bewegenden Kraft ihrer Nerven, und alle Wirkungen derselben in den menschlichen Körper auf die natürlichste Weise herleiten. Ja, was noch mehr ist, so ist diese Theorie in verschiedenen Welttheilen, und von den zwey klügsten Nationen auf dem Erdboden erfunden worden. Denn nach den Europäern müssen doch wol die Chinesen die klügsten seyn. „Diese Nation vergleicht ebenfalls den menschlichen Körper mit einem musikalischen Instrumente, dessen Nerven, Muskeln, Blut- und Pulsadern verschiedene Töne geben, oder eine ihnen eigene Temperatur haben. Sie sagen, daß die verschiedenen Pulse den Tönen und Pauken des Instruments gleich sind; woraus man auf die Beschaffenheit des Körpers eben so schließen könne; wie eine Saite, die an verschiedenen Orten stark oder schwach berührt wird, verschiedene Töne giebt, und anzeigt, ob sie zu stark oder zu schlaff gespannt sey.“

Ich bin weit davon entfernt, meine Leser in die theoretischen Streitigkeiten der Arzneygelehrten zu verwickeln. Die ganze Theorie von den vier Haupttemperamenten ist eine Zusammensetzung abstrakter Begriffe, die man nie in der Welt bey einzelnen Personen antrifft. Es giebt weder einen solchen cholertischen, noch sanguinischen, weder einen solchen melancholischen, noch phlegmatischen Menschen in der Welt, als  
wie

wie wir diese Charaktere in den medicinischen Schriften beschrieben finden.

Gesellschaft, Lehrer, Geld, Patronen,  
Land, Auferziehung, Leib und Zeit,  
Macht immer unter den Personen  
Und ihrer Lust viel Unterscheid.

Das einzige zuverlässige Wahre, und was von dieser Theorie in der Anwendung brauchbar ist, bestehet darinn, daß die Hauptneigungen der Menschen einen großen Einfluß in ihre Leibesbeschaffenheit haben; daß sich diese Hauptneigungen in flüchtige und angenehme, in heftige und starke, in ernsthafte und unangenehme, und in schläfrige und langsame eintheilen lassen; daß die Körper des ersten, oder sanguinischen Charakters, jätlich, weichlich, und ihre Bewegungen leicht und flüchtig, die Körper des cholericischen empfindlich und hitzig, und ihre Bewegungen heftig und ausschweifend; die Körper des melancholischen stark und dauerhaft, und ihre Bewegungen langsam und nachdrücklich, und die Körper des phlegmatischen grob und weichlich, und ihre Bewegungen träge und schläfrig sind. Ein Arzt schließt diese Charakter theils aus der Leibesbeschaffenheit, und theils aus den herrschenden Leidenschaften einer einzelnen Person; und er kann sich dieser Einsichten mit Nutzen bedienen, um die Kräfte ihrer Natur, den Ursprung und den Lauf ihrer Krankheiten, die Wirkung der Arzneymittel, die Verschiedenheit der zu besorgenden Zufälle und tausend andere Dinge zu beurtheilen und zu vermuthen, von welchen er, ohne die Kenntnuß des Temperaments, nichts Zuverlässiges würde wissen können. Diese Einsicht in die menschliche Natur ist einer von den Vorzügen, welche ein guter Arzt vor den Puschern besitzt. Denn weil diese eine jede Krankheit bey allen Menschen auf einerley Art angreifen, ohne auf die Verschiedenheit der Temperamente zu achten, so sind ihre Curen gemeinlich nur ein Würfelspiel.

## Herr Doctor,


Ich bitte, sagen Sie aufrichtig und ohne Scherz, ob Ihr 14tes Stück nach der Strenge beobachtet werden muß, oder ob etwas abgehen kann? Sie geben ja darinn Gebote von der Nüchternheit und von der Vermeidung des Trunks, wobey einem ehrlichen Manne die Haare zu Berge stehen möchten. Was war das für ein alter Beck, der Doctor Smetins, welcher gesagt hat, man würde es nach 20 Jahren noch fühlen, wenn man einen Tag betrunken gewesen wäre? Der muß den Durstigen gewiß sehr aufgelaunt haben. Wie viel 20 Jahre mag denn der nüchterne Thor wol alt geworden seyn? Herr, ich bitte Sie, Scherz bey Seite! In so wichtigen Dingen muß man ernsthaft mit einander sprechen. Können Sie mir eidlich behaupten, daß man sich an seinem Leben und an seiner Gesundheit einen erheblichen Schaden zufüget, wenn man alle Tage so viel trinkt, daß man mit einem christlichen Räuschgen zu Bette geht? Herr, ich habe eine Frau und viel Kinder. Ich habe eine kleine Einnahme, die uns kümmerlich erhält, so lange ich lebe und gesund bin. Ich mache in keinem Dinge Ausschweifungen. Ich esse fast nichts. In Kleidern gehe ich so armseltig einher, wie ein Goldmacher. Juwelen trägt meine Frau eben so wenig, als ich. Ich habe nur eine einige Neigung, die mir etwas Geld kostet, und das ist der Branntwein. Ich trinke nicht sonderlich viel: denn ich weiß mein Maas. Wenn ich für 4 Schillinge habe, so kann ich noch des Abends der Bettstunde mit beywohnen, die meine Frau mit meinen Kindern hält. Für 5 Schillinge, gehe ich zeitig zu Bette, und spreche nicht mit ihnen. Für 8 Schillinge, lasse ich mich nach Hause führen; und für 12 Schillinge, habe ich noch nie erfahren können, wie ich nach Hause gekommen bin. Sie sehen also, daß ich von der Art Leute bin, die leicht berauscht werden, und der Caspar Hofmann, den Sie angeführt haben, sagt doch, daß die andern, die viel vertragen können, noch viel schlimmer daran sind. Können Sie also nicht machen, daß ich von meinem bischen Trinken gar nichts zu befürchten habe? Wenn ich ein Arzt wäre, so wollte ich mich recht eigentlich auf solche Untersuchungen legen, und beweisen, daß man den Branntwein tonnenweise ohne Schaden trinken könnte. Ich werde Sie für einen großen Mann halten, wenn Sie so gütig seyn, und dieses beweisen wollen. Denn, wenn es bey den Aussprüchen in Ihrem 14ten Stücke bleibt, so kann ichs mit gutem Gewissen nicht fortschicken, so viel zu trinken. Denn ich wollte um wie viel nicht, daß ich mich zeitig zu Tode löffe, weil alsdann meine Frau und Kinder zu Bettelheuten werden würden. Aber ich bitte Sie, wenn es angeht, so vermindern Sie die Gefahr, so gut als möglich. Ob ich den Verstand verause, oder nicht, daran kann wenig liegen; denn der bringt mir keinen Heller ein. Daß ich davon



davon schwelle, recht auch noch an: denn ich bin es schon ziemlich gewohnt, nach Hause gebracht zu werden, ohne die Erde zu berühren. Nur das Sterben und der frühzeitige Schlagfluß sind Sachen, die mir nicht anstehn. Bedenken Sie sich wohl, und seyn Sie nicht zu streng. Denn ich kann deshalb das Trinken doch nicht lassen! Wozu wollen Sie mir nun das kleine Vergnügen mißgönnen, daß ich mit ruhigem Herzen trinken kann?

Ich bin

Ihr ergebenster,  
Spiritus Vini.



## Sieben und zwanzigstes Stück.

— — — — —

Brem. Bertr.

— — — die Würd' ist gar nicht klein;  
Und ich bezaufe leicht, daß viel dazu gehöre,  
Ein recht geschickter Arzt zu seyn.

**S**in junger, gesunder und starker Kerl kam bey einer vornehmen Dame ins Haus, wo er für laquan dienen sollte. Seine Mutter, die in einem Keller wohnte, hatte ihn mit dem gröbsten Brodte und mit der härtesten Kost erzogen. Er konnte täglich wol 20 Pfund an Speisen und Getränk verschlingen, und verdauete es mit leichter Mühe. Ob ich gleich nicht alle meine Märchen zu beweisen brauche, so muß man doch auch nicht glauben, daß ich über die Gebühr lüge. Der zwölfjährige Knabe in England, welcher nach einem Verzeichnisse, das in den Philosophical:Transactions steht, (St. 476. Art. 5.) binnen 6 Tagen seiner Fresssucht, 377 Pfund und 12 Unzen, nämlich jeden Tag nicht unter 52 Pfund 8 Unzen, und nicht über 77 Pfund gefressen und getrunken, beweist, daß ich meinem Kerl gar nichts unmögliches andichte;

Der Arzt. H. Th. Berth. Ausg.      Aa      und

und gekost auch, daß er nicht jeden Tag 20 Pfund gegessen hätte, so aß er doch bey seiner Mutter sehr viel und lauter harte Kost, und war bey 30 Jahre alt geworden, und gieng aus Ehrgeiß, um nicht als Lixenbruder zu sterben, hin, um Laquan zu werden, und konnte sich rühmen, was Tacitus vom Kaiser Tiberio rühmt, er sey, während seiner Regierung, stets gesund gewesen, ob er gleich seit seinem 30sten Jahre keinen Arzt mehr um Rath gefragt hatte. Denn mein neuer Laquan war bis an den Tag des Antritts seiner Dienerschaft, recht wie ein Bieh, ohne Doctor und ohne Arzney groß gewachsen. Aber was geschah? Der arme Peter ward Laquan, und wußte nicht, was ihm bey einer gnädigen Frau für Mahlzeiten bevorstünden. Er bekam am ersten Mittage ein warmes Bier, ein wenig leichtes Brodt, und alle das weiche Fleisch und die Brühen, die auf den Tellern bey der Tafel übrig geblieben waren. Des Abends mußte man sich mit etwas Semmel, in Bier eingetaucht, behelfen. Den folgenden Tag gab ein gebratnes Huhn der gnädigen Frau seine Brust Preis, und der Peter bekam davon einen Flügel und einen Schenkel. Peter sahe hoch auf; allein man muß Geduld geben. Der dritte Tag war noch nicht angebrochen. Jedoch er kam. Peter genoß ein Reißsuppchen, und diezimal nichts mehr; aber auf den Abend eine kalte Schaale von dünnem Biere mit halb Wasser vermischt, und mit geriebnein Brodte. An diesem Abende dachte Peter zum erstenmale wie Horaz:

Quid quisque viter, nunquam homini satis  
Cautum est in horas.

Er wußte aber noch nicht, wie viel Glück bey allen seinem Unglücke war. Zwar war er nicht in einen Dienst gekommen, wo er so viel zu essen hoffen durste, als er jeden Tag nöthig hatte, um zu leben. Allein dafür war er bey einer gnädigen Frau im Hause, die in der ganzen Stadt deshalb berühmt war, daß sie, unter andern, die Hungrigen kleidete, wie den Peter, die Nackenden nicht speisete, aber ihnen doch, wenn sie gleich gesund waren, die herrlichsten Rathschläge und Recepte mittheilte, welche sie in einem großen Buche unter den

den gehörigen Rubriken zusammen gesammelt hatte, und welches ihr Kammermägdechen stets mitnehmen mußte, wenn sie hinausfuhr, Patienten oder Wöchnerinnen zu besuchen. Nun wann, damit ich es nur kurz mache, bey dieser Dame erschien am vierten Tage seiner Dienerschaft der arme Peter des Morgens blaß und elend. Peter, was fehlt euch, sagten Ihre Gnaden, ihr seht ganz blaß aus; ich glaube gar, ihr werdet schon vornehm? — Ach! gnädige Frau! antwortete Peter, ich weiß nicht, wie mir ist. Es ist, als ob mir alles Mark aus den Beinen ginge; ich werde so matt, so blau; ich werde mager; ich habe stets ein Murmeln im Magen; der Mund ist mir immer voll Wasser. — Er wollte weiter reden. Allein, Ihre Gnaden fielen ihm ins Wort, und sagten: Setzt mir alles auf, auf ein Stückgen Papier, damit ich eure Beschwerden alle beisammen sehe, so will ich auch mit Gott wol helfen.

Peter schrieb auf, was er nur konnte. Denn wer will nicht gern gesund seyn? Er hatte 55 Beschwerden aufgeschet, welche mit sechs Buchstaben hätten geschrieben werden können. Denn es war der Hunger, der ihn quälte. Als die gnädige Frau den Bogen bekam, so erschreck sie, und sagte im Tone, wie eine gnädige Frau so etwas sagt: Nun! das ist wahr, Peter, wenn ihr alle die Krankheiten in den vier Tagen bey mir bekommen habt, so habt ihr euch recht bethört, daß ihr nicht lange zum vornehmen Stande geschritten seyd. Denn dieß sind alles Klagen, die meine Kinder selbst, und alle meine Leute führen; und daraus sieht man, daß ihr zum vornehmen Stande geboren seyd. — Lisette, hole sie mir das Buch! — Sie brachte es, und legte es vor die gnädige Frau hin. — Nun, lese sie mir Peters Zettel, Zeile für Zeile. — Sie las: „Erstlich ist es, als wenn alles Mark aus den Beinen ginge.“ Gut! antworteten Ihre Gnaden; so muß doch suchen: Mark aus den Beinen. Unter dieser Rubrik fand sie den Rath: Morgens und Abends ein paar Theelöffel voll Hirschhorngallert. Das mußte Peter zum ersten Artikel hinzuschreiben. Der andere Artikel: „ich werde so matt!“ Man schlug nach: Mattigkeit, und zeichnete zu diesem Artikel

Artikel aus dem Receptbuche aus: „Von der Hallischen Goldtinctur, Vormittags und Abends 15 Tröpfchen zu nehmen.“ Der dritte Artikel war die Flaugkeit; und der Rath: ein wenig überzuckerte Pommeranzenschale zu kauen. Wider die Magerkeit fand sich Schlaf, und dann und wann ein Nüßren. Wider das Murmeln im Magen war Birkmanns Magenpulver vorgeschlagen. Gegen das im Munde zusammenlaufende Wasser aber, ein wenig Boluserde, um die Speicheldänge zusammen zu ziehen; woben alle saure Sachen, so gar das saure Gesicht und das Reden verboten wurden, um den Speichelfluß nicht zu reizen. Weil auch der Leib nicht mehr täglich so ergiebig war, als sonst, so ward des Morgens Brühe von Catharinenpflaumen mit vielen Sennesblättern gekocht, angepriesen. Wider die Ohnmachten war Lavendelspiritus gut. Weil sie aber im Buche keine Rubrik von Mitteln fand, die man gebrauchen mußte, wenn man fast gar keinen Bauch mehr hat, so erfanden Ihre Gnaden eins aus dem Stegreife, und hießen ihn ein Kissen vor den Bauch binden. „Neme Waden fallen so weg!“ Dieß war der 23ste Artikel. Man suchte nach, sub Jebrung, und fand den Rath, die Waden des Abends mit Dachsfett zu reiben. In dem letzten Artikel hatte sich Peter am deutlichsten heraus gelassen. „Ich habe einen erstaunlichen Hunger! die leichte Kost will bey mir nichts verschlagen!“ Dieß waren die beyden letzten Artikel. Man fand im Buche wider den starken Hunger 30 Gran Ipecacuanne, um durch ein Erbrechen den Magen von der fressenden Schärfe zu befreien, welche den Hundshunger verursachte; und um die leichten Speisen zu verdauen, sollte Peter eine magenstärkende Essenz gebrauchen.

Als das ganze Register durchgegangen, und für jeden Zufall das Nöthige verordnet war, sagte die gnädige Frau: Nun seht, Peter, wenn ihr gleich ein Fürst wäret, so könntet ihr nicht besser in Acht genommen werden, als bey mir. Da ist kein Umstand unter so vielen, wofür ihr nicht eine Arzney hättet. Gebraucht alles fein ordentlich, und mischt alles, was sich vermischen läßt, unter einander, so könnt ihr wol zehn Wände mit

mit einem Pinsel weiß machen. Peter bedankte sich, und nahm ein. In 24 Stunden lag er schon zu Bette; und als noch 24 Stunden vorbei waren, zweifelte jederman an seinem Aufkommen, weil er mit dem Tode zu ringen schien. Als ihn das Kammermägden fragte: Ob er auch noch was auf seinem Herzen hätte, so sollte er es nur sagen; so war seine Antwort: Gebt mir ein grobes Brodt und ein Stück Speck, weiter habe ich nichts zu bestellen. Die gnädige Frau sagte, als sie dieses hörte: Der arme Kerl phantastirt, gebt es ihm nicht, es ist eine Gewissenssache. Als er sah, daß nichts bey Ihro Gnaden zu erhalten siind, und daß sie,

Wenn er sich zum milden Regen dröngte,  
Ihn mit dem Thau der Hoffnung nur besprengte;

so bestund er endlich darauf, daß man ihn wieder zu seiner Mutter bringen sollte, weil er in dem Keller sterben wollte, darin er geboren wäre. Dieses geschah. Seine Mutter empfieng ihn mit allen seinen Arzneyen aus der wohlthätigen Hand der gnädigen Frau.

Diese gute Mutter konnte wol schwerlich die Historie des Pabstes Julius III. wissen, welcher sich einstmals aus Staatsursachen krank stellte, und sich, um dieses Vorgeben desto mehr zu beschleunigen, lauter leichte Speisen bringen ließ, wovon er wirklich krank wurde, und starb. Nichts desto weniger ersetzte bey ihr die gesunde Vernunft den Mangel der Geschichtskunde. Sie glaubte, daß ihr Sohn grobe Kost haben müste, wenn er seine Kräfte und sein Leben erhalten sollte; und ich würde ihr dieses als eine Kühnheit auslegen, wenn ich nicht wüßte, daß jener englische Officier eben derselben Meynung gewesen, welcher einstmals in Spanien seine Landsleute mit folgender Rede aufmunterte, als sie keine große Lust bezeigten, mit den Spaniern zu schlagen: „Es ist ja eine Schande für euch Engländer, sagte er, die ihr das gute und fette Rindfleisch esset, daß ihr euch von einigen Spaniern und eilichen Canaillen schlagen lasset, die nichts als „Pomeranzen und Citronen fressen!“ Da ein so ansehnlicher Herr eben der Meynung gewesen, so kann ich es der alten

Mutter gar nicht verdenken, daß sie glaubte, ihr Sohn müßte seine vorigen Kräfte wieder erhalten, wenn er anfinge, seine grobe Kost wieder zu genießen. Sie gab also dem Peter ein grobes Brodt und zwey Pfund Speck, die unter seinen Zähnen in fünf Minuten verschwanden. Kurz, Peter war in drey Tagen aus einem schwachen Laquayen wieder ein starker Lihenbruder geworden.

Ich las dieses Märchen neulich einer großen Gesellschaft von Aerzten vor, und fragte sie, was sie davon urtheilten? Ja, ja, sagten sie, es ist eine artige Satyre wider die Spar-samkeit des Adels. Denn die wenigsten Adlichen geben ihrem Gesinde satt zu essen. Nachdem man sich hierüber eine halbe Stunde lustig gemacht hatte, fing der Aelteste in der Gesellschaft, ein redlicher und gelehrter Mann, für welchen die ganze übrige Gesellschaft der Aerzte eine verdiente Ehrerbietung hatte, in folgenden Ausdrücken an zu reden:

Meine liebe Herren, sagte er, ich fürchte, daß es uns mit diesem Märchen eben so geht, wie dem Pabste Leo X. welcher in der Ferne auf der Jagd, wenn es darauf ankam, sich lustig zu machen, alles aufs deutlichste sehen konnte; da er hingegen in der Nähe, wenn er studiren sollte, um etwas zu lernen, nichts lesen konnte. oder wollte. Warum suchen wir die Bedeutung dieser Fabel so weit von uns bey den Adlichen, und warum können wir das, was ihnen etwa darin gelten könnte, einzig und allein so deutlich, hingegen aber dasjenige nicht sehen, was uns die Fabel selbst sagt, und welches unstreitig ihr eigentlicher Sinn ist? Verstehen Sie unter der gnädigen Frau doch niemand anders, als die Aerzte, und unter dem Peter ihre Patienten. Es ist leider betrübt genug, daß die meisten Aerzte dieser vornehmen Dame in ihrem Verfahren gleichen. Was thun Sie, meine Herren, gemeinlich, wenn Ihnen ein Patient seine Noth klagt. Sie lassen sich alle seine Umstände erzählen, wie es Peter thun mußte. Alsdann setzen Sie sich hin, und verschreiben ihm wider alle Zusälle, die er klaget, eine besondre Arzney. Dief that die Dame auch. Ihr Fehler bestand bloß darin, daß sie sich um den ersten und eigentlichen Grund der Krank-  
heit

heit nicht bekümmerte. Ob ihr gleich Peter seine Umstände deutlich beschrieb; ob er sie gleich durch alle seine 55 Klagen sters auf den Grund des Uebels hinwies, und ob sie gleich ohne Kopfbrechen hätte errathen können, daß der Hunger die natürliche Quelle wäre, woraus so viel Unheil entsprang; so fand sie doch mehr Belieben an dem großen Wust von Arzneyen, die sie wider ein jedes Uebel verordnete, um den Reichthum ihrer Wissenschaft zu zeigen, als an der einfältigen Maxime der Natur, welcher sie hätte folgen müssen. Machen wir es nicht täglich eben so? Phyllis beklagt sich über Kopfschmerz, das sie alle Nachmittage empfindet:

Sie schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap  
Erscheint sogleich in vollem Trab,  
Und setzt sich neben sie ans Bette,  
Vor dem er sich so eine Miene gab,  
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.  
Er fragt den Puls; und da er ihn gefragt,  
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,  
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,  
Sich eilends Dint und Feder bringen.

Er verordnet wider die Kopfschmerzen ein niederschlagendes Pulver, oder eine lindernde Mixture. Unterdessen fährt sie fort, zu erzählen, daß sie wenig Appetit habe, und daß sie bey Fremden, wenn sie in Gesellschaft geht, besser essen könne, als wenn sie zu Hause speisen soll. Er verordnet ihr ein Pulver, das die Verdauung befördert. Allein, dieses ist noch nicht alles! fährt Phyllis fort. Alle Nachmittage, wenn ich den Thee getrunken habe, und die Kopfschmerzen anfangen, muß ich mich erbrechen. Er verordnet ihr bey jeder Neigung zum Brechen das Wundermittel des Riverius, und dankt ihm im Herzen für die Erfindung dieser kräftigen Arzney. Ich habe aber, versetzte Phyllis, um eben dieselbe Zeit auch eine fliegende Hitze und eine erstaunliche Wallung im Blute. Er verschreibt ihr Salpeter. Gegen Abend wird Phyllis dumm, schwindlicht und schläfrig. Sie bekommt oft Ohnmachten; und wenn sie dann nur in die freye Luft gebracht wird, so ist alles wieder gut. Er verordnet ihr

Schlagbalsam und Riechspiritus. Sie sagt ferner, wenn sie in ein Zimmer kommt, wo es nach Kohlendampfe riecht, so bekomme sie alle diese Zufälle heftig wieder, und es schlage ihr nicht anders in dem Kopfe, als ob sie berauscht wäre. Es werden ihr nervenstärkende Spiritus verordnet, u. s. w. Ist dieser Arzt nicht wirklich unsere gnädige Dame? Ist Phillis nicht der leibhaftige Peter? Nachdem sie zwanzig Aerzte umsonst gebraucht hat, so kommt sie endlich zu einem, und der ist Peters Mutter. Was soll dieß heißen? sagt er:

Ihr Aerzte schweigt! und gebt ihr gar nichts ein!

Was wollt ihr euch und sie betrügen!

Nein, überlaßt sie der Natur,

Und dem ihr so getreuen Bette.

Göhet, daß sie die schlimmste Krankheit hätte,

So ist sie nicht so schlimm, als eure Cur.

Phillis, fährt er fort, Sie müssen das große Theegeschirr mit den glühenden Kohlen des Nachmittags aus Ihrem engen und niedrigen Zimmer herauslassen. Alsdann werden Sie, ohne die geringste Arznei zu gebrauchen, von Ihrem Elende befreit werden. Phillis thut es, und es geschieht.

Nachdem ich die Rede dieses klugen Greises erzählt habe, scheint es nicht nöthig zu seyn, ein mehreres hinzuzufügen, um eine Gemohnheit der Aerzte zu tadeln, die sehr unverantwortlich ist, und die entweder auf einem ganz falschen Ehrgeize, oder auf Eigennutze, Einfalt und Nachlässigkeit beruht. Man ist allzu geschwind bereit, ohne vorher angestellte genaue Untersuchung der ersten Ursache der Krankheiten, eine Menge von Arzneien wider alle Zufälle derselben zu verordnen, weil man entweder glaubt, daß dieses unsrer medicinischen Einsicht Ehre mache, oder weil wir unsre Rechnung dabey finden, wenn wir viel Arzneien verschreiben, oder weil wir den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen in Krankheiten nicht verstehn, oder weil es uns zu beschwerlich ist, denselben zu untersuchen. Auf einem von diesen vier Gründen beruhet allezeit die große Eil, womit die Aerzte nach Dinte und Feder laufen, um Recepte zu verschreiben, ehe sie noch die gründliche Einsicht von der Krankheit ihrer

Patienten



Patienten haben können. Daher ist es eine fast untrügliche Regel für die Patienten, daß sie schließen müssen, ihr Arzt verstehe ihre Krankheit schlecht, oder bekümmere sich wenig darum, wenn er ihnen für alle Zufälle, die sie ihm klagen, eine besondere Arznei verordnet, um ihrer nur dadurch los zu werden. Es sind nur wenig Krankheiten, worin man in der Cur mehr auf die Tilgung ihrer Zufälle, als auf die Hinwegräumung ihrer ersten Ursache sehen mußte: und auch bei diesen wenigen wird erfordert, daß der Arzt erst die Natur dieser ersten Ursache genau kenne, weil diese Einsicht ihn lehren muß, daß er sie nicht angreifen dürfe. Ohne diese Einsicht curirt er blind hin und auf ein Gerathewohl, und so kann ihm jedes alte Weib den Vorzug abgewinnen. Darum habe ich schon in meinem neunten Stücke gesagt, und erwiesen, daß das Meisterstück der Praxis darin bestehe, das wahre System einer Krankheit zu fassen, die Subordination der Ursachen und Wirkungen, ihren verborgnen Zusammenhang und die Gelegenheiten zu kennen, die sie in Aufruhr setzen. Für einen, der ein Meister der Kunst ist, sind diese Untersuchungen nur selten schwer; für andre hingegen sind sie voll unüberwindlicher Schwierigkeiten; und eben hierin liegt der Grund verborgen, warum der erfahrenste Pfluscher, weil er ein Ignorant ist, nimmermehr ein zuverlässiger Mensch wird, dem man sich ohne Lebensgefahr anvertrauen könnte. Ach! es ist wahrlich nicht leicht, sich in dieser Art von Untersuchungen eine Fertigkeit zu erwerben, und der fleißigste Arzt lernt Zeit lebens daran. Weil man es sich aber nicht gern sauer werden lassen will, um anderer Leute Diener zu seyn; so ist es bei den gemeinen Ärzten, die eine Art von Schlachtern unter den Menschen sind, allgemein, die leichtesten und flüchtigsten Einsichten von der Natur einzelner Krankheiten zu finden. Das Forschen ist ihnen zu hoch und zu beschwerlich; das Anhören der Klagen ist ihnen bequem: das Verschreiben ist leicht, und sieht gelehrt aus, und die Wirkung der Arzneien kommt auf das blinde Glück an, welches sie gegen den Patienten Gottes Segen nennen. Aber ach! so lernt man nicht Krankheiten kennen, so curirt man nicht als ein Arzt, sondern als

ein Weib; so liebt man das Wohl der Menschen nicht, sondern nur ihre Bezahlung; so macht man der Kunst keine Ehre, sondern man giebt ihren Verächtern und Feinden die Waffen in die Hände, um sie zu bekriegen.

### Mein Herr,

Nehmen Sie es nicht ungütig, wenn ich Ihnen sage, daß Sie eine treuherzige Seele seyn müssen, weil Sie sich einbilden, daß sich die Aerzte nach Ihrem Sittenbuche richten werden. Sie wollen uns ja wol gar befehren? Wir sollen, ich weiß nicht wie gefest, ernsthaft, gewissenhaft, vorsichtig, bescheiden und demüthig seyn. Aber Sie bedenken nicht, daß man so in der großen Welt nimmermehr würde fortkommen können. Wenn Sie zu leben, und Ihr eigenes Glück in der Welt zu machen wüßten; so würden Sie gewiß ganz anders denken müssen, als Sie lehren; ja, Sie würden es sich nie haben einfallen lassen, zu lehren. Meynen Sie nicht, daß schon tausend Aerzte ein solches Wochenblatt geschrieben haben würden, als das Ihrige ist, wenn es sich für einen Practicum schickte, das Ansehen zu geben, als ob er so viel Zeit übrig hätte, alle Woche einen gedruckten Bogen zu schreiben? Kein rechtichaffener Practicus muß so viel Zeit übrig haben; und darum lassen sich diejenigen, die sich der Praxi ergeben wollen, schon auf Universitäten ihre Inaugural-Disputationen von andern Leuten verfertigen. Ein Practicus muß vor der Menge seiner Patienten weder essen noch schlafen können. Er muß auf den Caffeehäusern, in den Gesellschaften, und überall, wo er nur Creaturen merkt, die hören können, die bittersten Klagen führen, daß er ein geplagter Mann sey, der sogar um Mitternacht auf den Straßen liegen muß, wie ein Nachwächter. Er muß keinen Besuch annehmen oder geben können, und muß nirgends zu finden seyn, als vor den Krankebetten. Wenn er zu Fuße geht, so muß er die Kinder auf der Straße über den Haufen rennen; und wenn er fährt, so muß er stets in seiner Schreibrasel lesen. Wird er an einem Orte zu Gaste gebeten, so muß er versprechen, zu kommen, wo es möglich ist! Es muß aber nie möglich seyn. Er muß wegbleiben, und sich lieber zu Hause ins Bett legen, damit er nicht Zeit habe, mit seinen Patienten fertig zu werden. Wenn ihn jemand schleunig ruft, so muß er ungeduldig werden, und ausrufen: „Ihr Leute meynt wol, daß ich mich zerreißen kann? Fünfzig Leute habe ich schon besucht; fünfzig warten noch auf mich, und da steht noch eine Million vor der Hausthüre! Wo wohnt ihr? ich will kommen! aber ihr müßt warten! Mein Gott! und denn keine Doctors mehr in der Stadt, als ich armer Mann?“

„Warum

„Warum nehmt ihr nicht einen andern? Nun! : : : so kommt nur her! : : : Wie heißt ihr? : : : In fünf Minuten will ich bey euch seyn! &c.“

Sehen Sie, mein Herr, so spricht ein Practicus! Das muß ein elender Stubensitzer seyn, der ein Wochenblatt schreiben kann. Was mich betrifft, so habe ich nur eine kleine Praxin; denn ich besuche täglich nicht mehr, als achtzig Patienten. Allein, dem ungeachtet wüßte ich doch gewiß nicht, wo ich in jeder Woche nur so viel Zeit hernehmen sollte, meinen Namen zu schreiben. Da Sie also vermuthlich gar keine Praxin haben können, so bitte ich Sie sehr, daß Sie sich der Regeln enthalten mögen, die Sie uns so oft vorschreiben. Sie verstehen nicht was zur Praxi gehört. Sie sagen, man soll durch kein andres Mittel, als durch erwiesne Verdienste, in Ruhm zu kommen suchen. Aber, wer Henker würde mich rühmen, wenn ich auch der geschickteste Kerl wäre, wenn ich nicht auf dem Caffeehaus seyn erzählte, wie viel Leute ich curirt habe, was meine Arzneyen für Wunder thun, was meine Herren Collegen für Fehler begangen, und worinn sie es bey den Leuten versehen haben, die ihnen gestorben sind? Ich hätte nimmermehr den großen Kaufmann : : : in die Cur bekommen, wenn ich ihm nicht einstmals auf dem Caffeehause ins Ohr gesagt hätte, daß Werlhofs Methode nichts taugte, und daß van Swieten ein purer Stümper sey. Als Madame : : : die Blattern hatte, wollte sie noch einen Arzt außer mir zu Hilfe nehmen. Wäre ich nicht verloren gewesen, wenn ich hätte bescheiden seyn wollen? „Gut, Madame! antwortete ich; aber wen wollen Sie nehmen? Volken und Cropp, das sind Leute, die mit der Zeit gut werden können. Allein, sie sind noch jung. Carpsen wird alt und baufällig, und ist auch nur ein Barbier. Die übrigen Herren, Madame, : : : ach Gott! die haben kaum das liebe Brodt im Hause! Inzwischen nehmen Sie, wen Sie wollen.“ Dieses fruchtete so viel, daß mich die Dame allein behielt, wiewol sie dagegen das rechte Auge verlor, das ihr ausschwor.

Sie sagen, man soll sich nicht anbieten, und den alten Weibern kein gut Wort geben. Allein, Sie werden ganz anders reden, wenn Sie erst Praxin bekommen. Muß nicht ein Arzt allen Leuten zu gefallen suchen? und sind denn die alten Weiber in ihren Augen Vieh? Was leidet meine Ehre dabey, wenn ich einer solchen Frau ein Glas Brantwein gebe? Wie viel tausend Menschen gereicht dieses nicht zu ihrem Glück! Gnade dem Gott, den Verstand, Tugend und Gelehrsamkeit glücklich machen soll! Sie sehen es ja an sich selbst, mein Herr, was ehrliche Kunstgriffe helfen. Sie werden wol keiner alten Frau die Ehre thun, mit ihr zu sprechen; aber, wer thut denn auch Ihnen die Ehre, Sie zu gebrauchen? Wen haben Sie schon curirt? O, mein guter Herr, man merkt es genug, daß  
 Sie

Sie nur gern berühmt seyn wollen, und daß Sie die Gabe nicht besitzen, die Verdienten einzunehmen. Ihr Wochenblatt ist ihr altes Weib, wodurch Sie die Leute locken wollen, Sie zu gebrauchen. Aber, Sie werden es wol selbst merken, wie schlecht der Kunstgriff vonstatten geht. Ich habe in der ganzen Stadt nach Ihnen gefragt. Aber, ich will sterben! wenn mir nur ein einziger Mensch hat sagen können, wer Sie sind, und wo Sie wohnen. Sie halten sich wol nur in Buchshäusern auf, bis Sie erst sehn, wie es geht. Nein, mein guter Freund, so werden Sie nimmermehr empor kommen. Vorgen Sie Geld, und fahren Sie dafür täglich in der Stadt herum; machen Sie Arzneyen; besaufen Sie alte Weiber, und tractiren Sie Laquayen, so werden Sie den Segen bald spüren. Ich bin müde, so viel zu schreiben, und habe, seitdem ich aus der Schule bin, nie so lange hinter einander gefressen, als heute. Das machen die Hundstaae, worin die Patienten Ferien haben, und die Doctoren einmal ausschlafen und essen können. Nehmen Sie meinen guten Rath an, und werden Sie nicht böse, mein lieber Anfänger, daß Ihnen ein erfahrener Practicus einen wohlgemeynten Rath giebt, welcher sich diesmal nicht nennet. Leben Sie wohl.

### Nachschrift.

Sie bilden sich wohl ein, daß ich auf Ihren Arzt neidisch bin, weil man sagt, daß er von einigen Räßiggängern gelesen werde. Um Ihnen diesen Irrthum zu benehmen, will ich Ihnen nur sagen, was ich heute durch eine von meinen alten Kunstschasterinnen in der Stadt erfahren habe, daß er schlecht abgeht, und daß Grunds willens sind, mit dem ersten Theile zu drucken aufzuhören. Sehen Sie wohl, daß es gut ist, wenn man alte Weiber an der Hand hat?

\* \* \*

### Guten Morgen!

**H**artig! kann das wol schaden, wenn man sich gedræert hat, und man trinkt darauf? Es ist über die Bestie, den Derlef, geschehen, der mir die erste Doctasse von dem vergoldeten Dukend vor meinen Augen niedergeworfen hat. Das Unthier muß die Augen verlassen haben, daß er den großen Hund nicht sehn kann, der ihm zwischen die Füße sprang. Ich habe schon auf die Aeraerniß getrunken; ich will nur wissen, obs gut ist? Ist nicht gut, so schicken Sie mir was zu brechen. Es muß aber was seyn, das ich nehmen kann; denn ich kann nicht alles nehmen. Ist es gut, so sauen Sie mir, was das Beste ist, das man nach der Aergerniß trinken kann? Machen Sie es nur recht arg mit meinen Umständen gegen den Laquayen; denn

denn das ist der Dieb, der Detlef selbst, der die Tasse zerschmettert hat. Sagen Sie nur, ich könnte die Sacht davon kriegen; und wenn das noch einmal geschähe, so könnte ihn und mich der Schlag rühren. Schonem Sie ihn nur nicht; und wenn er sich verantworten will, so geben Sie ihm eins aufs Maul, daß er das Reden vergißt.

Jesabel Kaufboldtinn.

Ach : : : Gott empfohlen! : : : bald sollte ichs vergessen haben!

Madame!

Man pflegt das Flüssige von sich zu geben, aber nicht zu sich zu nehmen, wenn man erschrocken ist, und sich gedrückt hat. Da Sie nun aber einmal das eine gethan haben, so gehen Sie nur hin, so bald Detlef nach Hause kommt, und thun das andre auch. Ich will nicht hoffen, daß Sie Vormittags Wein oder Brantwein getrunken haben; und Wasser wird Ihnen nicht schaden. Den Detlef habe ich gefragt, ob er sich auch erschrocken hat? Er war ganz außer sich, und daher sagte ich ihm zum Troste: Es läge an der Tasse nichts, und er sollte sich nur zufrieden geben. Ich bin : : :

Detlef kam alsobald zurück, und brachte mir wieder folgendes Dillet, welches ich nicht weiter zu beantworten nöthig habe.

Großmüthiger Herr!

Mein Wasser will ich lassen, wenn ich will, und nicht, wenn Erß für gut findet. Mein Brantweintrinken hat ihm der Schurk, Detlef, verrathen, und dafür hat er seine Ohrfeige schon empfangen. Wenn Ihm an einer solchen Tasse nichts liegt, so kann er mir eine andre kaufen. Ich sehe wohl, Er ist einer von denen, die mit dem Gesinde rar thun. Er ist ja wol ein Patron der Canaille?

J. K.



## Acht und zwanzigstes Stück.



von Hagedorn.

— — Mancher hält die Furcht für eitel,  
Und, so wie Mupf die Lehrer hört,  
Bernimmt er Worte, kraht die Scheitel,  
Gähnt und entchlummert unbetehrt.  
Bald aber zeigt die schnelle Cuvase  
Die Folgen großer Sicherheit.

Die Witterungen ändern sich nach und nach, und ich muß ihren Veränderungen nachfolgen. Es ist nicht lange her, als ich zeigte, wie man sich bey einer trocknen Hitze zu verhalten habe; und ich hoffe, daß sich meine behutsamen Leser dieser Erinnerungen in der heißen und dürren letzten Hälfte der Hundstage mit Vortheile bedienen haben werden. In dem Abstände der Hundstage vom Herbste pflegt eine feuchtere Wärme zu regieren, welche sich mit dem Anfange des Herbstes in eine nasse Kälte verwandelt. Es ist also ikt Zeit, von der Feuchtigkeit der Luft zu handeln, und ich werde das gegenwärtige Blatt dazu anwenden.

Heute will ich es dem Thomasius glauben, daß der Luftgeist weiblich, leidend, kalt und träge sey. Denn man muß wissen, daß dieser große Mann ebenfalls Schwachheiten befallen hat, unter welchen die seiner Vernunft wenig Ehre machte, daß er glaubte, die Welt bestünde aus dem Lichtgeiste und Luftgeiste, wovon der letzte des erstern Frau wäre. Heute will ich es ihm glauben; denn für eine feuchte Luft schicken sich die Charaktere der Trägheit, der Kälte und der Unwirksamkeit. Die Feuchtigkeit erweicht und erschlaffet die Fäserchen der Haut, und hierdurch schwächt sie sowol unfre Empfindungen,

bungen, als auch die Bewegungskräfte der Muskeln. Die erweichte und erschlaffte Oberhaut dunstet von der Feuchtigkeit auf, wie man sehen kann, wenn man einen Theil des Körpers eine Zeitlang im Wasser hält. Hierdurch verbirgt sie die äußersten Spitzen der Nerven mehr vor der Berührung äußerlicher Körper, und so vermindert sie den Grad der Feinheit des Gefühls, die Schärfe des Geruchs, des Gehörs und des Geschmacks, und die natürliche Stärke der gesammten Sinnlichkeit. Durch die Erschlaffung schwächet sie die Kräfte aller Bewegungen; das Blut fließt mit wenigerm Triebe; die Gefäße wirken matter in die Säfte, und die Absonderungen und Ausführungen derselben gehen am Umfange des Körpers am schlechtesten vonstatten. Hier erfährt man, was Sanctorius beobachtet hat, daß man der Empfindung nach schwerer werde, wenn man nicht gut ausdünstet. Man empfindet eine Trägheit und Schwierigkeit in den Gliedern, und eine Untüchtigkeit zu allen willkührlichen Bewegungen. Die unterbrochne Ausdünstung verursacht nicht allein eine Anhäufung der Feuchtigkeiten im Körper, sondern die zurückführenden Röhren der Haut ziehn auch die Feuchtigkeiten aus der Luft an sich, und führen sie in den Körper zurück. Daher sieht der Körper zu solcher Zeit aufgedunsen aus, und benimmt sich sogar eine wirkliche Geschwulst. Sind nun die wässerigten Dünste der Luft, welche der Körper an sich ziehet, zugleich unrein und faulend, so theilen sie den Säften ihre Fäulniß zu dieser Zeit um desto geschwinder mit, da die Ausdünstung ohnedem unterbrochen ist; und alsdann bringen die faulenden Säfte bössartige hitzige Fieber mit Friesel und Flecken hervor; welche Krankheiten bey feuchter Witterung gemein sind. Gesetzt aber auch, daß die feuchte Luft mit keinen faulenden Dünsten angesteckt wäre, so ist doch die Zurückhaltung der Ausdünstung allein hinlänglich, Schnupfen, Husten, und andere Catarrhen zu verursachen, indem sich die subtile Schärfe, welche sonst durch die Schweißlöcher hinwegdünstet, in den inwendigen Höhlen und Häuten der Brust, des Halses, der Nase, u. s. w. ansetzt, und durch die daselbst erregte Empfindung einen Zufluß nach diesen Theilen veranlaßt,

laßt, und eine leichte Entzündung hervorbringt, welche von einem kleinen Flußfieber begleitet wird.

Dieses ist der Schauplatz des menschlichen Elendes im letzten Sommer und im Anfang des Herbstes. Es ist nöthig zu wissen, wie man es anzufangen habe, um diesen Uebeln vorzubeugen, zumal, da einige darunter sind, welche das Leben selbst in große Gefahr setzen.

Wir könnten den Bibern etwas ablernen. Die Häuser dieser klugen Thiere bestehen aus verschiedenen Stockwerken, wie die unsrigen; aber sie bedienen sich derselben besser, als wir. Anstatt, daß wir auf die ganze Lebenszeit das eine bewohnen, das andere auspuken, und für Fremde stehn lassen, das dritte den Kindern, Hofmeistern und dem übrigen Gesinde einräumen, und das vierte zum Hausmagazine machen; so bewohnen die Biber die übrigen alle ohne Unterschied, nach Maaßgebung der Umstände. Bey niedrigem Wasser wohnen sie unten; und so wie das Wasser steigt, ziehen sie um, und bewohnen die höhern Zimmer. Wir würden großen Nutzen davon haben, wenn wir ihnen hierinn nachahmten. Ich begreife aber leicht, daß dieses in den wenigsten Häusern angehen würde. Inzwischen ist es denen zu wissen dienlich, die es thun können. Zu ihnen gehört der reiche Herr Silz, der in seinem weitläufigen Hause enger, als in einem Kellern wohnt. Sein Wohnzimmer ist unten dicht an der Straße, und diese Straße ist stets feucht und morastig. Da er von seinen Renten lebt, wofern man dieses von einem Manne sagen kann, der in der Welt nichts zu thun hat, und der alles kaufen kann, was ihm beliebt, und der doch nichts kauft, als was ihm seine Frau und sein Gesinde abtrokt; so braucht er zu seinen täglichen Geschäften weder Raum noch Zeit, und daher wohnt seine ganze Familie bis auf ein paar Kinder bey ihm in eben dem Zimmer. Sein ganzes übriges Haus ist ledig. Das mittelmste Stockwerk enthält Staatszimmer und Säle, die nie gebraucht werden, weil Herr Silz viel zu sparsam ist, um Gesellschaften zu halten. Hoch oben unter dem Dache hat er einen Candidaten sitzen, der eigentlich nur für seine zwey ältesten Kinder die Haushaltung führet. Dieser

arme



arme Mensch fuhr öfters in den heißen Hundstagen mit dem bloßen Kopfe und mit dem Gesichte eines halb Unsinnigen zum Fenster heraus, um Luft zu schöpfen, und stund unter den heißen Dachziegeln eine Art von Calcination aus. Es war ihm nicht erlaubt, in ein andres Zimmer zu gehen; und das war billig, da sich Herr Gilz selbst im schlackrigsten Herbst, Winter und Frühjahr nie erlaubt, sein dunstiges Wohnzimmer unten an der Straße, mit einem höher liegenden, trocknern, geräumigern und gesündern zu verwechseln. Hierdurch thut sich Herr Gilz Schaden; und er muß jederman verbunden seyn, wer ihn vor Schaden warnt, weil er so lebt, daß niemanden etwas daran gelegen seyn kann, wenn er Schaden leidet.

Ich muß hingegen die Frau Katje loben, die ihre Wohnzimmer nicht allein nach den Jahreszeiten verwechselt, und sich, wider alle Mode, getrauet, ihr ganzes Haus zu besitzen, sondern die auch alle ihre Zimmer so reinlich hält, und so rühmlich mit der Luft und den Witterungen kimpfet, daß ich sie meinen Lesern zu einem Muster verschlagen kann, wenn ich nur einige Umstände ausnehme, die sie überreißt. Ohnerachtet ihres hohen Alters, ohnerachtet ihrer unvergleichlichen Häßlichkeit, und ohnerachtet ihres alstränkischen Pukes, welcher sich noch aus den ältesten Jahrhunderten herschreibt, ist es doch ein Vergnügen, mit ihr umzugehn, weil man versichert ist, daß man sich bey ihr nicht besudelt, daß man nichts übels riecht, daß man keine Ausdünstungen wittert, und daß man bey ihr in eben so reiner Luft leben kann, als wenn man auf einem Thurme wäre. Wenn sie in ihrem schönen Saale steht, und man betrachtet sie gegen die weissen glatten Wände; so ist es nicht anders, als ob man die Pique-Dame auf einem neuen Kartenblatte leben sähe. Die Holländerinn, die ehemals einen großen Kaiser bat, ihr nicht ins Zimmer zu spucken, ist eine Urgroßmutter von ihr gewesen. Alle Morgen, wenn es feuchte Witterung ist, läßt sie ihre Zimmer bey verschloßnen Fenstern und Thüren mit Agtsteine räuchern, damit sich die feuchten Dünste mit diesen trocknen Dämpfen vereinigen, und alsdann läßt sie Thüren

und Fenster öffnen, damit sie der Dampf mit sich fortführe. Früh und Abends läßt sie in den Caminen ein Feuer von Tannen- und Wachholderholze anzünden, und in den übrigen Zimmern hat sie lauter Zugöfen, welche ihr zu eben der Absicht dienen. Damit ihr aber die Zugluft, welche diese Öfen am Boden der Zimmer verursachen, die Füße nicht erkälten möge; so sitzt sie mit den Füßen in einem Korbe, welcher mit Rauchwerke ausgesüttert ist. In allen ihren Fenstern liegen entweder Pommeranzenfrüchte oder Blüthen, welche die Zimmer mit einem angenehmen Geruche erfüllen. Alle diese Maximen sind nachzuahmen; und ich übergehe ihre Thorheiten, damit ihr Bespiel ernsthaft, und des Nacheifers würdig bleibe. Ein wenig zu viel Reinlichkeit ist eine gesunde Thorheit. Die Unflätereien ist philosophischer und gemeiner. Allein, eine ungesunde Lebensart ist darum nicht nachzuahmen, weil sie philosophischer ist. Ich weiß wohl, daß einige Gelehrte einen Ruhm darinn suchen, dem Diogenes in seiner unflätigen Lebensart gleich zu werden. Allein, sie sollten bedenken, daß sie sich zugleich eines Charakters theilhaftig machen, den sich Diogenes selbst gab, und den sie von sich auch nicht werden ablehnen können. Als ihn Alexander besuchte, und sagte: Ich bin der große König Alexander! antwortete er: Ich bin Diogenes, der Hund.

Alle die obigen Mittel wider die feuchte Luft sind nur in den Zimmern brauchbar. Allein, was soll man anfangen, wenn man auf die Strafe hinaus muß, um sich vor den Ungemächlichkeiten zu schützen, die sie nach sich zieht? Wenn diese Luft zugleich kalt ist, so hat man Flüsse, Flußfieber und Wechselstieber, und, wenn sie warm ist, sogar faulende Fieber zu befürchten, in welchen man gleichsam von innen heraus stirbt, indem man den Gebrauch der Gemüthskräfte noch eher, als das Leben des Körpers, verlieret. Was sind dieß für erschreckliche Gefahren, in welche uns eine wässerigte Luft stürzt! Sollte man nicht bald mit dem Somer auf die Gedanken gerathen, daß die Seele von feuriger Natur seyn müsse, und daß sie das Wasser ersticke, weil sie ein wenig Feuchtigkeits der Luft in denjenigen entseßlichen Zustand stürzen kann,

worin

worin sie sich im faulenden Fieber gleichsam vernichtet? So-  
mer hielt darum den Tod im Wasser für den schwersten und  
grausamsten; und gesetzt, daß auch die Vergleichung zu weit  
hergeholt wäre, so ist doch wenigstens eine Wahrheit darin,  
wenn ich sage, daß es der tiefste und grausamste Tod sey, im  
faulenden Fieber zu sterben. Vielleicht nuhet meinen Lesern  
diese Vorstellung dazu, daß sie die folgenden Regeln desto  
sorgfältiger beobachten.

Wenn eine warme und feuchte Witterung regieret,  
so werden die meisten Dünste, die in der Luft schweben, fau-  
lend, und pflanzen diese Fäulniß auf unsre Säfte fort, in-  
dem sie sich mit denselben vermischen. Zu einer solchen  
Jahrszeit ist es am allernöthigsten, daß in den Städten für  
die Keimlichkeit der Straßen und der Luft gesorget werde. Es  
wäre zu wünschen, daß man in diesem Stücke überall noch  
eben so besorgt wäre, wie ehemals die Römer, die hierin al-  
len Völkern zu Mustern dienen können. Sie unterhielten  
große Cloake, und machten sie zu einem Theile der Pracht von  
der Stadt. Livius erzählt uns, daß Tarquinius Super-  
bus eins erbauet habe, worin sich alle einzelne Gußsteine  
veriammleten. Es wurden zugleich alle Wasser aus der  
Stadt in diese Cloake geleitet, welche den darin versammle-  
ten Unrath in die Tiber schwemmten; und die Censores wa-  
ren befehliget, sie von dem Cloakzolle im Stande zu erhalten.  
Alle Handwerker, die unreine Dünste in die Luft jagten, die,  
so mit todtten Körpern zu thun hatten, und die Grabstätten  
wurden außerhalb der Stadt in einer gewissen Entfernung,  
aber nicht innerhalb derselben, gebildet. Die Aediles hat-  
ten die Besorgung der Keimlichkeit des Wassers und der feil-  
stehenden Eßwaaren. Sie mußten die öffentlichen Bäder  
besuchen, und zusehen, daß dabei alles reinlich zugienge, und  
die gehörige Temperatur beobachtet würde. Alles dieses wa-  
ren heilsame Veranstaltungen, und sie sicherten das Volk  
vor tausend Gefahren. Da es aber nicht überall möglich ist,  
dergleichen Vorkehrungen zu machen; so muß ein jeder bey  
solcher gefährlichen Witterung sein eigener Censor, sein eige-  
ner Aedilis seyn. Man muß sein Haus und seine Zimmer,

so viel als möglich, reinlich halten, und ich verweise deshalb die Leser an meine Frau Katje. Weil aber diese Vorsichtigkeit nicht immer zureichend seyn kann, so muß man sich bey feuchter Hitze in seiner ganzen übrigen Lebensordnung so einrichten, daß man die Gefahr faulender Säfte dadurch verhüte. Man muß zu solcher Zeit nicht viel Fleisch noch Fleischsuppen genießen, weil, außer der Milch, alle übrige thierische Säfte eine große Neigung zur Fäulniß haben. Vielmehr muß man sich an säuerliche Speisen, Gartenfrüchte und Zugemüse halten, welche der Fäulniß widerstehn. Man muß sich zu dieser Zeit mehr, als jemals, vor Ueberladungen des Magens durch unmäßiges Speisen und durch überflüssiges Getränk hüten. Denn man bemerkt oft, daß eine starke Ueberladung der Zeitpunkt sey, wo sich die Vorbereitungen zum faulenden Fieber förmlich entwickeln. Hauptsächlich muß man sich bemühen, ununterbrochen zu transpiriren. Es ist unglaublich, wie schnell das Blut zur Fäulniß eilet, wenn man in fauler Luft auszudünsten aufhört. Zu dem Ende ist eine mäßige Leibesbewegung nothwendig, welche doch aber nicht bis zum förmlichen Schweiße fortgesetzt werden muß. Der Schweiß kann durch die Bewegung nicht erregt werden, ohne das Blut stark zu erhitzen, und die besten Theile abzumatten. Da nun diese bey feuchter und warmer Witterung schon ohnedem erschlafft sind, und das Blut durch die Erhitzung zur Fäulniß geneigter gemacht wird; so kann zu einer solchen Zeit der Schweiß nichts anders wirken, als daß er den Körper seinem Ruine nur immer mehr nähert. Auch die Gemüthsbewegungen haben bey dieser Witterung ihre Rolle zu spielen. Es giebt einige, welche die Ausdünstung befördern, wie die Freude, der Zorn, die Tapferkeit; es giebt aber auch einige, die sie unterdrücken, wie der Schreck, die Aergerniß und die Furcht. Diese letztern sind zu vermeiden. Ich gebe die Regel, und ich verlange von meinen Lesern wenigstens so viel, daß sie dieselbe für richtig halten. Hieraus werde ich schließen, daß sie sich anheischig machen, sie zu beobachten; und dann lasse ich sie zusehen, wie sie es anfangen wollen. So machte es einstmals der Kaiser Caligula mit einem

einem vornehmen Römer, welcher in einer Auction eingeschlafen war, und im Schlafe stets mit dem Kopfe nickte. Da dieses in den Auctionen das Zeichen der Käufer war, wenn sie etwas behalten wollten; so befahl der Kaiser dem Auctionario, ihm bey jedem Kopfnicken die Waare zuzuschlagen; wodurch der Schlafende in so viel Schulden gerieth, daß er beim Erwachen nicht wußte, wovon er sie bezahlen wollte. Ich weiß mehr als zu wohl, daß meine Leser sich nicht in dem Zustande befinden, mir angeloben zu können, daß sie sich vor Furcht, Schreck und Aergerniß hüten wollen. Allein, da ich, als Arzt, verbunden bin, meine Regeln an Mann zu bringen; so schlage ich sie ihnen auf den ersten Wink ihres Benfalls zu, und sie mögen hernach zusehen, wozu sie sie gebrauchen, und wie sie ihr Wort halten können.

Wenn die Luft feucht und zugleich kalt ist, so erzeugt sie Schnupfen, Husten, Säusen und Brausen vor den Ohren, Kopfweh, Bräune, Augenkrankheiten, kurz, alle Arten von Flüssen, Flußnieber und Wechselfieber. Wenn die Krankheiten mit in die Reihe der Dinge gehören, wie nicht zu zweifeln ist: so können die Aerzte von ihrer Seite nichts dagegen einwenden, wenn Scipio Capece behauptet, daß die Luft der Ursprung aller Dinge sey, und wenn Diogenes von Apollonia lehrete, daß sie die Materie aller Wesen wäre. Es wird wenig Krankheiten geben, welche nicht von einer gewissen Beschaffenheit der Luft erregt, unterhalten, oder wenigstens übler bestimmt werden sollten. Inzwischen gehöret doch nur ein wenig Aufmerksamkeit und Vorsichtigkeit dazu, um die allermeisten zu verhüten. Wir wollen sehen, was bey feuchter und kalter Witterung zu thun sey.

Da die Feuchtigkeit der Luft die Ausdünstung unterdrückt, die Kälte aber, ob sie gleich der Neigung der Säfte zur Fäulniß Einhalt thut, und zugleich die Fäserchen vor allzu großer Erschlaffung bewahrt, dennoch die notwendige Ausdünstung nicht wieder herstellen kann, wosern man sich nicht dabey bewegt; so ist in dieser Witterung eine etwas stärkere und anhaltendere Leibesübung nöthig, als wenn eine regenhafte und nebelichte Luft zugleich warm ist. So unentbehrlich aber diese

erste Regel beim Anfange des Herbstes ist, so möchte ich sie doch fast lieber wieder zurück nehmen, wenn ich bedenke, wie leicht es in dieser Jahreszeit sey, sich zu erkälten, nachdem man das Geblüt erhitzt und den Körper in Schweiß gebracht hat. Ich muß um deswillen meine Leser ermahnen, sich nach der Bewegung, in Absicht des Umkleidens, so zu verhalten, wie ich es im 17ten Stücke beschrieben habe. Denn es ist bey kalter Witterung besser, nicht zu schwitzen, oder wenig auszdünsten, als die Schweißlöcher durch unbehutsamen Wechsel der Kleidung, oder auf andre Weise, schnell wieder zu verschließen. Bey dieser Gelegenheit muß ich der Herbst-Kleidung überhaupt gedenken.

Zu dieser Jahreszeit sollten billig alle Menschen den Ausspruch des Horaz beständig im Gedächtnisse behalten:

*Matulina parum cautos nunc frigora mordent.*  
 Jetzt dräut der frühe Frost den Unvorsichtigen!

Man kann sich nicht sorgfältig genug vor den unstillen Herbsttagen hüten. Sie schmeicheln uns im Mittage mit warmen Sonnenblicken, und ehe wirs uns versehen, so erstarren gegen Abend unsre Glieder von ihrer Kälte, und von den rauhen Winden, womit sie uns die Haut kränjeln. Diese Falschheit des Herbstes ist schon in den ältesten Zeiten bekannt gewesen, und ich kann mich, ohne ein medicinisches Zeugniß zu nehmen, auf den liebeslehrer Ovidium berufen, welcher sagt:

*Sæpe sub autumno, cum formosissimus annus,*  
*Aëre non certo corpora languor habet. Art. am. 2.*

Man sieht, ohne mein Erinnern, wie vernünftig und nothwendig es sey, sich sogleich im Anfange des Herbstes warm zu kleiden, und nicht erst nach Martini oder gegen Weihnachten die Winterkleider hervorzufuchen. Ich kenne einen alten Mann, der die Welt noch viel lieber hat, als sie ihn, und der noch zu der Zeit zu gefallen hofft, da man ihn nicht mehr sieht. Er hat ein Kleid von Sommerzeuge, das ihm schon in einigen 30 Sommern treffliche Dienste geleistet hat, und das von Jahr zu Jahre immer kühler und leichter wird, je mehr es sich abnutzt. Dieser wunderliche Mann scheint es ver-

redet

redet zu haben, sein Sommerkleid vor dem Tage des Martin Bischofs abzulegen, die Witterung mag auch so rauh und veränderlich seyn, als sie will. Der einzige Vortheil, den er hiervon hat, besteht darin, daß er kein Winterkleid nöthig hat. Denn gemeinlich erkältet er sich schon im September so sehr, daß ihn ein Husten darnieder wirft, der ihn nicht eher wieder aufstehen läßt, als bis die erste Hälfte des Frühjahrs vergangen ist; wie solches bey alten Leuten gemeinlich zu geschehen pflegt. Der gute Mann hat schon viel Jahre so in der Welt gelebt, daß er ein halbes Jahr bellt, und das andere ein Geck ist. Ich weiß nicht, warum er sich nicht ratzen läßt. Denn warum wir jüngern Leute es nicht thun, das weiß ich wol, das ist aus Leichtsinne und Lust, entweder zu gefallen, oder von starker Natur zu scheinen; ich geschweige, daß wir oft selbst nicht wissen, warum wirs nicht thun. Das weisere Alter aber sollte uns billig mit bessern Beispielen vorgehen.

Es ist noch ein Mittel, bey feuchter Kälte die Ausdünstung zu unterhalten, und dieses sind die Getränke, welche die Lebenswärme vermehren und unterhalten. An dieser Vorsicht glauben die wenigsten Menschen es fehlen zu lassen, und gleichwol fehlt sie vielen. Ich weiß wol, daß in unsern Häusern kein Mangel an warmen Getränken ist. Die meisten hiesigen Einwohner genießen täglich eine ganz ungeheure Menge Theewasser, und einen dünnen Caffee, welchen in Leipzig sogar das Gesinde weggiessen würde. Sie glauben, daß ihnen diese Getränke nützlich seyn müssen, weil sie nicht hitzig sind, und dennoch erwärmen. Allein, sie bedenken nicht, daß man nicht alle Sachen im Ueberflusse genießen muß, die keine Hitze machen; und sie irren sich, wenn sie glauben, daß sie warmes Wasser erwärme. Es ist eben somol eine Maxime der guten Lebensordnung, nach Beschaffenheit der Umstände hitzige Getränke mäßig zu genießen, als in andern Umständen sich solcher zu bedienen, welche die Hitze dämpfen. Bey kalter und feuchter Witterung ist es nöthig, dem Blute einen lebhaften Trieb zu geben, damit die innerliche Wärme vermögend sey, die Schweißlöcher offen zu erhalten, und den Widerstand der nassen Kälte zu überwinden.

Nichts ist hierzu weniger geschickt, als vieles warmes Wasser. Der Körper ziehet zu solcher Zeit ohnedem viel wäßrige Feuchtigkeiten aus der Luft in sich, und diese werden dadurch nur vermehrt, wenn man noch dazu viel warmes Wasser trinkt. Das warme Wasser erweicht die Fäserchen des Magens; und wenn sie davon schlaff werden, so verliert der Magen dadurch einen großen Theil seiner Verdauungskraft. Die Wärme, welche dergleichen Getränk im Körper erregt, ist nichts fort-dauerndes. Warmes Wasser erwärmt uns nur, in so fern es selbst warm ist, aber nicht dadurch, daß es dem Blute einen stärkern Trieb giebt. Wenn es in den Magen kommt, so erwärmt es denselben so lange, als es noch selbst einen größern Grad der Wärme besitzt, als er. Diese Wärme vertheilt sich bald, und so bald die Wärme des Wassers im Magen so viel abgenommen hat, daß sie nur noch dem Grade der Wärme des Magens gleich ist; so muß ihm der Magen alle Augenblicke so viel von seiner Wärme wieder abgeben, daß es beständig mit ihm gleich warm bleibt. Solchergestalt ist die Erwärmung vom warmen Wasser von sehr kurzer Dauer; und so bald diese kurze Zeit vorbei ist, vermindert es die Wärme des Magens und des ganzen übrigen Körpers. Es befördert, statt der Ausdünstung der Haut, die Eindünstung, und setzt den Leib in einen solchen Zustand, daß er immer mehr Feuchtigkeit aus der Luft in sich ziehen muß.

Dieses sind die gewissen Folgen des Thee- und Caffee-trinkens; und zu keiner Zeit sind diese Folgen schädlicher, als bey kaltem und schlackrigem Wetter. Ich rathe um deswillen denen, die sich in solchem Wetter, besonders vor Mittage, in freyer Luft aufhalten müssen, daß sie im häufigen Thee- und Caffee-trinken ihr Heil nicht suchen, sondern sich vielmehr geistreicher Getränke bedienen, welche die Quelle der Lebenswärme öffnen. Wenn sie des Morgens, ehe sie ausgehen, ein Butterbrodt oder ein wenig Zwieback genießen, ein Glas Wein oder liqueur darauf trinken, oder ein wenig flüchtiges Hirschhornsalz, in etwas Rheinwein aufgelöst, zu sich nehmen, und alsdenn in einer mäßigen Bewegung des Leibes bleiben; so werden sie sich dadurch unendlich mehr nützen, als wenn sie sich



sich den Leib mit einem ganzen Kessel voll Wasser anfüllen, sich hernach in ihren rothen Mantelrock einhüllen, und das Schnupftuch vor den Mund halten, damit ihnen der böse Nebel nicht schade. Dieses ist besonders eine Regel für die Herren Kaufleute, welche im Herbst die Börse besuchen. Die meisten gehen vor der Mittagsmahlzeit dahin, und bringen im Wagen nichts mit, als eine Menge laues Wasser. Wenn sie dieses anfangs ein wenig erwärmt, und zu Hause in Ausdünstung oder Schweiß gebracht hat; so gehen sie heraus in die kalte Luft, und stehen oder spazieren ein oder mehr Stunden bei der Börse. Unterdessen hat das getrunkene Wasser seine Wärme bei ihnen verloren. Es treibt sich auch selbst durch den Urin geschwind wieder ab; und weil ihr Blut keinen Trieb hat, der äußerlichen Kälte das Gleichgewicht zu halten, so hört die Ausdünstung auf; die Füße werden auf den Steinen kalt; das Gesicht wird blaß; die zurückführenden Schweißlöcher saugen die feuchten Dünste in sich; und der Herr Kaufmann zieht Wasser. Wollte er meinem Vorschlage folgen, so würde sein Blut in der ganzen Zeit der Börse einen lebhaftern Trieb behalten; die Ausdünstung würde ununterbrochen fort dauern; der Nebel würde nicht in den Körper eindringen; die kleine Bewegung würde hinreichend seyn, die natürliche Wärme zu unterhalten: der Magen bliebe stark, und würde der Ueblichkeit und den Blähungen Trotz bieten; der Hunger würde endlich den Kaufmann nach Hause treiben; er würde besser speisen, besser verdauen, besser schlafen, und morgen, geliebts Gott, desto vergnügter nach der Börse gehen.



### Mein Herr Arzt,

Seitdem ich Ihr süßtes Stück gelesen habe, bin ich entschlossen gewesen, an Sie zu schreiben. Allein, ich finde nicht, daß die Sache Eil hätte, und ich halte auch nichts von Uebeereilungen. Daher bitte ich Sie, nur nicht geschwind zu lesen, sondern alles wohl zu überleacn.

Sie werden sich des Briefes des Herrn Urban Flatus erinnern. Nun! ; ; ; Geben Sie sich Zeit, und erinnern sich wohl! derselbe bin ich nicht, sondern ich bin ein anderer. Nur Geduld! so wird sich

alles entwickeln. Jener hatte seine Winde im Bauche. So habe ich wenigstens verstanden, daß es ihm im Leibe gepoltert hat. Dieses sey demnach sùrerst zum voraus gesagt. Er hatte sie im Bauche.

Ich schreibe Ihnen mein Herr Arzt, auch wegen gewisser Winde, womit ich befehrt bin; aber nicht wegen der Winde im Bauche. Ursache: weil ich keine Winde im Bauche habe. Nun, wo habe ich sie denn? Eine kleine Geduld! Ich will es Ihnen sagen.

Meine Winde sitzen zwischen Fell und Fleisch. Ich will so viel sagen: Zwischen Fell und Fleisch sitzen meine Winde. Ueberlegen Sie dieß erst.

Wenn ich mich an einer Stelle berùhre, die mir weh thut, es sey am Rücken, an der Brust, zwischen den Schultern oder auf dem Kopfe, so muß ich Winde aufgeben. Dieses ist der Hauptpunkt meines Uebels. An allen diesen Stellen sitze ich voll Winde. Zwischen meinen Schultern blàhen sie mich öfters auf, wie ein Stück aufgeblasenes Kalbfleisch. Wenn ich nun an eine Ecke trete, und mir den Rücken daran reibe, so gebe ich so viel Winde auf, daß es erstaunlich ist. Wenn ich mich auf den Hirnschedel drücke, so ist darunter alles voll Winde, die ich auch aufgabe. Wenn ich mich mit warmen Tùchern auf dem Rücken reiben lasse, so liege ich da, wie ein Geschwindstück, das in einer Minute zwanzigmal losrahet. Ich bin über den ganzen Leib von Winden aufgetrieben. Dieses ist meine Krankheit.

Ich habe verschiedene Aerzte um Rath gefragt, ob sie mir nicht von diesen Winden helfen könnten. Die allermeisten haben mir solche Antworten gegeben, woraus ich fast hätte schliessen sollen, daß sie mich für nicht recht klug hielten. Wie so? Nur ein wenig Geduld! Ich will es Ihnen sagen.

Sie behaupteten, man könnte unter dem Hirnschedel und zwischen den Schultern keine Winde haben. Gut. Fahren Sie nicht hitzig zu, und urtheilen Sie nicht zu frühzeitig! Ich behauptete dagegen, daß ich die Winde an diesen Orten fühlte; ich drückte mich dahin; ich ließ die Herren selbst drücken, und sie hörten mit Erstaunen, wie ich sie von mir gab. Wenn ich nun fragte: Sind das keine Winde? so antworteten sie, aber meines Erachtens, zu voreilig: das sind freylich Winde, die Ihnen da aufstoßen; aber die kommen aus dem Magen. Ich überlegte wohl, was sie sagten, und antwortete: Das kann wol seyn, daß sie aus dem Magen kommen; aber ich drücke sie erst in den Magen hinein, wenn ich diese Stellen reibe. Dieß konnten sie nicht begreifen; ich aber wohl. Sie sagten, es wäre kein Weg für die Winde aus dem Gehirne in den Magen vorhanden; allein, das glaubte ich so geschwind noch nicht. Einige sagten, ich wäre ein Mann voller Einbildungen; ich wäre hypochondrisch; was ich für Winde hielte, das wären nur Krämpfe, und ich betröge mich selbst, wenn ich sie fortgehen liesse, und dann glaubte, daß ich sie herausgeriebet

riehen hätte. Einige sahen meine Noth ein. Sie gaben mir Salben, den Rücken zu reiben; sie schoren mir die Haare vom Kopfe, und rieben mir Spiritus darauf; sie legten mir windtreibende Pflaster zwischen den Schultern; und nach vielen Ueberlegungen war ich mit diesen Lehrern am besten zufrieden, doch ohne mich völlig auf ihre Seite zu lenken. Nach der Zeit aber hat man mich versichern wollen, daß diese Leute ihren Spott mit mir trieben. Ich übereile mich bey solchen Sachen nicht, und habe also diese bis hieher dahin gestellt seyn lassen. Als ich das Schreiben von Herrn Glazus las, nahm ich mir vor, einmal Dero Urtheil hierüber einzuholen. Ich habe es aus Vorsicht bis jetzt verschoben, und nun will ich Sie um nichts mehr bitten, als daß Sie mir nicht zu bald antworten. Ueberlegen Sie alles genau. Erwägen Sie meine Klagen; erwägen Sie die Antworten aller Aerzte genau. Entwerfen Sie sich die Gründe und Gegenstände auf einem besondern Blatte, und schreiben Sie langsam zur Entscheidung. Lassen Sie diese Entscheidung 9 Wochen und 9 Tage bey sich liegen, und lassen Sie sie in kein Stück drucken, das des Monats herauskommt. Denn dieser Tag ist fatal, und es wird kein Dienstmädchen an demselben einen Dienst antreten. In Ihrer Entscheidung bin ich gewärtig, folgende Fragen beantwortet zu finden: 1. Ob ich Winde habe? 2. Ob meine Winde zwischen Fell und Fleisch sitzen? 3. Ob ich sie in den Magen hineindrücke? 4. Auf welchem Wege sie aus dem Gehirne hineinkommen? 5. Ob ich bey den Salben und Pflastern bleiben soll? 6. Ob ich mich noch mehr soll scheeren lassen? 7. Ob mich die besten Aerzte, die mich gesalbt und geschooren haben, für nicht recht klug halten? 7. Ob ich wirklich nicht recht klug bin?

Nach reiflicher Ueberlegung hoffe ich unausgesetzt zu verharren,

Dero

Gegeben zu Hause,  
den 1sten September, 1759.

ergebenster,

Prudentius Buridan.



## Neun und zwanzigstes Stück.

von Hagedorn.

— — Du mußt dein hochansehnlich Leben  
Dem Koch nicht anvertraun, nur Ärzten untergeben!

Wenn die Thiere Definitionen machen könnten, so würden sie ohne Zweifel den Menschen das gefrägigste Thier nennen, das auf dem Erdboden lebe. Was kann wol uns fern Zähnen entrinnen, und was ist wol in der Natur, das nicht schon Menschenzungen geschmeckt hätten? Die meisten andern Thiere begnügen sich mit einer einzigen, oder doch mit sehr wenigen Arten von Speisen. Wir aber, die wir die Schöpfung als Herren beherrschen, wir wollen sie auch als Raubthiere verdauen. Das Gewächreich liefert uns fast unzählliche Arten von Speisen; und nichts könnte uns nöthigen, unsre Nahrung ausserhalb den Gränzen desselben zu suchen, wenn wir nicht so üppig und unersättlich wären. Die ehemaligen Gymnosophisten und heutigen Brachmanen in Asien beweisen es durch unzählige Beispiele, daß ein Mensch bloß von Gewächsen leben kann. Denn weil diese indianschen Philosophen die grobe Seelenwandlung glauben, so hüten sie sich auf das sorgfältigste weder ein Thier zu beleidigen, noch es zu schlachten und zu essen, um nicht von ungesähr einen ihrer Vorfahren zu beleidigen. Ich kann hiervon dem Frauenzimmer ein Werk der Barmherzigkeit erzählen, das sie wundern wird. Die Brachmanen erkaufen zuweilen einen Menschen für Geld, daß er sich eine Nacht in das Hospital begeben muß, welches sie zum Unterhalte der Flöhe angelegt haben. Dasselbst wird er entkleidet und vest gebunden, daß er sich nicht regen kann, und so wird er den Flöhen eine Nacht Preis gegeben,

geben, damit sie sich an seinem Blute sättigen und ergötzen können. Gleichwie sich nun also die Brachmanen keines solchen Mordes schuldig machen, dergleichen in Europa ein Mädchen täglich so viele begeht; so haben auch die eßbaren Thiere bey ihnen eine vollkommene Freystadt. Diese Leute leben demnach bloß von Zugemüsen und Früchten, und doch müssen auch diese nicht unter, sondern über der Erde gewachsen seyn, weil sie es für Sünde halten, etwas zu speisen, was die Sonne nicht beschienen hat. Unterdessen sind die alten Gymnosophisten so gesund gewesen, und zu einem so hohen Alter gelangt, daß sie sich, aus Ueberdruß des Lebens, selbst lebendig verbrannten, wie solches Calanus vor Alexanders des Großen Augen gethan hat. Ich will hieraus nicht beweisen, daß sie im Kopfe richtig gewesen, auch nicht, daß sie von den Gewächsen so alt geworden sind. Allein, das läßt sich unwidersprechlich aus ihrem Beispiele schließen, daß wir durch keine Nothwendigkeit gezwungen worden sind, unsre Nahrung und die Erhaltung unsers Lebens ausser dem Gewächskreiche zu suchen. Gleichwol haben wir es gethan; und was unsre Väter nicht gut gemacht hatten, das machten wir noch viel schlimmer. Der Thiere Herr fing an, seine Unterthanen zu speisen, und viele von den Herren, die ärger als die Bestien waren, fraßen sich selbst.

Neque hic lupis mos, nec fuit leonibus

Unquam, nisi in dispar genus.

*Hor.*

Aus den Wolken, aus dem Ocean holeten wir alles, was lebte, her, um seinen Geschmack zu versuchen, und man ist darin viel weiter gegangen, als ist, ehe man wußte, was am besten schmeckte. Viele alte Völker, auch die Deutschen, aßen Pferdefleisch. Ich habe schon bey anderer Gelegenheit erzählt, daß Mäcenus und du Prat das Eselsfleisch zur Mode gemacht haben. Labat erzählt uns, daß man in verschiedenen Ländern von Asien, Africa und America, die Hunde genieße. Der Redner, Quintus Sortensius, machte bey einem Gastmale, das er den Vogeldeutern gab, zuerst den An-

Anfang, Pfauen auftragen zu lassen. Die ungestalteten Frösche, die Mäuse und Rassen sind die Delicatessen gestitteter Völker geworden. Sogar die giftigen Bivern ergötzen den Gaumen der Italiäner mit ihrer Gallert. Lunquins Bogelnesler und der Roth der Schnepfen sind köstliche Leckerbissen der Großen; und wenn die Geschichte kein Märchen erzählt, so hat sogar der gefräßige König in Indien, Cambles, in der Nacht seine Gemahlin in Stücken zerschnitten und gefressen. Er war über dieser Mahlzeit eingeschlafen. Denn man fand noch des Morgens die Hand der Gemahlin in seinem Munde; und weil er hiedurch verrathen wurde, so erdrosselte er sich, der Bösewicht, der seine Frau fraß! Ich weiß nicht, ob ich dem Athenäus glauben darf, welcher es aus den Lydiacis des Xanthus erzählt. Allein, wie kann es wol unglaublich seyn, da es noch ist ganze Nationen von Menschenfressern giebt?

Es fragt sich, was die Menschen für ein Recht gehabt haben, Thiere zu essen? War ihnen nicht unstreitig das Gewächreich zu ihrer Erhaltung hinlänglich? Warnete sie nicht schon vorlängst der Grieche Theopompus, als er sagte, daß die Leute, die viel Fleisch essen, ihre Vernunft verlören, träge Gemüther hätten, und zornig, unmenschlich, rauh und närrisch würden; und scheint dieses nicht der Prinz von Conde durch den Versuch bestätigt zu haben, daß er einen Menschen eine Zeitlang mit nichts als rohem Fleische ernährte? Dieser Mensch hatte den stärksten Körper; allein, er ward wild, und einer Bestie gleich. Er hatte einen so hundsichen Hunger, daß er keinen Ochsen sehen konnte, den er nicht anfallen wollte. Ja, was sind wol die übrigen Menschen, die rohes Fleisch fressen, für Leute? Man betrachte die Cannibalen und das tartarische Volk, die sich ihr Pferdefleisch unter dem Sattel halb gahr reiten, und es so fressen? Schnäbel und Klauen sind nicht die einzigen Kennzeichen der Raubthiere. Dieses wilde Volk ist eine Art reißender Thiere in Menschengestalt. Was war Cola Pesce, der wilde Mensch, der zuletzt im sicilianischen Meerstrudel umkam, nachdem er den größten Theil seines Lebens in See zugebracht,

und

und nichts als rohe Fische gefressen hatte? Wenn solche Geschöpfe Menschen genennet werden können, so ist es wenig, ein Mensch zu seyn, und so muß man in diesem Charakter keine Ehre suchen.

Scheint es also nicht, als ob uns die Natur das Fleischessen selbst verboten habe, da der Genuß der Thiere unsrer Natur so große Gewalt anthut? Es kann etwas daran seyn. Allein, da wir doch ein- für allemal allesammt Fleisch essen, und niemand den Anfang wird machen wollen, es abzuschaffen; so ist es billig, zu beweisen, daß wir daran nicht Unrecht thun. So ist es eingeführt! Es giebt Gewohnheiten unter den Menschen, die sie durchaus nicht ändern wollen, sie mögen nun recht oder unrecht seyn. Dafür sind die Gelehrten, daß sie darthun müssen, daß alle diese Gewohnheiten recht sind; und weil nichts leichter ist, als jemanden von etwas zu überzeugen, wovon er überzeugt seyn will, so sind diese Beweise beynabe die glücklichsten, die jemals der menschliche Verstand geführt hat. Man kann leicht denken, daß man den Genuß des Fleisches nicht ohne Schutzschriften gelassen haben werde. Ich will erzählen, wie man ihn vertheidiget.

Wenn wir die Thiere betrachten, die kein Fleisch essen, so finden wir, daß ihr Magen eine ganz andere Structur habe, als der menschliche. Die Thiere, welche von Körnern und Beeren leben, haben einen dicken und fleischigten Magen, vor welchem noch ein weiter Schlund vorhergeht. Die Verdauungsgliedmaßen der grasfressenden wiederläuenden Thiere haben verschiedene Höhlen, worin ihre Speisen nach und nach verändert werden. Der menschliche Magen hingegen ist von eben der Art, wie der Magen der Hunde und anderer fleischfressenden Thiere. Dieß ist schon ein Beweis; nur muß man ihn nicht nach der größten Strenge untersuchen. Es kommt hier nicht darauf an, daß er unumstößlich, sondern, daß man so gütig sey, ihn stehen zu lassen, damit wir Recht zum Fleische behalten.

Solcher Beweise sind noch viel mehrere, und unser Belieben macht sie bündig. Es ist zwar wahr, daß wir öfters  
etwas

etwas belieben, was uns schädlich ist. Allein, dieser Einwurf kann solche Dinge treffen die nicht gut schmecken; die übrigen machen hier eine Ausnahme. Ich weiß wohl, daß die Einwohner der heißen Länder eine große Begierde nach Fleisch haben, wie man an den Cariben siehet, und daß sie doch davon häufig in faulende Fieber verfallen, weil die große Hitze der Sonne ihre Säfte leichter verdirbt, wenn sie durch thierische Nahrungssäfte unterhalten werden. Allein, was wollen wir in den heißen Ländern thun, da wir in Norden wohnen? Wir armen Leute haben keine nahrhafte Gewächse; unsre Erde trägt nichts Gutes, als schöne Weiden für unvernünftiges Vieh. So ist es in England, bey uns, und in allen nordischen Provinzen von Europa. Sind wir also nicht gezwungen, wir mögen wollen oder nicht, zu Fischen und Fleisch unsre Zuflucht zu nehmen? Es sey den Einwohnern der südlichen Provinzen Italiens, Frankreichs und Spaniens gegönnt, daß sie, außer einigen Vögeln, wenig oder gar kein Fleisch essen. Wir haben beyde einerley Recht; sie, daß sie kein Fleisch begehren, und wir, daß es uns wohl schmeckt.

Was Theopompus gesagt, und der Prinz von Conde bewiesen hat, kann wahr seyn, wenn die Rede vom rohen Fleische ist. Eben um deswillen aber klopfen, kochen, braten, zerschneiden und läuen wir das Fleisch, welches wir genießen wollen, damit es zu einer viel mildern und unschuldigern Speise umgeschaffen werde, als das rohe Fleisch ist. Diese sorgfältige Zubereitung des Fleisches ist ein neuer Beweis, daß wir es essen dürfen. Rohes Fleisch muß unstreitig eine übermenschliche Verdauung erfordern, da es eine ganz besondere Fähigkeit hat, die unsrer Verdauungskräfte trotzet. Inzwischen aber läßt sich doch dieses auch von vielen Gewächsen behaupten, und vielleicht ist das die Ursache, warum alle gesträgige Thiere so wild, so unbändig, so wütend, wenn sie hungern, und hernach, wenn sie sich überladen haben, so murrisch, so fromm, so feige, so hypochondrisch sind. Shaw gesteht von den Löwen selbst, daß sie nach einer starken Mahlzeit ihren Muth so sehr verlieren, daß sie sich von den Mägden



chen mit einem Prigel und mit Schimpfwörtern fortjagen lassen.

Das beste Argument für den Genuß thierischer Speisen kann von den Bedürfnissen unsrer Gesundheit hergenommen werden, und es wird meinen Lesern nützlich fern, wenn ich ihnen dasselbe umständlich erkläre. Alle thierische Speisen haben zwei besondre Eigenschaften, wodurch sie sich von denen aus dem Geträckreiche unterscheiden. Die eine ist die, daß sie reicher an nährenden Säften sind; und die andre, daß die thierischen Säfte der Säure widerstehen und entgegen wirken. Daher ist es nöthig, sich in solchen Fällen thierischer Speisen zu bedienen, wo eine geschwinde Ernährung von nöthen ist, und wo die von dem Genuße vegetabilischer Speisen erregte Säure gedämpft werden muß. Das heißt, die thierischen Speisen besitzen eben so, wie alle übrige, Arznekräfte; und dieses berechtigt ihren Genuß.

Dieses letzte ist eine sehr wichtige Wahrheit, welche wol verdient, daß wir ihr den unnützen Streit, ob das Fleisessen recht sey? den Streit, der so viel überflüssige Untersuchungen veranlaßt, und den man so oft bey einem Runderbraten entschieden hat, aufopfern. Es ist ungewiß, ob wir Fleisch essen müßten und sollten. Es ist aber gewiß, daß wir es essen. Laßt uns demnach die Eigenschaften dieser Speise kennen lernen, damit wir wissen, was wir davon erwarten müssen, wir mögen ein Recht dazu haben, oder nicht.

Ich sehe vorher, daß ich mit diesen Untersuchungen nicht auf einmal werde zu Ende kommen können. Daher will ich auch heute damit begnügen, meinen Lesern nur einige allgemeine Betrachtungen von den Eigenschaften thierischer Speisen vorzulegen; woben ich mir vorbehalte, von dieser wichtigen Materie dann und wann besondere Unterredungen mit ihnen zu halten.

Die Säfte der Thiere haben mit den unsrigen unstreitig eine nähere Verwandtschaft, als die Säfte der Pflanzen; und daher sind unsre Verdauungskräfte vermögend, einen häufigen Nahrungsast aus denselben heraus zu arbeiten. Dieses ist der Grund, warum die thierischen Speisen, überhaupt be-

trachtet, nahrhafter sind, als die vegetabilischen, oder vielmehr, warum sie unsern Leib häufiger und geschwinder ernähren. Man muß sich aber deshalb nicht einbilden, daß sie aus eben dem Grunde auch überhaupt gesunder wären. Eine geschwinde und starke Ernährung ist uns nicht allezeit dienlich, sondern es giebt Personen, denen sie sehr nachtheilig seyn würde. Ich werde dieses ausführlich erweisen, wenn ich dereinst von den Fleisch- und Krastsuppen insbesondre handeln werde. Ist wird es genug seyn, wenn ich meine Meinung nur mit einem einzigen Beispiele erläutere. Es giebt eine Menge dicker und fetter Leute, die darum ungesund sind, weil sie einen Ueberfluß an Nahrungssäften besitzen. Die Beobachtungen aller Zeiten beweisen, daß dergleichen Leute entweder wirklich von vielen Krankheiten heimgesucht werden, oder sich doch in einem gefährlichen Zustande befinden, der ihnen schnelle, tödtliche Krankheiten und einen plötzlichen Tod dräuet. Das erste bemerkte, unter vielen andern Schriftstellern, Plutarch, wenn er sagt, daß die Körper, welche nicht viel Fett haben, gesunder als andre sind; und das letzte zeigt Hippocrates durch den Ausspruch an, daß die Gesundheit alsdann am gefährlichsten sey, wenn sie ihren höchsten Grad erreicht hat. Wollte man solche Leute mit Krastbrühen, mit dem Fleische junger Thiere, und mit dem Marke derselben, wie den Achilles, ernähren; so würde man unstreitig ihre Gefahr vergrößern und ihre überflüssigen Säfte vermehren. Man muß ihnen in dieser Absicht vielmehr die Speisen aus dem Gewächstreiche anpreisen, welche weniger und langsamer ernähren, und sie müssen, wenn sie ihres Lebens sicher werden wollen, den Geschmack von allen den Speisen verleugnen, die sonst jederman, aus einer irrigen Verwirrung der Begriffe, die nahrhaftesten und die gesündesten nennt. Sie müssen den Mustern der alten mäßigen Weisen folgen, die ihre Gesundheit ihrem Geschmack ohne Schmerzen aufopfern konnten. Man sendete einstmals dem Agesilaus verschiedene rare Speisen und Getränke. Allein, er behielt von allen nichts, als etwas Mehl, und bequügte sich damit, das Uebrige nur zu kosten. Noch strenger war Lysander, als

als er ein köstliches Gericht zum Geschenke empfing. Gebt es den Siloten! (den Sklaven in Sparta,) sagte er, und blieb lieber bey seiner gewöhnlichen groben Kost.

Wer dieß vom Weisen lernt, sein eigner Freund zu werden,  
Mit der Versuchung nicht sich heimlich zu verstecken,

der wird nicht allein, wie Zagedorn sagt, ein großer, sondern auch ein alter Mann auf Erden.

Ausser der Nahrhaftigkeit haben die thierischen Streifen noch eine andre Haupteigenschaft, welche sie wesentlich von den vegetabilischen unterscheidet; und das ist ihre Neigung zur Fäulniß. Wenn die Gewächse verderben, so erzeugen sie eine Säure. Wenn aber das Fleisch verdirbt, so giebt es keine Gährung, sondern eine Fäulniß, woben sich flüchtige Salze erzeugen, die mit der Schärfe der Laugen übereinkommen.

Man muß wissen, daß die Philosophen alle diejenigen Körper Salze nennen, die sich im Wasser auflösen, und die, wenn sie aufgelöst sind, einen Geschmack geben. Aus dem Geschmache hat man zuerst bemerkt, daß unter den Salzen ein großer Unterschied sey. Einige haben einen sauren Geschmack, und alle Salze, die zu dieser Art gehören, entdecken sich auch durch einige andre Proben, welche man mit ihnen anstellen kann, wohin unter andern gehört, daß sie dem Violensyrup, wenn man sie damit vermischt, eine rothe Farbe geben. Andre Salze haben den Geschmack einer laugenhaften Schärfe; und wenn man diese mit dem Violensyrup vermischt, so färben sie denselben nicht roth, sondern grün. Wenn man ein saures Salz mit einem laugenhaften vermischt, so brausen sie miteinander auf; und wenn dieses geschehen ist, so hat man ein Salz von mittler Art, das weder sauer noch laugenhaft ist, und den Violensyrup weder roth noch grün färbt. Diese drey Arten von Salzen, die sauren, die Laugensalze und die Mittelsalze, sind die wesentlichen Theile aller Körper, in sofern sie geschmeckt werden können; und aus ihnen muß man größtentheils die Wirkung aller Speiszen in den menschlichen Körper beurtheilen.

Ich habe gesagt, daß die Speisen' aus dem Gewächereiche mehr Säure erzeugen; da hingegen die thierischen bey der Fäulniß ein flüchtiges Laugensalz geben. Da nun die sauren Sachen den Appetit erregen, den Durst löschen, die Hitze des Bluts dämpfen, dessen allzu große Flüssigkeit durch ihr Zusammenziehen hindern, und der Fäulniß widerstehn; die laugenhaften Salze hingegen das Gegentheil wirken; so erhellt hieraus zur Gnüge, daß es unmöglich allen Personen in allen Umständen gleich viel seyn könne, ob sie Speisen aus dem Gewächereiche, oder solche aus dem Thierreiche genießen. Leute, deren Säfte schon mit einer Fäulniß angesteckt, oder doch dazu geneigt sind, z. E. scorbutische Personen, oder Patienten, die an faulenden Fiebern krank liegen, würden sich mit Fleischsuppen und andern thierischen Speisen allezeit verwahrlosen; da ihnen hingegen die Säuren aus dem Pflanzenreiche in dieser Abicht dienlicher sind. Hingegen würden sich andre Leute ebenfalls verwahrlosen, die, wenn ihr Magen mit Säure überhäuft ist, Gartenfrüchte, Citronen, Pomeranzen, Äpfel, u. s. w. genießen wollten, wogegen ihnen Fleisch- und Krebsjuppen dienlich seyn würden. Diese Betrachtungen legen den ersten Grund zur medicinischen Kochkunst. Ein jeder Leibkoch sollte eine medicinische Einsicht von der Leibesbeschaffenheit seines Herrn besitzen; denn die Herren selbst hüten sich gemeinlich wol, daß sie nicht zu gelehrt werden. Man fordert mehrentheils vom Koch, oder vom Leibarzte, daß er den Küchenzettel verfertige, und lauter gesunde Speisen auf den Tisch leste. Wie kann aber dieses wol geschehen, wenn nicht der Koch zugleich ein Arzt, oder der Arzt zugleich Koch ist. Vielleicht fänden sich wol noch Doctores, die sich in die Küche vermetheten. Denn sie lassen sich zu vielen Dingen gebrauchen; und da schon Harpagons Koch im Moliere zugleich Kutscher gewesen, so wird es nicht seltsam mehr klingen, wenn ein Koch zugleich Doctor ist, und nachdem er die Küchenmütze und die Schürze abgelegt hat, den Doctorhut und den Purpur anlegt.

Wer erst so viel weiß, was für Speisen Leuten dienlich sind, die entweder zur Säure oder zur Fäulniß der Säfte geneigt

geneigt sind, der wird bald auch für Gesunde kochen lernen. Weder die Säure, noch eine laugenhafte Schärfe muß in unsern Säften die Uebermacht gewinnen. Folglich muß man alle Speisen einer Mahlzeit, und die tägliche Reihe aller Mahlzeiten, diesem Endzwecke gemäß, einrichten. Man muß nie lauter Gartenfrüchte, die eine merkliche Säure haben, nie lauter thierische Speisen, die sich zur Fäulniß neigen, bei einer ganzen langen Mahlzeit, oder wenigstens nicht viele Tage hinter einander, oder sehr oft genießen. Ich habe oben gesagt, daß aus der Vermischung saurer und laugenhafter Speisen ein Mittelsalz entstehe. Dieses Salz hat große Arznekräfte. Es löset den Schleim im Magen und in den Gedärmen auf, und macht ihn flüßig. Da nun dieser Schleim den Appetit hindert, so sieht man, wie die Mittelsalze denselben erregen können. Ausserdem reizen sie auch die Fäserchen des Magens und der Gedärme gelinde, und befördern ihre Bewegung. Hierdurch werden nicht nur die Verdauungskräfte vermehrt, sondern der Leib wird auch offen erhalten. Sie erhalten ausserdem den Nahrungsfaß flüßig, und lösen den Schleim auf, welcher die Wege verstopft, die ihn ins Blut führen sollen; sie befördern den Abgang des Urins; und kurz, sie sind eine der besten Arzneyen für Leute, die vom Essen Profession machen. Solchergestalt ist nichts rathamer, als die Wahl der Speisen und Mahlzeiten so zu treffen, daß immer die eine die andere verbessert, und daß das Resultat ihrer Vermischung ein Chaos im Magen abgebe, das auf die Weise wie ein Mittelsalz wirkt. Das ganze Geheimniß besteht in der gehörigen Vermischung der vegetabilischen und thierischen Speisen und der Gewürze. Wenn die eine Speise Säure machen könnte, so muß die Zukost oder das Gewürz, oder das folgende Gericht laugenhaftig seyn, und so wieder umgekehrt. Daher muß man zu Speisen aus dem Gewächsreiche, die die Säure vermehren könnten, thierische Speisen genießen, welche laugenhafte Salze geben, damit aus der Vermischung beider, im Magen ein mittelsalziger Bren entstehe. Der saure Kohl würde den Magen versäuern, wenn er allein genossen würde. Das Schweinfett würde eine fre-

sende laugenhafte Schärfe darin hervor bringen. Man speise aber Speck und sauren Kohl zusammen, so hat man eine unschädliche Speise, wenigstens was ihre Wirkung in die Säfte gesunder Leute betrifft, ob sie gleich einem schwachen Magen dennoch zu schwer, auch einzelnen Personen nieder in andern Absichten schädlich seyn könnte. Leute, die zu Hitze und Wallung des Bluts geneigt sind, müssen sich mehr säuerlicher als laugenhafter Speisen bedienen, weil die Hitze, wie es scheint, von einer laugenhaften Schärfe entsteht, welche schon in ihren Säften die Oberhand hat. Andre hingegen müssen die Säure nie ohne laugenhafte Vermischung genießten, um durch diese Vermischung ein verdauendes Mittelsalz im Magen zu erzeugen, das den Wirkungen der beyden andern die Waage, und die gute Mischung der Säfte unversehrt erhält. Senf, Krebse, Fleisch, Fett, Fleischsuppen, Fische, u. s. w. sind lauter Speisen, welche der Säure widerstehen, aber auch die Fäulniß der Säfte befördern. Gartenfrüchte, Citronen, Eßig, eingemachte Früchte, Wein, Sallat, Milch, sind Mittel wider die Fäulniß, aber sie vermehren die Säure. Man speise das eine mit dem andern, so wird weder Säure noch Fäulniß befördert, so bleiben gesunde Säfte gesund, und so verdauet der Magen leicht und geschwind.

Man sieht, ohne mein Erinnern, daß die medicinische Kochkunst, ob sie gleich auf so deutlichen Gründen beruhet, viel Einsichten und Vorsichtigkeit zum voraus setze. Bey einem Gesunden kommt es darauf an, ihm Speisen zu geben, welche den Kräften seiner Verdauungsgliedmaßen proportionirt sind, und die hängen von seiner Erziehung und Lebensart, von seinen Gewohnheiten und Leidenschaften, ab. Zugleich aber muß man ihm Speisen geben, die ihm weder mit Säure noch Fäulniß dräuen, und daher müssen alle seine Gerichte, Zugemüse, Nebengerichte, Gewürze, Getränke und Mahlzeiten, wie ein paar Kriegsheere auf seinem Tische vor ihm stehen, davon immer eines die Säure und laugenhafte Schärfe des andern vernichte, so bald man sie auf dem Wahlplatze des Magens zusammen kommen läßt. Einem Kränklichen muß man nach Beschaffenheit des Fehlers seines Magens oder seiner

seiner Säfte, wie oben gesagt worden, die Speisen und Getränke verordnen. Daben muß man zugleich auf die Hirn- melsgegend, auf die Witterungen, und auf zwanzig andre Umstände sehen, die den Genuß der verschiedenen Arten der Speisen bestimmen und einschränken. Da eine feuchte und warme Luft unsre Säfte zur Fäulniß geneigt macht, so muß man sich zu solcher Zeit der thierischen Speisen entweder ganz enthalten, oder man muß sie mit so viel säuerlichen versehen, daß diese letztern im Nahrungskaste das Uebergewicht behalten. In großer Kälte würde man mit sauren Sachen, die das Blut abkühlen, schlecht zufrieden seyn. Solche Witterung erfordert thierische Speisen. Allein, es kommt hier wieder darauf an, ob man eine Lebensart führt, wobey der Körper stark arbeiten muß, oder nicht. Im ersten Falle würde man mit Fleischsuppen und Kraftbrühen wenig wider den Hunger ausrichten, weil flüchtige und leichte Speisen bey starker Bewegung in kalter Luft allzu geschwind durchgehn, und den ledigen Magen in Noth lassen. Brey, grobes Brodt, Speck und geräuchertes Fleisch sind Gerichte für Arbeitsleute im Winter; allein, für andre sind Suppen, Brühen, junges Fleisch und weiche Speisen hinlänglich.

Ich führe diese Beispiele darum hier an, damit man den Umfang der Einsichten sehe, welche man besitzen müßte, wenn man mit allzu großer Sorgfalt über die Speisen und Getränke kritisiren wollte. Uebrigens aber: hat man den Trost, daß man auch ohne so große Sorgfalt leben kann. Denn, was die säuerlichen Speisen betrifft, so habe ich schon gesagt, daß die Gymnosophisten und viel tausend andre Menschen bloß von Gewächsen gelebt haben und alt geworden sind, und von denen, die unsre Säfte zur Fäulniß geneigt machen, kann man eben dasselbe sagen. Denn nicht zu gedenken, daß verschiedene Raubthiere größtentheils von faulem Fleische leben, und ein erstaunliches Alter erreichen; so erinnere ich mich auch, im 14ten Bande der Historie aller Reisebeschreibungen S. 587 gelesen zu haben, daß gewisse Leute in America aus Noth gezwungen gewesen, faulendes Ochsenfleisch, das lange an der Luft gelegen, und die Suppe davon, ohne alles Salz,

zur einzigen Speise zu genießen; daß ihnen diese üble Kost anfänglich großen Ekel gemacht, nachher aber ein jeder täglich zehn Pfund gegessen, und daß sie sich alle davon fett gemästet haben. Dieses sind keine Beispiele zur Nachahmung; aber sie dienen doch zum Troste für diejenigen, die sich einbilden, daß man nicht leben könne, wenn man nicht genau so speist, wie es die Aerzte verordnen, und wie sie selbst me speisen. Diese allzu große Sorgsamkeit macht uns eben so lächerlich, wie jener Neugierige beim Athenäus war, der nie einige Speise anrührte, ehe er nicht erfahren hatte, wie lange dieselbe den Namen, den man ihr gab, geführt hatte.

Ich will meine Leser nicht auf einmal so tief in die medicinsche Küche führen. Wir sprechen einander öfter, und wir wollen der Speisen nicht vergessen. Das, was ich ihnen heute gesagt habe, ist nur eine kleine Vorbereitung; und mein Frauenzimmer hat ihn gesehen, daß ich kühn genug bin, zu ihnen in die Küche zu kommen. Wenn sie es vertragen können, so will ich bald wieder erscheinen. Sie sollen dagegen die Freiheit haben, zu mir auf die Zergliederungskammer zu kommen.

Ehe ich dieses Blatt völlig schliesse, muß ich aus meinen Betrachtungen, da sie noch im frischen Andenken sind, ein Paar wichtige Folgerungen herleiten, die ich aber nur mit zweyen Worten berühren will. Man sieht erstlich, wie leicht und ungründlich die allgemeinen und unbedingten Urtheile von der Gesundheit oder Schädlichkeit der Erbsen sind. Ich erinnere mich noch des guten Herrn Brevi's in meinem 17ten Stücke. „Sind die Erdbeeren gesund? Nur kurz! Ich bin ein Mann, der nicht viel Worte macht.“ — Wie unwissend sind dergleichen Fragen! Meine Leser werden ihn selbst urtheilen können, wie viel Fragen man zurück thun müßte, ehe man antworten könnte. Die wässerigte Weinsäure der Erdbeeren kann einen schwachen Magen wenig stärken, und einen starken wenig schwächen; sie kann einem, der Ueberfluß von Säure hat, saures Ausschleßen verursachen, und dem, der Schärfe und faulende Speisen im Magen hat, einige Erleichterung verschaffen. Kurz! ja, so kurz, als es seyn kann! Die Frage ist einfältig. Meine



Meine zweite Erinnerung betrifft das Einschlachten. Wenn man bedenkt, wie wenig es rathsam sey, inuner einerley Art von Fleisch zu genießen, wie wenig sich hartes Pöckelfleisch und geräuchertes für Leute schicke, die nicht wie Karrenschieber arbeiten; wenn man weiß, wie sehr der Ueberfluß des Salzes im Fleische die Säfte des menschlichen Körpers zum Scharbocke und zur Fäulniß geneigt mache; wenn man erwägt, daß es uns im Winter an genugsamen säuerlichen Früchten und Gewächsen fehle, welche diesen Fehler des eingesalzenen Fleisches wieder gut machen könnten; wie wenige von denen, die am meisten solches Fleisch essen, genug Wein dazu trinken; wie schlecht sich in einer feuchten Luft solche Speisen zur Gesundheit schicken; wie schlafrig unsre meisten Winter sind; und wie wenig die Senfbrühen und andre gewöhnliche Zukostten geschickt sind, die übeln Wirkungen dieser Speisen zu verbessern; so muß man es für eine üble Gewohnheit halten, daß sich bey uns so viele Familien mit einem so großen Vorrathe von Fleische gegen den Winter belästigen, wovon sie in dieser Jahreszeit, ohne genugsame Abwechslung mit andern Speisen, zehren, und wodurch sie ihre Säfte zum Scharbocke und zur Fäulniß dergestalt geneigt machen, daß jedes Frühjahr an solchen Krankheiten fruchtbar ist, die natürliche Folgen verdorbner Säfte sind.

## Dreißigstes Stück.

von Haller.

— — — Die Arbeit stärkt der Leiber reife Kräfte;  
Die Lust macht sie gering, und die Gesundheit leicht.

**S**ch höre oft, daß man den Aerzten, wenn sie die Leibesbewegung anpreisen, zur Antwort giebt, man habe Bewegung genug; man sitze den ganzen Tag über wenig stille,

und es gäbe stets etwas im Hause zu thun, daß man nicht müßig seyn könne. Solcher Strapazen rühmen sich die vornehmsten, die zärtlichsten, die bequemsten Leute, und selbst das vornehme Frauenzimmer. Ich merke hieraus, daß die wenigsten Leute richtige Begriffe von einer medicinischen Leibesübung haben; und darum will ich heute die Regeln erklären, welche beobachtet werden müssen, wenn man seinen Leib so bewegen will, daß es der Gesundheit zum wahren Nutzen gereichet.

Wenn uns nicht die ganze Structur unsers Körpers schon überzeuge, daß wir nicht zum Stillsitzen geschaffen sind, da unser ganzer Leib mit muskulösen Maschinen bekleidet ist, die ihn in allen Gelenken regen; so würde es doch die Erfahrung aller Zeiten thun, indem man gemeinlich findet, daß arbeitssame Leute stärker an Kräften, blühender von Farbe, dauerhafter gegen alle Zufälle des Lebens, munterer von Gemüthe, und, mit einem Worte, gesunder sind, als die Zärtlinge, die sich auf Eiderdunen und weichen Polstern ausstrecken. Wie ist dieses auch anders möglich? Durch die Übung werden unsre Muskeln gestärkt, und daher erlangt unser Körper durch sie Kräfte und Dauerhaftigkeit. Durch die Übung brachte es der Athlet Milo so weit, daß er zuerst ein Kalb, hernach aber gar einen Ochsen, forttragen, ihn mit einer Hand erwürgen, und, welches ebenfalls zu den Wirkungen der Leibesübung gehöret, ihn auch in einem Tage auffressen konnte. Durch die Übung härtet der Bauer und der Soldat, der Tagelöhner und der Matrose, seinen Leib dermaßen, daß er seine Glieder statt des Handwerksgeräths gebrauchen, und den rauhen Witterungen mit eben so wenig Ungelegenheit, als der warmen Morgensonne, entgegen gehen kann. Aus Mangel der Übung bleibet der verzärtelte Junker, das von Mutterleibe an zum Magister verwünschte Muttersohndchen, das schwache vornehme Frauenzimmer, und der Troß der sitzenden Handwerksleute, stets zärtlich, weichlich, hinsällig und höchst empfindlich. Man sehe diese beyden Arten von Menschen in emerley Umständen, und bey einer Gelegenheit, wo sie eigentlich erscheinen, um das Geschick ihrer Kräfte im besten

besten Anstande zu zeigen. Man sehe hier eine Kirms, und dort einen Ball. Welch ein Contrast!

Hier stellt sich die Dorfschaft in Reihen.  
 Nun rufen euch eure Schalmeyen,  
 Ihr stampfenden Tänzer, hervor.  
 Ihr springet auf grünender Wiese;  
 Der Bauerknecht hebet die Liese  
 In hurtiger Wendung empor.

Nicht fröhlicher, weidlicher, kühner  
 Schwang vormals der braune Sabiner  
 Mit männlicher Freyheit den Hut.

Dort öffnet den Ball ein schmaler kurzluftiger Herr mit Beinen ohne Waden, und mit einem elenden Gesichte, das sich selbst widerlegt, indem es fröhlich scheinen will, und worin die lächerliche Verzweiflung sichtbar ist, die, nach einem Ein-falle des Despreaux, die Mienen des Satans verzerret, wenn ihn der Mächtige zwingt, daß er die Heiligen loben muß. Er führt eine fette Dame, welcher nach ein Paar Gängen die Luft stehen bleibt, und das Herz, wie einem gescheuchten Vogel, pochet. Nach ihnen folgt ein kleiner, zarter Gelehrter, ein Ebenbild des kleinen Poeten und Kunst-richters Philetas, der sich Bley an die Füße binden mußte, damit ihn der Wind nicht mit fortführte. Er führt ein Fräulein, das von Vapeurs aufgetrieben ist, und in deren Bauche die Winde so laut heulen, daß sie die Bässe der Musik überschreien. Die Sprünge, die Wendungen, die Schritte der ganzen vornehmen Gesellschaft sind lauter Gewaltthätigkeiten, die sie an ihrer Natur ausüben, künstliche Convulsionen der über ihr Maas angestregten Muskeln, und so viel Beweise einer Ohnmacht, die sich nach dem Takte richtet.

Wenn die Uebung stark und geschmeidig gemacht hat, den färbt das flüchtige Blut, das durch die Kraft seiner Muskeln durch und durch ausgearbeitet wird, und bis in die äußersten Endungen der Blutgefäße bringet, wo es, wie ein Scharlach, durch die reine Haut hindurch schimmert. Sein Herz schlägt mutiger. Seine Brust arbeitet freyer; und so wie die Lebensbewegungen durch die Leibesübung gewinnen, so nehmen auch

auch die natürlichen Bewegungen ihren Antheil daran. Der Magen verdauet die Speisen, so stark sie ihm sind, ohne daß sein Besizer etwas davon erfährt. Die Ausdünstung der Haut wird nicht so leicht, als bey andern, unterbrochen, weil sie die stärkern Lebenskräfte mit besserem Nachdruck unterhalten. Kurz, man kann sagen, daß die Wirkungen der Leibesübungen durch den ganzen Körper hindurchdringen, und ihm eine Natur geben, welche mit derjenigen übereinkommt, womit unsre Vorfahren in ihren Wäldern und Kisteln den Anfällen der Jahreszeiten Troß boten.

Es ist nichts Geringes, so viele Vortheile durch ein einziges Mittel zu erhalten. Nur kommt es darauf an, daß man wisse, sich dieses Mittels auf die gehörige Weise zu bedienen. Die Leibesübung schicket sich nicht für jederman. Sie dienet in einigen Krankheiten, bey einigen Witterungen, unter gewissen Umständen, aber nicht in allen. Ich will mich ißt nicht in die weitläufigen Untersuchungen aller der Bedingungen einlassen, welche vorausgesetzt werden müssen, wenn die Leibesübung gesund und rathsam seyn soll. Denn diese lassen sich besser lehren und behalten, wenn man sie benläufig erzählt; indem man die besondern Verhältnisse der Menschen unter ihre Geseze zwingt. Ißt will ich bloß lehren, wie man die Leibesbewegung anstellen müsse, wenn man gesund, und in solchen Umständen ist, daß man sie vornehmen muß.

Zuerst ist der Grad der Bewegung zu bestimmen. Man hat angemerkt, daß Leute, die schwere Arbeit zu verrichten gewohnt sind, vor der Zeit stumpf, steif und alt werden. Solche Leute sind den Pferden ähnlich, die nur eine kurze Jugend lang leben, worin sie außerordentlich stark sind. Der, welcher die größten Lasten fortgetragen, lebt, wenn er kaum ein Mann ist, und bleibt nicht mehr mächtig, seinen Ghedern zu gebieten, daß sie ruhn, nachdem er sie durch die Arbeit übertrieben hat. Dem Länzer entgeht die Kraft der Waden, und das starke Kniegelenke wird weich, und läßt ihn fallen, wenn er eben glaubt, ein Meister geworden zu seyn. Der Seher, welcher den ganzen Tag die Last seines Leibes trägt, (denn Stehen ist auch eine Arbeit der Muskeln,) geht nach  
kurzer

kurzer Zeit mit geschwollenen Füßen davon. Der Bauer, der mit seinem Viehe um die Wette büffelt, kann kaum das sechszigste Jahr erreichen, und ist schon lange vorher steif und gebrechlich. Man soll sich also nicht strapaziren, wenn man es verhüten kann. Man muß aber auch kein Sklave der Bequemlichkeit seyn. Eine allzu sanfte Bewegung ist gleichsam nur ein Compliment, das man der Natur macht, wenn sie uns gebietet, im Schweisse unser Brodt zu essen. Boerhaave hat den Grad der Leibesübung bestimmt, und dabey muß es bleiben. Man muß sich bewegen, bis man anfängt, ganz gelinde zu schwißen, oder bis man eine angenehme Ermüdung in den Gliedern empfindet.

Wenn ich diesen Grundsatz voraussetze, so folgt daraus, daß keine Bewegung gesund seyn könne, die auf einmal mit großer Heftigkeit angefangen wird. Denn diese erregt das Gehirn zu schnell, setzt den Leib augenblicklich in Schweiß, und erschöpft die Kräfte, anstatt sie zu stärken. Darum haben die vornehmen Leute selten vom Tanzen denjenigen Vortheil, den sie sich davon versprechen. Sie sind den Federbällen ähnlich, die entweder stille liegen, oder in der Luft springen. So muß man aber nicht seyn. Es ist wahr, ein Karpländer läuft den Tag sieben bis acht Meilen, und die Schaters in Persien müssen von früh Morgens bis Abend, ohne auszuruhen und ohne zu speisen, bloß bey ein wenig Sorberth 36 französische Meilen laufen. Allein, wenn ein solcher Mensch umfällt, so ist auch daran weit weniger gelegen, als wenn wir ein Pferd todt jagen. Eine medicinische Bewegung muß sich gelinde anfangen. Sie muß immer zunehmen, ohne eine Strapaze zu werden, und muß sich mit einem sanften Schweisse in abnehmenden Graden allmählich beschließen. Von den gelindesten Arten der Bewegung kann man diese Wirkung nie erwarten, wo nicht die warme Witterung, nebst andern Umständen, dazu behülflich ist. Daher ist es nur den schwächlichsten Personen in der heißen Jahreszeit hinlänglich, auf dem Wasser zu fahren, sich tragen zu lassen, oder in einem bequemen Wagen die Pferde spazieren zu führen. Die mittlern Arten der Leibesübungen sind allezeit die besten, nämlich

lich das Gehen, das Reden, und das Reiten im Schritte. Das erste ist die beste Leibesübung, woben man fast niemals Gefahr zu befürchten hat. Man kann es nach seiner Empfindung mäßigen, und selbst die Empfindung lehrt uns, wenn wir den gehörigen Grad der Bewegung erreicht haben. Es stärket die festen Theile durch die Übung, und vermischt die flüssigen, wie sie seyn müssen. Das Reden thut mehr das letzte, als das erste. Denn da alles Geblüt unsers Körpers bey jedem Umlaufe durch die Lunge strömt, so kann die Erschütterung dieses Eingeweides, welche das Reden verursacht, in unsre Säfte einen großen Einfluß haben. Allein, es bleiben viele Muskeln dabey ruhig, welche beyhm Gehen gebraucht werden. Das Reiten im Schritte erfordert mehr Arbeit der Muskeln, aber auch mehr Umstände, gute Witterung, und mehr Dauerhaftigkeit und Stärke. Das Laufen, Tanzen, das starke Reiten, das Fechten, das Springen sind die heftigsten Bewegungen, womit sich zärtliche und schwächliche Leute nicht abgeben müssen; ob sie gleich auf verschiedene Weise gemäßiget werden können, und alsdann ihren Nutzen haben.

Da man sich bis zum Ausbruche eines gelinden Schweißes und bis zur angenehmen Ermüdung bewegen soll; so fallen die Ausflüchte von selbst weg, deren ich gleich anfangs gedacht habe. Daß ein Frauenzimmer, das seine Küche voll Gesinde hat, so gütig ist, ein wenig mit nachzuweichen, wie sie arbeiten; daß sie dann und wann eine Treppe steigt, einen Tortenteig mangelt, dem Gärtner befehlet, was er pflanzen soll, und ihm zusieht; daß ein vornehmer Herr seinen Hund ein wenig abrichtet, sein Zimmer auf- und abgeht, und einige Pas versucht; daß ein Gelehrter und Kaufmann vor seinem Pulte steht, hin- und hergeht, mit sich selbst spricht, eine Oration vor seinen Stühlen hält, wie Melanchthon vor seinen Tüpfen, oder daß er einmal nach der Börse oder aufs Posthaus tragt, sich schnell erhebt, und bald wieder stillsteht oder sitzt; alles dieses sind falsche Münzen, womit man die Natur betrügen will, wenn sie ihren Zoll von uns fordert. Soll die Bewegung so seyn, wie sie vor den Augen eines Arztes gütig bleiben

bleiben kann, so muß sie nicht unterbrochen, sondern anhaltend seyn. Sie muß nicht in den täglichen Geschäften bestehen, wenn diese nicht selbst anhaltende sanfte Leibesübungen sind, sondern sie muß gemächlich angefangen, bis zum ausbrechenden Schweiß fortgesetzt, und alsdann eben so allmählig wieder nachgelassen werden. Dieses erfordert bey einigen eine halbe, bey andern eine ganze Stunde Zeit. Die übrigen Verrichtungen sind für nichts zu rechnen. Sie verhüten etwa so viel, daß man nicht zusammenwache, wenn man zu viel sitzt; aber zur medicinischen Lebensordnung sind sie nicht hinlänglich.

Dieses ist noch nicht alles. Je ruhiger die Lebensart ist, die man im Dienste der Welt führen muß; je unnatürlicher die Stellungen sind, in die wir unsern Leib bey unsern täglichen Geschäften zwingen; und kurz, je weiter wir uns außer den Zeiten der Leibesübung von der Bahn der Natur entfernen: desto öfter müssen wir wieder in dieselbe zurückkehren, und desto nöthiger ist es, diese heilsame Leibesübung, so wie sie Boerhaave von uns fordert, zu wiederholen. Bey einer sitzenden Lebensart muß dieses wenigstens alle Tage eingemal geschehen. Und hierbey entsteht die Frage, zu welcher Zeit es am dienlichsten sey? Ich würde thöricht handeln wenn ich meinen Lesern die Streitigkeiten der Aerzte über diese Frage vorlegen wollte. Es haben einige die Bewegung nach der Mahlzeit für schädlich erklärt, und andere haben das Sprichwort vertheidigt, daß man nach dem Essen stehen, oder tausend Schritte gehn soll. Dieses ist gewiß, daß eine regelmäßige Bewegung vor den Mahlzeiten und nach dem Anfange der Verdauung von großem Nutzen sey. Die Bewegung in den Morgenstunden macht den Leib zu den Gefäßen munter, befördert den Abgang dessen, was sich die Gedärme von den Mahlzeiten des vorigen Tags vorbehalten haben, zertheilet die Blähungen, erregt einen starken Appetit, und giebt dem Magen die Kraft, zu verdauen. Es versteht sich aber von selbst, daß man sich nach der Bewegung erst eine kleine Ruhe gestatten müsse, ehe man zur Tafel geht. Die Bewegung nach den Mahlzeiten ist mit vielen Beschwerlichkeiten

zeiten verknüpft, welche in Eobrennen, Ausstößen, ja noch in gar in einem Erbrechen bestehen. Hat man nun keine andre Zeit als diese Zeit, für die Leibesübungen übrig, so muß man sich mit diese Ungelegenheiten eine Zeitlang gefallen lassen, bis sie durch Gewohnheit überwinden hilft; und unterdessen befördere man diese Ueberwindung durch eine desto größere Mäßigkeit im Essen und Trinken. Da die Verdauung bey Leuten, die sich wenig bewegen, langsam hergeht, so sind sie fast den ganzen Nachmittag zu den Leibesübungen unthätig, wosfern sie sich an diese Beschwerlichkeiten kehren wollen. Da sie nun zu mehrentheils Vormittags andre Geschäfte abzuwarten haben, so müßten sie ganz ohne Leibesübungen bleiben, wenn sie die Sache nicht durch eine nützliche Hartnäckigkeit durchtreiben wollten.

Ich rechne ungefähr, daß jederman, wenn er auch noch so geschäftig ist, täglich ein paar Stunden auf seine Gesundheit wenden kann. Diese Freystunden müssen der Leibesübung gewidmet seyn. Ich höre schon eine neue Ausflucht auf: Wir können uns nicht täglich ordentlich bewegen. Allein, wir fahren öfters aus, wir gehn zuweilen spazieren, wir tanzen wöchentlich einmal, u. s. w. Es ist alles nichts! Ich weiß wohl, daß es unsre Gesundheit erfordert, sich zuweilen einmal außerordentliche Leibesbewegung zu machen, und dazu können die Spakierfahrten, die Bälle, die Lustreisen gebraucht werden. Allein, deshalb muß die tägliche Leibesübung dennoch fortgesetzt werden, und darf nur etwa an solchen Tagen ausfallen, die man der Bewegung allein widmet. Das macht, jene ist gesunder; sie ist regelmäßiger, wenn sie gelinde angefangen, gleich unterhalten, bis zum gehörigen Grade abgewartet, nicht unterbrochen, nicht zu heftig wird, und sie ist uns unentbehrlich, weil 24 Stunden hinreichend sind, einen Menschen merklich kränklich zu machen, wenn die Bewegung so lange aussetzt, und weil die Bewegung die Verdauung, die Mischung des Blutes, und die Ausflüßungen befördert, welches binnen 24 Stunden nöthig ist. Darum pflegte ein gewisser Arzt denen, die ihn fragten, ob denn die Bewegung nicht einen Tag ausfallen könnte? zu antworten:

Ja!



**T** Ja! alle Tage, wenn ihr nicht esset. Nach dieser Regel würden wir viel Fasttage haben, wenn wir nur an den Tagen Leibesübungen hätten, da wir ausreisen, oder Ball halten.

**N.** Nein! In der Leibesübung bin ich gesinnt, wie einer meiner Freunde, der sich bey mir entschuldigte, daß er viel Wein trank. Freylich, sagte er, muß man alle Tage Wein trinken, zur Gesundheit; allein, man trinkt auch wol die Woche einmal ein Stübchen für den bösen Nebel. Die außerordentlichen Leibesübungen rechne ich für die Stübchen wider den bösen Nebel.

Wenn die tägliche Leibesübung gleich nach allen Regeln, die ich bisher angeführt habe, geschieht, so fehlt ihr doch noch ein wesentliches Stück, wosern sie nicht in einer reinen Luft unternommen wird. Der arbeitsamste Matrose wird zur See scorbutisch, wenn er in einer unreinen Luft lebt. Der härteste Soldat vermisst die Vortheile seiner rauhen Lebensart, wenn er in sumpfigten Thälern campirt. Der Bergmann, der sich in die Tiefen der Erde hineinarbeitet verkrümmt und verdirbt von den giftigen Schwaden, die er einathmet. Eine Dame, die sich in ihrer Kinderstube Bewegung macht; ein Gelehrter, der in seiner Studierstube Holz säget; ein Kaufmann, der in seinem Comtoir herum spaziret, wo sich mehr Theile des Besizers, als Luft, im dumpfigten Raume aufhalten, begehen einen so wesentlichen Fehler in ihrer Lebensordnung, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie einhellig sagen, daß sie sich durch die Leibesübung in nichts gebessert finden. Ich habe der reinen Luft schon eine Lobrede gehalten.

(4tes Stück) Sie verdient dieses Lob unstreitig, da sie das Element ist, worinn wir leben sollen, worinn wir aber doch, leider! am wenigsten leben. Ein Mensch, der immer in einem engen Zimmer eingeschlossen lebt, genießt mehr von seinem eigenen Abgange, als von der Luft. Wenn er doch nur nur wenigstens ein paar Stunden des Tages daran wenden wollte, sich auszulüften, und unterdessen die frische Luft durch sein Arbeitszimmer wehen zu lassen! Die Leibesübung erfordert geräumige Zimmer, oder Gärten, oder das freye Feld, oder Dörfer, wo Luft ist, und wo man vor unreinen Dünsten sicher

athmen kann; und doch ist dieses noch nicht das letzte, was sie erfordert.

Die Übungsstunden des Leibes müssen die Ruhestunden des Gemüths seyn. Leib und Seele müssen zwei gemeinschaftliche Röhren vorstellen, wovon immer die eine leer wird, wenn man sie umbiegt, daß sich die andre anfüllt. Die Lebensgeister sind der gemeinschaftliche Stoff der materiellen Kräfte von beyden. Das Denken verzehrt sie, und die Bewegung und Arbeit des Leibes verzehrt sie nicht weniger. Daher thut man sich Gewalt, wenn man beyin Meditiren mit dem Körper arbeitet. Dieß ist der Fehler der Gelehrten. Sie nehmen sich gemeinlich etwas zu denken mit auf den Weg, wenn sie spaziren gehen. Dieß heißt, sich muthwillig verbluten. Man muß nur eine Sache auf einmal vornehmen; und weil doch die Stunden der Leibesübung ein für allemal der Gesundheit gewidmet sind, so sollte man billig alle Vortheile mitnehmen, die man zu gleicher Zeit für die Gesundheit genießen kann. Es ist höchst nöthig, das Gemüth dann und wann zu zerstreuen, und von seinen ordentlichen Geschäften abzuziehn. Wenn die Gelehrten dieses verabsäumen, so werden sie endlich dem Carneadi ähnlich, welcher so sehr in seine Betrachtungen vertieft war, daß er die Hand nach der Schüssel zu strecken vergaß, wenn er bey Tische saß. Der Handwerker, der Kaufmann, ja selbst der Bauer vom Lande, hat eine Gemüthsergözung nöthig, damit er die Haus- und Nahrungsforgen, die ihn angreifen, eine Zeitlang vergesse. Man sieht aus der Erfahrung, daß diese Anmerkung gegründet sey. Denn obgleich der Landmann bey seinen täglichen Geschäften stets Leibesübung hat, so geht er doch, so bald sich nur eine Gelegenheit darbietet, in die Wiesen, oder auf den Regelplatz, um sich einmal eine Bewegung zu machen, woben er vergnügt seyn kann. Dieses ist ein neuer Grund, warum ich die Entschuldigung nicht annehmen kann, daß man bey seinen täglichen Geschäften genug Bewegung habe. Wer sich nicht so bewegt, daß er dabey lachen kann, der genießt die Vortheile der Leibesübungen nur zur Hälfte,

Ich bin heute ziemlich strenge mit meinen Lebensregeln; allein, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so kann doch in der That nicht viel davon ab-zehn. Meine Leser werden nach und nach merken, daß es eine saure Arbeit sey, sich gesund zu erhalten, und daß dazu viel Umstände gehören. Ich kann nicht dafür, daß es nicht anders ist; und wenn sie nicht gesonnen sind, sich nach so strengen Regeln zu verhalten, so bin ich noch weniger gesonnen, sie zu bedauern, wenn sie ihren Aerzten in die Hände fallen. Zum Beschlusse will ich ihnen einen kleinen Briefwechsel mittheilen, welchen ich über diese Sache mit einem gewissen Gelehrten in unsrer Nachbarschaft geführt habe. Vielleicht können sie hierinn ein wenig Trost wegen des schweren Jochs finden, das ihnen die Natur aufgelegt hat.



### Mein Herr,

So vernünftig mir Ihre Regeln zu seyn scheinen, so wenig bin ich doch im Stande, sie zu beobachten; und wosern Sie mir meine Plagen auf keine andere Weise vertreiben können, so werde ich sie wol bis an mein Ende behalten müssen. Sie wissen, daß ich keiner Stunde von meinen Tagen Herr bin. Wo sollte ich einige Stunden zu einer so regelmäßigen Leibesbewegung hernehmen, als Sie mir vorgeschrieben haben? Ich verstehe wohl, was ich hiermit sage: Ich habe nicht Zeit, gesund zu seyn; welches eben so wunderbar klingt, als wenn Ihre Trinkerin im 15ten Stücke des Arztes sagt, daß ihr ihr Leben nicht gesund sey. Liebster Freund, wir sind doch einmal in der Welt, nicht um auf unsre Gesundheit zu lauren, sondern um ihr zu dienen; und ob ich gleich weiß, daß Sie mir antworten werden, ich müsse mir dann auch meine Kränklichkeit gefallen lassen, so habe ich doch das Zutrauen zu Ihnen, daß Sie mir Ihren guten Rath nicht aus Eifersinne vorenthalten werden, wosern außer der regelmäßigen Leibesübung, die ich nicht abwarten kann, auch nur einige Palliativmittel vorhanden wären, die mir von einem Tage zum andern fortkommen könnten. Hierüber erwarte ich Dero Meynung mit Verlangen, und bin, u. s. w.

N. S. Ich muß Ihnen noch sagen, daß ich das für keinen richtigen Schluß halte, daß die Leibesbewegung darum eine Abnützung der Natur bey unsrer Schöpfung gewesen sey, weil sie uns mit so viel Muskeln versehen hat. Es ist keine Philosophie möglich, als die

von den Absichten der Dinge, und es geht hierin den Aerzten oft, wie dem Shaw, der es für eine besondre Weisheit der Natur hielt, daß die Madreporiten nur eine einzige starke Wurzel hätten, ehe er wußte, daß sie keine Pflanzen, sondern ein Werk von Thieren wären. Das americanische Faulthier hat unstreitig seine Muskeln auch zur Bewegung empfangen, wie wir. Gleichwol ist ihm die Bewegung so unnatürlich, daß es sich nie regen kann, ohne erbärmlich zu schreien, und daß es fast verhungern muß, ehe es von einer Stelle, die es abgestossen hat, zu einer andern kommen kann. Inzwischen will ich damit die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Bewegung gar nicht zweifelnhaft machen, denn die ist aus der Erfahrung leider gewiß genug.

## Antwort.

Mein Herr,

Ich habe Ihnen den wahren Fehler Ihrer Lebensordnung entdeckt, und das Mittel angezeigt, was Ihnen gründlich helfen kann. Da Sie dieses Mittel schlechterdings verwerfen, so bleiben Ihnen nur noch zweien Wege übrig, wovon Sie einen erwählen müssen. Der erste ist der, daß Sie die Gesetze der Natur kühn übertreten, und mit allen Uebeln zufrieden sind, die daraus folgen. Allein, dieser Weg gefällt Ihnen nicht, weil Sie noch immer fortfahren, sich über Ihre Umstände zu beklagen. Der andre ist der, welchen Sie selbst vorschlagen, nämlich, daß Sie für Ihre Beschwerden mancherley Mittel gebrauchen, die Ihnen dieselben auf einige Zeit erleichtern. Ich bedaure Sie, wenn Ihnen diese letzte Ausflucht gefällt, die eine Art der Verzweiflung ist, und wobey ich an Ihnen zum Pfluscher werden muß. Sie können Ihre Verdauung durch Diaestive und Maaenstärkungen befördern, Ihre Verstopfung durch einige Küchenmittel, die ich im 5ten Stücke des Arztes vorge schlagen habe, von Zeit zu Zeit heben, und wider die Blähungen Carminative gebrauchen. Für Ihre übrigen Beschwerden wird sich auch ein Rath finden. Allein, ich sage Ihnen, Sie werden auf diese Weise, ohne mein Verschulden, der Peter meines 27ten Stückes werden, und ich bin alsdann, ohne Ruhm zu melden, die gnädige Frau. Ihr Beyspiel beweiset mir, daß die Aerzte nicht allezeit umhin können, ungründliche Curen vorzunehmen, und daß einigen Menschen wenig daran liegen müsse, gesund zu seyn. Ueberlegen Sie es doch noch einmal, und setzen Sie eine Rangordnung Ihrer Pflichten vest. Da sich aller Dienst, den Sie der Welt leisten, darauf bezieht, daß Sie gesund sind, um Ihren Dienst fortzusetzen, so werden Sie heffentlich den unentbehrlichsten Pflichten für Ihr Leben und für Ihre Gesundheit den ersten Rang geben. Hiernach theilen Sie Ihren Tag ein, und geben den nöthigsten

sten Verrichtungen ihren Theil davon. Sie haben doch noch Zeit zum Schlafen und Essen übrig; und auch diese würden Sie zur Arbeit bestimmt haben, wenn Sie nicht durch Müdigkeit und Hunger gezwungen wären, sie zum Schlafen und Speisen anzuwenden. Die Bewegung ist Ihnen eben so nothwendig, wenn Sie einer guten Gesundheit genießen wollen. Stehn Sie künftig alle Tage eine Stunde früher auf, so haben Sie schon täglich eine Stunde zur Leibesübung erübrigt. Wenn Sie diese abwarten, wie sich gehört, so werden Sie bald mit mehr Munterkeit und Geschwindigkeit arbeiten können, und Sie werden solchergestalt im kurzen auch die zwote Stunde erbeuten. Mehr haben Sie nicht nöthig. Aber lassen Sie sich ja nicht gelüsten, diese beyden Stunden zur Abwartung Ihrer Geschäfte zu Hülfe zu nehmen; sonst werde ich das wirklich glauben, was ich ist schon vermuthete, daß Sie noch nicht elend genug sind, um im Ernste zu wünschen, daß Sie besreyet werden möchten. Ich bin, u. s. w.

### Mein Herr,

Ich werde Ihrem Rathe folgen, damit Sie glauben, daß es mein Ernst sey, gesund zu werden. Ich habe berechnet, wie viel Zeit ich wegen meiner hypochondrischen Beschwerden verliere, da ich nicht vermagend bin, etwas mit dem Kopfe zu arbeiten. Diese Zeit habe ich den Füßen eingeräumt: Vom Schlafe soll auch etwas abgehn. Denn ich merke wohl, daß ich davon etwas entbehren kann. Ich wünsche Ihnen Glück wegen des Sieges, den Sie über meinen Eingenen erhalten haben. Wollen Sie mir aber auch dafür stehn, daß ich völlig wieder gesund werde? Ich bin &c.

### Mein Herr,

Nach Ihrer letzten Entschliesung werden Sie von allen den Zufällen besreyet werden, welche Ihnen bisher der Mangel der Leibesübung zugezogen hat. Da Sie unter den Gehorsam der Natur zurückkehren, so haben Sie auch den Lohn dieses Gehorsams zu erwarten, wozu ich Ihnen von Herzen Glück wünsche.

### Antworten auf verschiedene Briefe.

Da es nicht möglich ist, alle Briefe ihrem ganzen Inhalte nach einzurücken, so will ich die, welche nur einige Erläuterungen meiner Stücke betreffen, bloß beantworten.

### Mein Herr Potus,

Ich kann Ihnen nicht rathen, sich einen Amethysten zu kaufen, um sich damit wider den Rausch zu schützen. Ich habe in meinem

14ten Stücke nur erzählt, daß Heliodorus dieses Mittel angeführt habe; allein, ich habe es nicht angepriesen. Bleiben Sie doch bey dem natürlichsten Mittel wider den Rausch, daß Sie nicht zu viel trinken; Suchen Sie keine andre Mittel wider die bösen Folgen der Laster, als daß Sie den Lastern selbst den Handel aussagen.

### Frau Mitten,

Wie können Sie den Brief der Anna Mieke Weiß, im 14ten Stücke, für erdichtet halten, da Sie doch aus Ihrer eignen Erfahrung behaupten, daß Sie Gespenster sehn können, weil Sie an einem Sonntage geboren sind? Halten Sie sich nicht mehr über die Weiß auf; sonst muß ich Ihnen den Ausspruch eines gewissen englischen Schriftstellers zuignen, welcher bey einer ähnlichen Gelegenheit sagt: Auf diese Weise macht immer ein Narr dem andern ein schreies Gesicht, und stößt mit seinem leeren Kopfe an seinen Bruder.

### Herr Doctor K.

Es ist nicht andern, daß die Leute wenigstens einen hohen Bearif von Ihrer Gelehrsamkeit bekämen, wenn Sie damit viel Lärmen machen und prahlen. Das Gleichniß von der Trommel ist schon zu bekannt, daß sie nur darum so viel Lärmen macht, weil sie hohl ist. Erinnern Sie sich doch allezeit dessen, was Montagne von allen Gelehrten sagt: Sie sind dem Kornstrohe ähnlich. Die Stengel heben ihre Häupter in die Höhe, so lange sie leer sind; wenn aber die Aehren voll werden, so beugen sie sich nieder zur Erde.

### Nein, nein, Herr Streiter!

Ich habe den Gegenarzt des Anorophagus ganz und gar nicht vergessen. Ich denke ihn auch nicht zu unterdrücken. Sie sollen bald das erste Stück davon lesen. Ich werde es mit allen meinen hitzigen Tadeln so machen, wie Arcessilus, als ihn ein Poet schalt. Er führte ihn, statt aller Antwort, an einen öffentlichen Ort, wo ihn jederman konnte schelten hören.



## Ein und dresßigstes Stück.

### Bremer Beiträge.

Der Mann, der nach den Fitterwochen  
Aus Liebe kauft, und nicht aus Pflicht,  
Und mit der Frau so zärtlich spricht,  
Wie er sonst mit der Braut gesprochen,  
Der ist ein Phönix, der entzückt;  
Nur Schade, daß er selten ist.

### Mein Herr Arzt,

**B**in ich wol der Magister Bernd? Ich habe aus Ihrem 25sten Stücke ersehn, daß dieser arme Mensch ein geplagter Narr gewesen ist; und das bin ich, wie mir deucht, auch. Sie können nicht glauben, was ich manche Tage für ein Elend ausstehn muß. Gleich von früh an kann ich es merken, daß ich nicht aufgeräumt bin. Ich bleibe lange stumm und in Gedanken. Es ist mir ungelegen, wenn mich jemand anredet. Ich antworte mit Verdruß, werde den Augenblick aufgebracht und zänkisch; und wenn mich niemand beleidigen will, so werde ich noch viel toller, und beleidige andre Leute, nur um meine Wuth auszulassen. Es giebt oft solche trübe Tage bey mir, und ich bemerke deutlich, daß sie auf meine Schmäuse, auf unruhige Nächte, oder auf verdrießliche Nachrichten folgen, welche mir gleich des Morgens hinterbracht werden, oder die ich vom vorigen Tage her noch im Gemäthe wiederkäue. Zuweilen ist mit einem einzigen Tage alles wieder gut, zuweilen dauert dieser Zustand einige Wochen, und immer verschlimmert er sich in den Zeiten der Verdauung; da ich hingegen Vormittags und Abends spät einige gute Stunden habe. Ich wollte dieser verdrießlichen Krankheit nicht gedenken, wenn sie mich allein beträfe. Denn da mir außer der Zeit meiner Anfälle nicht das geringste fehlt, und die Anfälle selbst in sonst nichts bestehen, als daß ich verdrießlich und zänkisch bin; so würde ich es nicht der Mühe werth halten, Ihren Rath darüber einzuholen, wenn ich nur allein leiden müßte. Mein Uebel ist aber von der Art, daß andre Leute mehr davon anzustehn haben, als ich selbst.

selbst. Besonders muß ich meine rechtschaffne Frau bedauern, die sich fast nicht mehr in einen Menschen zu finden weiß, der sie den ehernen Tag, wie ein Affe, liebt, und den andern, wie ein Haker, verachtet, ohne daß sie errathen kann, wodurch sie das eine verliert, um das andre zu gewinnen. Ich bin ihr ein doppelter Mann, und sie kann nie des Morgens wissen, welche Hälfte von mir diesen Tag regieren wird. Wenn der mürrische Mann herrscht, so mag sie sich noch so viel Mühe geben, ihn zu gewinnen; es ist alles umsonst. In der Antwort und Frage gleich mit der Anlage zum Zank; und wenn sie dann endlich auch verdrießlich wird, so werden wir so gemein böse auf einander, und so werden wir uns so gram, daß wir uns vergastemöchten. Wenn hinaegen mein guter Geist regiert, so ist unser Umgang ganz eine an einander hängende Kette von Scherz und Zärtlichkeiten. Damit Sie, mein Herr, meine böse Seite recht kennen lernen, so will ich Ihnen die Geschichte eines einzigen Tages erzählen, den ich in der vorigen Woche mitveranlaßt zubrachte. Ich war stumm aufgestanden. Vor Mittag gieng ich aus, und vernahm einige Dingen, die mich noch verdrießlicher machten. Weil ich mich schon kannte, so setzte ich mir es diesen Tag vest vor, meiner Frau, die freundlich war, wie ich ausgieng, heute nicht übel zu bejegnen, sondern alles, was ich sehen und hören würde, gut zu heißen. Diesen Vorsatz habe ich fast allezeit. Allein, mein böser Geist läßt mich ihn nicht vollführen. Sie werden es sehn. Ich komme mit einer gezwungenen Freundlichkeit nach Hause. Wir setzen uns zu Tische, und sind ganz friedlich. Ich fange an, ein gebratenes junges Huhn vorzuschneiden. Das Messer bleibt mir in einem Gelenke stecken, das ich nicht aufgetroffen hatte. Ist das Huhn auch recht gahr? frage ich. Sie antwortet: Das hoffe ich, mein Kind, es hat lange genug gebraten. Ich: Es scheint mir doch noch zähe zu seyn. Sie: Vielleicht haben Sie das Gelenke verfehlt. Ich: Ich habe das Gelenke wohl getroffen: allein, das Huhn ist nicht gahr. Sie: Geben Sie es mir, ich will es vorschneiden. Ich: Meynen Sie wol, daß es an mir liegt? Ich: Ich pflege doch sonst wol noch vorschneiden zu können; aber freylich, rohes Fleisch kann ich nicht ablösen. Sie: Ich will nicht darüber streiten. Ich: Inzwischen ist doch das Essen verdorben. Sie: Mein Gott! es ist ja nicht verdorben. Probiren Sie es doch erst. : : : Ja! Ich fuhr ich auf, es ist verdorben; und damit warf ich das Messer auf den Tisch. Es ist verdorben! : : : Immer wird mir widerprochen! : : : Es muß mehr Aufsicht in der Küche seyn! : : : Ich sah es gleich, als das Huhn auf den Tisch kam, daß es nicht gahr war. : : : Alles Essen wird mir verdorben! : : : Nun, erwiderte meine Frau, und wunte, lassen Sie es doch gut seyn, und hören Sie einmal auf, mich hier von zu reden! Allein, es war zu spät. Ich setzte meine Redensart über eine Stunde fort; und als ich keine Antwort bekam, die mich hätte



bringen können, so brachte ich mich selbst auf. Ich zerriß  
 ein Buch, zerstampfte zwei Federn, und gab dem Schooßhunde einige  
 Schläge. Als dieses meine Frau noch nicht bewegte, sich mit mir in  
 Wortwechsel einzulassen, so fuhr ich sie an, mir zu sagen, worüber  
 sie weinte, und warum sie sichs vorgelesen hätte, mir heute Verdruss  
 zu machen? Man darf sich ja nicht getrauen, mit Ihnen zu reden,  
 sagte sie, Sie sind so verdriesslich, und können kein Wort vertragen.  
 Ich: Warum sagen Sie es so an, daß ich verdriesslich werden muß?  
 thun Sie wol das Geringsste, um mich zu bekränzen? Ist dieß ein  
 Umgang unter Eheleuten? Ich verwünschte mich, sie und die ganze  
 Welt. Ich setzte mich hin, um etwas zu lesen; aber umsonst. Ich  
 konnte nicht ruhn. Ich mußte entweder mehr Zank oder Verdruss  
 haben. Kurz, ich trieb es den ganzen Nachmittag so fort, und  
 that übel. Mein Gesinde floh vor meinen Augen hinweg. Ich  
 rief sie zurück, und gab ihnen Arbeiten auf, die ich sonst nie gebe.  
 Ich konnte unmöglich fehlen, sie mußten etwas versehen, und ich wußte  
 bis auf den späten Abend. Wir giengen zum Abend  
 zu Tisch. Meine Frau nieste. Ich konnte aber noch nicht Prosit!  
 sagen, sondern sagte nur Gm! Dieß machte sie zu lachen, und mich  
 zu weinen. Wir wurden bey Tische wieder die besten Freunde, und giengen  
 zu Bett. Was sind aber dieß nicht für elende  
 Tage! Ich bin an denselben gar nicht der Mensch, der ich sonst zu  
 Hause pflege. Man kann mir sogar die Tage ansehen, da ich nichts  
 sage. Denn ich bin blaß; die Augen liegen mir tief im Kopfe, und  
 haben eine blaue Schattirung. Ihr Blick ist ungeheiter und wild,  
 und Sie weißagt Zank; und alle meine Handlungen sind unordentlich,  
 und Sie gehn nicht vonstatten. Gleichwol werß ich von keinem Schmerze  
 und keinem Drücken, außer daß mir Kopf und Glieder schwer  
 sind, und daß mich die Blähungen ein wenig beschweren. Sagen Sie  
 mir doch, was dieses für eine Krankheit sey, und wie ich ihr abhelfen  
 könne? Ich bin der Meinung, daß es die Hypochondrie sey. Allein,  
 wenn ich Ihre Beschreibung gegen meine Umstände halte, so finde  
 ich außer dieser periodischen Verdriesslichkeit, wenig Kennzeichen  
 derselben an mir. Helfen Sie mir auf den Grund meines Uebels.  
 Wenn ich gleich nicht lassen kann, so werde ich mir doch selbst ein  
 Mittel suchen, so oft ich der Tyrann meines Hauses bin. Ich verharre,  
 bey Ihrer Empfehlung von meiner Frau,

Dero

ergebenster,  
 Messert Brummkater.

Allerliebster Herr Arzt!

Ich! erbarmen Sie sich doch mein und meines armen Mannes!  
 Es ist alles so wahr, wie ers beschrieben hat. Ich hätte längst  
 schon

schon beschreiben an Sie geschrieben; aber ich dachte, es möchte scheinen, als wülte ich ihn bey Ihnen verklären. Sie können gewiß durch Ihre Vorstellung viel bey ihm ausrichten; denn er liebt den Arzt gern, und hat schon viel im Hause verändert, was Sie für schädlich erklärt haben. Wir haben keine Noth, sondern alles, was unser Herz wünscht. Könnten wir nicht leben, wie im Himmel? Ich glaube er macht sich zu wenig Plaisirs; denn seitdem er mit einem gewissen alten Heuchler umgeht, hat er allem Vergnügen entsaget, und hält es für Sünde: und seitdem haben wir das meiste mit einander auszuhalten gehabt. Es ist nur zu Ihrer Nachricht. Er ist sonst der beste Mann von der Welt.

Mar. Br.

Das Elend dieses Ehepaars ist das Elend der meisten Eheleute, und die Plage der Hütten und der Palläste. Wenn es eine Krankheit genennet werden kann, so ist es doch gewiß nicht die Hypochondrie; und dieß ist das erste, was ich erläutern muß, ehe ich mich in eine nähere Untersuchung der Sache einlasse.

Hypochondrie ist iht ein Modewort, dessen man sich bedient, um viele Unarten des Herzens damit zu entschuldigen, indem man die Schuld derselben auf eine Krankheit schiebt, die uns vor andrer Augen unschuldig machen soll. Die Aerzte lassen sich diese Mode gefallen, und nennen alles Hypochondrie, was nur einigermaßen mit dieser Krankheit eine Aehnlichkeit hat. Wenn sie nicht sagen dürfen: Ihr seyd ein Phantast! Ihr seyd eigensinnig, schwermüthig, übel erzogen; wenn sie nicht sagen können: Euer Fehler hat diese oder jene Quelle; wenn sie nicht sagen wollen: Ihr seyd nicht krank, ihr könnt der Arzneyen entbehren, ihr müßt nur euren Willen reinigen und das Herz bessern! so sagen sie: Ihr seyd hypochondrisch: Gebraucht diese Cur.

Mein Brummkater ist nicht der Magister Bernd. Denn obgleich die Hypochondristen zuweilen eben so eine Rolle spielen, als er; so kann man doch nicht umgekehrt sagen, daß alle Leute hypochondrisch wären, die bisweilen nicht recht gescheid sind. Der gesundeste Mensch hat seine Tage, da er übel aufgeräumt und verdrießlich ist. Dieses wiederfährt dem

dem Bauer und Arbeitsmanne, der aufs beste verdauet und das schönste Blut hat, eben so, wie dem Hypochondristen. Er küßt die geprügelte, und prügelt die gekußte Frau wechselseitig. Man würde sich irren, wenn man ihn darum für hypochondrisch halten wollte. Der Abriß, welchen ich in meinem 25sten Stücke von dieser Krankheit gemacht habe, ist zuverlässig, und gründet sich auf die Beobachtungen aller Aerzte. Allein, man wird ohne mein Erinnern bemerkt haben, daß unter den hypochondrischen Zufällen viele sind, die man zuweilen einzeln empfinden kann, ohne hypochondrisch zu seyn. Wer hat nicht zuweilen einen verderbenen Magen und ein Wechselfieber? Wer hat nicht dann und wann Kopfschmerz, Magendrücken, Blähungen, wenig Appetit, u. s. w.? Müßte nicht alle Welt hypochondrisch seyn, wenn diese Krankheit in jedem ihrer einzelnen Zufälle bestünde? Ein jeder hypochondrischer Zufall ist eine besondere Krankheit. Ihr Inbegriff, ihre Folge, und die gemeinschaftliche Quelle, woraus sie fließen, macht das ganze System derselben zur Hypochondrie. Wenn die Verdauungskräfte von einer gewissen Ursache, es sey, welche es wolle, deraestalt gehindert werden, daß daraus alle die Krankheiten, die ich zur Hypochondrie gerechnet habe, in derjenigen Ordnung und in dem wesentlichen Zusammenhange auf einander folgen und aus einander entspringen, welche die Geschichte dieser Krankheit beschreibt und bestunmt; alsdann kann man die Ehre haben, sich hypochondrisch zu nennen, ausserdem aber nie.

Mein Herr Correspondent sagt selbst, daß er ein gesunder Mann sey. Er weiß von den meisten hypochondrischen Zufällen nichts. Noch weniger haben sie sich bey ihm auf hypochondrische Weise angefangen, nach und nach vermehrt, in der gewöhnlichen Ordnung entwickelt, und mit ihm die ganze Rolle gespielt, die der Magister Bernd durchgegangen ist. Dieser elende Mensch war in allen Formen hypochondrisch; und er war zwar ein Geck, aber kein solcher Wütrich, als Herr Brummkater. Die Krankheit des Icktern ist ein ganz andres Uebel, ob es gleich unzählig oft für die Hypochondrie aus-

ausgegeben und gehalten wird. Es ist das, was man *Zumour* nennet; es ist die böse Laune.

Die böse Laune? Eine ganz neue Krankheit! Aber nein! Eine sehr alte Krankheit, deren wahrer Name nur neu ist; oder, wenn man lieber will, gar keine Krankheit, sondern bloß eine Unart des Temperaments, ein unbändiger Eigensinn, eine Ungefälligkeit, ein Troß des verzagten Herzens, eine Frucht übler Erziehung, eine Hartnäckigkeit, ein Mangel der Kunst zu leben. Wir wollen es sehn.

Ein jeder Mensch empfindet es übel, wenn etwas seinen Wünschen entgegen geschieht. Wir wollen haben, daß es uns stets wohl gehe; und wer kann es uns verdenken, da es eine Sache von der Natur ist, sich selbst zu lieben? Es thut uns weh, wenn das Schicksal unsern Wünschen entgegen arbeitet. Aber viele rettet ihr glückliches Temperament, daß sie den Schmerz nicht empfinden. Nur der traurige und empfindliche, der finstre, störrige, eigensinnige, verwöhnte und pochende Starrkopf kann es nicht ausstehn, wenn ihm nicht alles so geht, wie ers gedacht und ausgelegt hat. Anstatt, daß es der Fröhliche verachtet, der leichtsinnige vergißt, der Wollüstige verlacht, und der Edle zum Besten zu lehren sucht; so will der Brummer über ein großes Unglück unsinnig werden; und so wird er bey jeder kleinen Widerwärtigkeit verdrießlich, eigensinnig und zänkisch. Diese üble Gemüthsart ist der Grund so mancher Familienzwistigkeiten, wovon mein heutiger Correspondent ein Beispiel giebt. Sie ist der böse Geist, der den König Saul zum Besten hatte. Sie ist die Quelle der bösen Laune, die uns mit uns selbst in Feindschaft setzt.

Man sieht leicht, in wie fern man diesen Zustand eine Krankheit nennen kann. Es ist ein Fehler des Gemüths; er könnte eine Krankheit des Herzens genennet werden. Aber, warum wollen wir mit Worten spielen? Der Gesundeste hat seine böse Laune. Weil sie aber darinn besteht, daß man die Widerwärtigkeiten, wenn sie auch noch so klein sind, nicht vertragen kann; so können auch die Krankheiten sie verursachen, Wenn man sich den vorigen Tag überladen hat, so steht man

unpäßlich auf; und weil wir nicht leiden können, daß wir uns übel befinden, so macht uns schon diese Empfindung verdrießlich und mürrisch. Eine schlechte Nacht, ein zu heißes Zimmer, eine üble Witterung und eine jede kleine Unpäßlichkeit wirkt auf eben dieselbe Weise; woraus erhellt, warum solche Personen an den Tagen oft kränklich sind und elend aussehen, da sie ihre böse Laune haben. Daß aber dieses nicht allgemein sey, erkennt man daraus, weil sich ein solches Gemüth auch von andern Widerwärtigkeiten aufbringen läßt, die keine Krankheiten sind. Eine unangenehme Nachricht kann es mitten im Wohlsehn und in der Fröhlichkeit niederschlagen, und bereitet es zu, alle Dinge von ihrer bösen Seite zu betrachten. Ein kleiner hinzukommender unangenehmer Umstand giebt dem Verdrusse das Uebergewicht; und alsdann regieren wechselsweise Schwermuth, Traurigkeit, Zanksucht, Aergerniß, Tadelsucht, Neid, Mißgunst und Verdacht. Die kleine nagende Seele weidet sich lange mit solchen unangenehmen Vorstellungen, die ohnedem ihr Werk sind; und je mehr sie sich nachgiebt, desto unerträglicher wird sie sich selbst und andern, und desto öfter kommen ihre schlimmen Anfälle wieder. Dieser Zustand des Gemüths hat seine Wirkung in den Leib, und dieses giebt einen neuen Zusammenhang der bösen Laune mit den Krankheiten, indem sie den betrübten Thoren, den sie besitzt, durch ihre Einflüsse zum Patienten macht. Nichts desto weniger ist und bleibt sie selbst eine Sache für sich, und der Mürrische behält die bequeme Ausflucht nicht, seine Unarten mit Elende zu bemänteln, um sie mitleidenswürdig zu machen, da sie doch nur tadelhaft und strafbar sind.

Wie können sie aber tadelhaft und strafbar seyn, wenn sie die Wirkungen eines unglücklichen Temperaments sind? Wer kann seine Natur, sein Temperament, seine Gemüthsart verändern? Giebt man die sich selbst, und kann man die sich nehmen?

Ich fühle die ganze Stärke dieses Einwurfs; und ich müßte, um ihn gründlich zu beantworten, sehr weitläufig untersuchen, in wie fern das Temperament in unsrer Gewalt stehe, oder nicht? Wodurch es sich bey uns vest sezet? Ob es an sich jedes

jedes Gemüth mit eignen Unarten anstecke, oder ob wir es vielmehr verderben? Vielleicht wäre ich so schweren Untersuchungen nicht einmal gewachsen; und wenn ich es wäre, so wollte ich es doch meinen Lesern nicht zu Leide thun, sie hieher zu setzen. Das Einzige muß ich nur sagen, und das wird man mir zugeben, daß unter den Dingen, die unsrer Gemüthsart bestimmen und best setzen, nur einige ausser, andrer aber in unsrer Gewalt stehen. Der Hummelsstrich, wo, und die Aeltern, von denen wir erzeugt und geboren worden, die Struktur unsers Körpers, und der davon abstammende Mechanismus seiner Theile, gehören in die erste Klasse. Die Nahrungsmittel, die uns ernähren, die Grundsätze und Sitten, die uns in der Erziehung beigebracht, und die Beispiele, die uns gegeben werden, stehn zwar nicht in unserm eignen, aber doch in dem Willkühr derer, die uns der Welt erziehen. Unser Umgang, die Wahl unsrer Muster, die Gelegenheiten, die wir ergreifen, und die wir vorbeissen lassen, die Verzärtelung, die Unbändigkeit unsrer Triebe, die Nachsicht gegen uns selbst, unsre Gewohnheiten, Ausschweifungen, und der Eigensinn, auf allem zu bestehen, was wir begehren, der Mangel einer guten Lebensart, die Unwissenheit oder Uebertretung der gesellschaftlichen Lebenspflichten, und die Voraussetzung unsrer Vorzüge, unsrer Unfehlbarkeit, unsrer Unsträflichkeit und der Würdigkeit, daß sich alles in der Welt nach uns richte; diese sind Umstände, welche in unsrer eignen Macht stehn, das Temperament am meisten bestimmen oder verändern, und den Grund zu dessen Tugenden und Fehlern mit legen. Ich will nicht zu viel sagen. Aber ich glaube, daß wir die größte Menge dieser Fehler verhüten, wenigstens ungemein mindern, und die übrigen sehr mäßigen und ausbessern könnten, wenn wir nur unter den Dingen, die unsre Gemüthsart bestimmen und befestigen, diejenigen wol lenkten und gebrauchten, die wirklich in unsrer Gewalt stehn. So zwang ein Socrates, durch die Kräfte willkührlicher Tugenden, das tüchtiche boshafte Herz, das sich auf seinem hämischen Gesichte verrieth, ins Joch der Vernunft, und unterwarf es dem ernstlichen Willen, der ihm geheiligte Weisheit predigte.

Es giebt also Unarten des Temperaments, deren Veranlassung auf uns zurück fällt; und ich werde nicht irren, wenn ich behaupte, daß der ganze Charakter, von dem ich hier rede, von dieser Art sey. So natürlich es uns allen ist, das Unangenehme ungern anzunehmen; so willkürlich ist doch allezeit die Art und Weise, wie wir uns dabei aufführen. Wir könnten vieles entbehren, was uns das Glück versagt, wenn wir nicht so eigensinnig wären, es durchaus zu verlangen. Wir könnten viel Unangenehmes gleichgültig aufnehmen, wenn wir uns nicht freywillig dafür interessirten. Wir könnten vieles ertragen, wenn wir uns zeitig gewöhnten, geduldig, männlich und standhaft zu seyn. Wir könnten vieles übersehen, wenn wir es nur darauf anfangen wollten, es zu vergessen. Wir könnten uns öfters fassen und beruhigen, wenn wir glaubten, daß dieses unsre Schuldigkeit wäre. Wir könnten unsern Schmerz fühlen, ohne ihn andern Unschuldigen entgelten zu lassen, wenn wir nur nicht zu gern die Pflichten vergäßen, welche wir andern schuldig sind, und nicht bloß an diejenigen gedächten, die wir von ihnen fordern. Menschlichkeit, Gefälligkeit, Lebensart, Höflichkeit, ein wohlgeordnetes Gemüth, und kurz, alle wahre Tugenden der Menschlichkeit, wider Weltweisheit, der Religion, der Geselligkeit, Tugenden, welche allen Temperamenten einverleibt werden könnten, wenn es allen Menschen darum zu thun wäre, sie zu besitzen, setzen uns in den Stand, Herren unsers Humeurs zu seyn, und sich dessen tödtlichen Anfällen zu widerstehen. Ich fürchte, indem ich dieses sage, daß ich nicht erbauen werde; und meine Leser werden merken, daß ich predige.

Nun, Herr Brummkater, aber nichts weniger als Herr Bernd! Was sagen Sie zu dieser Predigt? Glauben Sie mir, Sie sind nicht krank, auch nicht einmal kränzlich, sondern Ihr Unglück besteht bloß darinn, daß Sie sich erzürnen, wenn Sie merken, daß Sie kränzlich werden; und daß Sie böse werden, wenn nicht alles nach Ihren Wünschen geht. So bald Sie böse werden, vergessen Sie sich; und das macht, daß Sie hernach auch andre Leute vergessen. Ich will so viel zugeben, wenn Sie verdrießlich sind, so denken Sie nicht daran, daß

daß Sie sich gegen die Ihrigen gefällig und höflich aufführen müssen; und daher rührt es, daß Sie Ihnen hernach übel begegnen. Dieses ist die wahre Quelle des Elendes, worüber Sie sich beklagen. Sehen Sie das einmal bey sich vest, daß Sie nicht in allem ihren Willen haben können, und daß man schuldig sey, gefällig und höflich zu bleiben, wenn man gleich nicht wohl aufgeräumt ist. Diese Maximen werden Sie nicht schlechterdings vor der bösen Laune schützen. Allein, Sie werden dadurch sich selbst und andern in derselben erträglicher werden. Den Verdruß können Sie nicht abwehren. Denn, wenn Sie alles aufs beste eingerichtet haben, so kann Ihnen doch noch ein schlechter Tag, ein heisses Zimmer, der Besuch eines Schwäkers, die Nachricht von einer Schlacht, der Kohl, den Sie verdauen, oder die Nachtmühe, die Sie im Schlafe verlieren, die böse Laune machen. Bemühen Sie sich alsdann nur, sich selbst zu ertragen, nicht zu pochen, nicht zu murren, nicht eigensinnig zu werden; so werden Sie auch den Ihrigen erträglich seyn, und so werden Sie sich bald gewöhnen, viele Dinge vertragen zu lernen, die Ihnen sonst die böse Laune verursacht haben. Ich will es Ihnen nochmals mit den Worten des du Troustet wiederholen, die Sie auswendig lernen können.

Le repos que tu te proposes,  
 Ne l'acquiert point à force de courir.  
 Apprens, apprens à te souffrir,  
 Par là l'on vient à bout de souffrir toutes choses.

Sie können sich glücklich schätzen, daß Sie eine so vernünftige Frau haben, und Sie mit Ihnen. Was sollte wol aus Ihnen benden werden, wenn Madame die Widersprecherin des Herrn Gellert wäre? Ich habe das betrübte Bespiel in meiner Nachbarschaft an dem Schuster und seiner Frau, von dem ich im 17ten Stücke erzählt habe, daß er geistliche Lieder singt, wenn ein Gewitter aufsteigt. Ich habe diesen Mann genau beobachtet. Er ist der bösen Laune eben so unterworfen, als Sie. Allein, sie bricht bey ihm schustermäßig aus, und bey Ihnen ist sie gesitteter. So wie sich das Wetter verändert, so ändert sich auch die Freundschaft dieser benden

Eyes



Eheleute. Ich habe eine Woche lang die Veränderungen in benden angeschrieben, weil ich schon längst die Harmonie der Witterungen mit dem Unfrieden im Hause bemerkt hatte. Den Sonntag war es neblig und rauh. Der Schuster murrete den ganzen Tag, und die Kinder durften sich nicht regen. Bey Tische ward nichts gesprochen, und das Tischlied fiel nach der Mahlzeit aus. Gegen Abend ward es heiter, und der Meister ging aus. Den Montag war schönes Wetter. Der Meister sang schon des Morgens um 5 Uhr durchdringend, und schlug seine Zwecken vest ein. Gegen Mittag trank er mit der Frau ein Glas Brantwein. Beym Fenerabend kichelte er sie, und sie lachten bis auf den Abend. Am Dienstag war es heiß. Der Meister kam oft vor die Thür, und sahe nach der Witterung. Nach Mittage, in der größten Hitze, sang er, auf allen Fall, weil sich Strichwolken zeigten: *Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.* Im Hause war alles still, und auf den Abend las ihm die Frau die Zeitungen. Am Mittwoch war den ganzen Tag Regen, kalte Luft und Wind. Dieser Tag war merkwürdig. Morgens um 9 Uhr hörte ich schon, daß die Frau sagte: *Wat hest du denn to gnurren?* worauf der Meister eine Octav höher, als sein gewöhnlicher Ton ist, das einzige Wort versetzte: *Swieg!* Sie schwieg aber nicht, und es erhob sich ein Zank, welcher bis auf den Mittag währte, und unter dem Essen fort dauerte. Nach Tische legte sich der Meister schlafen. Die Frau ging trohig aus und ein, und schlug mit der Stubenthür. Er verbot ihr dieses zweymal. Das drittemal stund er auf und prügelte sie heftig, ohne ein Wort dabey zu reden, da unterdessen das Weib schrie, als ob sie unter einer Stampfmühle läge. Als er müde war, legte er sich wieder ganz gelassen auf die Ruhebank. Gegen Abend war viel Rumor im Hause. Das Ungewitter hielt an. Der Schuhknecht versah etwas, und der Meister warf ihm den leisten an den Kopf. Die Frau war ausgegangen. Abends ging jedermann ohne Licht zeitig zu Bette. Am Donnerstage war es noch kalt und neblig. Es fiel aber kein Regen, und der Sturm hatte sich gelegt. Ich hörte die Frau lärmern, weil ihr der Meister gleich früh beym Auf-

stehn eine Ohrfeige gegeben hatte. Nachmittags saßen sie beyde an der Arbeit; aber sie waren wie vor die Köpfe geschlagen. Den Freytag schien sich das Wetter zu ändern. Wir hatten Sonnenblicke mit kleinem Staubregen abwechselnd. Der Schuster warf oft aus, las die Zeitungen selbst, wollte nicht essen, aß aber doch, sprach mit der Frau vom Wetter, konnte aber nicht viel Worte aus ihr bringen. Dieser Tag ging ohne Schläge vorbey. Am Sonnabend war das schönste Wetter. Der Meister hatte einen Lizenbruder bey sich, mit dem er den ganzen Vormittag sehr hitzig von den Franzosen sprach. Bloß weil er ein paar Gläser Brantwein über sein Maas getrunken hatte, stieß er seine Frau mit dem Fuße zum Hause hinaus, als sie nicht gutwillig gehen, und mehr Brantwein holen wollte. Sehen Sie, Herr Brummkater, so genau richtet sich die Laune nach der Witterung; und dieß ist doch nur eine von den unzähligen Ursachen, die einen Einfluß in dieselbe haben. Sehen Sie aber auch, wie sie ihren Wau in ein Beest verwandeln kann, wenn er ihr nachgiebt und sich von ihr trillen läßt. Sagen sie nicht, daß es bey Ihnen, als einem gesitteten Manne, zu solchen Niederträchtigkeiten nicht kommen könne. Wäre ihre Frau so trozig und rechtshaberisch, als die Schusterin, so würden sie schon längst zum Handgemenge gekommen seyn. Wer sich seiner bösen Laune überläßt, der ist zu allem fähig, wenn er nur ein wenig gereizt wird. Denn alles, was man vom bösen Geiste erzählt, wenn er einen Menschen besitzet, das thut auch die Laune. Sie allein konnte den Cleombrotus, dessen Grabchrift Cicero noch gelesen, bewegen, sich selbst zu ersäufen, bloß darum, weil ihm in der Welt kein Unglück begegnet, und er des beständigen Glücks überdrüssig geworden war. Sie verrückte den alten abgelebten Leuten auf der Insel Zia und zu Marselle die Köpfe, daß sie bey der Obrigkeit um die Erlaubniß anhielten, sich mit Giste umzubringen. Denn sie stellte ihnen, wenn sie glücklich gelebt hatten, die Gefahr, unglücklich zu werden, und den Unglücklichen das niederträchtige Mittel vor, sich zu befreien. Der Entschluß, sich selbst zu tödten, setzt allezeit zween Augenblicke voraus, worin man verrückt ist,

ist, einen, worin man ihn faßt, und den andern, worin man ihn ausführt. Die Laune ist nichts anders, als eine flüchtige Berrückung; und wer ihr nicht zeitig mit allen Kräften Einhalt thut, der setzt sich selbst das Mordschwert an die Brust, wodurch Saul fiel.

\* \* \*

Herr Doctor,

Wie ist mir? Schreiben Sie nicht den Arzt? O! wenn Sie der sind; hören Sie mal: Was ist gut für die Augen? Ich sahe Sie eben vor meinem Hause vorbeigehen, und da sagte mir mein Diener: Das ist der, der schreibt den Arzt. Also fiel mirs ein, daß ich Sie fragen wollte, was für die Augen gut wäre? Wenn Sie dieß zu meiner Satisfaction beantworten, so kann es wol geschehen, daß ich Ihnen mehr Fragen vorlege.

Jochim Hastig.

Herr Hastig!

Was für die Augen gut ist? Licht.

Guter Freund!

Da mich Unwürdigen der Himmel gewürdigt hat, mir den Schlüssel zur wahren Weisheit angedehnt zu lassen, meinen Durst nach der allerverborgnen Weisheit mit der nahrhaften Milch des Spiritus Rectoris zu stillen, und mir den aus seiner Nische wieder hervor sprossenden Phönix in aller seiner Lieblichkeit zu zeigen; und da ich aus einigen Zügen deines Arztes, besonders aber aus dem Brieflein des Practici im 27sten Stücke erkenne, daß du in gleicher Dürstigkeit und Armut lebest, als ich vor der Entdeckung des Entis primii gelehrt habe: so habe ich aus grosser Erbarmung den edelmütigen Entschluß gefaßt, dich zu beglücken, weil du mir gefällst, und dich zum Theilnehmer der größten Kunst auf Erden zu machen, welche der Himmel nur den auserwählten Seelen offenbart. Sey verschwiegen! Arbeite nicht mehr so mühsam um dein Brodt; laß den ganzen Plunder deines Arztes fahren, und komm, und ziehe mit mir aus der einzigen vom Paradiese übrig gebliebenen Eder vom Berge Libanon, die nie von Fäulniß angestekt worden, und an die sich kein nagender Wurm jemals gewagt hat, das kostbare Ens primum, das dich und mich zeitlich beglücken wird. Ende mir zugleich durch Ueberbringern dieses vier vollwichtige holländische Ducaten, welche mir bloß noch an

der Vollendung des Processus fehlen, und sey deines Glückes und deiner Würde gewiß. Ich bin der dich liebende

Adeptus.

## Antwort.

### Guter Freund!

Wundre dich nicht, daß ich nicht alsobald vier vollwichtige holländische Ducaten durch Ueberbringern dieses mitsende. Da die Kinder der allerverborgnen Weisheit nicht zu dumm seyn müssen, so habe ich dir mich als ein solches auserwähltes Kind zeigen wollen. Bedenke selbst, wie glücklich die Wahl sey, die du getroffen hast. Da ich dich noch nicht kenne, sende ich dir nichts. Wenn ich dich kennen werde, sollst du noch viel weniger haben; und hieraus nimm ab, wie heilig dein großes Geheimniß bey mir bewahrt werden wird. Ich erkenne, daß du ein würdiger Mann seyst, weil dir Dinge bekannt sind, die noch niemand bisher gewußt hat. Dahin gehört, aus deinem erhabenen Sendschreiben, daß der Himmel auch Unwürdige würdige; daß einem ein Schlüssel angedehet; daß der Spiritus Rector Milch habe, und daß ein Vogel hervorproffen kann. Alle diese Dinge, die mir profanen und allen andern Layen abgeschmackt vorkommen, sind gewiß die Früchte deiner Erleuchtung, und geben mir einen Vorschmack von dem theuren Rüstzeuge, das ich kennen lernen soll. Es wird dir nicht wunderlich vorkommen, daß ich von dem Geschmacke eines Rüstzeuges rede. Schließe vielmehr, wie fähig ich sey, aus deiner Cedet dereinst das Ens primum vermittelst des Alcahest herauszuziehen, und in einen milchfarbigen Saft zu verwandeln. Hieraus wirst du merken, an wen du dich wendest hast, und daß der Arzt nicht so profan sey, als du wol glaubtest. Argwohne aus der Dagelelle nichts, daß ich dir kein Geld schicke. Es geschieht wirklich nicht darum, wie du wol weißt; sondern, um dir nur die rechte Wahrheit zu sagen, so drückt mich der Schuh an eben der Zähne, wo er dich drückt. Ich habe ebenfalls deinen Proceß unternommen, wie du. Es fehlen mir bloß an der Vollendung desselben noch vier vollwichtige holländische Ducaten, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß bey meinem Processu auch Courantgeld angeht. Solltest du dergleichen hinwegzuwerfen haben, so sende es mir alsobald durch Ueberbringern dieses. Weil ich hierdurch meinen Proceß zu vollenden, und dir kein Geheimniß daraus zu machen denke; so kannst du den demigen nur liegen lassen, weil dir an Golde mangelt. Denn, wie gesagt, ich kann mit 30 Markl. Courantgeld noch heute Abend zu Stande kommen. Weil ich Ahndungen habe, daß wir uns nicht oft schreiben möchten, so wünsche ich dir auf allen Fall ein ewiges Leberwohl.

Zwey e

## Zwey und dreyßigstes Stück.



### Gellert.

Je mehr wir solche Quellen wissen,  
Woraus Gefahr und Unheil fließen,  
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

**I**ch ward zu einem kranken Manne gerufen, welcher vor wenig Stunden vollkommen gesund gewesen war. Er empfand gleich nach der Mahlzeit eine Schwierigkeit in allen Gliedern, und der Magen war ihm in wenig Minuten ganz aufgeschwollen. Die Luft ward ihm knapp, und es war ihm nicht anders zu Muth, als ob man ihm den Hals zusammen schnürte. Es ward zeitig entdeckt, daß er giftige Champignons gegessen hatte; und diese Entdeckung setzte mich in den Stand, ihn zu retten.

Wenn der Gewalt eines solchen Giftes nicht bald Einhalt gethan wird, so gesellet sich zu den ihzt erzählten Zufällen ein Schlucken, ein Erbrechen, eine Verhaltung des Urins, oder wenigstens eine solche Veränderung desselben, daß er ganz dick und dunkel aussieht. Das Athemholen wird immer beschwerlicher. Der Puls wird klein, und es wechseln Ohnmachten und kalte Schauer mit einander ab. Zuletzt erfolgt ein kalter Schweiß und der Tod.

Man kann kaum glauben, wie heftig der Gift dieser Schwämme in unsern Körper wirke. Sie können schon Convulsionen und andre krampfhaftige Zufälle erregen, wenn man sie nur eine Zeitlang in der Hand hält; und wenn man die Hand, worin man giftige Schwämme zerrieben hat, gegen das Auge hält, so entzündet sich die Augenlieder, und man muß ein juckendes Brennen an denselben ausstehen. Wenn

man einige Stücke solcher Champignons in Milch legt, so sterben die Fliegen augenblicklich, welche von dieser Milch kosten. Man hat eine eigne Art derselben, welche Fliegenschwämme heißen, weil die Fliegen darauf sehr begierig sind, wenn man hin und wieder einige Stücke davon im Zimmer umher legt. Kaum haben sie sich darauf gesetzt, so zerplatzen sie im Augenblicke.

Der obige Zufall erinnerte mich an meine Schuldigkeit; und ich setzte mir sogleich vor, meine Leser dann und wann von den Giften zu unterhalten, welche man zuweilen unversehens genießen kann, und wobei man große Gefahr läuft, wenn man nicht alsobald ein Gegenmittel zu Hülfe nimmt. In solchen Fällen ist es nöthig, daß jedermann ein Arzt sey, und sich zu helfen wisse, weil der Arzt nicht allezeit so geschwind herbei geschafft werden kann, als es nöthig wäre.

Seneca nennete schon die Schwämme ein Gift der Wollust, und Plinius eine zweydeutige Speise. In der That giebt es Kennzeichen, wodurch man die guten Champignons von den giftigen unterscheiden kann. Allein, sie sind doch nicht so augenscheinlich, daß man nicht öfters betrogen werden sollte. Was Horaz sagt, daß die Champignons, die in den Wiesen wachsen, allein sicher zu essen wären:

— — Pratenibus optima fungis  
Natura est; aliis male creditur.

hat in so fern keine Richtigkeit, als die in den Wäldern viel häufiger mit den giftigen vermischt sind. Allein, nichts desto weniger kann man auch oft in den am besten gedüngten Wiesen und Gärten giftige Schwämme unter den guten finden. Die Unterscheidungszeichen an den Schwämmen selbst, sind oft so unmerklich, daß ein sehr geübter Kräuterkenner, oder Gärtner, dazu erfordert wird, um sie zu erkennen. Was soll man bey einer solchen Ungewißheit anfangen? Die Schwämme überhaupt nicht genießen? Dieß lassen wir wol bleiben. Wir essen nichts lieber, als wozu ein wenig Herzhaftigkeit gehört, um es zu verschlingen. Ich kenne einen Baron, der darum studirt hat, weil ihn die Furcht vor dem Tode abschreckte,  
Selbat

Soldat zu werden. Damit er aber beweise, daß das Blut seiner tapfern Vorfahren dennoch in seinen Adern fließe; so rühmt er sich, daß er sein Leben für nichts achte, wenn es darauf ankommt, zum Besten des Vaterlandes Pflückerling oder Muscheln zu essen, die sich kein Bürger zu essen getrauet. Demselben Barone sind Viele gleich; nur daß bey den meisten die Näscheren dasjenige bewerkstelligt, wezu ihn die Ehre antreibt. Ich, der ich, als ein Gelehrter, von Natur feige und zum Hunger gewöhnt bin; ich kann blaß und starr werden, wenn ich Champignons essen soll, und an Kirchers Ausspruch gedenke, welcher sagt: „Alle Schwämme, sie mögen so gut seyn, als sie wollen, haben etwas Bösertiges an sich, und es fehlt keinen an schädlichen Eigenschaften. Geheißt, daß man auch ihre übeln Wirkungen nicht alsobald empfindet, so äussern sie sich dennoch mit der Zeit, wenn sie öfters genossen werden, auf eine tückische Weise, indem sie in die Eingeweide einen bösen Einfluß haben.“ Zu allem Glücke ist Kircher nicht der zuverlässigste Mann, und die Erfahrung lehrt, daß vom Genuße guter Champignons nichts sonderliches zu befürchten sey. Allein, da es so leicht ist, die giftigen mit den guten zu verwechseln, so muß ich doch denen, die nicht gern um einen Pflückerling sterben wollen, den Rath geben, daß sie mit den Schwämmen, die sie genießen wollen, erst einen Versuch anstellen, ob sie giftig sind, oder nicht, oder, daß sie dieselben alle, ohne Unterschied, so zurichten, daß sie nicht viel Schaden thun können, wenn auch ein Paar giftige darunter seyn sollten. Die Probe ist die, daß man zusehe, ob da, wo die Champignons an der Luft liegen, ungetrocknet zu werden, todte Fliegen sich befinden, wosern an solchem Orte Fliegen sind; oder, daß man einige Schwämme zur Probe in Milch lege, und sie den Fliegen hinsetze. Man sieht, ohne mein Erinnern, daß diese Proben nutzlich sind. Daher ist es am sichersten, daß man die Schwämme erst in Wasser koche, womit etwas Eßig vermischt ist, daß man dieses Wasser hinweg giesse, und hernach erst die Schwämme zur Speise zurichte. Hierdurch wird ihnen alles Gift und vielleicht alle Kraft genommen, deren sie ohnedem

wenig haben, wenn sie gut sind. Inzwischen hat man doch das Vergnügen, eine Speise, die Mode ist, mit so viel Sicherheit zu genießen, daß man wenigstens kein größeres Uebel davon befürchten darf, als wenn man ein Paar lederne Frauenzimmerhandschuhe gegessen hätte.

Wenn man aus Unvorsichtigkeit giftige Schwämme gegessen hat, so empfindet man alsbald diejenigen Beschwerden, welche ich oben erzählt habe; denn das Gift der Schwämme wirkt mit schneller Hefigkeit, und tödtet oft plötzlich. Herr le Monnier fand an einer Person, die von einem giftigen Champignon gestorben war, als er sie öffnete, daß die Ursache ihres Todes in der Entzündung zu suchen war, welche der Saft gemacht hatte. Allein, dieses ist nicht beständig, und es scheint, daß der Gift der Champignons eine uns noch unbekante schädliche Wirkung in die Nerven äußere, wodurch ein so schneller Tod verursacht wird. Wenn man also gleich aus der vorigen Beobachtung schliessen wollte, daß dieses Gift auf eben die Weise, wie andre viel stärkere scharfe Gifte, durch den Genuß vielen lauen Wassers, der Milch und des Oels, gedämpft und geschwächt werden müßte; so lehrt doch die Erfahrung, daß alles dieses fruchtlos sey, und daß man zu einer ganz andern Arzney seine Zuflucht nehmen muß, welche, zu allem Glücke, ein Hausmittel ist, woben man keinen Doctor nöthig hat.

Die besten Champignons werden zuweilen giftig, wenn sie nicht behutsam aufbewahrt werden. Damit sie dieses nicht werden, so macht man sie mit Eßige ein; und dieses ist der mächtige Gegengift, den man auch dem schon gegessenen giftigen Champignons entgegen setzen kann. So bald man die übeln Wirkungen dieses Gifts empfindet, ist die erste Sorge, ein Erbrechen zu erregen; und hierzu ist im gegenwärtigen Falle nichts geschickter, als eine Vermischung aus drey Theilen Eßig, und einem Theile Honig, oder das sogenannte und bey den Alten in dergleichen Fällen so gebräuchliche Drymel; man mag nun nur gemeinen oder Meerzwiebel-Eßig dazu nehmen. Mit diesem Mittel curirte Pancirollus in Rom alle Leute glücklich, die sich mit Champignons vergiftet hatten.

Amatus



Amatus Lusitanus rühmt gleiche Tugenden davon; und wenn man die besten Gegengifte der Aerzte wider die giftigen Champignons nachsieht, so findet man, daß ihr Grund der Eßig sey, womit Matthiolus Jop, Galen Taubenmist, Apulejus Wermuth, und andre wieder etwas anders vermischen. Genug, der Eßig war der Grund ihrer Arzneyen, und zu ihm muß man auch seine Zuflucht nehmen, so bald man sich erbrochen hat.

Man verdünnet den Eßig in vielem Wasser, und trinkt ihn häufig, bis alle üble Zufälle nachlassen. Friedrich Zoffmann hat vom Citronensaft eben dieselbe gute Wirkung gerühmt, und es erhellet hieraus, daß es auf die Säure ankomme, wenn man das Gift der Champignons dämpfen will. Hieraus folgt eine Regel für die Köche und Köchinnen, daß sie uns die Champignons nie ohne dieses Gegengift auf die Tafel liefern. Am sichersten ist es, daß sie nie andre an die Speise nehmen, als die im Eßig anbehalten, oder eingemacht sind. Ausserdem müssen entweder die Speisen selbst, an welche Champignons kommen, oder wenigstens das vorhergehende oder nachfolgende Gericht, säuerlich zubereitet werden, und der Kellermeister muß dazu Rheinwein, Frankenwein, oder Mosler, hergeben.

Die giftigen Champignons sind nicht der einzige Gift, wider welchen der Eßig mit glücklichem Erfolge gebraucht wird. Die Muscheln, welche bey uns so viel Benfall finden, erfordern, wenn sie giftig sind, eben dasselbe Mittel. Die Liebhaber dieser seltsamen Speise büßen die Lust ihres Appetits oft auf eine wunderliche Weise. Einigen schwillt mit einemale der Kopf zu einer ganz unnatürlichen Größe auf; andre bekommen ein unausstehliches Jucken über den ganzen Leib, worauf eine Menge Knoten in der Haut erscheinen, die sich hart anfühlen lassen, und mit den Bienenstichen eine Aehnlichkeit haben. Einige bekommen einen förmlichen Fieber-Anfall, woben sie die seltsamsten Phantasemen haben. Bey einigen erfolgt ein heftiges Erbrechen; und dieses ist zwar ihre Cur, aber eine Cur, woben sie Ach! und Weh! rufen.

Wer vorsichtig naschen will; denn Muscheln zu speisen, ist so nothwendig nicht, daß man es nicht allezeit eine Näscheren nennen könnte. Wer also vorsichtig naschen will, der muß sich keiner andern Muscheln zur Speise bedienen, als die in Eßig eingemacht sind; und doch ist man dabey nicht allezeit von der Gefahr frey. Das Erbrechen ist hier, wie bey allen genossenen Giften, das erste, was man zu befördern hat, und man kann sich dazu des Meerzwiebel-Eßigs mit Honig bedienen, wie oben bey den Champignons gesagt worden ist. Hiernach muß man Eßig mit viel Wasser vermischt trinken, oder man kann es auch mit vieler Milch versuchen, welche die gewöhnliche Zusucht des Volks ist.

Die Krebse selbst sind zuweilen unsicher. Man findet in den hannöverschen nützlichen Sammlungen 1756 im 6osten Stücke, die Beobachtungen von einer Frau und ihrem Sohne, welche jederzeit, wenn sie Krebse genossen, oder auch nur Krebsaugen in den Mituren genommen, böse Hälse, die Rose im Gesichte, und andre dergleichen Zufälle, bekommen haben. Diese Wirkung ist indessen nicht gemein, wol aber ein Ausschlag auf der Haut, der der Nesselsucht gleicht, und bey vielen auf den Genuß der Krebse zu erfolgen pflegt. Im 17ten Stücke eben derselben Schrift, vom Jahre 1757, wird gesagt, daß man den Citronensaft, in Thee getrunken, wider diese Zufälle gut gefunden habe.

Ist ergeht es mir beynahe wie denen, die nicht aufhören können, eine Sache zu loben, die einmal ihren Beyfall erhalten hat. Ich komme unner wieder mit meinem Eßige; aber man darf deshalb nicht glauben, daß ich ihn zu einem allgemeinen Gegengifte machen wollte. Es giebt Gifte, wo bey er schädlich seyn würde. Allein, ich will nur bey denen bleiben, die er bändig kann. Ich werde es nicht vergessen, die Materie von den Giften mehrmals wieder vorzunehmen, weil ich überzeugt bin, daß sie alle meine Leser interessieren werde. Kann ich ihnen gleich keine gelehrte Theorien davon mittheilen, so werden sie sich doch glücklich schätzen können, wenn sie die Mittel erfahren, wie sie sich in solchen schrecklichen Umständen helfen, oder, wie sie sich vor der Vergiftung von

von verdächtigen Speisen hüten können, wogegen sie an den Theorien nichts, als einige sinnreiche Träume, verlieren, die keine Zuverlässigkeit haben. Ich will hzt eine Geschichte von den Wirkungen eines sehr grausamen Giftes erzählen, wogegen die Säuren aus dem Gewächreiche ebenfalls mit großem Nutzen gebraucht werden können.

Man macht sich zuweilen einen Sallat aus mancherley Kräutern; und wenn man keinen Kenner aussendet, um sie einzusammeln, so kann man dadurch aufs ärgste vergiftet werden, weil einige Sallatkräuter mit giftigen von andrer Art so viel Aehnlichkeit haben, daß einem, der kein Kenner ist, die Unterscheidungszeichen leicht entwischen. Ein gewisser Mann war der Meinung, daß er Pissenlit sammlete, und machte sich daraus einen Sallat, den er aß. Zum Unglücke war es Bilsenkraut, ein dumm machendes giftiges Gewächse. Bald nach dem Genuße dieses Sallats ward ihm der Kopf schwer, das Gesicht vergieng ihm, und er fiel für todt nieder. Man erfuhr seinen begangenen Irrthum, weil man den Sallat, der noch übrig war, untersuchte, und fand, daß es Bilsenkraut war, welches weiß ausfähe, und an seinen Rändern einigermaßen dem Pissenlit, oder den weißen Eichorien gleich. Nach einem gegebenen Brechmittel erholte sich der arme Mann langsam, und nicht ohne Schwierigkeit. Er hatte das schwarze Bilsenkraut aus Irrthum gesammelt, welches sonst auch Potelee, oder Hannebane, genannt wird. Wenn diese Pflanze gleich weißlicht wird, so ist sie doch eben so, wie die grüne, mit einer rauhen Wolle überzogen, wovon sie sich ganz weich anfühlen läßt. Sie hat auch einen unangenehmen Geruch, und einen, wiewol fast unmerklichen, süßen Geschmack, welcher leicht trügen kann. Inzwischen dient er doch zum deutlichen Unterscheidungszeichen; denn der Geschmack des Pissenlit und der Eichorien ist merklich genug bitter.

Wenn man so unglücklich gewesen seyn sollte, einen Sallat, auf dem so ein Fluch ruht, zu verschlingen; so muß man sich mit Eßig oder Citronensaft auf eben die Weise curiren, wie oben bey Gelegenheit der giftigen Schwämme gesagt worden.

den. Damit man aber nicht glaube, daß ich dieses bloß aus Neigung, den Eßig zu loben, anrathе, so will ich ein paar Beispiele aus den Schriften des Hochstetters und Wepfers erzählen, die ich unmöglich bestochen haben kann. Ich hoffe, daß es meinen Lesern nicht unangenehm seyn werde, wenn ich die Beschreibung der seltsamen Wirkungen dieses argen Giftes unabgekürzt mittheile.

Das Bilsenkraut gehört mit der Belladonna in die Klasse der Nachtschatten, (Solanum) und beyde wirken auf einerley Art, und erfordern auch einerley Gegengifte. Hochstetter erzählt, daß die Bedienten eines gewissen Cardinals in Rom, Belladonna in Malvasier eingeweicht, und diesen Malvasier einem Bettelmönche aus Muthwillen zu trinken gegeben haben. Er versiel davon in eine heftige Raserey, in ein unmäßiges Lachen, in convulsivische Bewegungen, und in eine lustige Tollheit, die sich endlich mit einer Dummheit endigte, so, daß der arme Mann ganz albern blieb. Der gerufene Arzt ließ sich von allem unterrichten, und gab hierauf dem Kranken ein Glas Eßig auszutrinken; worauf er gleich Besserung spürte, und hernach in kurzer Zeit wieder hergestellt ward. Wer kann nun wol daran zweifeln, daß die vegetabilischen Säuren, wie der Eßig und der Citronsaft, die sichersten Mittel wider den Gift der Belladonna, des Bilsenkrauts, und aller betäubenden Kräuter aus eben der Klasse sind?

Wepfers Geschichte, die dieses ebenfalls bestätigt, lautet also:

Am 25ten März 1649 trug man den Benedictinern, im Kloster Rhinow, Sallat auf, den man für weiße Eichorien hielt. Es war aber auf das Beet, wo die Eichorien stunden, Bilsenkraut mit gekommen. Der Gärtner sammlete beyde Pflanzen, und sonderte sie sorgfältig von einander ab. Ein Bedienter, welcher den Unterschied nicht wußte, brachte sie durch einander gemischt in die Küche, wo man sie kochte und auftragen ließ. Die Paters aßen davon mit vielem Appetite. Sobald sie schlafen giengen, fing der Gift an bey ihnen zu wirken. Einige wurden vom Schwindel befallen; andern brannten die Lippen und die Zunge, und der Schlund war

war ihnen dürr. Einige bekamen heftige Leibschmerzen, und alle Theile des Leibes thaten ihnen weh.

Um Mitternacht und um die Zeit der Nachtmetten sahe man eine traurige Verwandlung. Einer von den Patern war so außer sich, und schien so schwach, daß man ihm, als einem Menschen ohne Hoffnung, die Sacramente reichen mußte.

Unter denen, die ins Chor gegangen waren, die Mette zu singen, konnten einige nicht lesen, noch die Augen aufthun, oder sie lasen die Zeilen durch einander, und einige Sachen, die nicht zu dem Tage gehörten; daher man sie wieder zurück senden mußte. Einige andre, die für sich beten wollten, sahen, als sie das Buch aufmachten, lauter Ameisen darauf herumkriechen.

Am Morgen war es lustig, dem Bruder Schneider zuzusehen, der sich an seine Arbeit setzte. Er saß auf dem Werkbische, konnte aber nichts sehen, noch viel weniger die Nadel einfädeln. Nachdem sie ihm der Lehrjunge eingefädelt hatte, so schien es ihm, als ob sie drey Spiken hätte, und daher stach er sich bei jedem Stiche entweder in den Finger, oder ins Knie, daß er ganz voll Blut war. Einige wenige, die den Unterschied im Geschmacke beobachtet, und um deswillen die großen Sallatwurzeln liegen gelassen, und nur die kleinen genossen hatten, behielten ihre Sinnen unverletzt. Auf diese Weise brachten viele einige Tage zu, ohne den Ursprung dieser Verwirrung zu wissen. Weil aber das Uebel allgemein war, so urtheilte man, daß es aus der Küche kommen mußte. Nach vielen Untersuchungen entdeckte man endlich den Irrthum des jungen Dieners.

Man sendete ganz früh nach Schaffhausen zu einem Arzte, welcher sie noch alle in ihrer Unsinnigkeit fand. Er stellte sie insgesammt dadurch wieder her, daß er sie destillirtes Wacholderwasser trinken ließ. Er sagte, es wäre ein Glück für die Pater, daß die Sichorienwurzeln mit dem Bilsenkraute vermischt gewesen wären, und daß man den Gift der letztern durch den Eßig geschwächt hätte; denn sonst würden sie alle ungelommen seyn. Einer von ihnen, der viel Bilsenkraut gegessen hatte, klagte, daß er eine Dunkelheit des Gesichts zu-

rückbehalten hätte; daher er sich von der Zeit an der Brille bedienen mußte, ob er gleich bis dahin gute Augen gehabt hatte.

Man wird billig über die schrecklichen Wirkungen des Bilsenkrauts erstaunen. Allein, man kennt sie noch nicht zur Hälfte, wenn man nicht die unglaubliche Kraft des Bilsenkrautsaamens weiß, wovon der berühmte Boerhaave ein Beispiel mit solchen Ausdrücken erzählt, die sein eigenes Erstaunen entdeckten. „Es ist, sagt er, eine unglaubliche, aber auch die wahrhaftigste Sache, die nicht ungewisser ist, als ein mathematischer Beweis. Ein vernünftiger Mensch hatte unter dem Pfeffer etwas Bilsenkrautsaamen genossen, und fing nach ein paar Minuten in wunderbaren und nie erhörten Delirius zu rasen an. Ein kluger Arzt gab ihm ein Quentlein weißen Vitriol, worauf sich der Kranke erbrach, und in einem Augenblicke Sinnen und Vernunft wieder bekam. Gleichwol hatten die Saamenkörner noch nicht die allergeringste Veränderung erlitten. Das Wenige also, was davon ins Gehirn gekommen war, hatte diesem Manne gleichsam sich selbst und sein Bewußtseyn entzogen!“

Wenn ich ist die Absicht hätte, meinen Lesern die erstaunlichen Wirkungen der Gifte im menschlichen Körper zu beschreiben, so würde ich dazu überall den reichsten Vorrath von Materie finden. Allein, ich will dieses bis auf ein andermal versparen, und es soll mir heute genug seyn, nur diejenigen Arten von Vergiftungen anzuführen, woben der Eßig mit gutem Nutzen gebraucht werden kann. In den Schriften der französischen Akademie der Wissenschaften wird der Eßig und die Citronensäure auch wider die Wirkungen der Niesewurz und des Euphorbium gepriesen. Man verordnet wider den heftigen Gift der Cicuta aquatica, um ein Erbrechen zu erregen, die Vermischung des Meerzwiebeleßigs mit Honig. Ja, sogar wider den Gift der Schlangen, der sich durch ihren Stich mit unsern Säften vermischt, gebraucht man mit großem Nutzen den Eßig, sowol innerlich zu trinken, als auch äußerlich, die Wunde damit auszuwaschen. Ich weiß wol, daß man wider die Stiche giftiger Thiere, noch ein anderes

deres berühmtes Mittel hat, wovon ich zu andrer Zeit reden werde. Inzwischen ist doch die vegetabilische Säure hiebei gar nicht zu verachten. Es ist bekannt, daß die Schlange *Dipsas*, oder *Prester*, durch ihren Stich den Schlund vergiftet, und einen unauslöschlichen Durst erregt. Ich glaube wenigstens diese Nachricht dem Kolbe, so wenig ihn auch der Abt de la Caille für einen zuverlässigen Mann hält. Ich weiß nicht, ob Boerhaave, der es auch glaubte, glaubwürdigerer Zeugnisse gehabt hat. (\*) Inzwischen getraute er sich doch, wenn ihm dieser Fall vorkäme, einen solchen Vergifteten mit Eßige, der durch vieles Wasser verdünnet worden wäre, zu curiren.

Ich habe bisher den Nutzen des Eßigs wider einige vegetabilische und thierische Gifte gezeigt. Man muß aber wissen, daß er auch unter den mineralischen die mächtigsten bändiget könne. Die kleinste Dosis vom *Crocus metallorum* erregt heftige Bewegungen im Magen und ein starkes Erbrechen. Vier Gran von dem sogenannten Glase des Spiesglasses (*Vitrum antimonii*) können den Tod verursachen. Allein, wenn man mit Eßigwasser zu Hülfe kommt, und dasselbe fleißig und häufig trinken läßt; so kann man die Gewalt dieser Gifte sicherlich überwältigen. Die Leute, die in Blei arbeiten, Blei graben, oder Bleiweis machen, sterben in kurzer Zeit an einer schleichenden Auszehrung, welche um desto gefähr-

(\*) Vielleicht das vom *Solinus*, cap. 27. welcher sagt: *Dipsas siti interfici*. *Shaw* hält sie mit der *Leffah* für einerley, von welcher die Araber erzählen, daß sie an der *Taitah* ihre Feindinn habe, und daß ein Tröpfchen von dem klebrigen Saft, welchen die *Taitah* auf sie fallen läßt, ihr heftige Verzückerungen verursache, wovon sie gemeiniglich unmittelbar stirbt. *Prester* wird von einigen für eine andre Art *Aspis* gehalten, als *Dipsas*, und ihr Stich soll ein Fieber erzeuen. Dieses Fieber kann aber eben die Ursache des unauslöschlichen Durstes vom Stiche der *Dipsas* seyn, und man hat also um deswillen nicht Ursache, an *Shaws* Vermuthung zu zweifeln, daß *Aspis*, *Dipsas*, *Aphale*, *Prester* und *Sepe* eine einzige Gattung *Viper* unter verschiedenen Benennungen sey.

gefährlicher ist, je weniger man, ihrer Langsamkeit wegen, auf ihren wahren Ursprung Verdacht zu haben pflegt. Wenn diesen Leuten geholfen werden soll, so muß der Eßig ihr Mittel seyn. Boerhaave hatte eine Frau in der Cur, die mit der Blennglätte, womit das Löpferzeug glasirt wird, ein solches langsames Gift in sich gezogen, das ihr eine Auszehrung, stete Schmerzen und Engbrüstigkeit verursachte. Er gab ihr Eßig und andre Säuren, wovon sie genas. Das Blenpulver, welches sich an den inwendigen Theilen überall angelegt hatte, ward von dem Eßige aufgelöst, und zerstörte solchergestalt die ganze Gewalt des Giftes. Boerhaave kehrte sich nicht daran, wenn gleich seine Patienten von dem Gebrauche der Säuren eine blasse Gesichtsfarbe bekamen.

Der Gips gehört auch unter die Gifte; und zwar ist er ein desto gefährlicherer, je weniger er weder am Geruche, noch am Geschmache, erkannt werden kann. Wenn man ihn in Wasser, mit Mehl, zu einem Brei kocht, so schadet er nicht, so lange er flüßig bleibt. Sobald er aber in Ruhe kommt, und zu Boden fällt, so greift er durch seine große Schwere den Magen an, sauget alle Feuchtigkeiten an sich, und verstopft zugleich die Gefäße, welche sie in den Körper zurückführen. Durch dieses Schelmstück kam die Urinsee des Kanfers Conrads um. Der Eßig ist das Gegengift wider den Gips. Allein, es ist schlimm, daß man kaum entdecken kann, ob man ein solches Gift bekommen habe.

Zum Beschlusse muß ich noch des Eßigs, als eines Gegenmittels gedenken, dessen man sich bedienen kann, wenn man Nähenadeln, oder andre spitzige Stücke Eisen und Stahl, verschlungen hat; denn es ist aus der Erfahrung bekannt, daß der Eßig die Spitzen und Schärpen der Messer hinwegstresse und stumpf mache. Boerhaave, der hier stets mein Gewährsmann seyn kann, wo mein Leser die Grundsätze nicht besitzt, woraus alle diese Wirkungen des Eßigs in die mineralischen Gifte und Metalle ohne Erfahrung und Zeugen erkannt werden können; Boerhaave half einem Mägdehen, das eine Nadel verschlungen hatte, bloß mit Eßigwasser, welches die Spitze derselben abstreifen mußte, und



und einer Magd auf gleiche Weise, der eine große Nadel in den Wagen hinabgegangen war. Es liegt nichts daran, daß in solchen Fällen der Eßig ein wenig Schaden verursacht; denn es ist allezeit besser, von der Cur ein wenig krank zu werden, als von der Krankheit, oder wenigstens viel mehr zu leiden. Man kann sich eben derselben Mittel bedienen, wenn auch die Nadel von Kupfer ist.

Ich wünsche, daß meine Leser nie Gelegenheit haben mögen, meine Gegengifte zu versuchen. Wenn es aber ja geschehen müßte, so hoffe ich, damit besser zu bestehen, als jener Charlatan, der die Wunderkraft seines Orvietans beweisen wollte. Die Aerzte hatten ihm auferlegt, 30 Gran Kalkpulver (Arsenic) zu verschlingen. Er war auf eine so dumme Weise stolz, daß er es that. Er bediente sich nicht einmal des Mittels anderer solcher Narren, die vorher viel Butter essen, und denen der darauf genommene Gift wirklich nichts schaden kann. Nein! er nahm das Kalkpulver in den ledigen Magen; er nahm den Orvietan drauf, und starb elendiglich.

### Nachricht.

Ich habe neulich eine Schreibtafel zwischen Hamburg und Altona im Sande gefunden, welche vermuthlich einem Arzte zugedort, weil darin verschiedene medicinische Anmerkungen stehen. Damit der Besizer derselben erkenne, daß es die seinige sey, will ich einige seiner Anmerkungen hier anführen, und er kann dieselbe alsdann, wenn er die äußerlichen Kennzeichen derselben angeben kann, bey dem Verleger abfordern.

Gleich auf der andern Seite stehen diese beyden Stellen aus dem Celsus: Ein geschickter Arzt muß nicht gleich, so bald er zu einem Kranken kommt, seine Hand ergreifen, sondern erst ein wenig bey ihm verweilen, sich ein muntres Ansehen geben, und sich nach seinem Befinden erkundigen. Findet er eine Besorgniß bey dem Kranken, so muß er ihn durch wahrscheinlichen Trost aufrichten, und dann kann er Hand an ihn legen.

Der Arzt muß weder im Dunkeln, noch dem Kranken zum Haupten sitzen, sondern er muß ihn bey hellem Lichte im Gesichte haben, damit er aus seinem Ansehen auf seinen Zustand schließen könne.

Auf der dritten Seite, recht in der Mitte, lese ich Folgendes: Kram, im Krame liegen, in Kram Kommen, heißt so viel,  
Der Arzt. II. Th. Berth. Ausg.      S f      als

als das *Wochenbette*, in Wochen liegen, in Wochen kommen; doch sagt man nicht: *Kramladen*, statt *Wochenstabe*.

Seite 5. steht unter der Rubrik: *Augenwasser*, Folgendes: Ein ägyptischer König, mit Namen *Pheron*, ward blind, weil er einen Pfeil in das Wasser des Nils geschossen hatte. Nachdem er zehn Jahre blind gewesen war, erfuhr er, daß er sein Gesicht wieder erhalten würde, wenn er die Augen mit dem Urine einer Frau wüsche, die ihrem Manne getreu gewesen wäre. Das Mittel mußte zuverlässig seyn: denn es ward ihm durch einen Götterspruch kund gethan. Er gebrauchte sogleich den Urin seiner Gemahlinn; aber ohne alle Wirkung. Nachdem er auch von andern Weibern viel Wasser vergeblich versucht hatte, fand er endlich eine, deren Urin ihm sein Gesicht wieder herstellte. Als dieses geschehen war, ließ er alle Weiber, deren Urin kein Augenwasser gewesen war, in eine Stadt zusammenbringen, und daselbst lebendig verbrennen, worauf er seine Erverterinn zur Gemahlinn nahm. In den *St. Eremondianis* wird zu dieser Erzählung des *Herodotos* hinzugesetzt, es sey auch diese neue Gemahlinn dem Könige untreu geworden; und als er sie gefragt: Warum sie ihrem ersten Manne getreu geblieben wäre? habe sie geantwortet: daß niemals jemand etwas von ihr verlangt hätte.

Seite 6 bis 7. Ein besonderes Mittel wider die Vergiftung erzählt *Mezerai* im *Abrégé chronologique* T. 4. Der Bastard *Alexanders des VI* stellte mit dem Pabste eine Lustfahrt an, um in seinem Weinberge des Abends zu speisen, und ließ einige mit Gift vermischte Flaschen Wein dahin tragen, um den Wirth zu vergeben, welches der Cardinal *Hadrian Cornetto* war. Da aber der Vater und der Sohn sehr zeitig, und wegen des heißen Wetters durstig dahin kamen, und zu trinken forderten, der Diener aber, der um das Geheimniß wußte, ausgegangen war; so brachte ihnen ein anderer von dem vermischten Weine. Der Vater, der ihn unvermischt trank, starb noch desselben Tages. Der viel stärkere Sohn hatte ihn mit Wasser vermischt, und behielt so viel Zeit übrig, daß er Hülfsmittel gebrauchen konnte, und ist dadurch gerettet worden, daß er sich in eine aufgeschnittene Maulwurfselinn hat wickeln lassen. ; ; *Keyfler* versichert, daß das Wasser der *Tophana*, (*Aqua Tophania*) welches von der berühmten Giftmischerinn *Tophana* den Namen hat, noch jetzt heimlich in *Neapolis* gemacht, und unter dem Namen *Acquetta di Napoli* gebraucht we. de. 2 Theil.

Seite 7. Das wahre und aufrichtige *Eau de Luce*. Man nimmt 3 Quentlein *Weinsteinsalz*, und anderthalb Quentlein *rectificirtes Ambrabl*, reibet beides in einem gläsernen Mörser durch einander, und gießet nach und nach 8 Loth *rectificirtes Weinaeiß* hinzu. Hernach gießet man alles in eine *Bouteille*, verstopft sie nicht vest, stellt sie eine *Viertelsunde* auf heiße Asche, und gießt zuletzt das klarste, was oben

oben steht, ganz leise ab. Wenn man von diesem Liqueur einige Tropfen in Salmiac Spiritum, welcher mit ungelöschtem Kalk zubereitet worden, hineintröpfelt; so hat man das wahre Eau de Luce. Je mehr man davon hineintröpfelt, desto stärker wird der Ambra Geruch. Man kann statt des Weinsteinalzes auch das flüchtige Salmiac nehmen. Allein, diese Auflösung ist nicht so stark, und erfordert einige Tropfen mehr zum Salmiac Spiritus, als die erste. „

Ich hoffe, der Besitzer der Schreibrtafel werde aus diesen angeführten Stellen bald merken, daß sie mir in die Hände gerathen. Ich hoffe auch, daß er mir den kleinen Diebstahl, den ich bey diesem Funde gemacht habe, nicht übel nehmen werde. Bloß die Entdeckung des Eau de Luce könnte zu verwegen scheinen; allein, es ist kein Geheimniß mehr, und der Herr Besitzer wird eben so gut, als ich, wissen, wo dieses wahre Recept schon französisch gedruckt steht.

## Dren und drenßigstes Stück.

von Haller.

Die sichere Kühnheit höhnt abwesende Gefahr,  
 Scherzt, wo sie fürchten soll, vertritt die theure Stunde,  
 Da Rettung möglich war.

Ich werde heute meinen Lesern einen Aufsatz mittheilen, welcher mir eingesandt worden ist, und wozu ich durch mein 28stes Stück glücklicher Weise Gelegenheit gegeben habe. Ich habe sonst nichts dabei zu erinnern, als daß ich wünsche, man möge ihn, als etwas Fremdes, mit desto mehr Aufmerksamkeit lesen.

Mein Herr,

Als ich neulich in Ihrem 28sten Stücke die Reaeln las, wie man sich bey feuchter Lust zu verhalten habe, muß ich frey gestehn, daß Sie mir, in Absicht dessen, was Sie zur Verhütung der faulenden Fieber, oder der eigentlich sogenannten ansteckenden Krankheiten,

anföhren, keine völlige Genugthuung verschafft haben. Ich sehe wohl, daß der Plan dieses Stücks keine ausführlichere Abhandlung dieser Materie verstatet habe, als welche darin nur eine Nebensache war. Allein, nichts desto weniger werden Sie doch auch zugeben, daß es wohl der Mühe werth sey, dieselbe zum Inhalte eines besondern Blats zu machen; und in dieser Absicht sende ich Ihnen den beygehenden Aufsatz zu, um ihn in Ihren Arzt einzurücken. Ich zweifle nicht, daß er für alle Ihre Leser interessant seyn werde. Es ist iht die Jahreszeit, da die faulendsten Fieber und ansteckende Krankheiten regieren. Wir hören überall von der Vermehrung, welche sie unter den Menschen anrichten; und wer kann uns dafür gut seyn, daß sie nicht auch bey uns selbst wütender einreisen? Wir deucht, hier werden Sie eine Ihrer größten und gemeinnützigsten Pflichten erfüllen, wenn Sie der Menge, die in ihrer Sicherheit hinlebt, bis ihr die Gefahr allzu nahe gekommen ist, durch Ihre Erinnerung eine heilsame Furcht, zugleich aber auch durch solche Regeln, welche sie vor den Gefahren schützen, einen desto tapfern Muth erwecken, und sie dem gedrohten Tode entreißen werden. Sehn Sie zu, ob der folgende Aufsatz zu dieser Absicht etwas beytragen kann, und rücken Sie ihn entweder selbst ein, oder bedienen Sie sich seiner, um uns bald einen von Ihrer eignen Arbeit zu liefern. Ich bin zc.

D \* \* \*

Ben solchen Zeiten, da ansteckende Krankheiten im Schwange gehn, welche eine Menge, sowol vornehmer als geringer Leute in kurzer Zeit dahin reißen, wünscht jedermann, gute Rathschläge zu vernehmen, wie man dergleichen Krankheiten, die uns so unvermuthet überfallen und umbringen, durch eine kluge und vorsichtige Lebensordnung bey Zeiten vorbeugen und verhüten könne. Da nun die gegenwärtige Jahreszeit an solchen Krankheiten fruchtbar zu seyn pflegt; ja da auch wirklich in unsrer Nachbarschaft, besonders in den Marschländern, faulende Fieber ziemlich häufig ausbrechen und tödtlich ablaufen; so glaubt man, eine nützliche Sache zu unternehmen, wenn man dem Publico eine solche Lebensordnung bekannt macht, bey welcher man vielen zu dieser Zeit obschwebenden Gefahren glücklich entrinnen kann.

Es ist in diesen Blättern schon oft erwähnt worden, wie geschwind sich unsre Säfte zur Fäulniß neigen, so bald eine

Gele-

Gelegenheit dazu vorhanden ist. Man muß aber wissen, daß das Blut des allergefundesten Menschen eben dasjenige sey, welches am geschicktesten ist, in die Fäulniß zu gehen, wenn es nicht durch alle mögliche Vorsichtigkeit in seiner guten Mischung erhalten wird. Daher sind die jüngsten, blühendsten und vollblütigsten Leute den Gefahren solcher tödlichen Krankheiten am meisten ausgefetzt; da hingegen die Aerzte angemerkt haben, daß hypochondrische, kränkliche und venerische Personen viel seltner davon angesteckt werden. Das macht, wenn ihnen vertritt die Krankheit, welche sie leiden, die Stelle einer Arznei gegen die Fäulniß der Säfte. Ihre Säfte sind schon auf eine andre Weise verdorben, so, daß die Fäulniß keine Gewalt über sie haben kann. Sie widerstehen ihr ungefähr eben so, wie die Säure der Fäulniß entgegen wirkt. Ein gesundes Blut aber hat diese Eigenschaft nicht, sondern es geht, seiner Natur nach, zur Fäulniß über, so bald es eine kurze Zeit steht, oder durch irgend eine kleine Gelegenheit aus seiner natürlichen Mischung gebracht wird.

Die faulenden Dünste der Luft sind eine von den gewöhnlichsten Quellen der Fäulniß. Daher entstehen die faulenden Fieber häufig in solchen Ländern und an solchen Orten, wo die Luft mit faulenden Ausdünstungen überladen ist, z. E. in niedrigen und morastigen Gegenden, wo das stinkende Wasser keinen Abfluß hat, und der Dunstkreis von den Winden nicht durchstrichen werden kann. In Aegypten, wo jährlich der Nil die Felder weit und breit überschwemmt, und wo er, nach Seliadors Berichte, seinen Namen Neitos eben davon empfangen hat, weil er alle Jahre Nean = Jinn, neuen Schlamms, ins Land führt; in diesem niedrigen und feuchten Lande ist nichts gemeiner, als die Pest, die das wüthendste von allen faulenden Fiebern ist, und es geschieht sehr oft, daß sie von hier nach andern Ländern gebracht wird, sogar, daß einige Schriftsteller behauptet haben, daß Aegypten allezeit der Geburtsort dieser erschrocklichen Seuche wäre. Es ist aber nicht nöthig, diesen Ursprung so weit herzuholen. Man findet in vielen Ländern weite und breite morastige Gegenden, welche durch Beihülfe solcher Witterungen, die die Fäulniß beför-

dern, überall im ganzen Lande stinkende und sumpfige Dünste ausbreiten; und die Erfahrung lehrt, daß dergleichen Länder an ansteckenden Seuchen sehr fruchtbar sind, welche sich wahrscheinlicher Weise nur dem Grade nach von der Pest selbst unterscheiden. Pringle erfuhr dieses, wenn die Armee, bey der er als Arzt diente, in morastigen Gegenden campirte. Denn es entstanden alsobald unter dem Volke die giftigsten Gallenfieber, ansteckende, faulende, sumpfige Lazarethfieber, mit Flecken, Friesel, Ruhr, u. s. w. Shaw berichtet uns, daß die stehenden Regenwasser in den algerischen Ebenen Maianah viele Fieber und andre Krankheiten zu verursachen pflegen. Dampier erfuhr auf seinen Reisen, daß einstmals von verdorbnem Wasser, das die Felder überschwemmt hatte, eine schlummrnde Krankheit sich unter den Leuten ausbreitete, wovon Tamarinden unter den Reis gemischt, das beste Hülfsmittel waren. So hat auch D'Arvieux bemerkt, daß bey Smirna, wie auch bey Acre, das faulende Wasser in den Gräben, tödtliche hitzige Fieber verursache. Man könnte solcher Beweise unzählige führen. Wenn aber auch endlich ein Land noch so gesund ist, so können die stinkenden Dünste in engen Wohnzimmern, die Unreinlichkeit der Einwohner, und tausend andre Umstände, die Luft, die sie athmen, verderben, und dadurch den Zunder der Fäulniß anzünden, der stets in ihren Adern vorhanden ist. Shaw versichert, daß darum die ansteckenden Krankheiten und die Pest in der Barbaren so arg haufen, weil daselbst in den Städten, die außerordentlich volkreich sind, viele Leute enge beysammen wohnen müssen, welches die Luft ansteckend macht. Diese allgemeine Ursache ansteckender Krankheiten verpflichtet jedermann, so bald sie sich in einer Gegend offenbaren, das Seinige zur Reinigung, sowol des Dunstkreises überhaupt, als auch besonders derjenigen Luft beizutragen, in welcher er sich selbst mit seiner Familie beständig aufhält. Man hat im 28sten Stücke gelesen, wie vorsichtig die Römer in diesem Stücke gewesen sind. Ohne das, was dort gesagt worden ist, hier zu wiederholen, wollen wir es durch andre Anmerkungen ergänzen. Hierbey ist vorläufig zu erinnern, daß unsre Meinung nicht sey, als

ob man überall, wo sich Friesel, Fleckfieber, faulende und böartige Krankheiten aufsern, alle hier zu erwähnende sowol öffentliche, als Privatanstalten vorsehen müßte, um der Ausbreitung dieser Seuchen zu steuern: indem viele von denen, welche zu Pestzeiten nöthig sind, bey den gewöhnlichen ansteckenden Seuchen überflüssig, und wegen des Aufsehens, das sie im Publico machen würden, vielleicht gar schädlich seyn könnten. Da indessen die Pest selbst gewiß nichts anders, als ein höchst böartiges Fieber ist, woben sich die Spuren der Fäulniß in den Säften aufs deutlichste zeigen, und diejenigen Mittel, welche in dergleichen Epidemien gesunde Leute präserviren, und Kranken heilsam sind, sowol den Gründen, als allen Erfahrungen nach, auch in den gelindern ansteckenden Seuchen von gleichem guten Erfolge befunden werden, so wird man es hoffentlich nicht für übertrieben halten, wenn wir hier zur Verhütung der ansteckenden Seuchen und zum Verhalten der Kranken solche Hülfsmittel mit anführen, die sonst nur in Pestzeiten gebraucht zu werden pflegen.

Die Alten nenneten Phöbum den Bändiger der Gifte, und dem zufolge bedienten sie sich des Feuers, um die Gifte des Dunstkreises zu vertreiben. Als zu den Zeiten des Hippocrates die Pest aus Aethiopien nach Griechenland kam, so vertrieb sie dieser weise Greis dadurch, daß er überall in der Stadt große Feuer anzünden ließ, um die Luft dadurch zu reinigen; und eben diese Ursache war es, warum man selbst die Leichen und die Kleider der Verstorbenen verbrannte. Es ist die Frage, ob man es allezeit erst darauf ankommen lassen müsse, bis sich eine wirkliche Pest ereignet, ehe man zu solchen gemeinnützigen Mitteln schreitet. Da es aber mit öffentlichen Anstalten von dieser Art stets einige Schwierigkeit hat, und die Vorurtheile der Menschen dabey in Betrachtung gezogen werden müssen; so kann man zwar auf die Erfüllung dieses sonst so gegründeten Rathes nicht dringen. Allein, nichts kann einen Hausvater hindern, in seiner Wohnung solche Vorkehrungen zu machen, die ihn und seine Familie sichern. Wenn das Feuer auf den Straßen zu viel Aufsehen und traurige Eindrücke machen würde, so wird es doch thun-

lich seyn, sich desselben zur Reinigung der Luft in den Häusern und Wohnzimmern zu bedienen. Man zünde, wenn man an sumpfigen Orten, wo ansteckende Seuchen grassiren, wohnt, in den Kaminen und Zugöfen große Feuer von Wachholder- oder Eschenholze an, oder man nehme das erste das beste Holz, das ein lebhaftes Flammenseuer giebt. Dieß ist ein Rath, den alle Aerzte geben, und den Vernunft und Erfahrung billigen. Man brenne einigemal des Tages Schießpulver in den Wohnzimmern los, oder man räuchere darinnen mit Schwefeldampfe, so viel als erträglich ist. Das Schießpulver erzeugt bey seiner Entzündung sehr flüchtige, saure, salperrigte und schwefligte Dämpfe, die sich weit und breit in der Luft zerstreuen, und der Fäulniß widerstehen; nicht zu gedenken, daß dadurch, nach den neuern Beobachtungen, eine neue sehr elastische Luft hervorgebracht wird, welche die Stelle der faulenden, zum großen Vortheile der Menschen, ersetzt. Boerhaave erzählt, daß er Familien gekannt habe, welche sich dadurch vor der Pest bewahrt haben, daß sie täglich einigemal bey verschloßnen Thüren und Fenstern ein Quentlein Schießpulver abbrennen lassen; und er versichert, daß man sich auch durch den Schwefeldampf sicher stellen könne, wenn man ihn im Zimmer so mäßig gebraucht, daß er den Husten nicht stark erregt. In Paris war ein Brunnen, in welchem von den faulenden Dünsten viele Arbeitsleute erstickten. Eine einzige hineingeworfene Handgranate hat keine böse und giftige Luft gereinigt. Daher nannte auch Hippocrates den Schwefel das Göttliche bey der Pest, wiewol auch dieser Name den geheimen und unerforschlichen Ursachen dieses erschrocklichen Uebels beygelegt wurde. Dieser erfahrene Mann kannte den Nutzen des Schwefelbampfs vollkommen, und er reinigte damit in der griechischen Pest sowol die Luft, als das Getränk. Galen hat dem Schiffsvolke gerathen, den Schiffszwieback, andre Speisen und das Getränk durch Schwefeldampf vor den Würmern und der Fäulniß zu bewahren, und der Erfolg lehrt, daß dieses ohne allen Nachtheil der Gesundheit geschehen könne. Bernstein, Weisbrauch, auch sogar der Theer, geben, wenn sie sich entzünden,



zünden, balsamische Dämpfe, welche die Luft reinigen, deren man sich ebenfalls mit großem Nutzen bedienen kann.

Man muß sich aber nicht bloß auf diejenigen Mittel zur Reinigung der Luft in den Wohnzimmern verlassen, die so wirken, daß sie die verdorbne Luft verbessern. Man kann leicht durchs Räuchern so viel erhalten, daß man den Gestank einer bösen Luft nicht mehr riecht. Allein, dieß heißt noch nicht, ihr ihre schädliche Wirkung in unsre Säfte benehmen. Viel sicherer ist es, daß man die Luft der Wohnzimmer von Zeit zu Zeit erneure. Du Samel schlägt vor, oben an den Stubendecken oder Fenstern Luftlöcher anzubringen, wodurch die giftigen Dünste ihren Ausgang finden, besonders wenn man auf einer andern Seite eine andre Oeffnung macht, welche mit der auswendigen frischen Luft Gemeinschaft hat, und derselben den Zugang verstatet. Er gründet sich hierbey auf eine ganz unstreitige Beobachtung, daß die Dünste stets von leichterem Art sind, und in der Luft oben schweben. Wenn in einem Krankenzimmer die Luft ziemlich erträglich ist, indem man in dasselbe hinein tritt, so wird sie doch erstickend, wenn man in diesem Zimmer auf einer Leiter in die Höhe steigt. Die Prediger auf den Kanzeln, die Zuhörer auf den Emporkirchen, die Zuschauer in den obersten Logen eines Schauspielhauses, erfahren es zur Gnüge, wie häufig die Dünste von unten in die Höhe steigen, und daher müssen unstreitig die Luftlöcher, welche oben in den Wohnzimmern angebracht werden, von großem Nutzen seyn. Nichts desto weniger lehre die vortrefliche Methode des Herrn Sutton, die Luft auf den Schiffen, vermittelst gewisser blecherner Röhren, die aus allen Räumen des Schiffes nach dem Feuerherde gehen, durchs Feuer zu reinigen, wie vorzüglich in den Wohnzimmern zur Reinigung der Luft der beständige Gebrauch der Kamine und Zugöfen sey. Die Ventilators des Sales möchten wol in Deutschland noch nicht so geschwind eingeführt werden, daß man von dem Vorschlage, sie in Wohnhäusern zu gebrauchen, bis iht einigen Nutzen hoffen könnte. Inzwischen muß man doch alles anwenden, um sich stets frische Luft zu verschaffen. Man muß wenigstens die Thüren und Fenster täglich einigemal

öffnen, um die Luft durchstreichen zu lassen. Denn man glaube es gemeiniglich, zu seinem größten Schaden, nicht, wie viel bey grassirenden Krankheiten auf diese Vorsichtigkeit ankomme.

Es giebt aber Fälle, wo man die äußre Luft in die Wohnzimmer nicht zulassen kann. Zuweilen ist der ganze Dunstkreis verdächtig, wie man solches bisher, obwol wahrscheinlicher Weise ohne Grund, bey der Pest behauptet hat. Wenigstens findet diese Furcht an sumpfigten ungesunden Dertern, und in solchen Fällen statt, wo die Seuchen in der nächsten Nachbarschaft grassiren: und alsdann ist mehr darauf zu sehn, die Luft in den Zimmern zu verbessern, als sie zu erneuern. Hier können die obigen Mittel für unentbehrlich gehalten werden; ja man muß sich um noch mehrere bekümmern, wenn jene nicht hinreichend scheinen. Die Säure ist das Gegengift der Fäulniß, und um deswillen ist der Gebrauch des Eßigs auf alle Weise zur Reinigung der Luft zu empfehlen. Einige lassen glühende Eisen in Eßig abkühlen, damit dessen Dampf das Zimmer erfülle. Andre gießen ihn auf heisse Ziegelsteine. Der Kaiser Leopold hatte zur Pestzeit in seinem Zimmer überall kleine Gefäße, wie Pulverhörner, mit Eßig angefüllt, über der Spirituslampe stehen, damit die Dämpfe des kochenden Eßigs das ganze Gemach erfüllten. Diemerbroeck preiset den Gebrauch des Eßigs auf alle Weise in der Pest, und bediente sich der damit angefüllten Schwammbüchsen zum Riechen. Silvius, der sich eben desselben Mittels bediente, hat dreymal die Pest unverfehrt ausgestanden, und Pringle preiset es unendlich zur Verbesserung der Luft in faulenden Krankheiten von böser Luft. Diemerbroeck ließ sich sogar zur Pestzeit sein Hemd mit Eßig ansprengen, und bekam gleich die Pest, als er diese Vorsicht ein einziges mal vergessen hatte.

Alle diese Mittel dienen dazu, die faulen, giftigen Dünste der Luft entweder zu verbessern, oder doch abzuhalten, daß sie sich nicht mit unsern Säften vermischen. Allein, wie soll man es zu einer so gefährlichen Zeit anfangen, daß man der Fäulniß der Säfte vorbeuge, wenn es nicht immer möglich ist, den  
Einfluß

Einfluß einer ansteckenden Luft von uns abzuhalten? Hierzu dienen andre Regeln, die nun an die Reihe kommen sollen.

Man kann sich durch den Genuß solcher Speisen und Getränke schützen, welche der Fäulniß widerstehn. Man kann sie durch die Beförderung der Ausführungen aus dem Körper her austreiben. Man kann sie durch auserlesne Kleidung abhalten, uns anzukleben. Man kann ihre Wirkungen durch Arzneyen vernichten, und durch wohlgeordnete Triebe dem Verderben, das sie uns dräuen, entgehn. Von allen diesen Mitteln sollt icht besonders gehandelt werden.

Es ist zu keiner Zeit nöthiger, im Essen und Trinken mäßig und nüchtern zu seyn, als wenn man Gefahr läuft, entweder durch faule Luft, oder den Umgang mit Kranken, angesteckt zu werden. Sydenham sagt bey der Gelegenheit, wo er anführt, daß Socrates durch seine Mäßigkeit die Pest verhütet habe: daß die Mäßigkeit und Nüchternheit leicht niemand in Gefahr, angesteckt zu werden, gerathen lasse. Schon Hippocrates rieth zu solcher Zeit, in der Arbeit, im Essen, im Trinken, im Schlasen und in der Liebe Maß zu halten. Wo es aber nach dem Ausspruche jenes Greises zu leiden geht, der das 17te Jahrhundert hatte entstehen und sich beschließen sehen, und der dieses hohe Alter bloß seiner Mäßigkeit und Nüchternheit zuschrieb; so wird diese Regel wenig Beyfall finden. Denn er antwortete auf die Frage: Wie er so alt geworden wäre? Auf einem Wege, den niemand gerne wählt!

Es ist bey ansteckenden Seuchen nicht gut, des Morgens nüchtern auszugehen, oder schnelle Veränderungen in seiner Beköstigung vorzunehmen. Man muß sich solcher Speisen bedienen, welche der Fäulniß widerstehn; und hierzu dienen überhaupt die aus dem Gewächtsreiche, wie im 29sten Stücke gelehrt worden ist. Leichte Speisen sind am dienlichsten, wogegen man Schweinfleisch und süße Sachen für das Schädlichste hält. Des Morgens ist es gut, ein Butterbrodt zu genießen, woben der grüne Schaafkäse, den Diemerbroet darüber legte, gar wohl wegbleiben kann. Das Getränk muß dünn und leicht seyn. Fast alle, die von dieser Materie geschrie-

geschrieben haben, erheben den Genuß des Weins, als eine vortrefliche Sache, und besonders preisen sie den alten Rheinwein. Der Doctor Sayer, welcher in der 1640 zu London wütenden Pest jedermann besuchte, wenn niemand besuchen wollte, trank vor und nach seinen Krankenbesuchen einen guten Schluck löstlichen Wein, und befand sich dabey vortreflich. Helmontius sagt, daß er Viele gekannt habe, die ohne alle Gefahr mit den Kranken umgegangen, und mit keinen andern Gegengiften, als mit Weine und Muthe, versehen gewesen wären. Ich will dieses alles nicht tadeln. Es ist unstreitig nützlich, ja für einen, der mit Kranken zu thun hat, unentbehrlich, einen guten Wein mäßig zu trinken. Allein, ich weiß auch, daß einige Aerzte ein allzu großes Vertrauen in diese Panacee setzen, und daß sie oft den ganzen Tag nicht mehr nüchtern werden, so bald ansteckende Krankheiten im Schwange gehen. Sie bilden sich ein, daß sie die Trunkenheit auch beschütze, und dieß ist falsch. Mercurialis hat zu Padua und Venedig die meisten Säuser sterben sehn, die sich durch edle Weine vor der Pest zu schützen hofften.

Die Türken bedienen sich, wie Harris berichtet, bey ansteckenden Krankheiten des Citronensaftes häufig, und Piso preiset ihn ebenfalls auf das Beyspiel der indianischen Aerzte an. Diese Säure hat große Vorzüge. Allein, wenn Diermerbroeck rät, des Morgens einige Löffel voll Weinesig zu genießen, so bin ich zweifelhaft, ob ich nicht den letzten Rath vorziehen soll. Die gegohrnen Säuren, wie der Eßig, sind flüchtig, und treiben durch den Schweiß. Diese Wirkung ist erwünscht bey den ansteckenden Seuchen. Die ungegohrne Säure der Citronen thut dieses nicht, und verdirbt dagegen den Magen, worüber auch Pringle klagt, der deshalb den Kranken lieber Pommeranzen erlaubt.

Um dem Gifte nicht Zeit zu lassen, lange in unserm Körper zu verweilen, oder sich mit unsern Säften innig zu vermischen, muß man zu solcher Zeit, da dessen Gegenwart zu befürchten ist, stets darauf bedacht seyn, die natürlichen Ausführungen zu unterhalten. Es ist nicht rathsam, aus Vorsicht zu purgiren; aber es ist immer nützlich, den Leib durch  
ein

ein wenig Khabarber offen zu erhalten. Der Wein befördert den Abgang des Wassers und die Ausdünstung; und wenn man befürchtet, die letztere unterdrückt zu haben, so kann man sie gleich im Anfange, durch einen gelinden Schweiß, welchen man mit ein wenig Theriak, oder mit Fliederthee, oder Fliedersafte, erregt, wieder herstellen. Der Auswurf des Speichels ist in böser Luft, und bey den Kranken eine höchstnöthige Ausführung, weil sich die giftigen Dünste mit demselben vereinigen, und, wenn man ihn verschluckte, in den Magen und in die Säfte geführt werden würden. Um diesen Auswurf zu befördern, lauet man ein Stück Alant- oder Pimpinellenwurzel, nach Stahls Rathe, oder, wie Boerhaave will, ein Stück Myrrhen, oder kleine Cardamomen, oder eingemachte Pommeranzenschaale, u. s. w. wobei durchgehends zu beobachten ist, daß man den Speichel fleißig auswerfen muß. Hier kommt auch der Rauch- und Schnupftaback in Betrachtung, weil er den Schleim, an welchen sich die Dünste aus der Luft beim Athemholen anlegen, auflöst und zum Auswurfe bringt. Diemerbroeck preist den Rauchtack, als eins der allerbesten und zuverlässigsten Bertheidigungsmittel bey gefährlichen Zeiten, besonders, wenn man mit Kranken Umgang gehabt hat. Er erzählt umständlich, ich weiß nicht, wie viel Pfeifen er jeden Tag geraucht, und, wie oft er darum nach Hause gegangen ist, wenn ihm bey seinen Kranken ein böser Geruch empfindlich gewesen war. Dieses Mittel ist in der That vortreflich, und nützt denen desto mehr, die nicht schon vorher zu sehr daran gewöhnt sind.

Die Kleidung ist ein wichtiger Punkt in der Lebensordnung derer, die mit ansteckenden Kranken umgehen müssen. Es ist unglaublich, wie leicht man angesteckt werden kann, wenn man nicht alle mögliche Vorsicht gebraucht. Der bloße Geruch pestilenzialischer Dünste kann tödten. Pringle gedenkt eines Menschen, der bloß davon die Ruhr bekommen, daß er an faulendes Menschenblut gerochen hat. Zu Wien hat man Beispiele gehabt, daß Speck, welches von Leichnamen, die an der Pest gestorben, angesteckt gewesen, bloß dadurch Leute

Leute schnell getödtet hat, daß man ihre Haut damit gerieben. Sogar eine Fliege, die auf einem solchen Leichname gesessen, kann einen gesunden Menschen durch ihren Stich anstecken. Ein Zergliederer mußte von einem geringen Schnitte in den Finger, bey der Zergliederung einer Leiche, sterben, und bey andern machten die Dünste einer am faulenden Fieber gestorbenen Nonne, bey der Oeffnung des Leichnams, alle Glieder, womit man die Eingeweide berührt hatte, brandig, so daß man sie, um sie zu retten, schröpfen, und mit dienlichen Mitteln pflegen mußte. Ein Hund, eine Katze, die bey einem Kranken gelegen, pflanzen das Gift auf Gesunde fort, die sich mit ihnen abgeben. Denn die bösen Dünste legen sich in ihre Haare, und lassen sich nicht leicht daraus vertreiben. Wenn man dieses bedenkt, so sieht man, wie nöthig es sey, bey den Kranken solche Kleidung anzulegen, die ihre Ausdünstung nicht leicht an sich nimmt, oder lange zurück hält, damit sie uns weder durch den Geruch, noch durch die Berührung der Haut in Gefahr setzen. Wollene und rauhe Kleider und Pelzwerk sind in dieser Absicht gefährlich, hingegen seidene, glatte Kleider viel sicherer. Ettmüller verlangt, daß man die Kleider, und sogar das Hemd, mit Schwefeldampfe räuchern soll. Boerhaave will sogar den Leib mit Salz, Eßig und Wasser gerieben haben; und Pringle räth auch denen, die angesteckt zu seyn fürchten, sich zur Keulichkeit Hände und Füße mit warmen Eßige und Wasser zu waschen: durch welche Mittel zugleich die so nöthige Ausdünstung der Haut befördert wird. Ich habe schon gesagt, daß Diemerbroeck sein Hemd mit Eßig besprengt habe. Es ist merkwürdig, was Boerhaave, nach den Beobachtungen des Forestus, Diemerbroecks, und der Franzosen, Engländer und Deutschen, anmerkt, daß die Wäscherinnen, und alle, die viel mit Seife umgehen, oder stark eingeseifte Hemden tragen, vor andern leicht angesteckt werden und sterben.

Man muß sich durch einige Erfahrungen nicht irre machen lassen, wo der genaueste Umgang mit ansteckenden Kranken, ohne alle dabey gebrauchte Vorsicht, unschädlich geblieben ist. Mancherley Umstände können zu einem solchen Glücke etwas bey-

beitragen. Ein Gefunder, deſſen Säfte die Diſpoſition zur Anſteckung nicht haben, kann lange Zeit mit ſolchen Kranken ungeſtraft umgehen. Ich weiß viele Kinder, die mit andern, welche die Blattern gehabt, umgegangen ſind, ſie gepflegt und bey ihnen geſchlafen haben, ohne die Blattern zu bekommen, da ſie ſie doch zu andrer Zeit ohne Umgang mit Blatternkranken ausſtehen müſſen. Eine heftige Kälte kann auch die Anſteckung verhindern. So hat der Marquis de Courtyron bey einer anſteckenden Viehſeuche in Burgund die kühnſten Verſuche ohne ſchlimme Folgen angeſtellt: aber ſie wurden auch in einer grimmigen Kälte unternommen. Er ließ ſich die friſch abgezogenen Häute vom verreckten Viehe an einen achtzehn Meilen davon entfernten, und von der Seuche freyen Ort bringen, und legte ſie dem geſunden Viehe auf; er gab eben demſelben die von krankem und wieder geſeſeten Viehe ausgeſchnittene Blattern, theils in Pulver zerrieben, theils in Weine geweicht, ein; er impfte ein Geſundes, nach engliſcher Art, damit; er gab einem andern das Waſſer zu ſaufen, worin ein Stück friſche Haut von einer verreckten Kuh eine Zeitlang gelegen hatte; er goß den geſunden Thieren Galle von verreckten, und Milch von kranken in den Hals; er gab ihnen Haber zu freſſen, der mit dem Blute eines kranken, und bald darauf verreckten Viehes beneßt war; er zog ein aus einem Stück friſchen Leder vom verreckten Vieh gemachtes Haarſeil durch die Haut eines geſunden; er legte eine wollene Decke, die zuvor auf einem kranken Stücke gelegen hatte, über ein geſundes, und gleichwol konnte er das geſunde Vieh nicht mit der Seuche anſtecken. Nur ein einziges verreckte von der Milch, die überhaupt anſteckend ſeyn muß, indem Herr Sagar bey einer andern Viehſeuche angemerkt hat, daß ſie nicht allein andre Thiere, ſondern auch die Menſchen angeſteckt habe, da ſich doch ſonſt die Viehſeuche nicht oft auf Thiere von andrer Art, noch ſeltner aber auf die Menſchen fortpflanzet. Wer wollte nun wol um der glücklichen Verſuche des Marquis de Courtyron willen, ſein Vieh mit Kranken in Gemeinſchaft bringen? Er ſelbſt weiß, nach allen Unterſuchungen, kein ſichres Mit-

tel

tel wider die Seuche, als das Vieh von einander abgefondert zu halten. Aufferdem sind auch die Erfahrungen des Gegentheils, die allzu häufig sind, zur Warnung hinlänglich. So hat noch Herr Saartmann in Finnland bemerkt, daß die Häute des verreckten Viehes, wenn sie auch gleich erst im Winter, oder auch einige Monate nachher bereitet werden, ansteckend sind, und ein Prediger, der die Haut eines Bären, der von Aesern, die an der Seuche gestorben, gestressen, anstatt des Leihengeldes erhalten, ist bloß vom Reiben und Beriechen dieser Bärenhaut gestorben, welche schon zuvor beim Abstreifen und Bereiten verschiedenen Personen den Tod verursacht hatte. Auch Herr Björnlund hat es bestätigt, daß Menschen vom Abstreifen und Berühren der Häute angesteckt worden sind. Eben so ist es nun auch mit den ansteckenden Krankheiten der Menschen. Man bilde sich nicht ein, daß man ihnen ungestraft trocken könne, weil es Fälle giebt, da dieses gelingt. Da man den Grund dieses Glücks in einzelnen Fällen nicht weiß, so kann man auch keine Folgen zur Sicherheit daraus ziehen: mithin ist der einzige Rath für jeden, sich vor der Ansteckung durch die möglichste Vorsicht zu verwahren, ohne gleichwol besorgt und kleinmüthig dabey zu seyn.

Unter den Arzneyen, welche man aus Vorsichtigkeit gebraucht, verdienen diejenigen fast allein angepriesen zu werden, die alle natürliche Ausführungen, besonders aber die Ausdünstung der Haut, befördern, ohne sie doch zu übertreiben. Man löset ein wenig Theriak in Wein auf, oder vermische ihn mit einigen Tropfen solcher Eßenzen, welche die Ausdünstung vermehren. Der Arzt zu Verona, Heinsius, that mit einem gewissen Arzneymittel solche Wunder, daß ihn die Veroneser nach seinem Tode eine Ehrensäule setzten. Das ganze Geheimniß bestund darin, daß er gleich viel Campheröl, Bernsteinöl und Citronschalenöl mit einander vermischte, wovon man 5 bis 6 Tropfen einnehmen mußte, um sich vor der ansteckenden Seuche zu beschützen. In Frankreich erfand ein Färber einen medicinischen Gürtel, der aus Quecksilber, Schwefel und andern einfachen Mitteln zusam-

mens



mengesetzt war, welchen man um den bloßen Leib legen mußte, um sich vor der Seuche zu bewahren; und dieses Mittel hat einigen Personen gute Dienste geleistet. Man bedient sich sonst solcher äußerlichen Arzneyen wider die Krätze; und nach dem Leuwenhoeck entdeckt hat, daß die Krätzblasen voller kleiner Würmer sind, die sich in die Haut einfressen, so scheint es begreiflich zu seyn, wie der äußerliche Gebrauch des Schwefels und Quecksilbers diese Krankheit vertreiben könne. Pringle gründet noch in unsern Zeiten seine Cur der Krätze auf diese Voraussetzung; und wenn man dem Herrn Mackenzie, und mehreren nach ihm glauben soll, so entstehen auch die pestilenzialischen Krankheiten von solchen Würmern. Es wäre demnach nicht zu verwundern, wenn eben dieselben Arzneymittel auch in diesen Krankheiten zur Präservation dienten. Um desto mehr Hoffnung könnte man auf die obangeführten Mittel aus dem Schwefel setzen, und es würde gut seyn, sowol die Zimmer, als die Wäsche damit zu räuchern. Vielleicht wäre der innerliche Gebrauch des Schwefels noch sicherer, zumal da er ein unschuldiges Mittel ist, das den Schweiß befördert. Man sagt von D. Stöding, einem unsrer vormaligen hiesigen Aerzte, daß er einige Gran Spießglasschwefel mit Baumöl vermischet, papierne Zettel hindurchgezogen, sie zusammengerollt und ausgeheilt habe, daß man sie in den Mund nehmen und daran saugen können. Andern gab er von eben diesem Mittel einige Tropfen in einem Viertelpfund Zucker zu einer Messerspitze voll zu nehmen; und dieses Mittel that so gute Wirkung, daß er dafür vom Magistrat ein Geschenk erhalten haben soll. In der Barbaren nimmt man wider die Ansteckung alle Morgen ein Paar Pillen des Rufus, welche aus Myrrhen, Safran und Aloe bestehen.

Ausser allen diesen Mitteln kann man sich noch durch andre Vorsichtigkeit sicher stellen. Wer mit Kranken umzugehen hat, der muß sich behutsam dabey verhalten, ohne verzagt zu seyn. Man kann hieben den Muth eben sowol zu weit treiben, als die Furcht. Der P. Garasse hat seine Obern, daß er den Pestpatienten zu Poitiers beystehen dürfte. Er erhielt

diese Erlaubniß, und mißbrauchte seine Tapferkeit so, daß er ihr Opfer werden mußte. Denn er starb mitten unter ihnen, indem er sie durch sein Bespiel und seine Ermahnungen erbaute. Hätte er den Rath des Bonetus gewußt, daß man sich bey ansteckenden Kranken nicht lange aufhalten müsse, oder hätte er diesem klugen Rathe nur folgen wollen; so würde er ohne seinen Schaden eben so nützlich haben seyn können. Der Pabst Hadrian IV. erfuhr es, wie nöthig eine solche Behutsamkeit sey. Denn als die Pest zu Rom wüthete, hielt er es, aus einem christlichen Vertrauen, nicht für nöthig, den Umgang mit verpesteten Personen so streng, als sonst gewöhnlich war, zu verbieten. Allein, er erhielt dadurch weiter nichts, als daß diese Pest nur desto grausamer wüthete, und eine unzählige Menge von Menschen dahin riß. Sein Verbot würde mehr genutzt haben, als der Stier, welchen der Zauberer Demetrius, auf seine Erlaubniß, ich weiß nicht welcher Gottheit, opferte, und worauf die Pest nachgelassen haben soll. Es ist allezeit eine Unbehutsamkeit von gefährlichen Folgen, sich bey ansteckenden Kranken lange aufzuhalten, sie anzugreifen, sie zu küssen, oder gar bey ihnen zu schlafen. Obgleich der D. Sayer in London mit seinem Weine alle Gefahren abhielt, als er unter den Pestpatienten herumging, so mußte er doch sein Leben einbüßen, als er sich im Lager zu einem kranken Officier ins Bette gelegt hatte. Wenn ein kranker Freund so etwas von einem gesunden verlangt, so muß sich dieser entschuldigen, und mit dem Dichter denken:

*A force de m'aïmer tu me rends miserable.*

Der unvorsichtige Umgang mit den Pestkranken bey den Türken ist, wie *Darvieux* anmerkt, die Ursache, warum ihrer so viele daran sterben.

Ich will diesen Aufsatz mit der Nachricht des Herrn *Rüssels* beschließen, wie man sich vor dem Anstecken der pestilenzialischen Krankheiten in *Aleppo* und in dasigen Gegenden verwahrt. Alles, was den Leuten zugesendet wird, wird mit *Esige* benetzt, oder mit Schwefel geräuchert. Die Gesunden müssen nie nüchtern ausgehn, und viel saure Getränke, worunter

worunter auch saurer Punsch ist, trinken; sehr mäßig leben; die Leidenschaften verhüten; bey Kranken die Luft durch einen mit Eßig oder Rautenwasser getränkten Schwamm einathmen; den Speichel nie verschlucken; den Athem bey Kranken, so viel möglich, an sich halten; so bald sie aber nach Hause kommen, Mund, Gesicht und Hände mit Eßige waschen, die Kleider ausziehen, sie an die Luft hängen und mit Schwefel durchräuchern.

---

## Vier und dreyßigstes Stück.

von Hagedorn.

Der Schlaf, des Todes Bild, und doch des Lebens Kraft.

Die verschiedenen Kräfte, welche die Maschine des menschlichen Körpers in Bewegung setzen, lassen sich in zwei Hauptklassen eintheilen, indem wir einige mit denen, die die Gewächse beleben, in Vergleichung stellen können, andre hingegen den Thieren allein eigen sind. Die Kräfte der Verdauung und der Ausarbeitung des Nahrungssafte; die, so die Säfte in den Adern herumtreiben; die, so daraus andre Säfte für unsre Ernährung und Nothdurft zubereiten; die, so das Ueberflüssige austreiben, u. s. w. haben die Gewächse mit den Thieren gemein, und diese dauern vom Anfange des Lebens bis ans Ende bey jedem Gesunden ununterbrochen fort, und das Aufhören einiger ist allezeit eine Krankheit, das Aufhören aller aber der Tod.

Die Bewegungskräfte, welche wir als Thiere vor den Gewächsen voraus haben; die, so durch Empfindungen und Vorstellungen unsrer Seele gemirkt werden; die zu willkürlichen Bewegungen, und alle Kräfte der äußerlichen Sinne sind von ganz andrer Art. Sie dauern eine kurze Zeit fort,

und erschöpfen sich nach und nach. Sie werden nach wenigen Stunden so ohnmächtig, daß alle ihre merklichsten Wirkungen aufhören, obgleich die erste Art der Bewegungen immer fort dauert. Der Zustand, in welchem wir uns alsdann befinden, heißt der Schlaf. Er ist also eigentlich eine Eigenschaft thierischer Körper; und der Schlaf, den man den Pflanzen zueignet, ist ein uneigentlicher Ausdruck, welcher auf einer geringen Ähnlichkeit beruhet.

Weil bey den Thieren alle mechanische Kräfte sowol durch die Struktur des Körpers selbst, als auch durch eine gewisse Empfindlichkeit bestimmt werden, welche die ganze Maschine belebt; so kann man leicht erachten, daß im Schlafe auch diejenigen Bewegungen eine Veränderung leiden, die wir mit den Gewächsen gemein haben, und daß auch diese, nachdem sie verschiedentlich wirken, und die thierischen Kräfte stärker oder weniger anstrengen und verzehren, den Schlaf befördern, hindern und verändern müssen.

Der Schlaf ist also eigentlich die Ruhe der thierischen Natur, und die Zeit ihrer Erholung. Man hat den menschlichen Körper oft mit einer Uhr verglichen. Ich möchte sagen, daß die mechanische Natur oder das Pflanzenleben der Thiere, wie ein Perpetuum Mobile, abliefe, welches, wenn es einmal in Gang gebracht worden, so lange fortgeht, bis die Maschine selbst so abgenutzt ist, daß sie gar nicht wieder hergestellt werden kann. Die thierische Natur hingegen ist wie eine Taschenuhr, die höchstens alle 24 Stunden einmal aufgezogen werden muß; und dieses Aufziehen ist ihr Schlaf.

Es ist ein Gesetz der Natur, daß die Thiere schlafen müssen; und je größer ihre thierische Natur ist, je mehr sie, wenn ich so saagen darf, Thiere sind, desto deutlichere Spuren eines wirklichen Schlags findet man an ihnen. Die Insekten, die fast kein Gehirn haben, scheinen mehr nur auszuruhen, oder durch die kalte Luft betäubt zu werden, als daß sie wirklich schlafen sollten. Ellis hat in den Gegenden von Hudsonsbay zwischen den Baumstämmen ganze Klumpen Fliegen, und an den Ufern der Flüsse erstarrte Frösche gefunden, die daselbst so hart, wie Eis, zusammen gefroren gewesen. Wenn er sie

bey

ben gelinder Wärme wieder aufthauete, so bekamen sie Leben und Empfindung wieder. Wenn sie aber hernach wieder erfroren, so ließen sie sich nicht wieder aufwecken. Man sieht leicht, daß dieses einer Betäubung ähnlicher sey, als einem förmlichen Schläfe. Die Menschen hingegen können nicht ohne Beschwerlichkeit 24 Stunden hinter einander wachen, sondern sie verfallen alsdann, auch wider ihren Willen, in Schlaf. Die meisten vierfüßigen Thiere sind ihnen hierinnen gleich; doch bemerkt man unter ihren verschiednen Arten auch große Verschiedenheiten, in Absicht der Nothdurst des Schlags. Es sind so viel verschiedene Arten von Uhren, davon die eine alle 12 Stunden, die andre alle Woche, die dritte alle Monate, oder noch feltner, aufgezo-gen werden muß. Die Schwalben verkriechen sich gegen den Winter schaarenweise in Höhlen und Moräste, wo sie 5 Monate lang schlafen, bis die warme Witterung wieder kommt. Eben so ist es mit den Fröschen; und Kircher hat auch die Schlangen im Winter in den unterirdischen Höhlen gefunden. Die Schildkröte gräbt sich den Winter immer tiefer in den Sand, je kälter es wird, und lebt in dieser Betäubung, ohne Luft zu schöpfen, bis der warme Frühling kommt. Sogar die Fische verkriechen sich beim Froste in den Schlamm, und überstehn darin ihre Betäubung. Die Bären, die Dachse und die Murmelthiere liegen den ganzen Winter über in Höhlen; und Borrichius versichert von den letztern, daß sie sich nicht aufwecken lassen, wenn man sie auch gleich mit Messern verwundet. Daher auch Martialis davon sagt:

Tota mihi dormitur hiems, & pinguior illo  
Tempore sum, quo me nil nisi somnus alit.

Das Murmelthier legt sich mit dem Anfange des Winters in eine Höhle, welche die Erbhöhle einer ganzen Familie von Murmelthieren von Vater auf Sohn ist. Es trägt sich vorher ein Lager von Heu zusammen, woraus sich ein jeder in der Familie ein eignes besondres Bette zubereitet. Wenn sie sich versammelt haben, so verschließen sie hinter sich den Eingang, und legen sich nieder, um so tief zu schlafen, daß man sie oft,

wie Herr Altmann versichert, hinwegnehmen und forttragen kann, ohne daß sie davon aufwachen sollten. Man sagt, daß dieses Thier 14 Tage vor seinem langen Schläfe nicht mehr esse, sondern nur trinke, um sich den Magen auszureinigen, damit die Speisen, wenn sie so lange darinnen liegen müssen, nicht in Fäulniß gehen, und es legt die Nase an seinen Bauch, welches ihm zu statten kommt, um nicht zu viele Feuchtigkeit durch das Athemholen zu verlieren. Auf solche Weise hat jedes Thier seine eigne Bedürfnisse; und die Natur hat denen, die im Winter ihre Nahrung schwerlich würden finden können, solche Körper gegeben, die ein halbjähriges Schlafen bedürfen, worin sie weder zu essen noch zu trinken nöthig haben. Die Bären sind so vorsichtig, daß sie sich vor dem Winter so fett mästen, als ob sie auf ihre ganze Lebenszeit essen wollten. Sie gehen mit einer großen Last überflüssigen Talgs unter ihrem Pelze in die Winterquartiere, und zehren sich in ihrer Schlafzeit so ab, daß sie im Frühjahr, wenn sie wieder zum Vorschein kommen, nicht anders aussehen, als der Laquan Peter, wie ihn Jhro Gnaden seiner Mutter wieder zurück sandte. Es ist ein Glück für Menschen, die gern denken und arbeiten, daß wir keinen so langen Schlaf ausstehn müssen, sondern mit wenig Stunden zukommen können. Ich weiß zwar wol, was man von den Siebenschläfern, und von dem Cretenser Epimenides erzählt, der als ein Knabe in eine Höhle gegangen, darin eingeschlafen, und erst nach 47 oder 57 Jahren wieder aufgewacht seyn soll, und den der Apostel Paulus vielleicht im Sinne gehabt hat, als er die Creter Lügner, böse Thiere und saule Bäuche nannte. Allein, meine Leser werden auch wissen, wie viel man von diesen Histröchen glauben darf. Inzwischen ist man doch nicht befugt, sie für schlechterdings unmöglich zu halten; denn viele Leute, die alles wohl überlegt haben, finden die Sache an sich nicht ganz ungereimt. Boerhaave gesteht, daß er die Geschichte von den Siebenschläfern nicht glaube. Allein, sagt er, ich glaube doch, daß Leute ohne Speise und Trank lange Zeit leben können; denn wenn sie einmal recht in den Schlaf gekommen sind, verschließen sich die

die Schweißlöcher, und alsdann können sie lange leben, ehe sie die langsame und allmähliche Auszehrung aufweckt. Der unvergleichliche Herr v. Haller bemerkt hierben bedenklich an, daß gleichwol die Türken auch eine solche Fabel von langschläfrigen Riesen haben, und preiset die Gedanken des Herrn von Reaumur über diesen Aufschub der Ernährung und des Lebens. Es hat nämlich dieser große Naturforscher erwiesen, daß die Eier der Thiere und Insekten, wie auch die Raupenruppen, bloß durch die Kälte und Abhaltung aller Anreizungen, Tage und Jahre lang aufgehalten werden können, ehe sie sich entwickeln, und daß doch hierdurch der Lebenskraft nichts abgehe, indem die aus diesen Eiern und Puppen durch zugelassene Wärme ausgetrockneten Thiere eben so munter sind, und eben so lange leben, als sie ohne diese Verzögerung gethan haben würden. Der große Maupertuis bauete auf diese Gründe schon ein System, das Leben der Menschen zu verlängern; und wer weiß, ob diese Sache nicht noch endlich zu Stande kommt. Ich zweifle nicht daran, wofern es mit der Beobachtung seine Richtigkeit hat, die uns Herr Bouguer von einer seltsamen Art Schlangen in Peru mitgetheilt hat, die man an den Ast eines Baumes, oder in den Schornstein hängt, daß sie trocknet, und die nach 10 bis 12 Jahren wieder auferweckt werden kann, wenn man sie einige Tage in einem schlammigten Wasser liegen läßt, worauf die Sonne scheinen kann. Wir sind in dergleichen Materien so wenig erleuchtet, daß man es fast bernahse für eben so kühn halten kann, über dieses Hystörchen zu lachen, als es für wahr zu halten.

Jedoch, dem sey wie ihm wolle, so ist es gewiß, daß wir andern Leute, außer den Siebenschläfern und den Cretern, den Murmelthieren nicht nachzuahmen brauchen, sondern daß uns ein Schlaf von wenigen Stunden alle verlorne Kräfte ersetzt, und zu einem neuen Leben von 12 Stunden geschickt machen kann. Nachdem wir geschwind ablaufen, nachdem müssen wir öfter und länger aufgezo-gen werden. Die Strapazen, die heftigen Gemüthsarbeiten, die tiefen Meditationen, die Dauer der Zeit selbst schwächt unsere thierischen Kräfte, und verzehrt die Lebensgeister,

die uns zu allen Geschäften des Leibes und der Seele unentbehrlich sind. Ich könnte meinen Lesern erzählen, wie man sich in den medicinischen Schulen einbildet, daß dieses zugehe. Allein, wenn ich bedenke, daß sie am Ende eben so klug seyn würden, als am Anfange; so will ich sie verschonen, und ihnen lieber einige nützliche Regeln geben, wie sie sich des Schlags zu ihrer Gesundheit zu bedienen haben. So viel wissen sie, daß wir ohne Schlaf nicht leben können; daß wir darum schlafen, weil wir müde sind; daß wir neue Kräfte haben, wenn wir aufwachen, und daß hieraus zu schließen sey, die Absicht des Schlags bestehe bloß in der Sammlung neuer Kräfte. Eben dieß wissen wir Aerzte auch, und nichts mehr. Denn das Uebrige, was wir muthmaßen, ist nur darum gut, weil es uns der Schmach überhebt, zu sagen, daß wir unwissend sind.

Es ist zur Gesundheit nicht gleichgültig, wo man schläft. Die Schlafzimmer sind in den meisten Häusern diejenigen, die man zu allen andern Bequemlichkeiten unbrauchbar findet. Der gemeine Mann schläft bey uns in Löchern in den Wänden, und hat oft in seinem Schlafloche nicht so viel Raum noch Luft, als ein Kettenhund in seinem Hause. Viele Leute von Ansehen haben Schlafkammern, die so enge, dunkel und schmutzig sind, daß sie selbige Niemanden zeigen dürfen. Die Bornehmen selbst machen ihre Schlafzimmer oft zu Cloaken, worinnen faule und stinkende Dünste von mancherley Art verjähren. Dieses ist ein wichtiger Fehler in der Lebensordnung. Da man sich in Schlafzimmer gemeinlich den dritten Theil der Zeit von Tag und Nacht aufhält, so sollte man billig alle mögliche Vorsicht anwenden, damit man in einer so langen Zeit einer reinen Luft genießen möge, zu mal da es zur Nachtzeit nicht wohl möglich ist, dieselbe zu erneuern. Zu dem Ende sollte man nie in den Zimmern schlafen, die man am Tage bewohnet; sondern man sollte sich ein geräumiges und der Sonne entgegen liegendes Schlafzimmer wählen, das man am Tage öffnen könnte, um der Luft und Sonne den Eingang zu verschaffen, damit die des Nachts darunten verjammleren Dünste zerstreuet würden. Man sollte



sollte die durchgeschwitzten Betten oft ausklopfen und an die Sonne bringen, und die Nachtkleider am Tage von Luft und Sonne wohl austrocknen lassen. Diese Regeln sind nothwendig, wenn man sich vor den Wirkungen einer faulenden Luft sicher stellen will; und meine Leser haben schon oft vernommen, wie groß die Gefahren sind, welchen uns eine solche Luft aussetzt.

Die Nacht ist die beste Zeit zum Schlafe. Sie ist ruhiger als der Tag; und es ist uns besser, daß wir zu dieser Zeit in den Betten liegen, als daß wir auf sind, weil uns die Wärme der Betten vor den Nachtfrosten und der Feuchtigkeit beschützt. Es ist auch gut, daß wir vor Mitternacht schlafen gehen. Ein Sprichwort sagt, daß der Schlaf nach Mitternacht unruhig und ungesund sey, und es hat seine Richtigkeit. Wenn wir zu lange aufbleiben, so verschwenden wir zu viel von unsern Kräften. Dieses ist eine kleine Abzehrung, mit welcher sich alsobald gewisse fieberhafte Bewegungen im Blute vergesellschaften, die eine Art eines zehrenden Fiebers sind. Nun ist aber bekannt, daß die geringste Fieberhitze im Blute den Schlaf unruhig macht; und daher ist es nie rathsam, ihn bis nach Mitternacht zu verschieben. Hierzu kommt noch, daß die Beschäftigungen, welche man in der späten Nacht vornimmt, selten der Gesundheit zuträglich sind. Entweder man arbeitet im Sitzen, weil es bey Lichte geschehn muß; und zu einer so ungesunden Stellung des Leibes, als wie das Sitzen ist, währt der Tag schon lange genug, ohne daß man noch einen Theil der Nacht dazu widmen müßte; oder man studirt, und verzehrt also die thierischen Kräfte noch mehr, welche der Schlaf ersetzen und erneuern sollte, oder man schmauset, das ist, man ernährt die Maschine, und läßt den Menschen hungern. Denn in der That ist der Schlaf die Mahlzeit der thierischen Natur. Um deswillen kann ich auch das nächtliche Tanzen nicht loben, ob es gleich darinnen vor den übrigen Nachtgeschäften einen Vorzug hat, daß es die Ausdünstung unterhält, welche sonst die Nachtkälte leicht unterdrückt. So wie wir täglich besorgt seyn müssen, dem Triebe zu unsrer Ernährung durch Essen und Trinken ein

Gnüge zu thun, so sollten wir auch die thierische Natur durch den Schlaf speisen und erquickten, und sie nie über die Zeit fasten lassen.

Die große Hitze, strenge Arbeiten sowol des Leibes als des Gemüths, und starke Mahlzeiten machen zuweilen auch den Schlaf am Tage notwendig. Man hat oft darüber gestritten, ob der Schlaf nach der Mittagsmahlzeit dienlich sey? Wie kann dieses allezeit behaupten, wenn man nach der Mahlzeit eine große Müdigkeit und Neigung zum Schlafe empfindet? Boerhaave war ehemals der Meinung, daß der Nachmittags- oder Nachtschlaf schädlich wäre, und daß die Salernitanische Schule Recht hätte, ihn zu verbieten, und dagegen die Leibesübungen nach den Mahlzeiten anzupreisen. Als er aber bedachte, daß alle Thiere nach ihrer Sättigung zur Ruhe eilen, und daß zur Verdauung der Speisen sowol viel Lebensgeister, als auch eine freye und ungezwungene Bewegung des Unterleibes erfordert werden, zu welchen beiden Absichten die Leibesübungen nicht dienlich ist; so änderte er seine Meinung, und priort vielmehr, mit dem Hippocrates, Galen, und andern berühmten Aerzten, die Leibesbewegung vor Tische, und, mit dem Felix Plater, den Nachmittagschlaf. Dieser letztgenannte berühmte Arzt wohnte einstmals einer Versammlung von Aerzten bei, worinn diese Frage untersucht werden sollte. Jedermann verdammt den Nachmittagschlaf; nur er allein stand auf und sagte: Ich bin jetzt 70 Jahr alt; ich habe allemal nach Tische geschlafen, und bin niemals krank gewesen! Wer konnte wol wider ein solches Argument etwas aufbringen?

Es ist eine große Frage, wie lange man schlafen soll? Ein allzu langer Schlaf ist eine Ueberladung, und ein allzu kurzer, oder ein Fasten der thierischen Natur. Der beste Schlaf muß nicht länger dauern, als bis man eben davon gefättigt ist. Diese Sättigung richtet sich nach hundert verschiedenen Umständen. Ein muntres Temperament bedarf keinen so langen Schlaf, als ein phlegmatisches; und man hört oft Leute klagen, daß sie des Nachts nicht schlafen können, die doch am Tage ganz munter und gesund sind, und die es bloß damit versehen, daß sie zu zeitig zu Bette gehen, und zu langem

rinnen verweilen. Sie legen sich um 10 Uhr des Abends  
 zu Bett, und erwachen um 3 oder 4 Uhr wieder. Weil sie  
 glauben, daß ein guter Schlaf die ganze Nacht hindurch  
 dauern müßte; so nennen sie das eine Schlaflosigkeit, was  
 doch bloß Munterkeit ist. Sie bedürfen keines längern  
 Schlafes. Ihre Kräfte sind in wenig Schlafstunden ersetzt;  
 so daß dann sollten sie nur aufstehn, und arbeiten, und der  
 Sonne zuvorkommen. Eben so ist es mit den Müßiggän-  
 gern, die weder mit dem Haupte, noch mit den Gliedern  
 arbeiten. Für sie wäre es besser, daß die Tage zweymal  
 kürzer wären, oder daß sie unter Tag und Nacht keinen Un-  
 terschied machten. Sie sollten sich nur schlafen legen, wenn  
 sie schläfrig werden, und, so bald sie erwachten, wieder auf-  
 stehen, und etwas vornehmen. Ich kenne einen Menschen,  
 der sich durch dieses Mittel von seinen schlaflosen Nächten be-  
 freiet hat. Er stand auf so bald er erwachte, ob es gleich  
 Mitternacht war. Er arbeitete eine Stunde, oder so lange,  
 bis er wieder schläfrig wurde, und alsdann legte er sich wieder  
 zu Ruhe, und schlief bis an den Morgen. In kurzer Zeit  
 konnte er die ganze Nacht durch schlafen, zumal da er am  
 Tage die Leibesübungen zu Hülfe nahm. Sanctorius hat  
 bemerkt, daß ein Mensch, der etwa 8 bis 10 Stunden  
 schläft, in den ersten 5 Stunden wenig ausdünstet. In den  
 nächsten 3 Stunden vermehrt sich die Ausdünstung, und er  
 wird sowol dem Gewichte, als der Empfindung nach leichter.  
 Wenn der Schlaf länger dauert, so vermindert sich die Aus-  
 dünstung wieder. Die Bewegung des Blutes wird immer  
 langsamer. Man empfindet Schauer vom Froste, und die  
 Glieder werden schwer. Anstatt neuer Kräfte bemerkt man  
 eine Müdigkeit, die uns immer schläfriger macht, und wider-  
 welche Sanctorius die Leibesübungen und heftige Leidenschaf-  
 ten anpreist. Wenn man diese nicht zu Hülfe nimmt, so läuft  
 man Gefahr, das Schicksal eines Doctors der Arzeneikunst  
 zu erleben, dessen Boerhaave gedenkt. Er glaubte, daß es  
 mehr gesund und dienlich wäre, viel zu schlafen; daher legte  
 er sich an einem stillen und dunkeln Orte zur Ruhe, und schlief  
 einige Tage. Als man ihn erweckte, war er schon viel uns-  
 wissen-

wissender, als zuvor. Allein, da er sich dem Schlafe von neuem übergab, so erwachte er endlich als ein ganz alberner Mensch. Schaarschmidt hat bemerkt, daß ein zu langer Schlaf auch die Deffnung des Leibes verzögere, und in Unordnung bringe. Man hat sich also vor einem allzu langen Schlafe zu hüten. Denn was die Regel betrifft, daß man nicht zu wenig schlafen soll, so zwingt uns mehrentheils die Natur selbst dazu, sie zu beobachten. Man muß diesen Trieben nicht hartnäckig widerstehn, weil man sonst Gefahr laufen würde, verrückt zu werden. Durch dieses Mittel werden die Falken verrückt gemacht, wenn man sie abrichten will. Man hindert sie eine Zeitlang an allem Schlafe, und dieses setzt sie in eine solche Verwirrung, daß sie ihre Lehrmeister zu allem bringen können, was sie von ihnen haben wollen.

Es kommt auch auf die Lage des Körpers im Schlafe etwas an. Der Kopf muß nicht hintenüber hängen. Die Brust und der Unterleib müssen ihre freye Bewegung behalten. Daher ist es gut, die Brusttücher und alle Schlafkleider entweder weit machen zu lassen, oder sie des Nachts aufzuknöpfen. Man muß den Leib überall gleich warm zudecken, und kein Glied in eine solche Lage bringen, woben die Muskeln wirken müssen. Wer mit gefaltuen Händen einschläft, der findet beim Erwachen, daß die Finger taub sind, und kein Gefühl haben. Wer die Füße anstemmet, oder über einander legt, der bekommt entweder den Krampf, oder sie schlafen ihm ein. Es ist undienlich, sitzend auf Stühlen zu schlafen. Denn wenn man die Füße hängen läßt, so sind sie des Morgens wassersüchtig; und legt man sie vor sich auf Stühle, so ist der Unterleib in der Enge. Es wird behauptet, man müsse des Abends auf der rechten Seite liegen, damit die Bewegung des Herzens freyer werde. Es ist am vernünftigsten, sich hierinn nach seinen Empfindungen zu richten, und nach deren Maafgebung die Lage zu verändern. Wenn man so liegt, daß das Tageslicht, oder auch das Nachtlcht auf die Augen fallen kann; so hat man am Tage ein Brennen und eine trockene Hitze in den Augen, und sie entzündet sich öfters. Wenn man auf einer Seite vom Zug-

minde

unde im Bette getroffen werden kann; so empfindet man ein  
 öfteres Reizen in dieser Seite und am Haupte. Wenn der  
 Kopf nicht genug bedeckt ist, oder der Wind unter das Bett  
 kommen, und einen besondern Theil erkälten kann, so erfolgt  
 unfehlbar ein Schnupfen, Husten und andre Flüsse.

Jedermann will gern wissen, wodurch er den Schlaf be-  
 fördern kann; denn es ist nichts verdrießlicher, als müde seyn,  
 und auf den Schlaf warten. Das wahre Mittel ist die Er-  
 müdung durch Leibes- und Gemüthsarbeit, und die ist nicht  
 das Loos der Großen, sondern der Sklaven und Niedrigen  
 auf Erden.

Es schleicht der echte Schlaf den Federpsühl vorbei,  
 Ist falschen Städtern falsch, und treuen Bauern treu,  
 Und kehrt in Dörfer ein, wo des Gewissens Enge  
 Den Handschlag sicher macht, als alles Rechts Gepränge;  
 Wo noch des Landmanns Mund, nach Art der alten Welt  
 Frucht, Molken, Käse und Schmalz für Hauptgerichte hält,  
 Und, wann sich mit der Nacht die sichere Stille paaret,  
 Die Ruhe gähmend hascht, und schnarchend best verwahret.  
 Man lieget, wenn noch ist das Sprichwort gelten soll,  
 Auf guten Betten hart, auf harten Betten wohl;  
 Und die Erfahrung kann durch manches Beispiel zeigen:  
 Der Schlaf, der güldne Schlaf, sey nicht den Reichsten eigen;  
 Der Arbeit süßer Lohn, die so viel Gutes schafft,  
 Der Schlaf, des Todes Bild, und doch des Lebens Kraft.

von Sagedorn.

Außerdem aber giebt es auch noch andre Mittel, welche den  
 Schlaf befördern, davon man jedoch die meisten nur darum  
 wissen muß, um sie nicht zu gebrauchen. Die fetten Leute  
 sind fast durchgängig zu einem drückenden Schlafe geneigt,  
 nicht mehr eine Drohung des Schlagflusses, als eine Stär-  
 kung des thierischen Lebens, genannt zu werden verdient. Der  
 alte Tyrann von Heracláa, Dionysius, hatte einen so festen  
 und betäubenden Schlaf, daß man ihn mit Nadeln, die man  
 ihm durchs Fett stieß, aufwecken mußte. Zuletzt bemächtigt  
 sich der Schlagfluß solcher Träumer;

Und wie bisher ihr Schlaf des Todes Bild gewesen,  
 So wird auch einst ihr Tod dem Schlummer ähnlich seyn.

Das

Das allzu lange Wachen ist ebenfalls ein Mittel zur Beförderung einer unnatürlichen Schlafsucht. Wenn die Soldaten bei Belagerungen viele Nächte schlaflos hingebracht haben, so sind sie so unempfindlich, daß sie auf den Batterien zwischen dem Donner der Kanonen und Bomben einschlafen. Gewisse Leute, welche man auf eine tyrannische Weise viele Wochen lang vom Schlafe abgehalten, sind nach der siebenten Woche so unempfindlich geworden, daß sie unter allen Prügeln fortgeschlafen haben, ohne sich davon aufwecken zu lassen. Die bekannten schlafmachenden Arzneymittel verursachen zwar Schlaf. Allein, er ist so unruhig und unnatürlich, daß man ihn vielmehr eine Krankheit, als einen guten Schlaf, nennen kann. Außer dem Opium und den daraus zubereiteten Mitteln, gehören auch hieher verschiedene Gewächse, deren Gebrauch man vermeiden muß, z. E. die Arten des Bilsentkrauts, der Nachtschatten, u. s. w. In Italien giebt es eine Art von Lactuken, nach deren Genusse man in einen tödtlichen Schlaf fällt. In Indien giebt es ein Kraut, das Dutroa, auf den maldivischen Inseln aber Moetel heißt, und das eine runde, grüne, fleckigte Frucht, als eine Nispel, trägt, die voller kleiner Körner ist. Wenn eine Frau mit ihrem Liebhaber ungestört lustig seyn will, so läßt sie diese Frucht in der Suppe oder in dem Getränke des Mannes weichen, und ihn davon trinken. Nach einer halben Stunde wird er albern, singt und lacht, macht Possen, sieht nichts, was man thut, ist sich auch seiner selbst nicht bewußt. In diesem Zustande bleibt er 5 bis 6 Stunden. Alsdann schläft er ein, und mehnt hernach, er habe beständig geschlafen. Man kann leicht denken, daß sich die Männer dieses Mittels auch bey dem Frauenzimmer bedienen werden. Pyrrard sagt, daß bey seinem Aufenthalte zu Goa viele Jungfern auf diese Art zu Müttern geworden wären, ohne daß sie gewußt hätten, wie es zugegangen. Die wilde Salben (Hornium) macht diejenigen schlafzig, die sich lange in der Gegend anhalten, wo sie häufig wächst; und es ist eine bekannte Sache, daß man davon dumm wird, wenn man an einem Orte schläft, wo Bohnen blühen, oder in einem Zimmer, wo Lilien stehen.

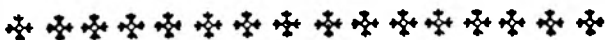
Ueber:

Ueberhaupt ist es schädlich, an einem Orte zu schlafen, wo scharfruchende Dünste die Luft erfüllen. Sie benebeln das Haupt, greifen die Geruchsnerven an, und verursachen Kopfschmerzen und Schwindel.

Bei dieser Gelegenheit muß ich meine Leser noch vor dreien Dingen warnen, welche nicht in ihr Schlafzimmer gehören. Das eine ist der Kohlendampf. Er macht schläfrig und Dumm, und beunruhigt den unerquicklichen Schlaf. Aus diesem Grunde ist die Gewohnheit tadelhaft, die Betten mit glühenden Kohlen auswärmen zu lassen, wozu die Flaschen mit heißem Wasser viel besser sind. Das andre ist die Feuchtigkeit im Schlafzimmer; und das dritte der Dampf vom geheizten Ofen. Sildanus hat Beispiele von einem tödtlichen Schlafe, welcher sowohl von der Feuchtigkeit im Schlafzimmer, als auch von dem Dampfe eines neuen geheizten Ofens erfolgt ist. Darum ist es so nöthig, die Schlafzimmer der Sonne gegen über, und nicht in den untersten Stockwerken des Hauses anzulegen. Flüsse am Haupte und der Verlust des Gehörs sind gemeine Zufälle derer, die in feuchten und dunnstigen Kammern schlafen. Was die Ofen an betrifft, so sollte man billig allezeit in ungeheizten Zimmern schlafen, und sich lieber durch warme Betten und Kleidung im Winter vor der Kälte schützen. Der Nutzen ist zuverlässig und bekannt.

Unter den sichersten und unschädlichsten Mitteln, welche den Schlaf befördern, kann ich den Wein und den Rauchsack, jedoch beyde nur in mäßigem Gebrauche, loben. Ein kleiner Grad des Rausches macht noch einer kurzen Ermunterung schläfrig, und der Sackrauch umnebelt die Empfindungen. Diese Mittel und die Arbeitsamkeit sind hinlänglich, einen gesunden Schlaf hervorzubringen; nur muß man dabey zugleich alles vermeiden, was ihn unruhig machen kann. Dierzu gehören die starken Abendmahlzeiten, und die dadurch verursachte Ueberladung des Magens. Denn Sanctorius hat wohl angemerkt, daß nichts den Schlaf öfter störe, als verdorbne Speisen. Ich will indessen hiermit das Abendessen gesunden Leuten, die es gewohnt sind, nicht ganz widerathen;

rathen; denn man findet, daß auch das Fasten den Schlaf hindre. Es ist eine üble Gewohnheit mancher Leute, daß sie des Abends vor Schlafengehen noch Thee und Caffee trinken, oder eine Menge dünnes Getränke genießen. Alles dieses verhindert den Schlaf, und ist Leuten, die ihn herben nöthigen müssen, zu ihrer Absicht hinderlich. Sie sollten eine Pfeife Taback rauchen, und dabey einen matten Poeten lesen.



## Fünf und dreyßigstes Stück.



von Haller.

Begierd und Hunger würzt, was Einfalt zubereitet.

Das vornehme Frauenzimmer, welches mir neulich einen Brief unter dem Namen Martha Köchinn, eins reichen lassen, wird mir erlauben, daß ich den Inhalt desselben hieher setze, weil sich meine heutigen Betrachtungen lediglich darauf beziehen.

Mein Herr,

Sie sind in Ihrem 29sten Blatte unschlüssig, ob Sie das Fleisch essen erlauben wollen, oder nicht. Endlich aber hat Sie doch der Bewegungsgrund zu einem Entschlusse gebracht, der aus Ihrem Munde ein wenig interessirt klingt: weil die Speisen der Thiere Arzneykraft haben, und weil man gewissermaßen Curen damit anstellen kann. Konnten Sie die thierischen Speisen aus keinem andern Grunde loben, als weil sie Medicin sind? Ich dachte, Sie hielten nichts vom Mediciniren gesunder Leute. Was ist das für eine traurige Stellung, die ein Arzt in der Welt hat, wenn er die Güter des Lebens alle nur aus dem Gesichtspunkte betrachtet, wie sie Schmerz erregen, oder die Saure dämpfen, oder wie sie dem Schwindsichtigen zur Ernährung, und dem Gesunden zur Vollblütigkeit dienen!



Ist dies nicht beynahе der Gesichtepunkt, in welchen Brodes die Arzte gestellt hat?

Ein Arzte beschaut den Kreis der Welt als ein Spital;  
Ihn kränkt der Menschen Wohl, er lebt von ihrer Quaal,  
Und wünscht, ob seine Kunst gleich zu was Höherm führet,  
Daß nur die Welt durch ihn brav schwiget und purgiret.

Wenn Sie Lust gehabt hätten, die thierischen Speisen ohne eigenes Interesse zu loben; so hätten Sie nur nicht so stichtig über ein andres Argument hinweggehen dürfen, wobey Sie Gelegenheit gehabt hätten, dem Frauenzimmer eine Lobrede zu halten. Sie sagen, daß sich rohes Fleisch freulich nicht gut zur menschlichen Nahrung swicket. Allein, fahren Sie fort, eben um deswillen kochen, kochen, braten und zerschneiden wir das Fleisch, welches wir genießen wollen, damit es zu einer viel mildern und unschuldigern Speise umgeschaffen werde. Erlauben Sie mir, Herr Arzte, alles dies: thun Sie nicht; sondern das thun wir. Lassen Sie dem Frauenzimmer auch ein wenig Ehre; und wenn ich Sie bitten darf, so denken Sie diese Materie noch einmal durch, und erfreuen Sie uns mit einer Abhandlung, deren Schluß darauf hinausläuft, daß die thierischen Speisen hauptsächlich darum gesund und erlaubt sind, weil sie das Frauenzimmer unbeschreiblich viel Mühe giebt, sie durch die Kochkunst von allen ihren schädlichen Eigenschaften zu befreien. Wenden Sie nichts ein, und verderben Sie es nicht mit uns; ich rathe es Ihnen. Wosfern Sie selbst eine Frau haben, so wird Sie diese Warnung schon genau schrecken. Haben Sie aber noch keine, so unterwerfen Sie sich bald; sonst sollen Sie nimmers mehr eine bekommen. Ich bin

Ihre

ergebene

Martha Köchinn.

Ich bin noch uneinig in meinem Gemütbe, ob das letzte, was mir Frau Martha Köchinn sagt, eine Drohung oder ein Trost sey. Es sey aber, was es wolle, so will ich mich freywillig bequemen, die Kochkunst zu loben. Es ist wahr, daß rohes Fleisch kein gutes Essen sey, und daß es durch so mancher Zubereitung eine edle Speise werde. Es ist wahr, daß man eine Speise nicht darum loben kann, weil sie Arzney ist; wahr, daß sie deshalb doch eine Arzney seyn kann; wahr, daß sie mehrentheils das Frauenzimmer zubereitet; wahr, daß es

Der Arzte II. Th. Berth. Haag.      Hh      auch

auch Köche genug giebt; wahr, daß viele die Zubereitung der Speisen schlecht verstehen; und wahr, daß es nützlich seyn wird, wenn sie aus den Absichten der verschiedenen Zubereitungen sie besser machen lernen.

Diesem allen ungeachtet muß man aber doch wissen, daß thierische Speisen schon von der Natur selbst gewissermaßen zum Genuße vorbereitet werden können, ehe sie in die Küche kommen; und da ich doch einmal unparteyisch gegen meine eigene Kunst seyn soll, so muß ich auch die Viehzucht nicht über der Kochkunst vergessen. Sagen nicht immer die Köchinnen zum Schlachter: Bringt mir gutes Fleisch, oder ihr sollt es wieder mitnehmen! und zu den Gästen: Ich kann nicht dafür, wenn das Fleisch nicht mürbe ist; man kann es nie so bekommen, wie man es haben will. Wenn das Fleisch an sich nicht gut ist, so kann ich nichts Gutes daraus zubereiten! Wenn dem also ist, so ist die Zubereitung des Fleisches in der Küche nicht die, woben man den Anfang machen muß, wenn man die Mittel erzählen soll, wodurch rohes Fleisch, welches an sich so schädlich ist, in eine gesunde, leichtverdauliche, nahrhafte und angenehme Speise verwandelt werden kann. Die erste Zubereitung, von der ich zu reden habe, gehört zur Viehzucht; die andre zur Küche, und dann ist noch eine, die aus dem Gewürzschrank kommt.

Eine allgemeine Eigenschaft aller zum Schlachten tüchtigen Thiere ist die, daß sie gesunde Säfte haben müssen. Hierzu kann die Köchin nichts beitragen; denn es kommt hier alles darauf an, wie das Thier auferzogen und ernährt worden ist. Thiere, die auf sumpfigten, morastigen und unreinen Wiesen weiden, können zwar feist genug werden, und einen Ueberfluß an Säften haben. Allein, ihre Säfte besitzen schädliche Eigenschaften, welche diejenigen ungesund machen, die ihr Fleisch genießen. Es ist aus der Erfahrung bekannt, daß die Milch und die Butter von solchen Kühen, die stinkendes Wasser trinken, einen sehr übeln Geschmack habe; und was kann man wol hieraus anders schließen, als daß das Wasser seine Fäulniß behalte, wenn es sich mit dem Blute der Thiere vermischt? Diese unreinen Säfte  
schlecht

schlecht erzogener Thiere sind die Nahrungsmittel, die wir aus ihrem Fleische erhalten, wenn wir sie genießen; und wir haben also wenigstens eben so viel Ursache, sie zu verabscheuen und zu vermeiden, als wenn wir einer Amme, die krank ist, und unreine Säfte hat, verbieten, unsre Kinder an ihre Brust zu legen. In Absicht der Gesundheit verdienen also diejenigen Thiere einen Vorzug vor andern, die auf bergigten Dörfern, wo gutes Wasser, heitre Luft und ein freyer Strich der Winde ist, erzogen worden sind, und viel Bewegung gehabt haben. Die Ruhe ist den Thieren eben so schädlich, als den Menschen. Sie mästet sie mit übeln, rohen und unausgearbeiteten Säften, die keine gute Nahrung geben. Um desswillen ist vergleichungsweise das Fleisch der im Stalle gefütterten Thiere nicht so gesund, als derer, die sich im freyen Felde aufhalten. Man kann es am Unterschiede der Milch und Butter der Thiere im Winter, wenn sie in Ställen stehen, und im Frühjahre und Sommer, wenn sie in den Wiesen gehen, abnehmen, wie ihre Lebensart ihre Säfte verändert. Je reiner die Nahrungsmittel sind, welche das Vieh genießt, desto besser schickt es sich zur Kost für Menschen. Thiere, die mit Korn gefüttert werden, geben allezeit gesunde Suppen, als die von unreifen Gewächsen leben müssen. Ihre Säfte nehmen sogar Arzneykräfte an, wenn sie Gewürze und Arzneykräuter genießen. Die Arzte machen sich dieser Erfahrung bey den Milchcuren der Kranken zu Nuße; es ist aber hier nur von dem Wohlgeschmacke und der Gesundheit der Speisen die Rede. Man hält die bayonnischen Schinken für schöner, weil die Schweine in den Castanienwäldern weiden. Norden sagt, daß die Nilgänse nach Ingber schmecken, weil sie eine am Nilufer wachsende Wurzel fressen, die dem Ingber ähnlich ist. Thiere, die mit Milch und weißem Brodte gemästet werden, haben einen angenehmeren Geschmack, als andre. Warum ist das Fleisch der zahmen Schweine so viel unreiner und schädlicher, als das Fleisch der wilden? Welcher Roth ist jenen wol zu unrein, daß sie ihn nicht verschlingen sollten? und welche Trägheit ist wol der ihrigen zu vergleichen? Ein wildes Schwein ist von viel edlerer Art,

und ein Frischling ist ein *Petitmaitre* unter den Schweinen. Diese Thiere leben bloß von Eicheln. Sie durchstreichen den weiten Wald, und sind immer geschäftig, um ihre Säfte in eine dichtere und bessere Mischung zu bringen.

Nach den verschiedenen Absichten, welche man bey den Speisen hat, muß man auch die Wahl unter den Thieren treffen. Will man ein mürbes Fleisch genießen, so muß man kein büffelndes, kein altes, kein weibliches Vieh, das gemolken wird, dazu aussuchen. Dergleichen Fleisch ist schlaff und zähe. Es rebellirt unter den Zähnen, und wird von allen Vätern und Müttern verwünscht, die keine Zähne mehr haben. Janges Wild und Gefögél sind zu mürben Speisen am brauchbarsten. Kommt es aber nur darauf an, nahrhafte Suppen zu kochen; so kann man altes Vieh dazu nehmen, und dann muß man das ausgekochte Fleisch für nichts rechnen. Da indessen dergleichen Suppen öfters zu stark sind, so bedient man sich zu einer milden Nahrung auch des Fleisches junger Thiere, besonders der Käiber und Hühner. Die Liebhaber fetter Speisen, welche zugleich nahrhaft und wohlschmeckend sind, haben ein grausames, aber wirksames Mittel erfunden, um zu verhindern, daß die Thiere ihre guten Säfte nicht zu sehr verschwenden, sondern bey sich behalten müssen. Sie entmannen die armen Creaturen, wenn sie noch jung sind; und wer unsre gemästeten Kapaunen und Tulls castrirte Karpen kennt, der wird wissen, was dieses Mittel für gute Wirkung habe.

Ich kann mich nicht dazu verstehen, die Regeln der Viehzucht ausführlicher zu beschreiben, da diese Regierungskunst nur einen entfernten Zusammenhang mit der Arzneywissenschaft hat. Man wird mir also erlauben, daß ich den Stall verlasse, und in die Küche gehe, um die Zubereitung der thierischen Speisen weiter zu verfolgen.

Es ist eine üble Gewohnheit, daß in manchen Küchen das Fleisch so lange aufbehalten wird, bis es ein wenig zu verderben und zu faulen anfängt, weil man sich einbildet, daß es alsdann verdaulicher wäre. Es ist in der That wahr, daß ganz frisch geschlachtetes Fleisch eine eigene Fähigkeit behält, welche

welche es weder durchs Kochen, noch Braten verliert; und in dieser Absicht ist es rathsam, es ein- oder zweymal 24 Stunden, nachdem die Witterung warm ist, aufzubewahren. Ich weiß nicht aus der Erfahrung, ob man im Nothfalle frischgeschlachtetes Federvieh durch den Kunstgriff eben so mürbe machen könne, als ob es ein paar Tage gelegen hätte, wenn man es sogleich einige Stunden in frische Erde gräbt. Die Köchinnen werden so gültig seyn, es zu versuchen, und mir ihre Erfahrungen mitzutheilen. So viel ist gewiß, daß dieses Mittel weit unschädlicher sey, als wenn man das Wild und einige Arten der Vögel bis zur angehenden Fäulniß liegen läßt. Denn obgleich ihr Fleisch dadurch mürber wird, so verderbt doch der flüchtige laugenhafte Dunst, welchen die Fäulniß erzeugt, den Milchsaft, der in unserm Magen aus den Speisen ausgearbeitet wird, und kann also niemanden, als etwa solchen Leuten dienlich seyn, die einen Ueberfluß von Säure in ihren Säften haben. Das starke Klopfen des Fleisches kann in den meisten Fällen hinreichend seyn, um es mürber zu machen, ohne daß man zu einem so ekelhaften Mittel, als die Fäulniß ist, seine Zuflucht nehmen dürfte.

Unter den Küchenoperationen verdient das Kochen, als die gewöhnlichste, wol den Vorrang. Das kochende Wasser löset die nahrhaften Säfte des Fleisches auf, und vermischt sich aufs innigste mit denselben. Dieses mit der Kraftbrühe des Fleisches gesättigte Wasser heißt die Brühe, oder Fleischsuppe. Der fettigte Theil des Fleisches wird durch das Kochen zwar erweicht und flüßig gemacht; aber er vereinigt sich nicht mit dem Wasser, sondern schwimmt, als ein flüßiges Del, oben auf der Suppe. Der flüchtige laugenhafte Dunst des Fleisches, oder das, was die französischen Köche fumet nennen, dampft bey dem gewöhnlichen Kochen in nicht sehr verschlossenen Töpfen mehrentheils davon, und von den Klebrichten, gallertartigen Theilen des Fleisches vereinigt sich nur bey starkem Kochen ein Theil mit dem Wasser; dahingegen der andre zwischen den Fäserchen des Fleisches zurückbleibt. Da nun, nebst den besten Fleischfäserchen selbst, alle Bestandtheile des Fleisches zu einer von diesen vier Arten gehören,

hören, nämlich entweder zur eigentlichen nahrhaften Brühe, die sich mit dem Wasser vereinigt, oder zum Fette, oder zur Gallert, oder zum flüchtigen Dunste, (fumet,) so wird man leicht begreifen, daß das Kochen eine solche Operation sey, vermöge welcher man die nahrhaften thierischen Säfte, mit Zurücklassung der übrigen, aus dem Fleische absondert.

Wenn man dieses bedenkt, so lassen sich die Regeln der medicinischen Kochkunst leicht finden. Es muß alles darauf abzielen, daß man den nahrhaften Theil der Säfte des Thiers ins Wasser locke, und mit demselben vermische. Je nahrhafter eine Suppe von Fleische seyn soll, in desto weniger Wasser muß seine Brühe aufgelöst werden. Je nahrhafter aber die Brühe wird, desto unschmackhafter und unnützer wird das Fleisch selbst, indem man ihm alle seine nahrhaften Theile entzieht. Will man die Suppen nicht zu stark haben, so kocht man das Fleisch weniger, und in mehr Wasser, und alsdann bleibt dasselbe genießbarer und kräftiger. Allein, es wird nicht so weich, als das, was stärker gekocht ist. So kochen die Engländer. Ihr Fleisch ist nahrhafter, als ihre Suppen; aber es ist auch dagegen zäher, und ihre Suppen sind schlechtes Wasser. Die Köchinnen müssen ungefähr die Proportion des Wassers zu einer Brühe, nach Verhältniß der Größe und der Nahrhaftigkeit des Fleisches, wissen. Ich kann ihnen hier nur so viel sagen, daß allzu vieles Wasser die Brühen schwächt, weil sich eben der Nahrungsstoff in viel mehrern Wasser zertheilt. Weil durch die Gewalt der Hitze beym Kochen viele nahrhafte Theile mit verfliegen, so ist es allezeit besser, die Kochtöpfe wohl zuzudecken, als sie offen stehen zu lassen, oder einen Deckel aufzulegen, der sich nicht paßt.

Das Braten setzt die wässerichten Säfte des Fleisches vermöge der Hitze in Bewegung, und löset die Brühe auf. Es erweicht die harten Fäserchen; und diese werden hierdurch geschickter gemacht, ihre nahrhaften Theile desto besser gehen zu lassen. Es ist also eine Operation, vermöge welcher man die nahrhafte Brühe des Fleisches zwar ebenfalls, wie beym Kochen, auflöst, aber sie nicht mit Wasser vermischt, sondern

deren sie vielmehr durch die allmähliche Erweichung der Fäserchen zwingt, zwischen denselben im Fleische zurückzubleiben. Die wässerichten Theile des Fleisches und sein flüchtiger Dunst gehen beim offenen Braten davon. Ein Braten in einem verschlossenen Gefäße behält die wässerichten Dünste bey sich, und giebt eine weniger kräftige Brühe. Allein, der Kenner unterscheidet ihn leicht, weil er einen Geschmack, wie gekochtes Fleisch, hat. Ein Braten beim offenen Feuer, er mag am Spieße stecken, oder in einer offenen Pfanne beim freyen Kohlfener zubereitet werden, ist dem Geschmack angenehmer, und verliert nur wenig von seiner Nahrhaftigkeit, wosfern es nur die Köchin nicht versieht. Wenn man zu starke Hitze giebt, oder das Fleisch zu lange braten läßt; so werden auch seine nahrhaften Theile fortgetrieben und ausgetrocknet, und man behält ein Gerippe von trocknen Fäserchen übrig, das man zur Hungercur gebrauchen kann. Ein guter Braten muß so saftig seyn, daß er von gut ausgekochter Brühe stroket, und daß sich dieselbe, wenn man aus dem dicken Fleische einen Keil ausschneidet, in der Höhle schnell sammlet, und einen kleinen Becher voll nahrhafter Brühe darstellt. Auch hier verdienen die Engländer Lob, weil sie ihr Fleisch ungemein wenig und saftig braten. Ein großes und dickes Stück Fleisch kann nie gut gebraten werden, wenn es nicht in der Mitte noch ein wenig roh ist; denn, um es in der Mitte völlig gahr zu braten, dazu wird ein Grad der Hitze erfordert, der es nothwendig in seinem Umfange austrocknet.

Außer dem Kochen und Braten hat man noch eine Küchenoperation, die sehr geizig aussieht, und die ist das Dämpfen des Fleisches. Es ist ein Kochen in bestverschlossenen Gefäßen, welche man mit Teige verklebt, damit nichts von den Dünsten des Fleisches entrirennen könne. Diese Dünste werden von der Hitze geängstigt, daß sie selbst ins Fleisch wirken, seine Fäserchen erweichen, und sie durchbringen müssen; daher auch das Fleisch durchs Dämpfen ungemein weich und entkräftet wird. Die Gewalt der Hitze und der Dünste in einem verschlossenen Gefäße ist so groß, daß man sogar Knochen auf

diese Weise weich kochen kann; wie die Versuche mit der papir-  
niansischen Maschine erweisen. Man kann also leicht erachten,  
wie man dem Fleische zusehe, wenn man es dämpft. Ein gros-  
ser Theil seines Fettes, alle Brühe, der Dunst und die meiste  
Gallert wird mit Gewalt aufgelöst, aus dem Fleische heraus-  
getrieben, und in die kräftige Brühe gemischt, da unterdessen  
das Fleisch mehrentheils so zerlockt und ausgemergelt ist, daß  
man nichts, als die trocknen Fäserchen davon, in der Brühe  
übrig behält. Man darf nicht glauben, daß deshalb die Brü-  
he von gedämpften Fleische viel nahrhafter wäre, als eine an-  
dere gut gekochte Fleischbrühe. Die Gallert, welche sie kleb-  
richt macht, das Fett, welches darinn fließt, und der seine  
flüchtige Dunst, der sie schwächer macht, alle diese Dinge  
thun weniger zur Ernährung des menschlichen Körpers, als man  
sich einbildet. Ich werde dieses beweisen, wenn ich von einem je-  
den Bestandtheile des Fleisches künftig insbesondere handle.

Diese drey Küchenoperationen begreifen das Wesentliche  
der Kochkunst des Fleisches in sich. Ich weiß wohl, was die  
Köchinnen sagen werden. Haben wir nicht das alles schon  
zuvor gewußt, daß man das Fleisch nicht zu stark, noch zu  
schwach kochen und braten muß? Was hat uns denn der Arzt  
Neues zu sagen? Nichts. Ich habe ihnen nur sagen wollen,  
warum sie dieses alles so machen müssen, und es wird ihnen  
in vielen Fällen nützlich seyn, dieses zu wissen. Wenn je-  
mand von ihnen eine Brühe verlangt, die sich für einen gene-  
senden Kranken schickt; so werden sie nun wissen, daß unter  
Kochen und Dämpfen ihre Wahl aufs Kochen fallen muß,  
weil die gedämpfte Fleischbrühe zu viel fremde Theile, die  
nichts zur Nahrhaftigkeit beitragen, in sich enthält, und wo-  
mit man einen noch schwachen Magen gern verschont. Ver-  
langt ein Patient von ihnen eine Speise, die vorhält, und  
den Magen befriedigt, ohne zu stark zu nähren; so geben sie  
ihm einen Braten, der ein wenig trocken ausgebraten ist.  
Wollen sie jemanden mit wenig Kost stark nähren; so machen  
sie einen englischen Braten zurecht, und drücken die Brühe  
mit dem Löffel aus den eingeschnittenen Höhlen, u. s. w. Kurz,  
durch



durch das, was ich vom Kochen, Braten und Dämpfen gesagt habe, gedenke ich die scharfsinnigen Köchinnen in den Stand zu setzen, daß sie selbst nachdenken und ausgrübeln können, auf welche Weise sie die Speisen, nach Nothdurft der Umstände, und nach Beschaffenheit der Gesundheit, des Temperaments, des Alters und der Krankheiten der Personen und Familien, die sie zu speisen haben, zubereiten müssen. Wenn ich ihnen gleich für alle mögliche Fälle Vorschriften ertheilte, so würden sie dieselben doch bald vergessen. Wenn ich ihnen aber begreiflich mache, was sie durch ihre Künste aus dem Fleische gewinnen; so haben sie die Gründe, woraus sie in allen Fällen selbst urtheilen können.

Eben diesen Zweck hoffe ich durch einige Anmerkungen von den Gewürzen an thierischen Speisen zu erhalten, welche ich, meinem Versprechen gemäß, noch mittheilen will.

Unter den Gewürzen verdient das Küchensalz den ersten Rang. Sein Gebrauch ist allgemein, und seine Tugenden rechtfertigen ihn. Es ist ein Mittelsalz, welches den Schleim auflöst, das Blut flüßig erhält, den Urin treibt, und, wenn es häufig genossen wird, purgirt. Wenn es mit den Speisen vermischt wird, so löst es, wie der Salpeter, die zähen und schleimichten Theile derselben auf, und macht sie zur Verdauung geschickter. Man muß es also bey solchem Fleische stark gebrauchen, das viel schleimichte und gallertartige Säfte hat; nicht aber bey dem, worinn die suppichten Theile die Oberhand haben. Daher peckelt man die Schweinsfüße, die voller Gallerte sind, häufig ein, und aus eben dem Grunde räuchert man das meiste von diesem schleimvollen Thiere. Das Räuchern erfordert das Einsalzen, weil das Küchensalz geschickt ist, das Fleisch vor der Fäulniß zu bewahren. Sals hat ihm indessen zuviel zugetraut, wenn er geglaubt hat, es würde dasselbe ein Thier länger vor der Fäulniß schützen, wenn man ihm alsobald bey seinem Tode die Salzaake in alle seine Adern einspritzte: Denn der Erfolg hat gelehrt, daß dieses Mittel die Fäulniß nur eine kurze Zeitlang abhält, und daß man es hernach doch noch in Stücken zerhauen, und wie gewöhnlich einpeckeln muß. Der Rauch verhindert nicht allein,

vermöge seiner Salze, die Fäulniß des Fleisches ebenfalls, sondern er hält auch die Insekten davon ab, und giebt dem Fleische einen flüchtigen gewürzhaften Geschmack. Wenn man gute Zähne daran zu wenden hat, um geräuchertes Fleisch wohl zu kauen, weil es der Rauch zusammenzieht, und die Fäserchen verhärtet; so enthält es Salze genug, welche es im Magen auflösen und verdauen helfen.

Man muß aber auch wissen, daß der allzu häufige Gebrauch des Salzes im Fleische schädlich sey; denn es macht nicht nur die Fäserchen unsers Körpers steif, sondern es erzeugt auch in unsern Säften eine scorbutische Schärfe. Wenn sich ein Zunder trockner, zehrender Hitze, nämlich eine laugenhafte Schärfe, in unsern Säften entzündet hat; so macht das viele Salz das Blut noch flüßiger, und vermehrt so Durst als Hitze. Wie könnte ich, bey so bewandten Umständen, wol unsre Landesgewohnheit loben, nach welcher wir uns den ganzen Winter über mit geräuchertem und mit Pechelfleische speisen lassen?

Der Eßig ist ein andres Mittel, das Fleisch vor der Fäulniß zu schützen, und es scheint in dieser Absicht noch kräftiger zu seyn, als das Küchensalz. Ich will ihn den Köchinnen anpreisen: und wenn sie recht nach der Gesundheit kochen wollen, so liefern sie im Winter wenigstens wechselsweise ein Stück geräuchertes oder Pechelfleisch, und ein Stück in Eßig gebeiztes Fleisch auf die Tafel.

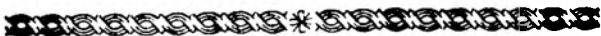
Der Zucker, welcher so häufig an Speisen gebraucht, und doch stets mit Verdacht genossen wird, ist ein Mittelsalz von sehr unschuldigen Eigenschaften. Ich weiß wohl, daß man ihm Schuld giebt, daß er Säure mache; daß er schleime; daß er Blähungen erzeuge, und die Zähne verderbe. Allein, ich weiß auch, daß ihn Hoffmann als ein Mittel wider die Säure angepriesen hat; daß er, als ein Mittelsalz, den Schleim auflöse, daß er den Zähnen keinen Schaden zufüge, wie die Mandeln und das Confect zu thun pflegen, und daß er die Verdauung befördere, und in so ferne ein Mittel wider die Blähungen genannt werden könne. Denn

es ist bekannt, daß man dem Landmanne mit einem Stückchen Zucker alle Mühe verderben kann, wenn er buttern will. Der Zucker hindert also die Milch, sich zu scheiden. Weil nun durch die Verdauung aus den Speisen ein Milchsaft zubereitet wird, der unsern Körper ernährt; so muß nothwendig der Zucker die Verfertigung des Milchsaftes befördern, und die Verdauung erleichtern. Das Confect ist aller der Untugenden schuldig, die man dem Zucker mit Unrecht beymißt. Es wird im Magen zu einem zähen Schleime. Es verursacht durch seine Gährung Säure und Blähungen, und legt sich best an die Zähne an. (S. das 158. Stück.)

Die eigentlichen Gewürze stärken den Magen, und hindern die Erzeugung des Schleims. Allein, sie sind hitzig, und erregen das Blut. Man muß sie daher mit Unterscheidung in der Küche gebrauchen. Sie sind bey wässerichten und kühlenden Speisen dienlich, und um deswillen speist man Melonen mit Zucker und Pfeffer, Gurkensallat mit Pfeffer, und Schinken mit Salz und Gewürz. Sie dienen auch bey zähen schleimichten Speisen, aber nicht bey weichen, wo sie Hitze machen. Auch das Wild erfordert keine hitzige Gewürze, weil sie die subtile laugenhafte Schärfe dieses Fleisches vermehren und flüchtiger machen.

Ich sehe vorher, daß ich in der Zukunft genöthigt seyn werde, von den verschiedenen Arten der Gewürze insbesondre ausführlich zu handeln; und um deswillen schränke ich mich ißt ganz enge ein, und verlasse eine Materie, die ich sonst weitläufig hätte ausführen können. Es läßt sich nicht alles auf einmal sagen. Allein, ich werde dieses Blatt zum Grunde meiner künftigen Abhandlungen legen; und darum wird es mir angenehm seyn, wenn es meine ökonomische Leserinnen ihrer Aufmerksamkeit würdigen wollen. Man kann gut zu kochen und zu braten wissen; und es sollte mir leid seyn, wenn das Frauenzimmer diese Künste nicht besser verstünde, als ich. Allein, man weiß die Gründe und Absichten solcher Operationen selten, die man nur handwerksmäßig erlernt hat. Ich bin überzeugt, daß das beste Mittel, alle Künste

Künste vollkommener zu machen, darinn bestehen würde, den Künstlern eine philosophische Einsicht von ihren Arbeiten bezubringen.



## Sechs und dreyßigstes Stück.



von Haller.

Der Mensch, vor dessen Wort sich soll die Erde bücken,  
Ist ein Zusammenhang von lauter Meisterstücken.  
In ihm vereinet sich der Körper Kunst und Pracht.

Die Schöpfung des ersten Menschen, die uns in der heiligen Schrift beschrieben wird, kann den Ärzten den allervollkommensten Begriff von der menschlichen Natur geben. Das, was wir überhaupt die Natur eines Dinges nennen, ist der Inbegriff aller seiner wesentlichen Theile, und der Zusammenhang seiner Kräfte. Die Theile, woraus ein Körper besteht, die Art ihrer Zusammensetzung, und die Kräfte, wozu ihn diese Zusammensetzung geschickt macht, machen zusammen genommen seine Natur aus; und wenn wir also von der Natur des menschlichen Körpers einen richtigen Begriff erlangen wollen, so müssen wir uns den Stoff, woraus unser Leib gebauet ist, die Art seiner Zusammensetzung und den Inbegriff seiner Kräfte im Ganzen vorstellen.

Die Erde, welche der Schöpfer erwählte, um den Körper Adams zu bilden, stellet uns den ersten Urstoff des menschlichen Leibes vor. Es war eine rohe und verworrene Masse, aus welcher diejenige Maschine aufbauet werden mußte, welche nachher lebendig gemacht werden sollte. Man unterscheidet also bey der Bildung des ersten Menschen drey wesentliche Operationen, deren immer eine die andre voraussetzt, zuerst die Mischung der rohen Masse, hernach die Bildung

nung der Maschine aus derselben, und endlich die Belebung dieser Maschine.

Wenn man sich vom Urstoffe, oder von der ersten Masse des menschlichen Körpers einen richtigen Begriff machen will; so muß man eine Erdichtung zu Hülfe nehmen. Man stelle sich einen Menschen vor, welchen die Kraft eines Elements, das wir nicht kennen, augenblicklich in einen Klumpen zusammen schmelzte, so daß die ganze künstliche Maschine, aufgelöst, zerginge, ohne doch etwas von ihren wesentlichen Theilen zu verlieren. Wenn durch eine solche Kraft der menschliche Körper eben so, wie eine künstliche Maschine von Wachs bey einem gelinden Feuer, zerflösse, so würde die übrige Masse seinen rohen Urstoff darstellen. Die Aerzte haben durch vielfältige Nachforschungen entdeckt, was dieser Stoff in sich enthalten würde. Unser Leib enthält im natürlichen Zustande ohngefähr viermal mehr flüssige, als feste Theile. Bende bestehen aus einerley ursprünglicher Materie, aus Erde, Wasser, Del und Salzen, welche in einer gewissen Proportion mit einander vermischt sind. Aus dieser Masse sind alle unsre Säfte, alle unsre festen Theile, die schlafftesten Drüsen und die härtesten Knochen gebildet.

Gesetzt, daß diese Masse, in der Proportion, wie sie wirklich beym Menschen angetroffen wird, verworren durch einander gemischt wäre; so würde sie die allgemeinen Eigenschaften aller solcher physikalischen Körper oder Materien besitzen. Sie würde sich mit einer ihr eignen Schwere bemühen, nieder zu sinken. Die Erde, welche zwischen viermal so viel flüssigen Theilen hinge, würde eine Bemühung anwenden, zu Boden zu fallen. Das Delichte von dieser Masse würde sich absondern, und auf dem Wasser schwimmen. Das Wässerichte würde die Salze auflösen, und sich damit sättigen. Eine jede dieser Materien würde alle Kräfte der Schwere, des Zusammenhängens, der Auflösung und Absonderung auf eben die Weise äußern, wie es dergleichen Erde, Wasser, Del, u. s. w. thun würden, die von ganz anderm Ursprunge wären, als die aus der Masse des menschlichen Körpers.

Ich habe oben gesagt, daß der Inbegriff der Bestandtheile und der Kräfte eines Körpers seine Natur ausmache. Da nun die Masse des menschlichen Körpers ihre eignen Bestandtheile in einer gewissen proportionirten Vermischung, und die allgemeinen physikalischen Kräfte aller so vermischten Körper besitzt; so muß man den Inbegriff und Zusammenhang aller ursprünglichen Materien, weraus der Stoff unsers Körpers zusammen gesetzt, und aller der physikalischen Kräfte, wodurch er so vieler Abänderungen und Zusammensetzungen fähig ist, die Natur seines Urstoffes nennen. Weil der menschliche Körper, dieser Natur nach, von allen andern Körpern nicht wesentlich verschieden ist, diese Eigenschaften der Körper aber, zur Naturlehre oder Physik gehören; so läßt sich diese Natur mit Recht die physische nennen.

Es ist einem Künstler nicht gleich viel, aus was für Materie er seine Maschinen verfertigen soll. Es liesse sich eben so wenig aus Wachs eine Schlaguhr, als aus Metall eine Pflanze heraus bringen; und solchergestalt ist es unstreitig, daß die physische Natur einer Maschine einen großen Einfluß auf ihre Struktur und ihre mechanischen Kräfte, das ist, auf ihre mechanische Natur, habe. Die Elasticität des Stahls, die er schon als ein bloß physikalischer Körper besitzt, ertheilt der Feder das Vermögen, alle Räder einer Uhr in Bewegung zu setzen, und auf dieser physischen Kraft beruht der ganze Mechanismus der Maschine. Wie viel Einfluß hat nicht die Stärke, die Feuchtigkeit, die Elasticität des Holzes in den Mechanismen hölzerner Maschinen, und wie sehr beruht nicht die Dauerhaftigkeit eines steinernen Gebäudes auf der Härte der Steine und auf der Güte des Mörtels? Man darf also keineswegs glauben, daß man ohne die Erkenntniß der physischen Natur unsers Körpers einen gründlichen Begriff von der Natur und den Eigenschaften dieser künstlichen Maschine erlangen könne. Unstre Knochen würden nicht die Festigkeit und Härte, unser Fleisch würde nicht die weiche Geschmeidigkeit, unser Blut würde weder die eigenthümliche Mischung, noch den reichen Vorrath der Materie zu so viel andern abgefonderten Säften haben, als alle diese Theile

unstre

manrer Maschine wirklich besitzen; folglich würde auch diese ganze künstliche Maschine nicht haben hervorgebracht werden können, wenn nicht der Urstoff derselben so, wie er wirklich ist, ausgesucht worden, und mit allen Eigenschaften versehen gewesen wäre, die ihn zu so mannichfaltigen Ausbildungen geschickt machen.

Dieser erste Stoff des Menschen war, wie ich gesagt habe, roter Erdenklos, aus welchem die Hand der Allmacht bey der Schöpfung einen menschlichen Leib bildete. Sie griff in diesen Teig, und erbaute daraus das Meisterstück der Schöpfung. Diese zwote Operation gab ihm eine neue Natur, und verwandelte den rohen Klumpen in eine Maschine. So wie bey der Schöpfung des Erdbodens das Trockne vom Nassen gethieden, jedes Element an seine Stelle gewiesen, dort ein Haupte heraus gesucht, vom Ganzen abgetrennt, und in eine neue Verbindung gesetzt, dort ein andrer getrennt, zerstreuet, zertheilt, und zu andern Zwecken gewidmet wurde; so arbeitete die Hand des Allmächtigen bey der Bildung des menschlichen Körpers. Sie baute aus der Erde die besten Theile. Sie verband dieselben durch einen bindenden Leim, den sie aus der flüssigen Masse zog, hier so stark, daß spröde, unbiegsame Gebeine, dort schlaffer, daß Muskeln, biegsame Adern, elastische Röhren und weiche Drüsen daraus entstundnen, so wie es der Plan des künstlichen Gebäudes erforderte, was aus dieser verworrenen Masse formirt werden sollte. So entstand die Maschine, welche durch ihren neuen Bau, durch ihre wundervolle Struktur neue Kräfte erhielt, wozu die rohe Materie an sich schlechterdings unfähig war. Die Knochen konnten das neue Gebäude unterstützen und befestigen. Die Muskeln und Sehnen konnten es mannichfaltig bewegen. Das Herz konnte das Flüssige durch die angelegten Kanäle im ganzen Körper herum treiben. Die Drüsen und Absonderungsgefäße konnten aus diesem ihnen zugeführten Flüssigen andre Säfte absondern und ausarbeiten, und sie zur Nothwendigkeit und Nahrung aller Theile des Körpers geschickt machen. Kurz, durch diese Struktur erhielt die vorhin rohe Masse alle die großen Vermögen, Fähigkeiten und Kräfte, deren Oekonomie

nomie ich meinen Lesern in meinem sechsten Stücke beschrieben habe. Nunmehr war der Klumpen zur Maschine geworden; und diese ihre Struktur, nebst dem Inbegriffe der neuen Kräfte, die sie dadurch erhalten hatte, gaben ihr eine neue Natur, welche die mechanische genennt werden kann.

Adam war gebaut; allein, er war eine todtte Maschine, eine künstliche Statue, oder zum höchsten eine Art von Pflanzen, ohne Seele und ohne Gedanken. Um ihn zum Range der Thiere zu erheben, dazu ward der Hauch des Allmächtigen, die *particula auræ divinæ*, der Funke, welcher gedachte, erfordert. Die ganze Maschine war dazu eingerichtet, den Einflüssen eines denkenden Wesens zu Gebote zu stehen, und von der Kraft des Gefühls durchdrungen zu werden. Der Gedanke und die Empfindungen sollten es seyn, die dieses Uhrwerk, statt der Feder, in Gang brächten; und so geschickt ihr Mechanismus war, alle diese Bewegungen zu bewerkstelligen, so sollte doch nur die lebendige Kraft, welche die große Welt gedachte, die kleine regen. Es ist den Menschen ein ewiges Geheimniß.

Wie Denken erst begann; wie Wesen fremder Art  
Der Seele Werkzeug sind.

Ich habe in meinem achtzehnten Stücke erwähnt, daß der Gedanke, vermöge der Lebensgeister, unser Inwendiges durchzuwandeln scheint. Allein, wir kennen weder die Natur dieser fremden Wesen, noch die Art und Weise, wie die denkende Kraft durch sie wirkt. Inzwischen habe ich in eben demselben Blatte die neuen Kräfte beschrieben, deren die Maschine durch diese Verbindung mit der denkenden Kraft theilhaftig gemacht worden ist. Man hat daselbst gesehen, wie die Vorstellungen unsre Bewegungen bestimmen, und wie weit die Gesetze, wornach sich unser Körper bewegt, von den mechanischen Gesetzen einer gemeinen künstlichen, und einer todtten natürlichen Pflanzen-Maschine verschieden sind. Der Inbegriff dieser neuen Kräfte bestimmt die thierische Natur, zu welcher uns das Wort des Allmächtigen erhöhet.

Mensch! fühle zitternd noch die selige Minute,  
Da dies gewalt'ge Wort auf deinem Staube ruhte,



Und der Empfindung Kraft in deine Nerven goß!  
 Besetzt vom Hauch aus Gott, der segnend in dich floß,  
 Fühlst du ein heilig Feuer in deinem Blute brennen,  
 Und lernest Gott in dir, und dich in Gott erkennen.

Nunmehr werden meine Leser einsehen, daß die Natur des menschlichen Körpers, überhaupt betrachtet, eigentlich ein Inbegriff seiner physischen, mechanischen und thierischen Natur sey, wovon immer die letztere die vorhergehende voraussetzt. Ich habe ihnen die Gesetze der beyden letztern im sechsten und achtzehnten Stücke meiner Blätter beschrieben, weil ihnen die Wissenschaft dieser Gesetze unentbehrlicher ist, als derer von der physischen Natur, die sich zu weit in der allgemeinen Naturlehre verlieren. Ist ist meine Absicht, ihnen den menschlichen Körper im Ganzen zu zeigen; und ich hoffe, daß es ein jeder edler Leser für ein Vergnügen halten werde, sich selbst kennen zu lernen, ob es gleich eine ernsthafte Beschäftigung ist. Diejenigen unter meinen Lesern, die einen ernsthaften Vortrag verabscheuen, und das Nachdenken fliehen, werden sich nicht beschweren, daß ich ihnen dergleichen trockne Blätter zu oft liefere; und die übrigen werden mich deshalb nicht loben. Ich muß es in dieser Verlegenheit wie ein gewisser Prediger machen, und bey dem Beschlusse eines jeden solchen Stücks sagen: Dies sey genug für euch, die ihr in den großen Stühlen sitzt. Künftig will ich mit euch, dort auf den Bänken, auch reden.

Die Fortdauer der Natur eines Dinges wird sein Leben genannt. Das Ende der Natur aber ist sein Tod. Solchergestalt ist der menschliche Körper eines dreyfachen Lebens und eines dreyfachen Todes fähig. Weil die Kräfte der letztern Naturen die erstern voraussetzen, so begriff das thierische Leben die Fortdauer der thierischen, mechanischen und physischen Natur in sich. Es ist wahr, daß jede dieser Naturen großen Abbruch leiden kann, ohne daß deshalb das thierische Leben aufhören müßte. Die thierische Natur selbst kann vieles verlieren, ohne unterzugehen. Man kann die Sinne des Gesichtes, des Gehörs, des Geruchs und des Geschmacks gänzlich verlieren. Es können gewisse Gifte unfer

Der Arzt II. Th. Berth. Ausg. Ji Gw

Gefühl bergefalt verdunkeln, daß wir fast nichts mehr zu empfinden scheinen; wovon ich im achtzehnten Stück ein Beispiel erzählt habe. Wir können den Gebrauch des Verstandes, des Gedächtnisses, den Will, die Beurtheilungskraft, das Vermögen, uns willkürlich zu bewegen, merklich verlieren, ohne zu sterben. Bozmann erzählt in seiner Beschreibung von Guinea, daß er einen Mann gesehen, und in demselben Zustande verlassen habe, welcher von den Priestern der großen Schlange, die ihn haßten, ein Gift bekommen, wovon er den Gebrauch der Sprache, und die Kraft, seine Glieder willkürlich zu bewegen, schlechterdings verloren hatte. In der mechanischen Natur können die greulichsten Verwundungen zugleich vorgehen, ohne das thierische Leben aufzuheben. Man kann einem Frosche das Herz ausschneiden, ohne daß er zu springen und zu schwimmen aufhören sollte. Bartholin erzählt sogar von einem Menschen, daß er, nachdem ihm das Herz ausgerissen worden, noch gelebt und gebetet habe. Man hat viele Beispiele, daß große Theile des Gehirns verloren gegangen, oder versteinert, oder verfault gewesen sind, ohne daß dadurch die Gemüths und Lebenskräfte gänzlich vernichtet worden wären. So hat z. E. Herr Eller im 8ten Theile der Berlinischen Memoires von einem zwölfjährigen Knaben erzählt, daß ihm ein Windmühlenflügel den Hirnschädel eingedrückt, vieles Gehirn heraus gerissen, und ein Stück des Schädelknochens unter das Stirnbein gestoßen habe, und daß dennoch der Knabe völlig geheilt worden, und an allen Gemüthskräften unverletzt geblieben sey. Man findet daselbst noch mehr Beispiele von untödtlichen Verletzungen des Gehirns. Der Maltheserritter Colbert, welcher in der Schlacht bey Valcour eine Wunde von einem Steine bekam, der ihm das linke Auge ausschlug, und sogar den ganzen Boden der Augenscheibe in das Gehirn hineingetrieben hatte, behielt bis den siebenten Tag, da er starb, seinen völligen Verstand und eine erstaunliche Gelassenheit des Geistes, verriethete alle, sowohl bloß mechanische, als willkürliche Handlungen mit eben der Fertigkeit, als vor der Verwundung, und gleichwol fand man doch nach seinem Tode den Hirnschädel

zerschligt, das Gehirn mit einem Breie, welcher verdorbenes Gehirn war, und mit vielen Knochensplittern angefüllt, und die ganze Substanz desselben, bis an das kleine Gehirn, durch und durch zerstoßen und verdorben, ja sogar den vordern Theil des Sattels des Keilbeins gänzlich zertrümmert. Daniel Hoffmann erzählt von einem Knaben, daß ihm ein Dachziegel den Kopf fast ganz zerschmettert habe, und ein Theil des Gehirns heraus gespritzt sey, und daß er gleichwol ohne den geringsten Verlust, weder seiner Leibes noch Gemüthskräfte geheilt worden; und Herr Queenay hat aus vielen Beobachtungen erwiesen, daß das Gehirn zu gar mancherley chirurgischen Operationen fähig sey, welche den Kranken oft das Leben retten können. Röderer fand bey einem alten Manne, der an einem hitzigen Fieber gestorben, das Gehirn mit einer eiterigten Materie bedeckt, die sich zwischen die zwey untern dünnen Hirnhäute ergossen hatte. Gleichwol waren die Seelenkräfte unverfehrt geblieben. Bey einem Menschen zeigte sich von einer geringen Zerquetschung am Kopfbeine ein Krebskade. Er erstreckte sich endlich auf das Gehirn, und täglich kamen einige Stücke davon heraus, ohne daß sich eine Aenderung des Verstandes zeigte. Vier Tage vor dem Tode verlor er erst die Sprache. Sein Gehirn fand man ganzlich vernichtet und verzehrt. Nur etwas weniges von einer schwarzen und faulen Materie konnte man auf dem Grunde der Hirnschale bemerken. Man hat auch verschiedene Beispiele von Ochsen, die so fett, muthig und stark gewesen sind, wie man es vom besten Ochsen erwarten kann, und bey deren Hinrichtung man doch im Kopfe anstatt des Gehirns einen großen Kieselstein gefunden hat; ohne daß eine Spur von gesundem Gehirne zu finden gewesen wäre. Redi hat einer Schildkröte das Gehirn ausgeschnitten, und sie hat doch noch ein halbes Jahr gelebt. Wenn diesen Thieren der Kopf abgeschnitten wird, so bewegen sie sich zwar nicht mehr; allein, ihr Herz fährt fort, zu schlagen, und sie leben und fühlen, dieses Verlustes unachtet. Die Eidechsen, die Tauben, Hühner und andre Thiere lassen sich den Kopf abschneiden, und ihr Herz fährt fort, sich zu bewegen; ja, sie laufen sogar noch

eine ziemliche Zeitlang fort. Soll ich noch mehr sagen, was eben so gewiß als ungläublich ist? Boyle und Redi haben Fliegen, Schmetterlingen und andern Insekten von beyden Geschlechtern die Köpfe abgeschnitten, und sie haben sich nichts desto weniger noch begattet und Eyer gelegt. Die physische Natur selbst kann eine erstaunliche Zerstörung leiden. Alle Säfte eines Thiers können im Grunde verdorben, alle fleischigte Theile von scorbutischer Schärfe zernagt, ganze Eingeweide verfault, und eine Menge Sehnen, Drüsen, Häute und Gefäße zerfressen und verwüstet seyn, ohne daß deshalb das thierische Leben alsobald aufhören müßte. Nichts desto weniger aber muß doch von allen Naturen das Wesentliche übrig bleiben, wosern nicht alsobald das thierische Leben untergehen soll. In allen den vorigen Beyspielen muß nicht allein einige Empfindlichkeit, der Mechanismus der Lebenstheile, und eine solche Mischung des Urstoffs übrig gewesen seyn, als zur Fortdauer des thierischen Lebens erfordert wird, sondern es muß auch der wesentliche Zusammenhang dieser drey Naturen keine Unterbrechung gelitten haben. Daher können unendlich kleinere Ursachen, die aber besser treffen, das thierische Leben fast in einem Augenblick, und ohne erheblich scheinende Verletzung der mechanischen und physischen Natur, aufheben. Eine plötzliche Freude, die das Herz in seiner Bewegung hemmt, tödtet fast augenblicklich. Ein Löffel voll Blut oder Wasser, das im Gehirne austritt, endigt das thierische Leben zuweilen plöglich, wie viel hundert anderer solcher Ursachen zu geschweigen.

Das Ende des thierischen Lebens ist der thierische Tod; und diesen nennt man im gemeinen Leben den Tod schlechthin. Er besteht in dem Verluste der thierischen Kräfte; das ist, er erfolgt, wenn die Sinnlichkeit und die denkende Kraft in unserm Körper zu wirken aufhört. Natürlicher Weise nehmen diese Kräfte schon im hohen Alter nach und nach und immer merklicher ab, je weiter das Alter heranrückt. Man nennt um deßwillen das hohe Alter einen langsamen Tod, und Casar konnte in dieser Absicht einen gewissen alten und schwachen Soldaten, der ihn um die Erlaubniß bat, sich selbst umzubringen,

bringen, mit völligem Rechte fragen, ob er sich einbildete, daß er lebe? Denn welchen Grad des Lebens kann wol ein abgelebter Greis übrig haben, über dessen steife und schwache Gelenke eine ohnmächtige Seele gebietet, bey der die Kraft zu denken zwischen den Sorgen der Nahrung entschläft? Diese Kraft befeelt unsre Nerven, und die Nerven beleben diethierische Maschine. Um deswillen hören auch im thierischen Tode die mechanischen Bewegungen der Maschine auf, oder, welches eben so viel ist, im thierischen Tode geht ein Theil des mechanischen Lebens mit zu Grunde. Ich sage ein Theil; denn die mechanische Natur unsers Körpers begreift nicht bloß die mechanischen Kräfte der Maschine, sondern auch die Struktur aller einzelnen Maschinen und des ganzen Körpers zugleich in sich. Diese letztre kann aber nach dem thierischen Tode noch fortdauern, und dieses geschieht gemeinglich bey Leuten, die eines natürlichen Todes sterben. Die Fortdauer ihres Leichnams und seiner Theile ist ein Ueberrest des mechanischen Lebens. Inzwischen giebt es auch Fälle, wo das thierische und mechanische Leben zugleich geendigt wird; z. E. wenn ein Barbar seinen Gefangenen lebendig in Stücken zerhauet, oder noch besser, wenn man zu Krafsuppen die Krebse lebendig zu Bren stößt. Einen solchen Tod stand der Mensch aus, der zu Venedig in eine Lauge aus ungelöschtem Kalk mit einem feuerfesten Salze hineinstürzte, und der alsobald zerfressen war, daß man das bloße Gerippe von ihm wieder heraus zog.

Das mechanische Leben kann nach dem thierischen Tode nie ganz fortdauern, wie ich eben gesagt habe. Inzwischen ist noch das, was davon übrig bleiben kann, nämlich die Struktur der Maschine, ungeachtet des Verlusts der bewegenden Kräfte, noch einer langen Dauer fähig. Da dieses übriggebliebene Leben ein wirklicher Theil des ganzen menschlichen Lebens ist, so kann man hieraus den Grund der Hochachtung beweisen, welche fast alle Völker den Leichnamen ihrer Verstorbenen erzeigen, daß sie dieselben z. E. mit Gepränge zur Schau stellen, beeraben oder verbrennen; daß die Aegypter sie mit östlichen Spezereien einbalsamirten, und daß sie diejenigen

die Todte Leicdiaten, für unehrlich hielten. Um deswillen ist die vom Ruysch zu so großer Vollkommenheit gebrachte Kunst, die Adern der Leichname mit gewissen flüssigen Materien auszusprühen, und hierdurch die Theile des Körpers in so fait lebendiger Schönheit darzustellen und zu erhalten, so vorzüglich, daß man von ihr mit weit mehrern Rechte, als von allen andern Künsten der Balsamirer, Wachspoufirer, Maler und Bildhauer, das sagen kann, was SOLAZ nur vom Todten lehrern sagte:

Per quæ spiritus & vita redit bonis  
Post mortem ducibus.

Nur ist ein einziger betrübter Umstand dabey, den Ruysch nicht hinwegräumen konnte, und den kein menschlicher Wisheit heben wird.

Quid si threicio blandius Orpheo  
Auditam moderere arboribus fidem,  
Non vanæ redeat sanguis imagini,

Quam virga semel horrida  
Non lenis precibus fata recludere!  
Nigro compulerit Mercurius gregi!

Der Tod der nach dem thierischen Tode übriggebliebenen mechanischen Natur erfolgt ordentlicher Weise durch die Verwesung. Diese löst nach und nach die Struktur der Maschinen auf, und zerstöhrt die weichsten Drüsen und die härtesten Gebeine. Die Natur verhütet zuweilen diesen zweenen Tod der Menschen durch Mittel, die wir ihr noch nicht haben abzulernen können. Man hat erst kürzlich in England Leichname von 80 Jahren ganz frisch und unverwest gefunden. In der Dome zu Bremen ist ein Gewölbe, worinn die benachbarten Leichen ohne alle Spuren der Verwesung, in ihrer völligen Gestalt, blos vertrocknet und hart erhalten worden sind. Dr. Uffenbach und Hanway haben sie gesehen, und wenn es wahr ist, was der letztere erzählt, daß die Prediger am Dom keine Leiche mehr hier benachbarten lassen wollen, weil es in dem Bibel heiße, daß der Mensch wieder zur Erde werden soll: so ist dieser Umstand merkwürdiger, als die Sache selbst,

von der man viel mehrere Beispiele hat. Herr Sueslin hat in einem Begräbniße in der zürchischen Herrschaft Sar den Leichnam eines Freyherrn von Sar gefunden, welcher im Jahre 1596 von seinem Bruder umgebracht worden war. Er war ganz unverweset, und sahe einem alten abgelebten Körper gleich, der nichts mehr, als Haut und Beine, an sich hat. Weil Sarg und Kleider vermodert waren, so lag der bloße Leichnam da. Das Gesicht war ganz kennlich. Die Augen waren verschlossen. Die Wunde, welche er über den linken Schlas mit einem Hiebe bekommen hatte, war ganz wohl zu unterscheiden. Die Haut oder Wunde war mit einer schoßenen Blute gezeichnet. Zu Warberg, unweit Nidwilerstadt, steht man drey todte Körper in einem Gewölbe, welche daselbst schon seit 1694 geruhet haben, und deren Glieder und Kleider von aller Verwesung frey geblieben sind. Der Leichnam des einen Mannes zeigt sich in seiner corpulenz in Völligkeit; und obwol aus dem geöffneten Munde sich Anfangs eine Gährung aus dem Magen über den Sterbekittel verpflanzet, wie die Spuren zeigen, so ist doch das Leinenzeug und der Körper selbst vom Moder unversehrt. Ein Kind ist am Munde Merkmakke einer angefangenen Fäulniß, zu sehen, da es im Julio gestorben; aber im Gewölbe hat sie nicht weiter um sich gegriffen, und man sieht die Zähne, die Zunge, das ganze Gesicht, die Füße und die Bekleidung noch völlig unverweset. Man könnte eine Menge solcher Beispiele anführen. Allein, sie würden mich ißt zu weit von meiner Absicht entfernen.

Das physische Leben dauert eben so, wie ein Theil des menschlichen, noch nach dem thierischen Tode eine Zeitlang fort. Obgleich, da es auch nach dem Verluste der menschlichen Gestalt in ungewissenmaßen noch fortdauern kann, so betrachtet man es gemeinlich kaum als einen Ueberrest des ganzen menschlichen Lebens. Gleichwol hat es doch einen so großen Zusammenhang selbst mit dem thierischen und mechanischen Leben, daß es oft ein bloßer Ueberrest von diesem allein hinreißend ist, jene, die schon im Fliehen sind, und keine Spur mehr von sich zurückgelassen haben, wieder herbeizurufen.

Empfindung, Bewegung, Puls, Athemholen, Wärme, alles kann verschwunden seyn, und viele Tage gänzlich aufgehört haben. So lang sich das Zeichen des physischen Todes, die Fäulniß, nicht zeigt, kann man nie sicher seyn, daß man nicht lebendige Menschen begrabe. Ich werde hiervon zu anderer Zeit eine Menge trauriger Beispiele erzählen, welche mehrentheils hätten verhütet werden können. Denn die Natur steigt gewöhnlichermaßen nicht in der Ordnung vom thierischen Tode zum mechanischen, und von diesem zum physischen herab, sondern es fängt sich ordentlich schon wenige Stunden nach dem thierischen Tode die Fäulniß der Säfte an, welche zum physischen Tode gehört, und aller Hoffnung ein Ende macht. Diese Fäulniß zernagt allmählig die festen Theile, und zerstört die Maschinen, so daß der physische Tod das noch übrige mechanische Leben mit in sich verwickelt. Eben um deswillen unterscheidet man diese beyde letztern Grade des Todes durch keine besondere Namen, sondern man nennet sie überhaupt die Verwesung. In der That aber sind sie völlig verschieden. Die Vernichtung der Maschine zieht nicht nothwendig der Vermoderung und Zerstäubung der Masse des menschlichen Körpers nach sich. Ein Narr, der im Mörser zerstoßen wäre, würde doch am Boden die völlige Masse zu einem Narren zurücklassen. Hingegen zieht der physische Tod den mechanischen nothwendig nach sich. Er besteht in der völligen Trennung und Zerstreung aller Bestandtheile des menschlichen Körpers.

Der Moder wird erst durch die Säfte schleichen;  
 Ihr feinsten Theil wird ein Geruch der Leichen;  
 Ihr größter Theil gähret auf, kämpft und zerfällt,  
 Raagt feindschaftlich am Fleisch, das ihn enthält,  
 Und löst gemach Fleisch, Adern, Sehnen, Häute  
 Und Knochen auf, zu junger Würmer Beute.  
 Nach kurzem Kampf der sterbenden Natur  
 Zerfällt der Bau der schönen Wunderuhr.  
 Die Elemente treten aus dem Bunde.  
 Das Meisterstück der Schöpfung geht zu Grunde.

Weil nun die Aufhebung der Struktur auch den thierischen Tod nothwendig verursacht, so begreift der physische Tod die völlige



völlige Vernichtung des menschlichen Körpers in sich. Diesen Tod starb Johann Zuf, als er lebendig verbrannt wurde. Er ist der höchste Grad des Todes; und wer ihn stirbt, der stirbt, wie die Studenten rufen: Drey mal tief!

Ich brauche nicht zu erinnern, daß die Natur bey unsrer Erzeugung eben so wenig von einem Grade des Lebens zum andern aufsteige, als sie bey unsrer Vernichtung rückwärts von einem Grade des Todes zum andern herabsteigt. Der einzige Adam ist, nach der Beschreibung Moses, auf diese Weise entstanden, und nach ihm niemand wieder. Gott nahm eine Erde, welche die Eigenschaften unstreitig besitzen mußte, die zur Bildung eines menschlichen Körpers erfordert wurden. Er baute daraus eine Maschine, die des menschlichen Lebens fähig war. Als Adam diese beyden Grade des Lebens empfangen hatte, so belebte ihm der Allmächtige durch den Hauch seines Odems, und die besetzte Maschine fing an zu empfinden und zu denken.

Nach ihm ist das menschliche Geschlecht auf eine ganz andere Weise forgepflanzt worden. In den allerersten Keimen des Menschen, wenn er im Mutterleibe noch einen bloßen Punkt vorstellet, ist schon die Anlage zum ganzen thierischen Leben zu finden. Man siehet einen hüpfenden Punkt, welcher das Herz vorstellet, und also ist schon ein Theil der Maschine selbst vorhanden, die durch den Einfluß der denkenden Kraft der Mutter belebt wird. Nachdem die ganze Maschine so weit ausgebildet worden, daß sie für sich selbst bestehen kann, sondert sich der neue Mensch von seiner Gebähretinn ab, und bringt die denkende Kraft mit, die sich auf eine unbegreifliche Weise mit seinem Wesen vermählt hat. Er besteht eine Zeitlang für sich selbst, und in dieser Zeit gehen alle die Kleinigkeiten vor, die ihn unsterblich machen. Wenn seine Maschine dauerhaft ist, und geschont wird; so läuft sie mit dem Jahrhunderte fort, und spielt die Rolle, die uns der Herr von Haller beschreibet:

Ich starrete jedes Ding als fremde Wunder an,  
Ward reicher jeden Tag, sah vor und hinter Heute,  
Maß, rechne, verglich, erwählte, liebte, scheute.

Ich irrte, fehlte, schlief, und ward ein Mann.  
 Ihr fühlet schon mein Leib die Näherung des Nichts:  
 Des Lebens lange Last erdrückt die müden Glieder;  
 Die Freude flieht von mir mit flatterndem Gefieder  
 Der sorgensreyen Jugend zu.  
 Mein Eckel, der sich mel'rt, verstellte den Reiz des Lichts,  
 Und streuet auf die Welt den hoffnungslosen Schatten.  
 Ich fühle meinen Geist mit jedem Tag ermatten,  
 Und keinen Trieb, als nach der Ruh.

---

## Sieben und dreyßigstes Stück.

---

W. ————— W.

Brem. Beitr.

Es ist die Gabe zu gefallen,  
 Ein Vorrecht, das der Himmel giebt;  
 Und was die Welt an einem liebt,  
 Das lieber sie drum nicht an allen.

**E**: hat sich ein alter grundehrlicher Universitätsfreund, Herr Klippmann, unlängst in einem Sendschreiben bey mir angemeldet, das ich meinen Lesern nicht vorlegen darf, ohne ihnen vorher einen Abriss von dem Charakter dieses guten Mannes zu machen. Als ich ihn zu Wittenberg kennen lernte, war er schon 36 Jahr alt, und studirte die Arzneykunst mit noch so rascher Hoffnung, als kaum ein Jüngling thun kann, welcher nur halb so alt ist. Er war damals in armseligen Umständen. Seine Mutter war kurz nach seiner Entbindung gestorben, und von seinem Vater hat er nie etwas erfahren können. Ich habe ihn öfters gefragt, wie er erzogen worden? Allein, er hat stets seine Unwissenheit vorgeschützt; und nach dem ich seinen Charakter besser kennen lernte, habe ich mich gar nicht mehr nach seinen Begebenheiten erkundigt, weil ich merkte,

merkte, daß ihm dergleichen Fragen nicht angenehm waren. Genug, er war erst bei einem ziemlichem Alter auf eine Schule, und hernach auf die Universität gekommen. Er hatte, wie er sich auszudrücken pflegte, „mit seinem eignen Fuhrwerke,“ das ist, zu Fuße, fast alle Universitäten in Deutschland besucht, wo er sich durch Fleiß und Dienstfertigkeit seinen nothdürftigen Unterhalt zu verschaffen wußte. Damals war er, wie gesagt, in Wittenberg, und wohnte daselbst in einem Loch unter dem Dache umsonst, weil er die Kinder seines Hauswirths im Schreiben und Rechnen unterriete. Seine ganze Geräthschaft bestand in einem alten Stuhle und Tische, einem elenden Bette, und einer Menge alter Menschenknochen und aufgetrockneter Kräuter, die ihm niemand antühren durfte, wer sein Freund bleiben wollte. Ich habe ihn nur in einem einzigen alten verschabten Rocke gekannt, der ihm, weil er lang und dürr war, kaum bis an den halben Schenkel reichte, und wie eine Fahne um ihn herum flog. Er trug eine runde Peruke, welche inwendig mit einer flanellenen Mütze ausgefüllt war. Denn seine Hauptmaxime war jederzeit, den Kopf warm zu halten, welchen er seinen Postenkasten nannte. Ich habe nie ein besseres Herz kennen lernen, als er hatte, und ein Fleiß hatte ihm so viel Geschicklichkeit erworben, daß man es sich für ein Glück schätzen konnte, mit ihm umzugehen. Er war einsmals, ohne ein Wort zu sagen, aus seinem Hause gegangen, und er blieb über ein halbes Jahr weg, ohne daß jemand wußte, wo er hingekommen war. Als er wieder kam, und sein Hauswirth ihn mit Erstaunen fragte: Herr Klippmann! wo sind Sie so lange gewesen? so erzählte er mit großer Gelassenheit, daß er ein wenig nach der Schweiz gegangen wäre, um einige Kräuter zu sammeln, die er mitbrachte. Eine so seltsame Unverdrossenheit war ihm in allen Dingen eigen, wenn es darauf ankam, etwas zu lernen. Allein, der Mangel der Erziehung verdarb alle seine guten Eigenschaften zu seinem großen Schaden. Alle Gelehrsamkeit und das beste Herz können einen Menschen, und besonders einen Arzt, nicht glücklich machen, wenn er nicht zugleich die Kunst zu leben besitzt, die im Umgange mit Kranken von so mannichfaltigen

faltigen Charaktern eine ganz unentbehrliche Eigenschaft ist. Mein Freund besaß diese Kunst auf keine Weise. Sein Charakter war so seltsam, daß er nur mit wenigen Leuten, welche die Geduld hatten, ihn zu übersehen, auskommen konnte. Als ein dreister Freund der Wahrheit sagte er jedem Narren, daß er nicht klug wäre, und jedem Klugen, daß er sich mehr einbildete, als er wußte. Er ließ sich nichts ausreden, was er einmal für wahr erkannt hatte, und behauptete es allen Leuten ins Angesicht, wie ein Märtyrer. Er hatte seinen eignen altväterischen Witz für sich, und starrte von frostigen Einfällen und Familienscherzen, worüber er sich halb krank lachen konnte. Weil er nie nachzugeben mußte, so verdarb er es bald mit allen den empfindlichen Leuten, die man in der Welt Mäcenaten nennt: „Denn, sagte er, weil er mir wohlthut, muß er darum Recht haben?“ Er bedachte nicht, daß der, so des andern Brodt isst, auch seine Irrthümer für wahr halten müsse. Ueberdem war er einer unordentlichen Lebensart einmal gewohnt. Er hielt das für Freiheit, daß er that, was ihm gefiel. Er hielt sich nicht allezeit in den Schranken der Reinlichkeit; und kurz, er besaß nichts von derjenigen Gefälligkeit, wodurch sich Redlichkeit, und selbst die größten Verdienste empfehlen müssen. Daher hat er nie sein Glück in der Welt machen können. Er konnte es nicht mit Gelde zwingen, Doctor zu werden, und ist also noch bis diese Stunde nichts mehr, als Herr Klippmann. Nach einem mit ihm gepflognen fünfjährigen Umgange, welche mir sehr angenehm und ersprießlich gewesen, ist er mir aus den Augen gekommen, und ich habe seitdem nichts wieder von ihm gehört. Man kann also von meinem angenehmen Erstaunen urtheilen, als ich unlängst ein Sendschreiben erbrach, und in der Unterschrift die Worte las: Dein Diener, der alte Klippmann. Meine Leser werden erlauben, daß ich dieses Schreiben von einem so werthen Amtebruder hier einrückte, zumal da es verschiedene medicinische Kleinigkeiten in sich hält, die nicht unbrauchbar seyn werden. Allein ich habe zu bitten, daß man sich an den wunderlichen Vortrag dieses alten 50jährigen Junggesellen nicht

nicht lehre, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen gewohnt, und in seiner ungefeiltten Sprache noch immer der alte Klippmann ist. Ich darf die Beyträge nicht verachten, die mir dieser gelehrte Grillensänger dann und wann mitzutheilen verspricht; und ich weiß, daß er manche medicinische Geheimnisse besitzt, von welchen ich eins und das andre zu erhalten hoffe, wenn er mich auf Weihnachten besuchen sollte, um mit mir den Dom zu besuchen, wie er mir Hoffnung macht. Ich weiß in der That nicht, woher sich das brüderliche Du schreibt, womit mich mein Freund beehrt, und womit man sonst nur die Gelegenheiten zu verewigen pflege, wo man mit einander getrunken hat. Inzwischen habe ich schon gesagt, daß ich gewohnt bin, mit diesem Manne so umzugehn, wie ers jeden Tag für gut findet; und dieses ist der Grund unsrer veränderlichen Zärtlichkeit gewesen.

### Mein Herzensfreund,

**R**ußt Du mich noch? Ich bin der alte Klippmann; von Wittensbera her, in des Kramers Hause, vier Treppen hoch. Ist's erinnerlich? Dein Diener! der bin ich. Aber Morbleu! was machst Du für eine Figur in Hamburg mit Deinem Arzt! Denk! das weiß ich, daß Du den schreibst. Denn was kann mir verborgen bleiben? Wie bist Du aber dahin gekommen? Du sollst wissen, daß ich Hamburg auch kenne; daß ich daselbst vor ein paar Jahren im Winter gewesen bin, und mein Glück versucht habe. Aber wer kann vor Euch großen Herren dort aufkommen? Ein Practicus zu Fuße, wie ich, macht bey euch eine verächtliche Figur. Ich denke mein Tage daran, wie mir einer von Euch Herren in einer engen Straße mit dem Rade über den Fuß fuhr, daß ich 8 Laae zu Bette liegen mußte. Kein Mensch sah sich nach mir um, nicht einmal der Kutscher. Es war eben so viel, als ob man einen Hund übergefahren hätte. Mein, Pok tausend! ich mag an keinem Orte leben, wo man nicht ohne Kutische und Pferde Verdienste besitzen kann. Wie viel hast Du Pferde im Stall? Wie früh fährst Du aus? Wie viel Leute besuchst Du den Tag? Es ist eine artiae Praxis in Hamburg! dort liegt einer, der ist angedögt. Dort hat sich einer schwer verköhlt. Einer hat das Freerent. Einer ist buten sich süßst. Ein Kind hat die Bangigkeit, ein andres die Wörms. Hie wird einer flau. Dort ist einem penant. Dort geht eine Frau up ehr legt, und dort ist eine in Kram kommen. Das sind wunderbare Zufälle, Brüderchen!

Ich

Ich habe zu predigen gehabt, wie ein Pastor, um den Leuten ihre unrichtigen Begriffe aus dem Sinne zu reden. Aber was war mein Lohn? Verachtung, Erott und Schande. Ihr müßt es besser zu machen wissen; sonst liest ihr gewiß alle davon, wie ich gethan habe. Denk! ich unschuldiger Klaus komme zu einer hübschen Bürgersfrau, die mir verkündigte, daß sie in guter Hoffnung wäre. Ich frage, ob Sie Bewegungen fühlte? und da entsteht ein Gelächter in der ganzen Döns. Es kam endlich heraus, daß es auf den Abend erst 7 Tage wäre. Das Blut stieg mir zu Gesicht, und ich schämte mich, als ein wa.cker Junggeselle, über solch unverschämtes Reden. Ich gab es zu verstehen, daß ich mein Tage von keiner Frau, die noch ein Gefühl von Schamhaftigkeit besaßen, dergleichen frühzeitige Rechnung gehört hätte, und fragte sie, ob sie es nicht auch in der Stadt hätte ansagen lassen? Ich kann Dir nicht sagen, was hierüber für ein Lärm entstand. Ich mußte mich bergen, so gut ich konnte, und hörte so viel von Ollen Kujon! von Dumm und Darsich sprechen, daß mir die Ohren weh thaten. Als ich zu Hause meinem Wirthe erzählte, gieng der Lärm von neuem an. Die Frau verth. idigte dergleichen Rechnung damit, weil man sonst die Gevattern nicht bitten könnte, welches doch um die Hälfte geschehen muß. En! Poh Stern! um die Hälfte? frage ich, was hat das für Eil? Andrer Orten wartet man damit, bis nach der Niederkunft. O, antwortete sie: Anner O. ds möcht de Lüüd wol nich recht klook syn. Ich bitte Dich, Herzenfreund! wie kann man dies aussehen? Ich kann Dir's nicht leugnen, daß ich einen rechten Groll auf Hamburg habe, wenn ich bedenke, wie mir's da geganzten ist. Gleich den ersten Abend, als ich angekommen war, erzählte mir die Deeken im Wirthshause eine abgeschmackte Geschichte von einem Kerl, den sie mir mit den Worten beschrieb: He is so dumm, as en Hohdürscher. Als ich sie fragte: ob sie die Magd hier im Hause wäre? verdroy sie das Wort Magd so, daß sie unnütze Reden darüber führte. Den euch Leuten ist alles umgekehrt. Ihr habt Ochsenbraten, die karjösich mäer sind; und wenn ihr gegessen habt, so seyd ihr nicht satt, sondern ihr habt euer Bekommsf. Ich, ich, lieber Freund, ich sollte deinen Arzt schreiben, ich wölte ganz andre Dinge hincinbringen. Rede doch über das verwünschte Schmooren der Speisen, und daß alles mit so viel Butter ekelhaft und schädlich gemacht wird, was man genießt; über die Heedweeg, woran sich so viel Menschen um Fastnachten ungesund essen; über den Morast in den Cauäten; über die Allee von Käskern und Töpfen, die in den Straßen paradiren, wenn der Dreckfaren kommen soll; über die Pankooken und Blitzen, womit sie die Göken füttern, bis sie die Dürrucht haben; über das unmäßige Schmausen und Vanactiren; über das lange Schlafen bis früh um 9 Uhr; über das Kohfeuer, worüber sich Herrschajzen und Gefinde

den ganzen Winter über räuchern, und über hundert andre solche Dinge, die im Grunde nichts taugen. Ich verließ Hamburg so verznügt, als ob ich aus der Bastille entwischt wäre. Mein Linnenkleid war allen Leuten ein Anstöß, wo ich hinkam. Du weißt, daß ich kein Kleidermann bin. Ich gehe schlecht, aber doch reinlich. Wel zehnmal bin ich gefragt worden, ob ich wol einer vom großen neuen Markte wäre? Poß Welten! wie verdros mich das! Du weißt meine Gemütsart. Ich hätte mir die Krause zerreißen mögen! Weil ich nun nicht borgen wollte, und doch auch nichts verdiente, um mir bessere Kleider machen zu lassen, so erariff ich endlich meinen Wanderstab wieder, und gelariate per varios Casus hier in . . . an. In diesem kleinen Orte sind die Leute nicht so ekel, als in Hamburg; und weil auch die Gegend zum Botanisiren besser ist, so bin ich entschlossen, hier als ein halb nackender Practicus zu leben und zu sterben, nachdem ich, wie Dein Schuhknecht,

— — — Bloß durch den Schneller der Armuth  
Bin in dies Handwerk geschneilt bin.

Unterdessen erinnre Dich Deines getreuen Dieners zuweilen, und gönne ihm Deinen Briefwechsel. Es kann wol geschehen, daß ich Dich noch einmal besuche. Denn nun Du in Hamburg bist, denke ich, daß es mir da gefallen soll. Wenn ich komme, geschieht es auf Weihnachten, damit ich den Dom sehen kann, welcher mir wohl gefallen hat. Ich komme per pedes. Es sind nur 7 kleine Meilen, und Du selbst sehest, daß die ein 50ähriger Jungacelle noch in ein paar Tagen abmarschiren kann. Was wirst Du sauen, wenn Du den alten Klippmann wieder siehst! Du wirst Dich doch meiner nicht schämen? Ich habe ihrt ein Bischen gute Wasche. Mein Witzrenberger Rock ist erst vor einem Jahre gewendet. Meine Tuchermaschen sind noch fast neu. Einen Hut kannst Du mir leihen. Die Peruke will ich lassen aufbrennen; und so will ich wie ein junger Stuker bey dir erscheinen. Die Feyertaae wirst Du mir so viel zu essen geben, daß ich mein Bekommt habe, und den Tag nach dem Feste will ich, mit Gott! wieder abmarschiren. Ich muß dich noch einmal sehen, ehe ich sterbe; und wenn Dir ja mein Aufzug nicht honorable genug ist, so will ich ganz versteckt bey Dir leben, nur daß ich ein einzigmal den Dom sehen will. Ich habe einige aute praktische Anmerkungen gesammelt, und will Dir etwas davon mittheilen, ob Du es vielleicht in Deinem Arzte gebrauchen kannst. Sollte die Arbeit für den Verfasser dann und wann einen Gulden abwerfen, so wird er mit Danksaung angenommen werden. Ich bin noch immer arm; und seit 3 bis 4 Jahren, da ich merke, daß ich schwächer werde, habe ich meinen alten Wahlspruch: Spes pulcherrima sovet! ganz fahren lassen. Es ist für mich wol keine Hoffnung mehr übrig,

als die der Reiche und Arme mit einander gemein haben, nämlich zu sterben, wie Abraham, Isaac und Jacob gethan haben. Allein, deshalb bin ich nicht misvergnügt. Ich habe an mir gesehen, wie wenig es hilft, Fleiß und Unverdroffenheit, eine gewisse mühsam erworbene Geschicklichkeit und ein ehliches Herz zu besitzen, wenn man nicht zugleich die Kunst versteht, die ich nie habe lernen können, Leuten besser zu begegnen, als sie es verdienen, Hachen zu complimentiren, Schwärken seine Dienste zu waldmen, Narren zu ertragen, Stolze zu loben, und wenn mein Gönner sagt viers mal fünf ist sieben, zu antworten: Fünffmal fünf ist achte. Ich habe manchen Becken groß werden sehen; und ob ich gleich wenigstens ein viel besserer Geck war, so bin ich doch klein geblieben.

Così l'ha voluto il Fato?

Ich ersterbe Dein Diener,

Der alte Klippmann.

Ich kann keine bessere Gelegenheit, als die gegenwärtige ist, finden, um über die Kunst zu leben, welche ein Arzt besitzen muß, einige Betrachtungen mitzutheilen, die angehenden Ärzten nützlich seyn können. Es ist niemanden zu rathen, daß er sich bloß auf seine Gelehrsamkeit verlasse, wenn er als ein Practicus in der Welt auftreten will. Nackende Verdienste gefallen nicht. Man will sie gekleidet, und zwar nach der Mode gekleidet, sehen. Ich erinnre mich stets einer gewissen Marianne mit Vergnügen, welche ein Greis seinem Sohne empfahl, als er auf die Akademie reifete, um die Arznekunst zu erlernen. Gehe hin, und studire zwei Dinge, deine Kunst und die Charaktere der Menschen. Lerne curiren, und lerne leben. Durch das erste wirst du dich geschickt machen, der Welt zu dienen; und durch das letzte wirst du das erhalten, daß sie deine Dienste begehrt. Nichts ist richtiger, als dieser Ausspruch. Man findet mehr Leute, die mit einer mittelmäßigen Gelehrsamkeit und guten Lebensart ein erstaunliches Glück in der Welt gemacht haben, als solche, die mit einer schlechten Ausführung durch ungeheure Gelehrsamkeit beliebt geworden wären. Indessen giebt es Wissensklasten, die ihren Mann nähren, ohne daß er hinter dem Ofen



Ofen hervor kommen darf; und von diesen will ich so strenge nicht urtheilen. Was würde es in der That einem, der bloß die Fehler der alten Schriftsteller und ihre verschiedenen Lesarten zusammensucht, nützen, wenn er die beste Aufführung hätte, da doch seine Autores mit der schlechtesten für lieb nehmen? Allein, mit einem Arzte hat es eine ganz andre Beschaffenheit. Er muß, als ein Practicus, jederman feil stehen. Ist fällt es dem Minister, ist dem Prälaten, ist dem Schuster, ist dem Gelehrten, ist einer alten Frau ein, ihn den Augenblick zu sprechen. Diese Leute fragen nicht erst, ob es ihm ist gelegen sey, sich mit einer Person, die über ihre Krankheit verdrießlich ist, in ein trostreiches Gespräch einzulassen; sondern er muß seinen Zuspruch, sein Mitleiden, seinen Trost, seine Hülfe zu aller Zeit ausgeben, wie ein Krämer seine Waare. Er muß sichs für ein Glück schätzen, um Mitternacht aufgeweckt zu werden, um einen Taugenichts, der hundert Menschen durch seinen Tod glücklich machen würde, aus der Gefahr zu reißen, an der ihm selbst das wenigste gelegen ist. Dieß ist das harte Schicksal der Arzte; und wer nur seine eignen Empfindungen zu Rathe ziehn will, der wird gestehn, daß es ein schwerer Dienst sey, allen verdrießlichen Leuten, die ihn rufen lassen, zu gefallen. Die Kunst zu leben, muß hier der Natur zu Hülfe kommen. Ohne sie werden wir uns unsern Empfindungen eben so überlassen, wie unsre Kranken. Unsre Patienten würden merken, daß wir verdrießlich, ungeduldig, kränklich, ärgerlich wären; und das sollen sie doch nicht merken. Ihr Bestes erfordert, daß sie uns stets freundlich, liebreich, gefällig, dienstwilling, trostreich und geduldig sehen, ob wir es gleich nicht sind. Dieses angenommene Wesen ist die Kunst, zu leben; und wer es am natürlichsten auszudrücken weiß, der ist Meister darin. Glücklich wäre der Mensch, der alle Tage von Natur wirklich so seyn könnte. Allein, er existirt, vielleicht in Ritterbüchern, aber nirgends in der Welt.

Man müßte einsältig seyn, wenn man in dieser Kunst etwas Tadelhaftes finden wollte, weil sie eine Art der Verstellung ist. Allein, vielleicht werden viele glauben, daß sie

vielmehr eine Naturgabe, als eine Sache sey, die sich durch Kunst und Übung erwerben ließe. Ich will dieses nicht gänzlich leugnen. Das Einnehmende ist etwas, das nicht von Vernunft und Kunst abhängt. Allein, das Widrige in dem Charakter eines uncultivirten Menschen läßt sich allerdings durch Lebensart, Kenntniß der Welt, und alle geselliae Tugenden, und durch die Gefälligkeit, die man sich gar wohl geben kann, verbergen, und öfters ganz auslöschen. Hierauf sollte demnach billig ein jeder sehn, der sich der practischen Arzneykunst ergeben will, nämlich sich zeitig zu üben, um mit allerley Arten von Leuten umzugehen; mit allen Narren Geduld zu haben; keinen zu närrisch zu finden, um ihn nicht ehrlich zu lieben; keinen zu klug zu finden, um ihn in seiner Noth sich selbst zu überlassen, oder seinen Tadel zu fürchten; dem Grobian durch Freundlichkeit und liebe Gebiß anzulegen; dem, der sich dem Arzte verstellt, merken zu lassen, daß man ihn kenne, ohne daß er sich schämen muß; den Spitzfindigen, der sich klüger hält, als den Mann, den er um Rath fragt, mit Feinheit abzuführen, daß er die Klugheit vermalebeneden muß; allen Nothleidenden ans Herz zu reden, und durch die bloße Gegenwart mehr zu curiren, als durch die Spezereien des Apothekers. Ich würde allen Anfängern in der Arzneykunst rathen, daß sie Geschmack und Zärtlichkeit als Theile ihrer Wissenschaft betrachteten, die sie eben so eifrig treiben müßten, als die Anatomie und die Botanik. Der Geschmack giebt ihnen Artigkeit, Lebensart, und noch viel mehr.

Der Weise lernt von ihm, wie Wahrheit jeden rühret,  
 Und ewig Wahrheit bleibt, auch dann, wann man sie zieret,  
 Daß sie nicht siegen wird, wenn man sie nicht versteht,  
 Und daß nicht jeder Geist in Fesseln zu ihr geht.  
 Er lernt von ihm, wie man den, der ihn lört, erwecket,  
 Und, was er suchen soll, dienstfertig ihm entdecket,  
 Damit ihn, ob er noch in unsrer Dunkelheit  
 Die Wahrheit finden kann, daß er sie suche, nicht reut;  
 Wie man, an Sachen reich, wohin man sich nur waget,  
 Mehr, als man saen muß, und doch nichts unnütz saget,  
 Und, wenn man jeden Satz in seine Klarheit stellt,  
 Auch dem soyar, den man nicht überzeugt, gefällt.

Die Bärtlichkeit, oder ist dieser Name, zumal bey Aerzten, verdächtig, die allgemeine Menschenliebe, die aber redlicher ist, als die, womit der Charlatan seine Wurmkuchen anpreiset, macht uns empfindlich gegen den Leidenden, und läßt uns seinen Schmerz fühlen. Dieses Mitleid dirigirt unsre Auf- führung bey Kranken so, daß sie allezeit gefällt. Wir gehn mit unsern Elenden um, wie mit Heiligthümern, und dieser Umgang ist so sanft, wie ihn Elende gern haben wollen, und wie ihn Besser und Caniz bey dem Tode ihrer Gemahlinnen wechselseitig gegen einander führten.

Ich rühre, wie du mir gethan,  
Mitleidig deine Wunden an.

Es ist mir nicht möglich, den ganzen Charakter eines praktis- chen Arztes hier abzuzeichnen. Er muß so seyn, daß er gefällt, und darum darf er nicht bey allen einverlehen seyn. Er muß so seyn, daß er Zutrauen erregt, und darum muß er sich gleich bleiben. Es ist schwer, ihn zu beschreiben; aber es war ein Entzücken, ihn in der Person des seligen Herrn Carpsers zu sehn.

Die gute Aufführung empfiehlt die Gelehrsamkeit, und diese Empfehlung macht das Glück des Arztes. Daher bin ich mit meinem lieben Klippmann nicht einig, daß er zu eigeninnig ist, und sich nicht in die Leute schicken lernt. Unser Streit ist wie der, den ehemals Aristippus und Diogenes zusammen führten. Diogenes rief:

Si pranderet olus patienter; regibus uti  
Nollet Aristippus.

Horat.

Könnt Aristippus Kraut und schlechte Kost vertragen,  
So würd' er, gleich als ich, nicht viel nach Fürsten fragen.

v. Caniz.

Der höfliche Aristipp antwortete aber:

— — — Si sciret regibus uti,  
Fastidiret olus, qui me notat.

Horat.

Wenn sich Diogenes bey Fürsten dürfte weifen,  
So würd' er etwas mehr als Zugemüse speifen.

v. Caniz.

Wenn mein lieber Klippmann Lebensart befüße, so würde er nicht in \* \* \* als ein halbnackender Practicus seuffzen. In dessen ist er noch glücklich genug, wenn er von uns Hamburgischen Aerzten denkt, daß wir weniger Sklaven seyn würden, wenn wir so schlecht fürlieb nehmen könnten, als er. Bey dem allen aber ist es doch mehr unsre Pflicht, mit Menschen anständig umzugehen, als sie entbehren zu lernen. Wir sind zum gesellschaftlichen Leben bestimmt, und werden zum Dienste der Welt erzogen. Warum wollen wir uns der Pflichten entziehen, die zu diesem natürlichen Berufe gehören? Gesetzt, man fände sich im Stande, die ganze Welt zu entbehren; so muß man doch noch auf den Fall Lebensart lernen, wenn sie unsern Dienst nicht gern entbehren wollte. Ich weiß es wol, daß Herr Klippmann nicht der einzige Gelehrte ist, der die Pflichten eines gesitteten Umganges entweder nicht kennt, oder auch vielleicht etwas Besondres darin sucht, sie zu übertreten. Es hat einige große Gelehrte gegeben, die diesen Fehler gehabt haben; und es finden sich für jeden einige hundert kleine, die ihre Vollkommenheiten nicht erreichen können, und daher eine Ehre darin suchen, ihre Fehler nachzuahmen; eine niedrige Schwachheit, die allezeit einen kleinen Geist verräth! Der richtige Ehrgeiß kann nur nach einem von den beyden streben, entweder ein großes Original zu werden, oder nur große Eigenschaften nachzuahmen.

\* \* \*

Mein Herr,

Da Sie uns in Ihrem 32sten Stücke so nützliche Anmerkungen von giftigen Speisen mitgetheilt haben, so werden mir und vielen Lesern Ihre Blätter nun um desto schätzbarer, da wir hoffen dürfen, mehr solchen Unterricht von Ihnen zu empfangen, und den Arzt als ein Magazin von Gegengiften wider die schrecklichsten Gefahren des Lebens gebrauchen zu können. Ein edler Eifer werde mich an, Ihnen in diesem Vorhaben einigermassen behülflich zu seyn, und ich hoffe, Sie werden meine geringe Bemühung zum Besten auslegen. Sie wissen,

wissen, daß nicht nur unsre Speisen, sondern auch unsre Getränke oft giftig sind; ja, ich wollte fast behaupten, daß mehr Menschen durch die letztern, als durch die ersten, unglücklich gemacht, und umgebracht würden. Sie haben neulich selbst das Blei unter die langsam tödtenden Gifte gerechnet; aber wer weiß nicht, wie oft wir diesen tödtlichen Gift mit unsern Weinen verschlingen müssen, wenn sie uns gewissenlose Weinhändler verfälschen. Diese Betrüger behalten den reinen Wein, den sie am besten kennen, für sich; aber ihr unglücklicher Käufer, der kein Mittel weiß, ihren Betrug zu entdecken, wird dadurch vergeblich,

Und trinkt den Tod, wo sie das Leben trinken.

Herr Gaubius hat im ersten Theile der Schriften der holländischen Societät der Wissenschaften eine sogenannte sympathetische Diät beschrieben, welche leicht zu machen ist, und womit man allen Betrug mit dem Weine, der sich auf eine Verfälschung von Blei gründet, sicher entdecken kann. Diese ist es, die ich Ihren Lesern hier mittheilen will.

Man kann überall leicht Opperment (auripigmentum) und ungelöschten Kalk haben. Mehr ist nicht nöthig. Man nimmt 2 Loth Opperment, und 4 Loth ungelöschten Kalk, macht es zu Pulver, und mischt beydes unter einander. Diese Vermischung wird in ein Glas mit einem Halse gethan. Es werden 24 Loth recht reines Regenwasser darauf geschüttet; und das Glas, welches wohl verstopft seyn muß, wird 24 Stunden lang in einer mäßigen Hitze gehalten, alle 2 Stunden stark umgeschüttelt, und hernach hingestellt, daß es erkalte. Wenn dieses geschehen ist, wird der Liqueur gemächlich abgegossen, und in einer Bouteille wohl verschlossen gehalten. Will man die Materie nicht so gemächlich in der Wärme zwingen, so darf man sie nur eine halbe Stunde, aber nicht länger, kochen; so ist die Wirkung eben dieselbe. Zur Probe schütte man einige Tropfen dieses Liqueurs in Bleiesig, so muß er, wenn der Liqueur gut ist, davon trübe und schwärzlich werden. Weil der Liqueur schnell verfliehet, so muß man die Bouteille selten aufmachen; und damit man wisse, ob er zur Probe noch tüchtig sey, muß man den hier erzählten Versuch mit dem Bleiesige vorher wiederholen.

Wenn man einige Tropfen dieses Liqueurs in Rhein oder Moslerwein fallen läßt, so werden sie darin, wenn er rein ist, eine kleine weißliche trübe Wolke machen. Je mehr Blei hingegen darin ist, desto röthlicher oder schwärzlicher wird der Wein davon; und unter allen Weinverfälschungen sind die vom Blei die einzigen, wo der Liqueur eine solche Wolke im Weine hervorbringt.

Wenn Butter zu lange im Bleie gestanden hat, so kann man eben diesen Liqueur versuchen. Man läßt die Butter in einem gläsernen

Mörser reiben, und schüttet etliche Tropfen darauf. Hat sie das Bley verdorben, so wird sie, wie der Wein, braun und schwarzlicht; außers dem aber bleibt sie unverändert. Ich bin, u. s. w.

Viberius Precaut.

---

## Acht und drenzigstes Stück.

---



### Gellert.

Wir sehn bey Dingen, die geschehen,  
 Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;  
 Und hoffen doch den Grund zu sehen,  
 Warum das, was geschah, geschieht.

**M**an hat mich an einem Orte zu Gast, wo ich lauter Gesichter sahe, die nur verdrießlich waren. Es mag seyn, daß ich an diesem Tage meine böse Laune hatte; denn welcher Mensch auf Erden hat sie nicht zuweilen? Genug, alle Gestalten, die ich sah, mißfielen mir, und ich gerieth darüber in einen solchen Zustand, wie der ist, wenn man in einem bösen Traume von lauter Fraßengesichtern geängstigt wird. Ich vertiefte mich in der Betrachtung dieser Gegenstände, und sahe ihre Verwandlungen mit unwürdiger Aufmerksamkeit an, so wie man die Fraßen in einem Karitätenkasten anstarrt, wenn man unter allen Kleinigkeiten, die man auf einem Jahrmarkte zu sehen bekommen kann, die schlechteste Wahl trifft. Nach und nach aber fielen mir Dinge in die Augen, die mich auf ernsthaftere und würdigere Betrachtungen leiteten; und ich ward wider meinen Willen zum Philosophen, als ich eben daran denken wollte, daß ich die Zeit verschleuderte. So war Pythagoras, als ihm der Klang der Hämmer in einer Schmiedesse, vor der er vorbeigien, zur Erfindung der musikalischen Leiter Anlaß gab.

Ich

Ich weiß nicht, was für ein frostiges Wortspiel es war, worüber die ganze Gesellschaft zu lachen anfang. Man muß sich fünfzehn alberne Gesichter vorstellen, die alle mit einemmale den Mund aufreißen, und deren Mienen ein convulsivischer Kitzel verzerret. Da ich unmöglich mitlachen konnte, so beschäftigte ich mich mit dem Anschauen dieser Verzuckungen, die ich als fünfzehn unterschiedene Abdrücke von einerley Leidenschaft betrachtete. Himmel, gedachte ich, wie wunderbarlich offenbart sich die Freude bey deinen Kindern! Was sind dieses für seltsame Ausdrücke von einem Vergnügen, das doch in allen diesen fünfzehn Seelen nur einerley lächerlichen Gedanken voraus setzt. Wenn ich das eine lachende Gesicht mit dem andern verglich, so war die Gestalt des einen popirlich, des andern albern, des dritten eckelhaft, des vierten grummig. Das eine glich einem Affen, das andre einem Schaaf, dieses einem Hasen, jenes einem Kalifuten. Wenn ein allgemeiner Tausch hätte geschehen sollen, so würde die Miene, womit der eine lachte, in dem Gesichte des andern Bauchgrimmen, und in dem Gesichte des dritten Wuth oder Leidwesen angezeigt haben. Eine Ueberlegung gab immer die andre. So wie die Ausdrücke des Gelächters in verschiedenen Gesichtern verschieden sind, so sind es auch die Gesichtszüge, wodurch sich alle andre Leidenschaften und Gedanken in diesem Spiegel der Seele abmahlen. Man kann es einem jeden Menschen, wenn man ihn allein betrachtet, leicht ansehen, ob er ernsthafte, muntre, fröhliche, traurige, boshafte, zärtliche, gleichgültige oder heftige Gemüthungen hegt. So bald man aber die Gesichter verschiedner Personen, die sich in einerley Gemüthszustande befinden, mit einander vergleicht; so ist der Ernst, die Munterkeit, die Freude, die Traurigkeit, der Zorn und die Zärtlichkeit in einem jeden eine ganz besondere Farbe, die diesen Gemüthszustand bey keinem andern, als allein bey ihm, bezeichnen würde.

Ich mußte die angebohrne natürliche Scharfsinnigkeit der menschlichen Seele bewundern, wodurch sie im Stande ist, so viel tausend verschiedene Verhältnisse der Gesichtsmienen bey so viel tausend Menschen auf einen einzigen Augenblick zu

unterscheiden, und daraus mit vieler Zuverlässigkeit zu urtheilen, was für eine Art von Vorstellungen diesen Augenblick in jeder solchen Seele herrschen. Auf dieser Scharfsinnigkeit der Beurtheilungskraft beruht diejenige Kunst, welche man die Mienendeutung oder Physiognomie nennet.

Nachdem ich meine Gesellschaft verlassen hatte, überließ ich mich zu Hause in der Einsamkeit diesen Betrachtungen noch mehr; und da die Mienendeutung ein Theil der medicinischen Charakteristik ist, so beschloß ich, diese Betrachtungen zum Inhalte von einem meiner Blätter zu machen.

Die Mienen sind die Sprache der Seele. Alle lebendige Vorstellungen, die das Gemüth bewegen, drücken sich bey einem jeden Menschen durch gewisse Gesichtszüge aus, die einem aufmerksamen Zuschauer merklich sind. Man kann hieran unmöglich zweifeln, wenn man bedenkt, daß ein Maler und Bildhauer bloß durch die Vorstellung der Gesichtszüge alle Gemüthscharaktere und Leidenschaften der Menschen aufs kenntlichste ausdrücken kann. Man betrachte die Schilderung des Pinsels eines kunstreichen Meisters, wie dort der rasende Zorn glüht; wie die verliebte Schöne schmachtet; wie der Erschrockene erblaßt; wie die Gefällige schmeichelt; wie sich der Unentschlossene verwirrt, und wie der Schadenfroß lächelt. Laßt den Ungeübtesten herbeikommen, und zeigt ihm dieß Gesicht, das auf der Leinwand lebt. Er wird auch alsobald sagen, was eine Seele denken mußte, die dieses Haupt bewohnte! So unfehlbar sind die Ausdrücke der Natur, und so deutlich ist ihre Sprache. Eine jede Leidenschaft hat die ihrige; und da ein jeder Mensch, vermöge seiner natürlichen Neigung, zu einer gewissen Art von Leidenschaften mehr, als zu andern, geneigt ist, so wiederholt er dieselben desto öfter, und so legen sich nach und nach seine Muskeln in die Falten der Leidenschaften, die seinen Hauptcharakter ausmachen. Durch die öftre Wiederholung von einerley Bewegungen erhalten nicht allein die Muskeln eine ungemeine Fertigkeit, diese Bewegungen hervorzubringen, sondern sie lassen auch in der auswendigen Oberfläche der Haut solche Eindrücke zurück, die Spuren dieser Gesichtsmienen sind. Die Structure



und der Wachsthum aller Theile richtet sich nach den Bewegungen, die öfters damit vorgenommen werden. In den harten Gebeinen des Hirnschädels formiren sich Rinnen für die Pulsadern, die auf der Oberfläche des Gehirns herumkriechen. Wie sollte nicht die beständige Bewegung gewisser Muskeln des Gesichts, die bey den herrschenden Leidenschaften wirken, dem Gesichte nach und nach solche Züge einverleiben können, die nichts anders, als Abdrücke der Mienen, sind, wodurch sich die herrschende Leidenschaft abschildet? Hierzu kommt, daß uns die Struktur unsers Körpers selbst zu denjenigen Gemüthsbewegungen fähig machen muß, die unsern Charakter bilden und bestimmen: und dieses ist der Zusammenhang der beyden Gestalten des Leibes und der Seele mit einander, und der wesentliche Inbegriff von allem, was sich von der Physiognomie vernünftiger Weise gedenken läßt.

Ein Gemüthscharakter, der schon in allen seinen Falten liegt, wie bey einem erwachsenen und bejahrten Menschen, muß sich also durch unterschiedne Merckmaale auf dem Gesichte eines jeden abschildern, und die natürliche Verschiedenheit der Gesichter muß diese Züge unmöglich so verändern, daß man nicht dennoch die moralischen Charaktere aufs genaueste sollte entziffern können, weil uns der Mahler ein jedes gegebenes Gesicht mit der ihm eigenen Sprache seiner herrschenden oder gegenwärtigen Leidenschaft aufs kenntlichste vorzeichnen kann. Es ist wahr, die Seele beweist in dieser Beurtheilung eine erstaunliche Scharfsinnigkeit. Allein, sie hat viel mehrere eben so verborgne Fertigkeiten, die man zwar bewundern, aber nicht erklären kann. Der Herr von Leibniz hat uns bewiesen, daß wir keinen Ton vernehmen und unterscheiden könnten, wosfern nicht die Seele die Schwingungen des Schalles zählte; und er nennt un deswillen das Gehör eine Rechenkunst, deren sich die Seele selbst nicht bewusst ist. Die Mienendeutung ist eine eben so wundervolle Fertigkeit im Vergleich, und es ist leicht kein Mensch so einfältig, daß er nicht diese natürliche Scharfsinnigkeit in einem merklichen Grade besitzen sollte.

Es ist gar nicht zu bewundern, wenn die Mienendeuter zuweilen in ihren Urtheilen irren. Die Einbildungskraft muß ihnen nothwendig erst die Gestalten wieder ins Gedächtniß bringen, welche die verschiedenen Gemüthsneigungen in den Gesichtern der Menschen anzunehmen pflegen. Nun kann uns aber die Einbildungskraft nur schon zuvor empfundene Sachen wieder vorstellen. Folglich kann ein Mienendeuter ein gewisses Gesicht nicht anders, als nach seiner Aehnlichkeit mit andern von ihm gesehnen Gesichtern, beurtheilen, von denen er weiß, was sie bey ihnen für Gemüthsneigungen ausgedrückt haben. Daher beurtheilt ein Mann, der großen Umgang in der Welt gehabt hat, und viel gereist ist, die Menschen aus ihren Mienen weit zuverlässiger, als ein andrer, welcher die Physiognomie bloß auf der Studirstube gelernt hat. Es kommt hier auf einen reichen Vorrath gesammelter Aehnlichkeiten an, und man hat, um diesen zu vergrößern, sogar die Aehnlichkeit der menschlichen Gesichter mit einigen Thieren zu Hülfe genommen, deren Gemüthsseigenschaften man kennt. Hierinn bestand die Mienendeutungskunst, die Aristoteles lehrte, und der große Wolf selbst hat diese Vergleichung gut gefunden. Aristoteles trieb sie unstreitig zu weit. Er hielt einen Menschen mit einem langen Halse für furchtsam, weil der furchtsame Hirsch auch einen langen Hals hat. Hätte er nicht mit eben dem Rechte sagen können, daß er dumm, wie die langhalsigte Gans, tarfer wie das muthige Pferd, und nachlässig in der Kinderzucht seyn müsse, wie der leichtsinnige Strauß, der seine Eier im Sande verläßt, und sie nur des Nachts brütet. Dieses sind Kindererben von einem vergötterten Manne, die seinen Ruhm in die gemeinen Schranken menschlicher Ehre zurücksenken. Sie sind das für seine Vernunft, was die Meke Scrypyllis für sein Herz war.

Die Mienendeutung bleibt allemal eine sehr mißliche Kunst, ohne daß man so grobe Irrthümer zu Hülfe nehmen muß, um sie verdammt zu machen. Die physische Gestalt der Gesichter, welche eben so unendlich verschieden ist, als die moralische, macht die bedeutenden Mienen oft selbst dem besten Kenner undeutlich. Die Laune der Einbildungskraft, die uns nicht  
unmer

immer vorstellt, was wir sehen müssen, um richtig zu urtheilen; die ersten Eindrücke stärker Leidenschaften in verfloßnen Zeiten, welche ihre Spuren die ganze Lebenszeit hindurch in den Gesichtern zurücklassen, ob sich gleich der Charakter des Gemüths völlig ändern kann; die Macht des inwendigen Zwanges, sowol der Tugenden, als Laster, die den natürlichen Charakter mit unglaublicher Gewalt verändern und unterdrücken, und wodurch das diebische Gesicht des Socrates eben so sehr lag, als die heilige Miene des Mahomet; am meisten aber auch die Verstellung, die jedermann besitzt, wer es nicht für gut hält, sein Herz wie ein offenes Buch zur Schau zu legen; alle diese, und noch mehr Umstände überzeugen jeden nachdenkenden Menschen, daß eine ganz unnatürliche Scharfsinnigkeit dazu gehören würde, aus den Gesichtszügen unbekannter Menschen die einzelnen Züge ihres besondern Gemüthscharakters mit einer gewissen Unfehlbarkeit zu errathen. Inzwischen hat die große Neugier der Menschen, andre zu erforschen, und die Sorgsamkeit, sich selbst ihnen zu verbergen, die Physiognomie durch so viel Mißbräuche und abergläubische Thorheiten so verächtlich gemacht, daß viele, die Feinde des Aberglaubens sind, die ganze Kunst für völlig grundlos gehalten haben; und darum habe ich mich bisher bemüht, ihren wahren Grund, und wie viel wirklich daran sey, zu entdecken. Ist will ich auch von der albernen Physiognomie Nachricht geben, von der ich sonst nichts zu preisen weiß, als daß sie Lachen erregen kann.

Wer kennt nicht die Stärke des Apelles im Schildern? Wenn ein Mensch vermögend war, Seelen in Gesichter zu bilden, so war er es. Welch eine Stärke der Kunst bewies er nicht am ägyptischen Hofe. Ptolomäus der Erste hatte ihn beim Alexander kennen gelernt. Allein, Apelles war nicht so glücklich gewesen, ihm zu gefallen. Ein Sturm nöthigte ihn, zu Alexandria einzulaufen, als Ptolomäus an der Regierung war; und es fand sich ein Betrüger bey ihm ein, welcher ihm einen Poffen spielen wollte, und sagte, daß ihn der König zur Mittagstafel einladen ließe. Apelles ging hin, und entschuldigte sich, als er den König sehr erürnt fand,

sand, mit dessen eignem Befehle. Man verlangte, daß er denjenigen zeigen sollte, der ihn eingeladen hätte. Weil aber derselbe nicht gegenwärtig war, so nahm Apelles eine Kohle, und zeichnete ihn mit ein paar Strichen so kenntlich an die Wand, daß ihn Prolomäus gleich aus den ersten Zügen erkannte. Es ist leicht glaublich, wenn uns von einem Meister, der so vollkommen traf, die Geschichte erzählt, daß die Physiognomisten nach seinen Abschilderungen eben so gut, als nach den Urbildern selbst, haben vorhersagen können. Allein, dieses Lob schien dem alten Sprachlehrer und Windbeutel, Apion, noch nicht groß genug, sondern er erzählte, daß ein Maler die Ebenbilder so vollkommen hätte treffen können, daß die Mienendeuter daraus hätten sehen können, in welchem Jahre des Alters die abgemahlte Person gestorben sey, oder sterben werde. Plinius, der sonst einen ziemlichen Glauben hatte, erzählt diese einfältige Geschichte des Apions selbst mit einem *Incredibile dictu!* und dennoch ist sie noch lange so dumm nicht, als was man nach ihm von der Kunst der Mienendeuter unverschämt behauptet, und allzu treuherzig geglaubt hat. Nicht nur die natürlichen, sondern auch die zufälligsten Schicksale der Menschen hat man aus ihren Gesichtern prophezeihen wollen. Man wollte es einem Menschen ansehen, ob er eines natürlichen Todes sterben, oder gehangen werden würde. Man entschied aus seinen Mienen das künftige Glück und Unglück seines Lebens, seinen Reichthum, seine Armuth, seine Liebeshändel, den Grad seines Ruhms, und die Quaal seiner Ehe. Es ist umsonst, wenn man sagt, daß dieses die natürlichen Folgen seines ihm eignen Gemüthscharakters wären, welchen die Mienendeuter leicht errathen, und woraus sie einen wahrscheinlichen Schluß auf seine künftigen Schicksale machen könnten. Gesezt, man hätte es Helleerts Gärten ansehen können, daß er ein Dummkopf wäre, würde man hieraus wol haben schließen können, daß er in der Welt schlecht zurecht kommen würde? und hätte man nicht vielmehr Recht gehabt, mit seinem Vater zu sagen:

Für Gärten ist mir gar nicht bange;

Der kommt gewiß durch seine Dummheit fort?

Hat ein Wienendeuter mehr Recht, einem Manne, dessen Charakter groß und erhaben ist, hohe Würden zu prophezeien, als Sagedorn, der ihm ein viel mäßigeres Glück beschied? denn er fand den nur groß,

— — — Der Fürsten nicht vergöttert,  
 Und edler denkt, als mancher Fürst gedacht;  
 Der Wahrheit sucht, die treue Wahrheit findet,  
 Und seinen Werth auf Wiß und Tugend gründet.  
 Ein solcher kennt die Eitelkeit der Würden,  
 In die das Glück zu selten Kluge steckt.  
 Ihn rühret nicht der Aufpuß hoher Würden;  
 Ihm strahlt kein Stern, der kleine Herzen deckt.  
 Der Geist, durch den ein Cato groß geworden,  
 Führt in kein Band, und ruht auf keinem Orden!

Kann man wol in der besten Welt dem ärgsten Stocknarren mit Wahrscheinlichkeit, Verachtung, Schimpf und Schande, dem niederträchtigsten Pöbel Abscheu, dem frömmsten Tugendhaften Umgang und Bewunderung, und dem uneigennützigsten Menschenfreunde Gegenliebe versprechen? Woher kämen denn die Gecken unter den verewigten Schriftstellern, in den glänzendsten Zusammenkünften, in den ehrwürdigsten und ansehnlichsten Ständen? Woher kämen so viel Schelme zu Ehren?

Ahitophel, und solcher Rätze hundert,  
 Sogar ein Euß, ward, eh er hing, bewundert.

Warum müßten so viel ehrliche Leute hinten auf den Kutschen stehen, da so viel Nichtswürdige darin sitzen? Kurz, man sieht leicht ein, daß es unmöglich sey, einem Menschen aus seinem Charakter sein zukünftiges Schicksal zu prophezeien. Nichts kann einen Bösewicht hindern, ein großer und ansehnlicher Mann zu werden, der alle rechtschaffene Leute nach Belieben quälen und drücken kann, wenn er nur von hoher Geburt, wenn sein Vater mächtig auf Erden, oder seine Mutter eines solchen Maitresse ist, oder wann ihn das Glück mit Reichthümern überschützet, die man ihm nicht im Gesichte ansehen kann. Außer solchen zufälligen Vortheilen wäre er vielleicht ein frommer Mann geworden. Denn nichts macht geschmeidiger und frömmere, als Noth und Niedrigkeit. Auf-

fer

fer solchen Zufällen des Glücks würden die Gesichter weniger trügen, und die Charaktere nicht so veränderlich seyn. So aber sey einer zum Slaven gebohren. Von seiner Stirn strahlen jüdische Tücke, aus seinen Augen diebische List, und der Zigeuner sehe in seinen Häupten Galgen und Rad deutlicher, als die Tischlinie. Er wird doch gräßlich leben, gräßlich geehrt seyn. Seine Tugenden werden der Christenheit zu Mustern vorgestellt. Seine Stirn wird zum Sitz der Redlichkeit, sein Auge zum Sitz der Güte gemacht werden, und der stolze Künstler wird Ehre darin finden, ihn das prächtigste Monument zu errichten. Alles dieses ist so bekannt, daß ich befürchte, man werde es mir verdenken, daß ich mich so lange dabei aufhalte.

Ich hätte es besser bedenken können, so hätte ich mir die ganze Betrachtung erspart. Denn in der That gehen die Kunstverständigen Mienendeuter diesen Weg nicht, welcher doch wenigstens ein Schleifweg zur Vernunft ist. Sie sind gemeinlich so dumm, daß sie keinen Charakter eines Menschen in ihrer ganzen Vernunft fassen, noch viel weniger die wahrscheinlichen Schicksale des Lebens daraus herleiten könnten. Ein Mienendeuter von Profession hat eine eigne Offenbarung zu seiner Kunst nöthig. Er weiß, daß in den Gesichtern und Händen der Menschen gewisse Linien stehen, die ein Profaner für nichts als Linien hält, und die doch in der That eine Schrift sind, worin sich das Schicksal laudermösch über das Schicksal der Menschen erklärt. Diese Linien werden von gewissen Gestirnen, die in der Geburtsstunde eines Menschen regieren, in sein Gesicht und in seine Hände gedrückt, und ein Erleuchteter liest diese Sprache so fertig, wie ein Rabbiner das Jüdische. Man muß den Nostradamus gelesen haben, wenn man sich einen Begriff von dieser Sprache machen will. Ich will ein einziges Beispiel von ihm zur Probe anführen. Er prophezeigte die Zeit der Hinrichtung des Cinquarcs und des de Thou. Damals trug sich die wichtige Begebenheit zu, daß der Cardinal Richelieu, als er krank geworden war, eine Mauer niederreißen lassen mußte, um sich in sein Bett bringen zu lassen.

Dieser

Dieser Zeitpunkt war das Datum, welches die Gestirne be-  
 liebt hatten, um diese Hinrichtung zu bestimmen. Nostra-  
 damus prophezeigte sie mit den Worten: „Wenn der Car-  
 dinalshut durch die Mauer gehen wird, wird Vierzig  
 Unzen (Cinq marc) den Kopf verlieren, und Thou sterben.“  
 Man sieht, wie frostig die Sterne mit Worten spielen, und  
 was für einen Calender sie führen! Man sagt freylich, daß diese  
 und alle andre Prophezeihungen erst nach dem wirklichen Er-  
 folge der vorherbestimmten Begebenheiten von einem Schalk  
 aufgesetzt worden wären, der den Styl des Nostradamus  
 ziemlich glücklich nachzuahmen gewußt hätte. Allein, man  
 muß wissen, daß die Kunstverfahren ganz anders hiervon  
 urtheilen. Man sagte ihnen hundertmal, daß schon Cicero  
 die Schande der Chaldaer entdeckt hat, welche dem Pompejus,  
 Cäsar und Crassus ein hohe, und ehrenvolles Alter prophe-  
 zeigt hatten, und daß schon er sein Erstaunen bekannte, daß  
 es noch Leute gäbe, die diesen Thorheiten Glauben beymäßen.  
 Man sage ihnen, daß sich die Sterne mit großen Kleinigkeiten  
 begeben müßten, wenn sie über die Schicksale der Karren-  
 dieber, den Fall eines Ministers, die Niederkunft einer  
 Maitresse, und über den Lebenslauf eines Juden Buch hal-  
 ten sollten. Man sage ihnen, daß Tiberius und Vitellius  
 die Sterndeuter nicht darum des Landes verwiesen haben  
 werden, weil ihre Prophezeihungen so richtig eingetroffen  
 wären; daß sich Cardan nicht würde haben todt hungern  
 müssen, wie Scaliger und de Thou erzählen, um die  
 Ehre seiner Kunst zu retten, nachdem er sich die Zeit seines  
 Todes aus den Sternen prophezeit hatte, und sich doch zu  
 dieser Zeit vollkommen wohl befand, wenn seine Kunst ge-  
 gründet gewesen wäre, und daß er in solchem Falle gewiß in  
 der weitläufigen Prophezeihung dessen, was seinem Sohne  
 in seinem Leben wiederfahren dürfte, den kleinen Umstand  
 nicht übersehen haben würde, daß derselbe wegen Vergiftung  
 seiner Frau im 24sten Jahre sollte gehangen werden. Man  
 sage ihnen, daß eine so edle Kunst nummermehr in die Hände  
 der Landstreicher und Zigeuner gerathen, und daß sie nicht,  
 wie die Goldmacherkunst, nur Bettlern und Betrügern eizen  
 seyn

senn würde, wenn nur ein Schatten von Vernunft dabei wäre. Man frage sie, warum sich die Zigeuner nicht selbst aus ihren Händen und Gesichtern den Strick am Galgen prophezeihn, dem sie so selten entgehn, und der ihrer auf allen Grenzen wartet. Man frage sie, ob die Kalendermacher auch erleuchtet sind, wenn sie den Knäblein und Mägdelein, die in jedem Monate geboren werden, aus den Sternen ihre Ehrenstellen und ihren Tod prophezeihn. Sie werden immer im Stande seyn, ihre gerechte Sache zu beweisen. Sie zeigen uns aus der Geschichte, wie oft ehrliche Leute gehangen worden sind; wie man die nützlichsten und erhabensten Künste verfolgt hat; wie oft die Prophezeihungen der Sterndeuter eingetroffen sind; wie deutlich die Sterne schreiben, und wie verachtet und lieberlich zuweilen der weiseste Mann in der Welt sey. Es giebt zwar astronomische Gründe genug, welche die Unmöglichkeit des Einflusses der Gestirne in die Geburtsstunden, in die Gesichter und Hände der Menschen aufs unwidersprechlichste darthun. Allein, zu allem Glücke verstehn die Nativitätsteller solche Einwürfe nicht, und folglich können sie auch daraus nicht widerlegt werden. Ja, wenn alles wider sie spricht, so behalten sie allezeit noch die Ausflucht, die uns Herr Uz entdeckt hat, und die die einzige ist, wider welche niemand etwas wird einzuwenden haben;

Die Zeichen stehen da,  
 Siehst du sie gleich nicht stehen.  
 Was Bileam nicht sah,  
 Kommt einst sein Esel sehen.

Wenn man von einer solchen Sache, als wie die Mienens und Händedeutung der Astrologen ist, ernsthaft urtheilen soll; so muß man die Macht der Kindheit bewundern, die so viel alte Leute bis in ihr Grab begleitet, und so muß man über die Liebe zum Wunderbaren erstaunen, welche selbst sonst klugen Leuten die Mäuler aufsperrt. Es ist ein unsinniger Trieb, kein zukünftiges Schicksal zu wissen; ein Trieb, der schon Millionen Menschen zu Narren gemacht hat, und dessen sich die Betrüger listig bedienen, um einen erlaubten Diebstahl an uns zu begehen. Das ganze Recept zu einem Stern- und Mienens-



Wienendeuter ist Betrug, List, eine geheimnißvolle Miene und eine unsinnige Sprache. Wenn diese vier Dinge sich in einem Lumpenkerl mit einander vereinigen, so lernt er die Lirnen im Gesicht und in den Händen lesen; so geht er im Himmel, wenn er will, zwischen den Gestirnen herum, als ob er zu Hause wäre; so sucht er Leute auf, die mehr wissen wollen, als ihnen zu wissen dienlich ist; so läßt er sich die Hand aufthun, und erzählt ihnen eine Geschichte ihres Lebens, die eine an einander hängende Reihe von Injurien seyn kann, und wofür ihm der geprellte Kluge mit geheimer Freude ein wenig Geld giebt.

Ich müßte wenig Hochachtung für meine Leser haben, wenn ich sie vor solchen groben Betrügereyen warnen wollte. Ich sehe keinen, der meinen Arzt liest, für so einfältig an, daß er einem Betrüge nicht von selbst ausweichen sollte, der so offenbar und so entehrend für den Betrognen und für den Betrüger ist. Unstre Zeiten, die sonst viel Böses an sich haben, wie alle vergangne Zeiten gehabt, und alle zukünftige haben werden, sind so aufgeklärt, daß man alle Tage weniger Leute findet, die zwischen einem Nativitätensteller, Goldmacher, Zigeuner und Betrüger noch einen Unterschied machen sollten; und dieß ist allezeit das Vorrecht der Jahrhunderte gewesen, worin die Vernunft ihr Haupt empor gehoben hat, und die Unwissenheit in ihr dunkles Reich zurückgesunken ist. Inzwischen habe ich doch nicht umhin gekonnt, einmal von dieser Materie zu schreiben, die man ehemals für einen wichtigen Artikel in der Weltweisheit und in den verbergenen Künsten der Chemie und Arzneykunst hielt. Die Einfalt des Pöbels vergötterte solche Betrüger, und sie verurtheilte jeden Gelehrten, der ein wenig Vernunft besaß, daß er ein Bündniß mit einem vornehmen Teufel gemacht haben müßte. Man wird sich noch des guten D. Fausts erinnern. Er und der Teufel lebten, nach dem damaligen Gerüchte, wie Brüder mit einander, und alle Geister stunden ihm zu Gebote. Man kann sagen, daß dieses erlogene Bündniß ungleich in seinen Vortheilen erfonnen worden. Denn der D. Faust hat nichts dafür gethan, was höllische Kräfte erfordert hätte.

Hingegen empfing der Arge an ihm einen gelehrten und geschickten Mann.

\* \* \*

### Mein Herr,

Ich bin neulich erst fremd allhier angekommen, und krank geworden. Bey dieser Gelegenheit habe ich eine Anmerkung gemacht, die ich Ihnen bey meiner Abreise zurücklassen will, weil ich glaube, daß Sie davon am besten Gebrauch machen können. Ich bin, als ein Fremder, in der größten Verlegenheit gewesen, um in meiner schweren Krankheit sowol zur Aufwartung am Tage, als zum Nachtwachen, Leute zu finden, auf deren Treue man sich verlassen könnte, und die doch auch die nöthige Geschicklichkeit besäßen, Kranken gehörig beizustehen. Wenn Sie die Sache überlegen wollen, so werden Sie finden, daß hierzu eine eigne Einsicht gehöre, und daß eine Person, welche die Krankenpflege versteht, einem Kranken oft mehr nützen könne, als der Arzt und Apotheker. Ich bin daher auf die Gedanken gerathen, daß es eine würdige Vermähnung der Herren Aerzte in einer jeden wohl eingerichteten Republik seyn würde, wenn sie eine gewisse Anzahl starker und treu erfundener Personen in der Krankenwartung unterrichteten, und solchen Leuten, nachdem sie ihre Geschicklichkeit in einer öffentlichen Untersuchung dargethan hätten, entweder ein ausschließendes Privilegium, wie den Bademürrern, oder auch nur gewisse andre Vorzüge verschafften, wodurch sie geneigt erhalten würden, bey dem Krankendienste zu bleiben. Ein jeder Einwohner und Fremder, der sich in seiner Krankheit schon glücklich schätzen muß, wenn er nur Leute bekommen kann, die wachen können, würde gewiß ohne Anstand solche geschickte Personen zu seiner Wartung erwählen, und es müßten deren jederzeit einige in Gesellschaft treten, um sich einander täglich abzulösen, und die Nachtwachen bestreiten zu können. In einer so volkreichen Stadt, als Hamburg ist, würde für eine große Anzahl solcher Leute beständig etwas zu thun seyn, und man würde durch dieses neue Metier nicht allein einer Menge von geringem Volke einen ehrlichen und reichlichen Unterhalt, sondern auch den Kranken eine große Erleichterung verschaffen, die eine wahre Wohlthat für sie seyn würde. Ueberlegen Sie diesen Anschlag, mein Herr, oder machen Sie ihn zum wenigsten bekannt, damit er von denen überlegt werde, in deren Vermdaen es steht, ihn auszuführen. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich in meiner Krankheit über den Mangel solcher geschickten Leute geklagt habe. Zuerst ward mir ein altes Weib gebracht, die, wenn sie mich im Bette in die Höhe heben sollte, aus Schwachheit auf mich niederfiel, und mich wie ein Alp drückte. Weil sie kein Geschriebnes lesen konnte, so war es ihr unmdglich, mir die

Arzneyen in der Ordnung zu reichen, wie es in der Signatur an den Arzneyen verordnet war; und da ich mich selbst nicht im Stande befand, mich darum zu bekümmern, so ward ich dergestalt verabsäumt, daß mein Arzt die bittersten Klagen darüber führen mußte. Als ich diese Frau abeschafft hatte, so brachte man mir eine andre, die ich dafür bezahlen mußte, daß sie eine Nacht neben meinem Bette schlief. Denn sie kam schon so voll von Branntweine zu mir, daß sie auf einem Beine stehen konnte. Die dritte, welche in die Lampe, worauf mein warmes Getränk stand, Spiritus eingießen sollte, steckte den ganzen Spiritum in Brand; und als ich mich aufsuchete, und sah, wie sie da stand, und wehete, und in das Feuer blies, hatte ich davon einen ziemlichen Schrecken, welcher mich wieder zurück setzte. Eine andre, die sich vor meinen unmächtigen Phantasien fürchtete, ließ mich des Nachts unbedeckt liegen, weil sie sich nicht getraute, mir das Deckbette, das ich abgeworfen hatte, wieder aufzulegen. Ich war so erkältet, daß ich den folgenden Tag in große Lebensgefahr geriet. Der folgende alte Drache, der dieses Versehen der vorigen Wärterinn vernommen hatte, gedachte es recht gut zu machen, und hätte mich fast erstickt. Um mich vor der Erkältung zu beschützen, saß er beständig vor meinem Bette, und stopfte alle Oeffnungen zu, wo nur ein wenig Luft an mich kommen konnte. Ich durfte weder Füße noch Hände regen; und ob ich gleich kaum Luft schöpfen konnte, so ließ sie mich doch keine Hand unter dem Deckbette hervorziehen, und umnummte meinen Kopf mit so vielen Rissen, daß nichts unbedeckt blieb, als die Spitze der Nase. Kurz, ich habe viel ausgestanden. Bald ward mir das Getränk eiskalt gegeben; bald ward mein Zunder so voll Gestank, weil man gar keine frische Luft hineinlassen wollte, daß mein Doctor bey mir ohnmächtig wurde; bald ließ man mich in den Phantasien aufstehn und fallen; bald drückte, stieß und bedrückte man mich, als ob ich im Tollhause wäre. Niemand wußte mit meinem Umtödeln Bescheid. Die wenigsten wußten mir die verordneten Getränke und Suppen zuzubereiten. Diese trocknete meine Wäsche meiner Stube auf Kohlfeuer, und jene räucherete ihre Schenkel auf dampfenden Kohlen. Es sind viel hundert Kleinigkeiten mehr, die eine gute Krankenwärterinn wissen muß; und man sollte billig keinem den Zutritt zu Kranken gestatten, der nicht vorher in dieser Kunst wohl unterrichtet worden wäre. Wie gern würden nicht viele Kranke solche Leute besser, als andre, bezahlen! und wie würden nicht Fremde sich Einheimische, die nicht wissen, wo sie in Krankheiten gute Leute finden sollen, einen Staat sezen, worin so nützliche Veranstellungen zu dem allgemeinen Wohl der Menschen gemacht wären! In der Hoffnung, daß Sie meinem Vorschlage Ihren Beyfall geben werden, verzeihet mir ich, u. s. w.

Lazarus Trist.

Neun und drenßigstes Stück.

Günther.

Wer ist der große Feind? Ein Wurm.

Ich habe lange gezögert, den Gegenarzt ans Licht hervorzuziehen, dessen Geschichte und Veranlassung man in meinem 14ten Stücke findet. Herr Aurophagus war, seiner Meinung nach, von mir beleidigt worden. Er suchte sich zu rächen, und schrieb wider mich. Die Wahrheiten im Arzte mußten büßen, was ihr Verfasser verbrochen zu haben schien. Ich habe wenig Feinde, die mir so verächtlich sind, daß ich sie schlechterdings übersehe. Vor allen aber darf ich den Verfasser des Gegenarztes nicht verachten, weil er in einem so zuverlässigen Tone redet, und seinen Gedanken einen so großen Schein geben kann, daß man in der That ein wenig mehr als nichts thut, wenn man ihn widerlegt. Ich weiß nicht, ob ich es werde wagen dürfen, meinen Lesern alle seine zehn Stücke vorzulegen. Allein, es wird mir erlaubt seyn, mit dem ersten einen Versuch zu machen, um ihren Geschmack an solchen Streitigkeiten zu prüfen.

Der Gegenarzt.  
Erstes Stück.

Rachel.

— — — Gib, Thales, gib den Preis  
Den laanen Schürzen hin. Darunter liegt verborgen  
Wiß, Klugheit und Verstand.

Es ist seit kurzer Zeit im Grundschen Verlage allhier zu Hamburg eine Wochenschrift ans Licht getreten, welche den

den Titel des Arztes führt, und wovon wir schon die zehn ersten Stücke gedruckt sehn. Es scheint, daß es dem Verfasser dieser Schrift an Bosheit und Verstockung nicht fehle, um, so viel an ihm ist, einer schädlichen und betrügerischen Kunst, die Farbe und das Ansehn der gerechtesten Sache von der Welt zu geben. Er könnte dieses meinerhalben gern gethan haben, ohne daß es mir eingefallen seyn würde, ihm zu widersprechen, wenn er sich nicht aufs kühnste erdreistet hätte, unschuldige, der Republik höchstnützliche Personen, ja, sogar Kenner der allergerheimsten Weisheit unter dem verächtlichen Charakter der Esel bloß darum anzugreifen und lächerlich zu machen, weil er vom Hörensagen vernommen, daß sie mit seinem Wische unzufrieden, und alle Tage im Stande wären, einen Gegenarzt zu schreiben. Da er also mit groben Thätlichkeiten den Anfang gemacht hat, so darf er sich nicht wundern, wenn wir wirklich zum Werke schreiten, und durch einen wöchentlich herauszugebenden Gegenarzt den feinigsten in sein wahres Licht stellen. Wir machen heute den Anfang mit dem ersten Stücke, dessen Zweck eigentlich kein anderer ist, als die sogenannte Arzneywissenschaft bis an den Himmel zu erheben, die Aerzte als Leute zu beschreiben, die alle Weisheit allein besitzen müßten, und hingegen alle andre Leute, die Kranken mit Rath und That beystehen, verächtlich und lächerlich zu machen. Insbesondere scheint der Herr Arzt wider das Frauenzimmer aufgebracht zu seyn, und kann durchaus nicht leiden, daß sie ihren Rath beym Krankenbette erteilen wollen. Ich kann demnach die Schwäche seiner ersten Gedanken nicht besser zeigen, als wenn ich beweise, daß die sogenannten rechtschaffnen Aerzte, wie er sie nennt, nichts anders, als seine privilegirte Betrüger sind, und daß, wenn es ja eine gegründete Arzneykunst giebt, dieselbe viel leichter bey Frauenvolke, und allen solchen Leuten, die er so sehr verachtet, und mit dem Namen der Pfuscher belegt, als bey den listigen Betrügern gefunden werde, die sich rühmen, daß sie die Kunst aus dem Grunde gelernt haben.

Zuerst muß man wissen, daß gar keine besondrer Einsicht, sondern bloß viel Erfahrung dazu erfordert werde, um Krank-

heiten zu curiren. Die allerersten Aerzte, die sich durch ihre Wundercuren unsterblich gemacht haben, hatten gar keine Beurtheilung vom menschlichen Körper. Hippocrates und seine Nachfolger haben von der inwendigen Struktur des menschlichen Körpers nichts gewußt; und Millionen Menschen sind curirt worden, ehe Harvey vor wenigen hundert Jahren zuerst entdeckte, daß das Blut einen ordentlichen Umlauf in unsern Adern hielte. Mitten unter der Menge von Aerzten, die sich vor Alters durch elende Träumereien das Ansehen gelehrter Leute geben wollten, trat eine Secte auf, welche ihnen ins Angesicht widersprach, alle ihre gelehrten Gaukelen verachtete, und bekannte, daß uns allein die Erfahrung curiren lehren müßte. Eben dieses ist noch die Meinung der vernünftigen Aerzte. Alle ihre Maximen sind Folgerungen, die sie aus den Erfahrungen herleiten. Weil sie aber wohl einsehn, daß hierzu keine Gelehrsamkeit, sondern nur gesunde Vernunft, Proben und Aufmerksamkeit erfordert werde; so stellen sie sich, als wüßten sie die Wirkungen der Arzneimittel, die Ursachen der Krankheiten, und die Gründe ihres Verfahrens, aus der Natur des menschlichen Körpers und aus den Grundsätzen der Naturlehre herzuleiten, worinn doch fast kein einziger mit dem andern einig ist. Man stelle mir einen solchen Großwahrer auf, der, ohne seine eigne oder anderer Leute Erfahrung zu Hülfe zu nehmen, bloß aus Gründen der Naturlehre, der Chymie und der sogenannten Theorie der Arzneykunst ein Mittel erfunden hätte, um einer gewissen Krankheit zu begegnen. Wie unglücklich müßten nicht unsere Vorfahren gewesen seyn, zu deren Zeit die Aerzte entweder gar keine, oder doch eine solche Theorie vom menschlichen Körper und von der Natur der Krankheiten und Arzneien besaßen, welche unsere neuern hochgelehrten Pralcr von Grund aus über den Haufen gestoßen haben. Hätten sie nicht alle an ihren Krankheiten hilflos verderben müssen, wenn die Cur derselben auf gelehrte Schulsüchereien angekommen wäre, womit man sie heut zu Tage nicht besser, sondern vielmehr schlechter curirt, als vormals? Wie kommt es dann, daß unsre heutigen gelehrten Aerzte ihre besten Arz-

nemittel nicht selbst erfunden, nicht durch Gelehrsamkeit entdeckt, sondern von lauter Vieh und Puschern erlernt haben? Ihre meisten Arzneyen haben sie von wilden Völkern und von Thieren. Wir haben in den Apotheken wenigstens eben so viel, wo nicht noch mehr, ausländische, als inländische Arzneyen. Wer hat uns aber den Gebrauch der ausländischen Arzneyen entdeckt? Die Wilden, welche beyde Indien bewohnen, die kaum Vernunft, viel weniger Gelehrsamkeit besitzen. Wo haben wir denn das triumphirende Fiebermittel, die Quinarinde, her? Die dummen Wilden in Amerika haben uns ihre Tugenden entdeckt. Ja, diese barbarischen Völker haben sogar die Ehre, daß sie uns weisen leuten ihre Irrthümer aufjesten; und unsre Gelehrsamkeit kann nicht hindern, daß wir sie nicht für baare Wahrheiten annehmen sollten. Wird nicht noch bis auf diesen Tag von den gelehrtesten Aerzten der Zinnober für eine vortreffliche Arzney gehalten? Dieses Märchen glauben die Chineser schon seit langer Zeit mit ihnen. Denn, sie gebrauchen wider die Convulsionen der Kinder eine gewisse Art von Zinnober oder Quecksilberminer, die sie Tchu:cha nennen, sie pulverisiren und waschen, und das, was im Wasser oben schwimmt, eingeben. Gleichwol hat man am Ende gefunden, daß der Zinnober ein ganz untaugliches Ding sey, das gar keine Arzneykräfte besitzt. Warum haben die erleuchteten europäischen Aerzte diesen Irrthum so lange geglaubt, wenn ihnen ihre Naturwissenschaft so vortheilhaft ist? Wie viel Arzneyen haben wir nicht von den Thieren kennen gelernt; ja würden wir wol die Fiebrinde selbst kennen, wenn nicht die Löwen, wann sie ihr Fieber haben, zu diesen Bäumen gegangen wären, und die Rinde davon abgefressen hätten? Kurz, ehe noch die Arzneykunst eine Wissenschaft hieß, und überall, wo sie noch nichts mehr, als eine blinde Erfahrung ist, werden alle Krankheiten eben so gut curirt, als ist in dem aufgeklärten Europa.

Die Welt würde wegen der Gesundheit und den Krankheiten der Menschen gern in ihrer nützlichen Unwissenheit geblieben seyn, wenn es nicht unter denen, die die Erfahrung

zu Curen besaßen, einige gewinnstüchtige Leute gegeben hätte, die ihre Wissenschaft für künstlich, ja sogar für göttlich ausgaben, um sich bey dem Volke in Ansehn zu setzen, und sich seines Zulaufs und Geldes zu versichern. Man widersezte sich um deswillen dieser betrügerischen Kunst, so viel, als möglich. Die Aerzte waren eine Zeitlang nichts, als Sklaven. Man steinigte sie. Man hielt sie für unehrlich, und verjagte sie einstmals aus Rom. Noch in den neuern Zeiten findet man Spuren einer gerechten Verachtung gegen diese nichtswürdige Kunst, selbst in Europa. So schlecht auf der Insel Andros Luft und Wasser sind, und so gewiß also die Menschen daselbst, nach dem Urtheile der Aerzte, aussterben müßten, auch vielleicht schon ausgestorben wären, wenn sich Aerzte darauf befänden, so besteht doch dieß Volk noch diesen Tag, obgleich Thevenot versichert, daß sie weder Aerzte noch Wundärzte haben. Um nur noch ein einziges Beispiel anzuführen; will ich mich bloß auf die 1584 geschene Stiftung der Universität Francker berufen. In den ersten Jahren wurden dieser Universität alle die Leute gegeben, die Wissenschaften lehren konnten, worauf das wahre Heil des menschlichen Geschlechts ankam, nämlich 3 Professores der Gottesgelahrtheit, ein Jurist, einer fürs Griechische, einer fürs Hebräische, und einer für die Philosophie. Dieß waren sie alle; aber an die Arzneykunst ward eben so wenig gedacht, als ans Taschenspielen. Vier ganzer Jahre blühte dieser Musensitz, ehe man, um des Wolstandes willen, den Alard Auletius zum ersten Professor der Arzneykunst dahin berief, und jedermann kann aus dieser wolbedachten Saumseligkeit sehn, was man noch damals von dieser Kunst für Begriffe gehabt habe.

Wenn man dieses alles zum voraus sezt, so wird man leicht einsehn, warum unser neuer Arzt seine Kunst so hoch erhebt, warum er beschreibt, Wunder! was für Einsichten ein Mann besitzen müsse, der curiren will, und warum er so unbarinherzig wider alle Leute loszieht, die nicht mit den Privilegien seiner Kunst versehen sind. Er will gar zu gern die alte Schande vertilgen, die ihr noch aus dem grauen Alterthume anklebt. Er will sie gern schwer machen, damit die  
meisten



meisten abgeschreckt werden sollen, sie zu treiben. Er heuchelt den rechtschaffnen Aerzten einen so tugendhaften Charakter an, bloß um seine Betrügerereyen zu verbergen, und das Volk für sich einzunehmen. Sein Vortrag ist ein albernes Geschwätz. Er stoppelt Histörchen zusammen, um den Bogen voll zu machen, weil er nichts Lehrreiches zu sagen weiß. Er giebt sich ein Ansehn von philosophischer Gründlichkeit, und ich weiß doch von guter Hand, daß fast kein einziger richtiger Satz in allen seinen zehn ersten Blättern ist.

Da ich ein ehrlicher Mann bin, der allen Betrug verabscheuet, so erkläre ich hiermit öffentlich, daß sich niemand, besonders das Frauenzimmer, durch sein Geschrey abschrecken lassen müsse, die Arzneykunst, nach wie vor, ungehindert zu treiben. Es ist schlechterdings falsch, daß die Geschicklichkeit in der Ausübung der Arzneykunst, die Wissenschaft der Naturlehre, der Chymie, der Anatomie und der theoretischen Arzneykunst erfordere. Man giebt dieses bloß vor, um einen Vorwand zu haben, warum nicht jedermann frey curiren soll; und dieses soll darum nicht jedermann, damit die privilegirten Doctors die Praxin allein für sich behalten. Der Beweis kann alle Tage geführt werden. Man darf nur einen Laquayen, der, mit einem Worte, nichts versteht, und nicht einmal lesen und schreiben kann, mit Gelde nach einer Universität senden, so kommt er als Doctor wieder zurück. Das Geld ist also die Sache, und die Wissenschaft ist der bloße Vorwand. Was haben wir aber nöthig, uns so offenbar hintergehn zu lassen? Nein, nein; kommt hervor aus euren Kellern; kommt herunter von euren Sälen; kommt heraus aus den Spinnhäusern und Lazarethen, ihr ruinirten Barbierer und Bader, Apotheker, Laboranten, Pferdeärzte und Hirten, besonders aber, du, schönes Geschlecht der Bademütter, der Wartweiber, der Nichten und Tanten und Matronen! Reißt euch loß aus eurer Gefangenschaft, worin euch der Arzt durch seine verstellte Freundschaft einkerkert, ihr vierzehn ehrwürdige belebte Mumien, die ihr ihm den Modeteufel bekriegen helfen wollt! Es ist ein heimtückischer Verrath über euch beschloffen! Glaubt nicht, daß ihr zu uns

wissend wärt, Leute zu curiren. Wenigstens send ihr so klug, als die meisten Doctors; klüger, als die Einwohner aller drey übrigen Welttheile, die sich mit ihrer wenigen Vernunft eben so gut zu helfen wissen, als uns unsre privilegirten Aerzte, und unendlich klüger, als die Thiere, die ohne alle Aerzte älter, und seltner krank werden, als die Menschen. Wuchert mit dem Pfunde, oder auch mit dem halben Pfunde, das in euch gelegt ist. Bildet euch nicht ein, daß zur schwersten Cur etwas mehr als Menschenverstand und Hausmittel und Erfahrung erfordert werde, und laßt euch nicht von dem unverständlichen Gewäsche der Aerzte überreden, zu glauben, daß sie etwas mehr wüßten, als dieses. Send gegen euch selbst so gerecht, und seht ein, was euch kein rechtschaffner Mann abstreiten kann, daß ihr mehr Scharfsinnigkeit, Klugheit und Wiß, als die Männer, besitzt, und daß ihr ihnen an Verstande nicht weicht. Spottet derer, die euch Erfahrung und Beurtheilungskraft absprechen wollen. In euch versammeln sich die Erfahrungen aller eurer Mütter, Muhmen, Nichten und Tanten, in deren jeder mehr Casus stecken, als in allen medicinischen Büchern; und an eurer Beurtheilungskraft kann niemand eher mit Grunde zweifeln, als bis ihr dem thörichtigen Arzte glauben werdet.

Mit diesem lieben Herrn muß ich nun zum Beschlusse noch ein Wort im Vertrauen reden. Sie, mein guter Herr, scheinen mir besonders darauf ausgelernet zu haben, die Leute mit einer guten Art bey den Nasen herumzuführen. Ich bin völlig versichert, wenn ich Ihnen einmal ins Herz sehn könnte, daß ich darin das ganze System finden würde, das ich mir von der Arzneykunst gemacht habe. Sagen Sie doch nur einmal aufrichtig, was Sie von Ihrer Profession halten? Können Sie sich wol rühmen, eine einzige Krankheit von Grunde aus zu kennen, ehe sie vorbey ist, oder zu wissen, wie Ihre Mittel wirken werden, wenn sie in einen gewissen Körper hineinkommen? Bestehn Sie nur, daß Sie selbst einen jeden Kranken für verloren halten müssen, dessen Naturkräfte nicht schon für sich allein hinlänglich sind, ihn aus der Gefahr zu retten, und daß sie ihm alle ihre Arzneyen auf gut Glück und darum

darum geben, weil er sie Ihnen bezahlt. Ist das nicht Ihr einziger wahrer praktischer Grundsatz? Die Welt will betrogen seyn; und wer dafür bezahlen kann, den will ich betrügen. Wenn sie selbst krank sind, so will ich wetten, daß Sie entweder gar nichts, oder doch nur solche Dinge einnehmen, die eben so viel wirken, als ein Stück Brodt. Hingegen uns andern geben Sie Gifte fürs Geld. Erschrecken Sie nicht, daß es Leute giebt, die Ihre Geheimnisse wissen. Wer nicht verrathen seyn will, der muß nicht so mit Esein, die übers Dach schreien, frengelig seyn, als Sie. Verstehen Sie mich, Herr Arzt? Ueber acht Tage sprechen wir uns wieder in meinem zweyten Stücke.

\* \* \*

Wenn der Herr Verfasser des Gegenarztes nur der einzige wäre, der so schlunnie Vorurtheile wider die Arzneykunst hegte; so würden doch seine scheinbaren Gründe einer Untersuchung würdig seyn. Sie sind es aber noch viel mehr, da es selbst unter denen, die eine große Vernunft, und in andern Dingen viel Einsichten besitzen, nicht wenige giebt, die eben so nachtheilig von dieser Kunst urtheilen. Ich will, um kurz und ordentlich zu verfahren, die Hauptsätze meines schimpfenden Gegners aus seinem Blatte heraus nehmen, die zerstreuten Beweisgründe eines jeden nach der Reihe anführen, und dasjenige gleich beyfügen, was ich darauf antworten kann.

Zuerst ist nöthig, daß ich die Begriffe der theoretischen und praktischen Arzneykunst ein wenig erörtere. Der Zweck der Arzneykunst ist die Erhaltung und Wolsahrt des menschlichen Körpers. Sie soll uns also die Mittel lehren, wie wir Tod und Krankheiten von uns abwenden, und unsre Kranken wieder herstellen können. Die Erfahrung hat den Menschen viel solche Mittel entdeckt, und viele lernten sie von den Thieren, viele durch einen ungefähren Zufall, viele durch natürliche Triebe in Krankheiten, viele durch gewagte Versuche kennen. Ein Mittel, das dem einen in einer Krankheit geholfen hatte, ward angemerkt, andern Kranken angepriesen, und aufgeschrieben. So entstand die Arzneykunst

kunst. Es fanden sich Leute, die sich um die Kenntniß solcher Mittel bemühten, die sich die Erfahrungen anderer sammelten, die sich darauf legten, aus gewissen Kennzeichen zu entdecken, ob eine gewisse Krankheit des einen Menschen von eben der Art wäre, als eine gewisse andre, worin man dieses oder jenes Mittel mit Nutzen gebraucht hatte, und die alsdann eben dieselben Mittel zum Gebrauche vorschlugen. Dieß waren die ersten Aerzte. Es ist also wahr, daß die Arzneikunst ursprünglich eine Tochter der Erfahrung sey, und daß schon eine Ausübung dieser Kunst Statt gefunden, ehe sie noch das geringste Ansehn von einer Wissenschaft hatte, die auf gewissen allgemeinen Grundsätzen beruhte. Ich gebe zu, daß die ersten Gründe der Praxis Erfahrungssätze waren; daß die meisten ersten Arzneimittel von Thieren und solchen Leuten herkommen, die sich um nichts weniger, als um eine gründliche Erkenntniß des menschlichen Körpers bekümmerten; daß die ersten Aerzte größtentheils ohne theoretische Einsichten curirt haben, und daß es die unwissenden Nationen, ja selbst die Pfluscher und eine Menge schlechter Doctoren, noch ist nicht besser machen. So ist das Schicksal aller menschlichen Erfindungen, Künste und Wissenschaften. Sie sind in ihrem Anfange unvollkommen und voller Verwirrung.

Je länger die Arzneikunst getrieben wurde, desto mehr entdeckten sich ihre Mängel. Man fand Krankheiten, für welche man noch kein Mittel wußte. Man fand andre, die man noch nicht kannte; einige, worin die Mittel nicht helfen wollten, die man in ähnlichen Krankheiten gebraucht hatte; andre, worin ganz andre Mittel halfen, die man zufälliger Weise versuchte, u. s. w. Jedermann schloß hieraus aufs vernünftigste, daß die Kunst der Aerzte einer größern Vollkommenheit fähig wäre, und niemand zweifelte, daß es dem menschlichen Geschlechte nützlich seyn würde, dieselbe auf den höchsten möglichen Grad ihrer Vollkommenheit zu treiben. Man hatte in einigen Fällen gesehen, daß den Aerzten die Ursachen der Krankheiten verborgen geblieben waren. Um diese aufs künftige richtiger vermuthen zu können, öffnete man die Todten, und fand die Ursachen ihres Verderbens. Man konnte

Konnte das, was in ihrem Körper unnatürlich war, nicht unterscheiden, wenn man nicht zuvor wußte, wie der Körper inwendig natürlicher Weise beschaffen wäre. Man fing also an, die Zergliederungskunst zu treiben; und mit dieser Wissenschaft machen diejenigen den Anfang, die die Arzneykunst lernen wollen. Wenn wir die Struktur der inwendigen Theile wissen, so bekümmern wir uns darum, zu erfahren, was ein jeder dieser Theile bey einem gesunden Menschen für Verrichtungen habe. So haben wir durch Nachforschung entdeckt, daß der Magen verdaue, daß das Herz das Blut bewege; kurz, wir haben die ganze Oekonomie der Maschine, wie sie in meinem 6ten Stücke, und das, was die Empfindungen dabey thun, wie es im 18ten beschrieben worden, entdeckt. Diese Wissenschaften geben uns eigentlich nur den Probierstein und Waagstab zur Heilungskunst in die Hände. Wir vergleichen damit den Zustand unsrer Kranken; und aus dieser Gegeneinanderhaltung lernen wir, welcher Theil bey einem gewissen Kranken leide, und welche Verrichtung bey ihm unterbrochen sey. Diese Abweichungen bemerkten die Aerzte, und schrieben sie auf, wie sie sich bey jeder besondern Art von Krankheiten offenbarten. So entstand die allgemeine Geschichte der Krankheiten, woraus man auf ihren Ausgang und ihren ganzen Lauf schon vorläufig schließen konnte. Alles, was man aus Erfahrung sowol, als durch Nachforschung und Ueberlegung von den Ursachen der Krankheiten entdecken konnte, das Magazin der Hülfsmittel, die Regeln, welche die Cur einer jeden Krankheit, nach Maßgebung ihrer Ursachen, erforderte, und die doch ein bloßes Werk der Vernunft waren; alles dieses ward aufgeschrieben, in Ordnung gebracht, in besondre Wissenschaften abgetheilt; und dieses unschuldige löbliche Werk ist es, womider der Gegenarzt so heftig loszieht, und das er die Theorie der Arzneykunst, oder die Gelehrsamkeit der Aerzte nennt. Das, was er ihr entgegensetzt, und was er allein für hinlänglich hält, ist die Erfahrung ohne Nachdenken, womit sich die allerersten Aerzte begnügen mußten, wie ich oben gesagt habe.

Nunmehr werde ich die Gründe meines Herrn Gegners wider die Theorie der Aerzte, und wider ihre ganze Kunst prüfen. Er setzt bey seinem ganzen Streite den Hauptsatz zum voraus, daß zu einer Kunst, welche viele ohne Theorie glücklich treiben, keine andre Wissenschaft, als Erfahrung, nöthig sey. Er ist reich an Beweisen, daß die Arzneykunst von vielen, die keine Theorie davon wissen können, mit eben so viel Glück ausgeübt werde, als von gelehrten Aerzten; und daher hält er die bloße Erfahrung, die jedermann haben kann, zur Heilungskunst für hinlänglich.

Ich gebe zu, daß die Thiere, die wilden Völker, die Pfuscher und unwissenden Doctoren selbst, eben eine solche Geschicklichkeit in der Praxi besitzen können, wie sie bey dem Anfange der Arzneykunst beschaffen war. Wenn ich aber behaupte, daß eine Kunst, die ohne Theorie nicht zu ihrer höchsten Vollkommenheit gebracht werden kann, etwas mehr, als die bloße Erfahrung, erfordere; wenn ich behaupte, daß die medicinische Praxis ohne die Theorie unmöglich zu ihrer höchsten Vollkommenheit gelangen kann: so muß daraus nothwendig folgen, daß die bloße Erfahrung zur Praxi nicht hinlänglich sey. Das erste bedarf keines Beweises, und das letzte ist aus dem Begriffe der theoretischen medicinischen Wissenschaften selbst klar, den ich ist eben erklärt habe. Wenn eine Schlaguhr unrichtig geht, so kann der Bürger, der sie besitzt, aus der Erfahrung wissen, daß es zuweilen geholfen habe, wenn der Uhrmacher der Uhr Del gegeben, zuweilen, wenn er das Gewicht vermehrt oder vermindert, zuweilen, wenn er sie ausgestäubt hat. Der Bürger thut eins von diesen allen, um zu versuchen, ob die Uhr wieder in Gang gebracht werden kann. Zuweilen gelingt es, zuweilen muß er das zweyte, dritte und vierte Mittel versuchen. Zuweilen hilft eins, zuweilen gar keins, und zuweilen verdirbt er die Uhr gänzlich. Endlich kommt der Uhrmacher dazu. Er weiß, wie die Uhr beschaffen seyn muß, wenn sie richtig gehn soll; er untersucht, ob sie in allen ihren Theilen so beschaffen sey; er findet den Fehler; er bessert ihn durch eins von den obigen Mitteln, und die Uhr ist wieder hergestellt.

Dieser

Dieser Uhrmacher ist der Arzt, der nach theoretischer Erkenntniß curirt. Der Bürger ist der Pfuscher, oder die Matrone, die ohne Einsicht in die Natur des menschlichen Körpers bloß nach Erfahrung curiren. Es kann durch ein gutes Glück geschehn, daß sie das rechte Mittel treffen; es kann aber auch seyn, daß sie den Kranken tödten. Unstreitig ist die Cur des Arztes, die sich auf die Theorie gründet, vollkommener, sicherer, vernünftiger und vorzüglicher.

Mein Herr Gegner beruft sich darauf, daß die ersten Aerzte, die Thiere, die wilden Völker, ohne Theorie eben so glücklich curirt haben, und noch curiren, als die gelehrten Aerzte. Es ist wahr, die Menschen leben ist nicht länger, und es sterben ihrer nicht weniger, als vormals. Allein, hieraus folgt nicht, daß die blinde Praxis eben so glücklich sey, als die erleuchtete. Man muß bedenken, daß noch ist die meisten Kranken in die Hände der Pfuscher fallen, die sie verwahrlosen; daß die meisten privilegirten Aerzte in den medicinischen Wissenschaften eben so unwissend sind, als die Pfuscher und Matronen, und daß die gründliche Wissenschaft der wenigen gelehrten Aerzte nicht verhüten könnte, daß sich viel tausend Menschen schon in der Jugend durch üble Lebensordnung, durch Ausschweifungen und Unwissenheit unheilbare Krankheiten zuziehen. Wenn nur diese Hindernisse allein aus dem Wege geräumt würden, da sie es doch noch nicht alle sind; so würden bey der großen Aufnahme der theoretischen Arzneykunst unendlich viel weniger Menschen eines frühzeitigen Todes sterben, und Krankheiten unterworfen seyn, als in den Zeiten und Ländern, da noch keine Theorie die Praxis erleuchtete. So wenig kann also dieser Entwurf darthun, daß die Praxis der Unwissenden, die nur ein Glücksspiel ist, eben so glücklich sey, als die sich auf Theorie gründet. Es ist ganz unstreitig, daß nach den neuern Maximen der Aerzte die hitzigen, bössartigen, faulenden und kalten Fieber, die Blattern und Masern, Flecken und Friesel, Gicht, Lähmungen, Epilepsie, Lustseuche, und eine Menge andrer wichtiger Krankheiten, viel gründlicher, gewisser und leichter curirt, und weit seltner tödtlich werden, als vor den glücklichen Zeiten

Zeiten der Boerhaaven, von Haller und van Swieten, welche man nicht sowol die Verbesserer, als vielmehr die Stifter der wahren Arzneykunst, und Schutzgötter des menschlichen Geschlechts nennen kann. Ihre Lehren gründeten sich auch auf Erfahrung; es ist aber frenlich eine ganz andre und erleuchtete, als die Leute ohne Einsicht anstellen können. Man muß gar nicht glauben, daß zur Erfahrung nur zwey Augen gehörten, und daß man dazu weder Vernunft noch Gelehrsamkeit nöthig habe. Eine Erfahrung ohne Theorie ist nur ein Sehn, und noch dazu ein schlechtes Sehn. Keine von allen den verdorbnen Leuten, die man für Aerzte ausgiebt, welche es durch Erfahrung geworden wären, sind auch nur einer Erfahrung fähig. Man muß das schöne Werk des Herrn Zimmermann über die Erfahrung gelesen haben, um recht zu wissen, wie man dieses Wort entheiligt, wenn man es unwissenden Leuten belegt.

Daß wir durch Nachforschung noch wenig neue Arzneyen entdeckt, und die Alten nur durch Traditionen und Versuche erfahren haben, ist bloß dem Mangel der Theorie zuzuschreiben, und beweiset, daß wir sie desto eifriger treiben und zur Vollkommenheit bringen sollten. Wir haben aber doch einige zusammengesetzte Arzneyen von untrüglicher Wirkung, und chymische Zubereitungen, die bloß durch Vernunftschlüsse herausgebracht, bloß in der Absicht, eine gewisse Wirkung zu thun, erfunden worden sind, und diese Wirkung auch wirklich leisten, ob deren gleich frenlich nur wenige sind.

Es ist falsch, daß ein Arzt keine Krankheit von Grunde aus kenne, ehe sie vorbey ist. Die ganze Geschichte der Krankheiten in der Arzneywissenschaft beweist das Gegentheil; und gesetzt, daß es wahr wäre, so würde es ein neuer Beweis seyn, daß die Theorie noch nicht zur Vollkommenheit gebracht sey, und ich sehe nicht, was sich die Pfscher dabey zum Vortheile rechnen könnten.

Daß wir die Wirkungen der Arzneyen nicht konnten, ist eine desto ungegründetere Beschuldigung, da sie sich um deswillen von selbst aufhebt, weil wir entweder aus ihren geleisteten Wirkungen allein erfahren haben, daß es Arzneyen sind



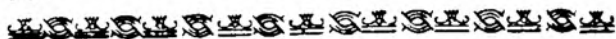
sind, oder weil wir sie zu gewissen bestimmten Wirkungen selbst zubereitet und zusammengefeßt haben.

Daß in den ersten Zeiten die Aerzte verachtet gewesen, das kann wol von nichts sonst herrühren, als weil damals die Aerzte waren, was ist die verachteten Pfscher sind, Leute ohne Einsicht, die aufs Gerathewohl curirten und würgten. Die wenigen, die damals schon große Wissenschaft besaßen, wie Hippocrates, und andre, waren hochgeehrt; und seitdem die Arzneykunst eine gelehrte Theorie erhalten, werden die Aerzte zu den höchsten Ehrenstellen erhoben.

Was die späte Harveyische Entdeckung des Umlaufs des Geblüts betrifft, so beweist sie die allgemeine Unwissenheit der alten Aerzte in der Theorie weniger, als man glaubt. Sie kannten den Umlauf des Bluts allerdings; nur nicht so umständlich und richtig, als wir. Anstatt vieler alter und bekannter Beweise will ich nur anführen, was Plato in Timäus sagt, wo er das Herz; den Ursprung der Adern und den Quell des Blutes nennt, welches durch den ganzen Körper mit Gewalt durchströme.

Dieses sind die sämtlichen Gründe, womit mein Gegner die Pfscheren gegen die wissenschaftliche Praxis vertheidigen will. Viele derselben, die wider die Arzneykunst überhaupt gerichtet sind, hat Herr Rousseau von neuem berühmt gemacht, weil er sie mit der ihm eignen edlen Dreistigkeit wiederholt hatte. Man kann hiervon das 202 Blatt nachsehen.





## Bierzigstes Stück.



Günther.

Betrachtet dieses Feld, den Schauplatz kalter Leichen!  
 Hier triumphirt der Tod; hier stehn die Eingezwungenen  
 Der starken Eitelkeit.



Ich kann nicht umhin, heute meinen Lesern ein paar Sendschreiben mitzutheilen, welche durch eine Stelle in meinem 36sten Stücke veranlaßt worden sind.

Mein Herr,

Sie schreiben in Ihrem 36sten Stücke, daß der Ueberrest des mechanischen Lebens, welcher den Menschen vom Tode an bis zur Verwesung übrig bleibt, an den Eindrücken im Gemüthe, und an der Hochachtung Schuld seyn könne, welche der Anblick todtter Leichname in uns zurückläßt. Ich will diesen Gedanken nicht aufsechten. Der Grund unsrer Achtung ist oft eine Kleinigkeit, und oft etwas, das wir selbst nicht wissen. Im letztern Falle kann man dafür ausgeben, was man will. Allein, man muß es erweislich machen können, wenn es geglaubt werden soll. Vor Ihnen haben sich wol wenige den Zusammenhang der drey verschiedenen Grade des Lebens und des Todes, die Sie in diesem Blatte auseinander setzen, so deutlich und lebhaft vorqestellt, daß dieses ein Beweigungsgrund Ihrer Achtung gegen Verstorbne hätte seyn können; gleichwie ich auch nicht glaube, daß man um deswillen einem Feinde ein dreymaliges Peresit rufe. Es scheint mir überhaupt, daß diese Achtung auf keiner deutlichen Vorstellung der Vernunft, sondern auf gewissen geheimen Empfindungen beruhe, welche uns beim Anblicke eines Todten überfallen, und die sich besser fühlen, als beschreiben lassen. Ohne hierüber zu streiten, will ich Ihnen nur einen

einen einzigen Einwurf zu überlegen geben, der den Weißen Abbruch thut, welche Sie von den prächtigen Leichenbegängnissen und von den ägyptischen Einbalsamirungen hergenommen haben. • Die Geschichte lehrt uns nämlich, daß viele Völker mit ihren Todten verächtlich umgehen, und daß also diese Hochachtung gegen die Leichen große Ausnahmen leide. Ich verlange nicht, daß Sie diesen Einwurf in Ihre Blätter eintücken, theils, weil er Ihnen widerspricht, theils auch, weil ich daraus eben keinen sonderlichen Nutzen für Ihre Leser vermuthen kann. Nichtsdestoweniger will ich meinen Beweis aus der Geschichte führen; und sollte er Ihnen ja gefallen, so überlasse ich Ihnen, ihm eine Wendung zu geben, die Ihren Lesern zu einigem Nutzen gereichen kann.

Ich gebe zu, daß die verschiedenen Völker des Erdbodens ihren Leichen allezeit desto mehr Achtung erwiesen haben, je gesitteter sie gewesen; wie wir aus der Pracht der ägyptischen, griechischen und römischen Leichenbegängnisse abnehmen können. Besonders behaupten die alten Philosophen, daß man sie als Ueberreste der Menschlichkeit betrachten müßte, die wieder zu ihrer ersten Mutter zurückkehren sollten. Weil Heraclit glaubte, daß alles in der Welt aus Feuer gemacht wäre; so gebot er, daß man die Leichname verbrennen sollte, um sie ihrem ersten Elemente wieder zu geben. Thales, der das Wasser für die allgemeine Mutter der Dinge hielt, wollte sie in die Erde verscharrt haben; und Democrit, der eine Auferstehung glaubte, gab den Rath, sie im Honig zu legen, um sie zu erhalten.

Was werden Sie aber sagen, wenn ich Sie erinne, daß die alten Perser ihre Todten, so bald sie verschieden waren, auf den Schindanger warfen; daß es die Angehörigen für eine Ehre hielten, wenn die Raubthiere den Leichnam geschwind zerrissen und auftraßen, und daß es ihnen eine Schande war, wenn sie ihn liegen ließen? Die Japaner bestatten zwar ihre Todten ehlich zur Erde. Allein, sie begraben sie mit großen Freudenbezeugungen, welche wol nicht aus zärtlicher Achtung für sie herrühren. Wenn ein Grönländer stirbt, so wird er aus dem Loche, das seine Wohnung gewesen, herausgeschleppt, und muß an der freien Luft hart und steif zusammen frieren. Unter den Tartarn sind verschiedene Gebräuche in Absicht der Todten, Mode gewesen. Bald haben sie dieselben an die Bäume gehangen, um sie austrocknen zu lassen. Bald haben sie sie selbst gefressen, und bald bearaben. Die Einwohner der balearischen Inseln zerschnitten die Köpfe ihrer Todten in kleine Stücke, und steckten sie in einen Topf. Aldann begruben sie sie, und setzten einen Steinhäufen darauf. Die Massageten, Verbicier und Essedonier, fraßen das Fleisch alter abgestorbenen Leute, die sie umzubringen pflegten, mit Schöpfensflische vermischt. Die aber, so an Krankheiten starben, warfen die Essedonier auf den Schindanger. Die Horcamer hielten eigne Hunde dazu,

welche die Todten fressen mußten, und die Iberier ließen sie den Geyern zum Raube. Die Ichthyophagi, welche nichts als Fische aßen, warfen die Todten in die Seen und Flüsse, um den Fischen die Nahrung wieder zu geben, die sie von ihnen erhielten. Die Losophagi warfen die Todten ins Meer. Die Colchier steckten sie in Säcke, und hiengen sie an die Bäume. Die Aegypter selbst, die ihre Leichen, so bald sie gestorben waren, den Zergliederern übergaben, um sie zum Einbalsamiren zuzubereiten, konnten dieses unmöglich aus Achtung gegen die Verstorbenen thun, weil sie den Zergliederer, nach gethaner Arbeit, steinigten, und für unehrlich hielten. Die Cariben begegnen ihren Todten anfangs recht artig. Sie waschen sie, setzen den Körper zusammen gebogen hin, wickeln ihn in ein Tuch, beschreiben ihm, wie gut ers auf Erden hätte haben können, wie nützlich er gewesen wäre, und fragen ihn alle Augenblicke dazwischen: **Warum bist du denn gestorben?** Nach dieser Ceremonie setzen sie ihn auf einen Stuhl in eine Grube, bringen ihm 10 Tage lang zu essen, und nöthigen ihn, seine Mahlzeit zu sich zu nehmen. Am Ende aber fällt es schlecht aus. Wenn sie sehen, daß er weder essen noch wieder aufleben will; so werfen sie ihm aus Verdruß das Essen an den Kopf, und schütten die Grube zu. Einen gleichen Unsinn begehnen die türkischen Weiber zu Aleppo alle Montage und Donnerstage mit ihren verstorbenen Männern, denen sie vorstellen, wie viel Mühe sie sich gegeben, ihnen gefällig zu seyn, und sie fragen, warum sie denn gestorben wären? Die Kalmucken werfen ihre Leichen den Hunden vor, und halten es für eine besondre Ehre, wenn ihrer mehr als sechs davon fressen. Die Guebets in Persien stellen sie aufrecht in einen vermaurerten Ort, und unterstützen ihr Kinn mit einer Stange, wo sie so lange stehen müssen, bis ihnen die Krähen die Augen aushacken. Dieß thun sie zu ihrer Nachricht: denn, wenn die Krähen das rechte Auge zuerst nehmen, so ist der Todte glücklich, und kommt in die weiße, im Gegentheile aber, in die schwarze Grube, weil er unglücklich ist.

Sind dieses alles wol Zeichen einer Achtung, die man den Verstorbenen erweisen will? Wenigstens sind sie schlecht ausgesucht, und möchten wol wenigen gefallen, die nicht so gefinnt sind, wie Diogenes, welcher in seinem Leben so wenig auf sich gehalten hatte, daß es ihm nicht schwer ankommen konnte, sich auch im Tode entheiligen zu lassen. Er wollte nicht begraben seyn, sondern befahl, ihn nach seinem Ableben über der Erde liegen zu lassen, damit die Raubvögel noch etnigen Nutzen von ihm haben könnten. Andre sagen, er habe auf die Anfrage, wie er begraben seyn wollte? geantwortet: Mit dem Gesichte zu unterst. Denn, fuhr er fort, ich glaube, daß sich bald eine große Veränderung ereignen dürfte, wo das Unterste zu oberst gekehrt werden wird. Es hat inzwischen doch ganze Völker gegeben,

deren Gleichgültigkeit gegen ihr eignes Begräbniß beweist, wie wenig Achtung sie wegen ihre Todten gehabt haben müssen. Die Hyperboreer gaben sich selbst Tod und Begräbniß, indem sie sich ins Meer stürzten. Die Völker am caspischen Meere gaben diejenigen, die über 70 Jahr alt waren, den wilden Thieren in den Büstencen Preis, und die Tibarenier stürzten ihre alten Leute von den Felsen herab. Urtheilen Sie selbst, mein Herr, aus so mancherley Beyspielen, ob die Achtung gegen Verstorbne ein allgemeiner Charakter der Menschen sey? Ich bin übrigens mit aller Hochachtung, die ein Mann, der für die Wohlfahrt der Lebendigen arbeitet, verdient,

Der

ergebenster

Jalemus.

Wenn man aus dem obigen Verzeichnisse von Todtengerbrüchen diejenigen herausnimmt, die wirkliche Verehrungen der Todten, aber nur nach den Fähigkeiten barbarischer Völker, grob und ungeschickt ausgesonnen sind; und wenn man diejenigen dazu rechnet, die keine vorsehlliche Beschimpfungen, sondern nur Vernachlässigungen sind, die sich auf Dürftigkeit, Vorurtheile und Einfalt gründen; so werden wenige übrig bleiben, welche dazu dienen könnten, den Mangel der Achtung gegen Verstorbne zu beweisen. Wenn die Türken ihren Leichen, nachdem sie sie gewaschen haben, alle Zugänge und Ausgänge mit Baumwolle verstopfen, so geschieht es wirklich aus Achtung, damit sie sich nicht verurreinigen sollen, so lächerlich es immer seyn mag. Auf gleiche Weise lassen sich die meisten obigen Beispiele erklären, und man könnte diesen wieder andre entgegen setzen, wenn es nöthig wäre. So findet man z. E. bey dem unmenschlichen Volke um Astrachan, daß es gleichwol die Gräber seiner Todten ausmauret, und sie noch dazu mit starken Mauern umgiebt, damit sie vor allem Zugange sicher liegen mögen. Was kann aber auch endlich daran gelegen seyn, daß es einige so viehische Völker giebt, die diese bey allen gesitteten Nationen übliche Achtung hintansetzen, da ihr ganzer übriger Charakter zeigt, wie wenig gegründeten Anspruch sie, ausser ihrer Gestalt, auf die Ehre der Menschlichkeit haben. Uebrigens bin ich so eigensinnig und rechthaberisch nicht, daß es mir unleidlich seyn sollte, mir widersprechen zu lassen. Vielmehr ist dieses bey

mir ein großer Bewegungsgrund, solche Briefe wider mich drucken zu lassen. Es ist wahr, daß der Inhalt des obigen sowol, als des folgenden Schreibens mit der eigentlichen Arzneikunst keinen unmittelbaren Zusammenhang hat. Allein, man würde sich doch irren, wenn man glauben wollte, daß mit dem thierischen Tode alle Pflichten der Lebendigen, und besonders der Aerzte gegen die Verstorbenen aufhörten. Die Leichname sind ein wichtiger Gegenstand für die Aerzte. Ihre Eröffnung hat die Arzneikunst mit tausend nützlichen Entdeckungen bereichert. Insbesondere sind auch die Leichengebräuche der verschiedenen Nationen ein würdiger Gegenstand der Aufmerksamkeit derer, die für die Wohlfahrt und Erhaltung der Lebendigen Sorge tragen. Es sind unstreitig schon viel tausend Menschen durch übel veranstaltete Leichengebräuche gewaltsamer Weise aus dem Leben gebracht worden. Vielleicht sind ihrer mehrere lebendig begraben worden, als sich vorsehllicher Weise selbst umgebracht haben. Vielleicht sind mehr Pesten und ansteckende Krankheiten unter den Menschen von unbehutsamem Umgange mit den Leichen, als von andern allgemein verlichhtigten Ursachen entstanden. Auch die Anzahl derer ist nicht geringe, die an ihrem Leben und an der Gesundheit dadurch Schaden gelitten haben, daß man die Begräbnisörter der Todten da anlegt, wo sich oft die Lebendigen versammeln, um ihre Andacht zu verrichten. Alles dieses sind Dinge, die ganz vollkommen in mein Gebiet gehören; und wovon ich mir in Zukunft ausführlich zu handeln vorbehalte. Dieses werden die nützlichen Artikel meiner medicinischen Leichenbetrachtungen seyn. Die heutigen sind bloß historisch, und können jenen zur Einleitung dienen. Ja die, in dem ißt folgenden Sendschreiben, sind noch etwas mehr. Die Erhaltung vornehmer Leichname ist eine Wissenschaft, die man von den Aerzten fordert. Die Einbalsamirungen sind noch ißt bey hohen Personen üblich. Die Mumien werden noch häufig als Urnenen gebraucht, und von Aerzten selbst dazu verordnet. Es ist also medicinisch nützlich, die Zubereitung derselben zu wissen, und überhaupt die Mittel zu kennen, welche man von je her angewendet hat, um den Leich-

Leichnamen diese Art der Unsterblichkeit zu geben, deren sie nach dem Tode allein noch fähig sind. Ich hoffe, daß mich diese Betrachtungen wegen der Einrückung des folgenden Schreibens, völlig rechtfertigen werden.

### Mein Herr,

Ich habe in Ihrem 36sten Stücke einige Nachrichten von zweien Leichnamen gefunden, welche viel Jahre lang, bloß durch Vermittelung der Natur, vor der Fäulniß verwahrt geblieben sind. Diese Materie, die mich jederzeit sehr interessiert hat, ist die Veranlassung zu dem gegenwärtigen Sendschreiben, worinn ich Ihnen Lesern, mit ihrer Erlaubniß, einige Nachrichten von den Hülfsmitteln der Kunst mittheilen will, wodurch man in vergangenen Zeiten den Leichnamen der Verstorbenen die Unverweslichkeit zu geben gesucht hat.

Das Einbalsamiren der Leichen, welches bey den alten Aegyptiern gebräuchlich war, verdient hier zuerst in Betrachtung gezogen zu werden. Man hatte damals verschiedene Methoden zur Balsamirung, wovon die erste und kostbarste auf 12 bis 1300 Thaler zu stehen kam. Sie geschah folgendermaßen: Die Balsamirer zogen zuerst mit einem krummen Eisen das Gehirn durch die Nase aus dem Kopfe heraus, und erfüllten den leeren Raum mit Specereyen. Hierauf machten sie mit einem scharfen äthiopischen Steine in der linken Seite des Bauches eine Oeffnung, um durch dieselbe alles Eingeweide, bis auf das Herz und die Nieren, heraus zu nehmen. Alsdann erfüllten sie den hohlen Bauch mit gestoßnen Myrrhen, Cassien und andern wohlriechenden Dingen, nur nicht mit Weyhrauch, und nähten hernach die Oeffnung wieder zu. Hierauf wurde der Körper noch über 30 Tage lang mit Erdernöl und andern dergleichen flüssigen Dingen gesalbt, oder auch 70 Tage in Salpeter gelegt. Wenn dieses geschehn war, so ward er gewaschen, jeder Theil mit Tüchern von seiner Leinwand umwunden, und sodann mit Schlehensharze bestrichen, dessen sich die Aegyptier, statt des Leims bedienten. Bey dieser Operation behielt der Körper seine völlige Gestalt und Aehnlichkeit, so daß sogar die Haare in den Augenbraunen und Augenliedern sitzen blieben.

Die andre Art der Einbalsamirung war geringer, und kostete ungefähr 300 Thaler. Man spritzete, vermittelst eines Lustiers, Cedernsaft in den Leib, ohne ihn vorher auszunehmen, und legte ihn 70 Tage in Salpeter. Nach dieser Zeit zapfte man den Cedernsaft wieder ab, da er dann, wie man glaubte, alle Gedärme und Eingeweide zerfressen hatte, und mit abführte. Der Salpeter hingegen hatte alles Fleisch verzehret, daß nichts als Haut und Knochen übrig waren.

Die dritte und wohlfeilste Art der Einbalsamirung bestand in der 70tägigen Salpeterbeize, und einigen Einspritzungen. Die Körper müssen nach dieser Operation ohnstreitig mit Bergpoch oder Judenleim übergossen worden seyn, ob man gleich hiervon keine Nachrichten findet; denn es sind alle Mumien in eine solche Materie eingehüllt.

Das Wesentlichste bey allen diesen Arten der Einbalsamirung ist, wie man sieht, die 70tägige Salpeterbeize, die Anfüllung des Unterleibes mit Cedernsaft, und das Umwinden und Uebergießen der Leichname, wodurch der Einfluß der Luft in dieselben verhütet wurde. Man weiß aber auch aus andern Erfahrungen, daß der Kalk und der Campher ebenfalls geschickt sey, die Körper von der Verwesung zu befreyen. Denn man findet nicht allein in der Kalk-Erde oft unzersetete Leichen; sondern es erzählt auch Pinto, daß er, bey der Verlagerung von Pastarvam, den Leichnam des entlebten Pangarams, welchen man vor der Fäulniß nicht zu schützen wußte, und der doch nothwendig nach Dema abgeführt werden mußte, in einen Kasten voll Kalk und Campher zu legen gerathen, und daß er für diesen Rath, welcher also bewährt befunden seyn mußte, eine Belohnung erhalten habe. Galenus hat schon diesen Gebrauch des Kalks gekannt, und sagt, (de simpl. Med. Facult. L. IX.) daß er, wenn er etlichemal gewaschen wird, stark austrockne, ohne zu zerbrechen. Die Aethiavier überzogen ihre Leichname mit Gips, und Cicero erzählt von den Persern, Herodotas aber von den Scythen, daß sie sie mit Wachs übergossen haben, um sie aufzubehalten, und den übeln Geruch zu verhüten.

Es ist aber noch ein andres Mittel vorhanden, die Leichname unverföhrt aufzubehalten, und dieses haben die alten Einwohner der Insel Teneriffa beßessen. Erlauben Sie mir, daß ich die ganze Sache so erzähle, wie ich sie im 2ten Bande der Historie aller Reisebeschreibungen, S. 40. 41. finde. Ein Reisender, der sich zu Guimar, einer Stadt auf der Insel Teneriffa, aufhielt, welche meistens von solchen Leuten bewohnt wird, die sich vom Geschlechte der alten Guanchios ableiten, gieng in Gesellschaft einiger von diesen Einwohnern hin, ihre Todtenhöhlen zu besuchen. Er fand die Leichname in diesen Höhlen in Ziegenfelle mit Riemen von eben solchen Häuten so künstlich eingenäht, daß die Nätze ganz unvergleichlich gerade und eben waren. Die Häute werden sehr knapp und dicht auf die Leichname gepaßt, welche meistens ganz sind. Man findet an denen von beyderley Geschlechtern noch die Augen, wiewol verschlossen, die Haare auf dem Köpfen, die Ohren, die Nase, die Zähne, die Lippen, den Bart, die Unterscheidungsgliedmaßen, ganz vollkommen; nur daß sie eine andre Farbe haben, und ein wenig eingeschrumpft sind. Der Reisende sahe ungefähr 3 bis 400 solcher Leichname in verschiedenen Höhlen. Einige von ihnen stunden; andre lagen auf Betten von Holze, wels



ches durch eine ihnen bekannte besondere Kunst so gehärtet war, daß kein Eisen hindurch dringet, oder ihm Schaden kann.

Als eines Tages ein gewisser Mensch auf der Insel jagte, so lief ein Iltis, der daselbst stark gebraucht wird, mit einer Schelle um den Hals, nach einem Kaninchen in ein Loch, wo er den Schall der Schelle nicht mehr hörte. Weil er befürchtete seinen Iltis zu verlieren, so suchte er um die Felsen und Sträucher herum, und fand endlich die Oeffnung der Höhle. Bey seinem Eintritte in dieselbe erschrock er dergestalt, daß er laut schrie. Denn er erblickte zuerst einen von diesen Leichnamen, welcher sehr lang und groß war, und mit dem Kopfe auf einem großen Steine lag. Nachdem die Furcht ein wenig verschwunden war, gieng er hinein, und schnitt ein großes Stück von der Haut ab, welche auf der Brust dieses Körpers lag, und die geschmeidiger und biegsamer war, als man jemals einen Handschuh von Ziegenfell gesehen hatte. Es war noch so wenig vermodert, daß es der Mann viele Jahre an seinen Dreschflegel gebrauchen konnte. Diese Körper sind sehr leicht, als wenn sie von Stroh gemacht wären, und an einigen zerbrochen konnte man die Nerven, Sehnen, und die Adern, die wie Schnüre da lagen, genau beobachten.

Nach dem Berichte der Ältesten von diesen Leuten, war ein besonderer Stamm, welcher diese Kunst allein wußte, die sie für etwas Heiliges hielten, welches dem gemeinen Volke nicht bekannt gemacht werden durfte. Als aber die Spanier den Ort erwarbten, wurden die meisten von ihnen ausgerottet, und die Kunst gieng mit ihnen verloren. Sie haben nur durch mündliche Sage etwas weniges von den Materialien behalten, welche bey dieser Operation gebraucht worden. Sie nahmen nämlich Butter, die, wie einige sagen, mit Bärenfette vermischt wurde, welches sie zu dem Ende in Häuten aufbewahrten. Darinnen kochten sie gewisse Kräuter, unter andern eine Art von wildem Lavendal, welcher häufig auf den Bergen wächst, wie auch ein Kraut, Lara genannt, von einem gummiösen und klebrichten Saft, eine Art von Cyclamen oder Erdäpfeln, wilde Salbey, und einige andre Kräuter, welche die Salbe zu einem vollkommenen Balsam machten. Wenn die Salbe fertig war, so nahmen sie erst das Eingeweide aus dem Körper heraus, und wuschen ihn mit einer Lauge, die aus Fichtenrinde gemacht war. Sie trockneten ihn des Sommers in der Sonne, und des Winters ward er in einem Ofen gebacken. Dieses wurde oft wiederholt. Darauf fingen sie ihre Salbung sowohl innerlich, als auswendig an, und trockneten den Leichnam, wie zuvor. Dieses wurde so lange fortgesetzt, bis der Balsam durch den ganzen Leib gedrungen war, und die Muskeln in allen Theilen durch die zusammengeschrumpfte Haut erschienen, und bis der Körper überaus leicht ward. Nach diesem näherten sie ihn in Ziegenhäute, wie oben gesagt worden. Den ärmern Leuten ward das Gehirn hinten

herausgenommen, und man nähete sie in solche Ziegenhäute, woran die Haare noch saßen. Die Leichern hingegen wurden so fein und dicht in die Häute gekleidet, daß sie noch bis auf diesen Tag ungemein geschmeidig und biegsam bleiben.

Edmund Scory gedenket, außer dem vorigen Schriftsteller und dem Nicholls, eben dieser sonderbaren Einbalsamirung der Guanachen. Er sagt, daß die alten Guanachen einen eignen Balsamirer für jedes Geschlecht gehalten haben, dessen Amt darinn bestanden, einen gewissen Balsam aus dem Pulver von Senf, aus einer Art rauher Steine, aus Fichtencinden und verschiednen Kräutern zu machen, welche zusammen mit geschmolznen Ziegenfette untereinander gemischt wurden. Wenn sie nun den Leichnam gewaschen hatten, so stopften sie ihn 15 Tage lang hinter einander mit diesem Balsam voll, legten ihn in die Sonne, und wendeten ihn oft um, bis er steif und trocken war. Wenn dieses geschehn war, schlugen sie den Körper in Ziegenhäute, nähten ihn mit einer erstaunlichen Zierlichkeit zu, und trugen ihn darauf in eine tiefe Höhle, wohin niemand kommen durfte. Einige von diesen Körpern, die vor tausend Jahren begraben worden, waren noch vorhanden, als Scory zu Teneriffa war. Pothas hat zweien von diesen Körpern in London gesehn.

Wenn man aus allen diesen Operationen dasjenige herausnimmt, was sie mit einander gemein haben, so entdeckt man die Mittel, welche der Kunst eigen sind, die Leichname unverweslich zu erhalten. Man sieht bey allen, daß die Körper erst ausgeweidet worden sind. Dieser Umstand ist darum nothwendig, weil die Fäulniß in den flüssigen und weichsten Theilen des menschlichen Körpers gleich nach dem Tode schnell überhand nimmt. Hierauf folgte die Salzbeize. Die Aegyptier beizten mit Salpeter, die Guanachen mit Fichtenlauge. Hierzu kam die Ausfüllung der Leichname mit Balsam aus Erdharzen, Honig, Myrrhen, Kampfer, Kalk, balsamischen Kräutern und dergleichen. Die Guanachen nahmen besonders noch das Aufrocknen der Körper zu Hülfe; und wenn dieses schnell und doch gemächlich geschieht, so ist es eins der zuverlässigsten Mittel zur Unverweslichkeit. Endlich kam noch die Verwahrung der Körper vor den Einflüssen der Luft und der Witterungen hinzu. Zu dieser Absicht bedienten sich die Aegyptier der Binden, und des Uebergusses von Berapeche, die Guanachen hingegen der Ziegenhäute, in die sie die Körper dicht einnähten, und der tiefen Felsenhöhlen, worinn sie vor den Witterungen sicher liegen konnten.

Da Sie, mein Herr, die Unverweslichkeit der Leichname, nach Ihren im 36sten Stücke ausgeführten Gründen, für eine Art der Unsterblichkeit halten müssen, und da sie eine wahre Errettung vom menschlichen Tode ist; so werden Sie den Inhalt dieses Schreibens für ihre Blätter unmöglich zu fremd finden können. Sie sehn aber auch hieraus,

aus, daß es eine Art der Unsterblichkeit nicht, nach welcher die Würmer aehn. Die Fäulniß, die sie herbeulockt, nimmt sie zu ihrem Schülfsen, um den hinfälligen Rest der Menschlichkeit vollends zu vernichten. Indessen werden Sie doch heffentlich darinn mit mir einig seyn, daß auch in der Erde selbst viel weniger Körper von Würmern verzehrt werden, als man sich gemeinlich eingebildet; und es scheint, als ob diejenigen, die ihnen zur Speise werden, schon damals, da sie noch über der Erde an der freyen Luft gestanden, von ihnen angegriffen worden seyn, und entweder sie selbst oder ihren Saamen mit ins Grab genommen haben müßten. Man weiß, daß die Maden nur eine Verwandlung der Fliegen sind, und daß diese Thiere nach dem Gestanke gehn, und ihre Eyer gern auf faules Fleisch legen. Dieses kann im Grabe nicht, wohl aber zu der Zeit geschehn, wann die Leichen zur Schau stehn. So viel ist gewiß, daß viel hundert Leichname ausgegraben werden, an deren Verwesung der Wurm keinen Antheil gehabt hat, und daß man von den Körpern der Uebelthäter, die an der freyen Luft verfaulen, keinen Schluß auf die Leichname in den Gräbern machen könne. Die Natur selbst schützt zuweilen die Körper vor der Verwesung durch solche Mittel, die wir ihr nicht nachthun können. So erzählte Shaw, daß in der arabischen Wüste die Körper der Kamele und anderer Thiere bloß von der trocknen Luft vor der Verwesung erhalten werden, so daß sie nur austrocknen. Entschuldigen Sie die Länge dieses Schreibens, und erlauben Sie mir, mich zu nennen, u. s. w.

\* \* \*

### Mein Herr Doctor,

Das Uebel, worüber ich zu klagen habe, rührt vermuthlich von nichts sonst her, als von schwerer Verkältung. Ich habe es so vor dem Magen und in allen Gliedern. Es kann aber auch gar wol von Aergerniß seinen Ursprung genommen haben. Denn erst hatte ich einen schweren Verdruß, ehe ichs bekam. Sollte das auch wol etwas mit thun? Ich hatte mir vorgesezt, den einen Tag nichts zu essen, und da wurde ich eben auf eine große Kost gebeten. Man kann dann das liebe Essen nicht sehn, ohne was zu genießen, wiewol ich doch das meiste nach Hause sendete. Vermuthlich thut das auch wol was mit, daß ich einige Nächte nicht gut geschlafen habe. An Sorge und Gram fehlt es mir leider nimmer. Denn ich habe Frau und Kinder und Gesinde, da es doch an einem von allen schon genug wäre. Kurz, ich glaube, daß sehr viele Umstände bey mir zusammengekommen sind. Die Erkältung und Aergerniß ist wol das vornehmste, hernach auch die Kost, und die Nachtunruhe, und hauptsächlich auch die Frau und das Gesinde. Geben Sie mir doch also einen guten Rath,

Rath, wie ich es wieder vor dem Magen und aus den Gliedern weg-  
 kriege. Ich bin

Ihr

Diener,

Barthel Klug.

Herr Klug,

Sie wissen viel Ursachen von so wenig Krankheit. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen guten Rath gebe. Wenn Sie einem Arzte Ihr Elend klagen wollen, so bemühen Sie sich nicht zu sehr, ihm zu sagen, woher es rühre. Denn es ist in den meisten Fällen unglaublich, daß Sie es wissen. Diese Einsicht setzt eine andre zum voraus, wozu wenige Menschen die Gabe haben, nämlich den Zusammenhang der Ursachen mit ihren Wirkungen zu erforschen. Ich weiß zwar, daß dieses eine von den Wissenschaften sey, die man gemeinlich von Natur schon zu besitzen glaubt. Allein, dieses rühret bloß daher, weil niemand die Schwierigkeiten kennt, noch vermuthet, die mit dergleichen Untersuchungen verbunden sind. Glauben Sie mir, daß Sie mit den Ausführungen so vieler Ursachen nichts Gutes ausrichten. Denn, wenn Ihnen Ihr Arzt glaubt, und sich der Untersuchung des wahren Grundes Ihrer Krankheit überhebt, so machen Sie ihn verwirrt, und er trit sich ohne Bedenken auf Ihre Rechnung. Glaubt er Ihnen nicht, so ist ihre Bemühung zu groß, um sich ihm eitelhaft zu machen. Erzählen Sie ihm lieber die Geschichte Ihrer Krankheit nur nach dem Plane, den ich im 9ten Stücke, S. 123. vorgeschrieben habe, und erwarten Sie alsdann seine Fragen. So haben Sie alles gethan, was Ihre Schuldigkeit ist. Mehr erwartet er nicht von Ihnen, und mehr ist ihm auch nicht zu wissen dienlich, bevor er nicht dieses System Ihrer Krankheit wohl gefaßt hat. Was meinen Sie wol, wozu ich schreiben sollte, wenn ich mich nach Ihrem Briefe richtete? Von Ihrer ganzen Krankheit melden Sie weiter kein Wort, als daß Sie es vor dem Magen und in den Gliedern haben. Sie sagen mir nicht einmal, was Sie davor und darin haben? Alles Uebrige sind Ursachen, die Sie aus vielen Winkeln zusammensuchen. Die Erkältung, die aller Leute Zuflucht ist, die Aergerniß, die nicht weniger stark gebraucht wird, die Kost, von der Sie das meiste nach Hause gesandt haben, die Schlaflosigkeit, die nicht leicht die erste Ursache einer Krankheit ist, die Frau, die Sie nicht vor dem Magen, und das Gesinde, das Sie nicht in den Beinen haben können; alles dieses sind Sachen, die Ihrem Arzte wenig Licht geben können. Ich will Ihnen in einem gemeinen Beyspiele antworten, weil ich Ihre Fähigkeit nicht kenne. Sie sind etwa mein Schneider, oder Köntens seyn. Ich lasse sie kommen, und rede Sie folgendermaßen



mittheilen, um dasjenige Versprechen nach und nach zu erfüllen, das ich in meinem 23sten Stücke gethan habe. Das Opium ist eine berühmte Arznei, und vermuthlich werden meine Leser viel gute und böse Gerüchte davon gehört haben. Die Wirkungen desselben sind so unbegreiflich und zwenedeutig, daß ihre Erzählung alle Liebhaber der Naturforschung interessieren muß. Ausserdem wird von dieser Arznei so manichfaltig geurtheilt, und ihre große Nützlichkeit wird, um ihrer überwiegenden Schädlichkeit willen, so sehr in Zweifel gezogen, daß der größte Theil der Menschen, und der Aerzte selbst, einen unüberwindlichen Abscheu dagegen hegt, und es fast für einerley hält, Gift oder Opium einzunehmen. Ich hoffe, diese Gründe werden meine Wahl rechtfertigen, und ich werde den Vorwurf nicht zu befürchten haben, daß ich meine Leser mit medicinischen Sachen unterhalten wollte, die ihnen, in so fern sie keine Aerzte sind, allzu gleichgültig wären. Man hat das, was ich von der Quinarinde geschrieben, mit Vergnügen gelesen. Ich hoffe, man werde bey meinem Opium nicht einschlafen.

Wenn man in die ausländischen Mohnköpfe, zur Zeit ihrer Reifung, leichte Einschnitte macht, so dringt ein weißer Saft heraus, welchen man dick werden läßt, und alsdann Affion oder Opium nennt. Wenn man diesen Saft auspreßt und dick werden läßt; so wird er dunkelgrün, unrein, und hat einen beschwerlichen Geruch. Diesen ausgepreßten Saft nannten die Alten eigentlich Mohnsaft (Meconium). Es wäre zu wünschen, daß man entweder auf diesen Unterschied im Handel mit dem Opium genauer sähe, oder daß man die Schwierigkeiten heben könnte, die hierin der Betrug der Verkäufer in den Weg legt. Wir erhalten unter dem Namen des Opium dreierley Säfte. Das weiße, welches auch Mesri heißt, kommt von Cairo, und ist das beste und seltenste. Das schwarze und harte kommt von Aden; das gelbe und weichere aber aus Cambia und Decan. Die Türken sammeln ihr Opium aus den weißen Mohnköpfen, und dieses Affion ist das Vergnügen der Reichen, die sich daran so stark, als die Trinker an den Wein gewöhnen, um die Sorgen und

Betrübnis

Betrübniß damit zu vertreiben. Das Opium, was in Europa verkauft wird, ist schwarz, bitter und übelriechend, und man kann hieraus um desto sicherer schliessen, daß es der gemeine ausgepreßte Mohnsaft sey, welchen die Japaner Poust nennen, und dessen sich die gemeinsten Leute bedienen, da uns LANGE versichert, daß uns dergleichen Mohnsaft aus Klein-Asien und Aegypten zugeführt, und für gutes Opium verkauft werde. Das gemeine Volk bereitet aus diesem gemeinen Mohnsaft, aus den Stedäpfeln und andern berauschenden Mitteln verschiedene zusammengesetzte Getränke, die sie Poust nennen, und welche die Wirkung des Opium stärken.

Dieses ist die schon seit den ältesten Zeiten bekannte Arznei, und vermuthlich ist sie das Nereithes des Homers gewesen, (*Φάρμακον νηπειθές*) welches Helena von einer ägyptischen Königin empfangen, und dessen sie sich, wie es selbst der Wortverstand lehrt, zu bedienen pflegte, um ihre Traurigkeit damit zu vertreiben. In der That ist das Opium zu dieser Wirkung vollkommen geschickt, wenn man es in ganz geringer Menge gebraucht. Ein Gran Opium, welcher nur ein Pfefferkorn schwer wiegt, kann bey einem, der es nicht gewohnt ist, schon große, ja zuweilen gar schädliche Wirkungen äussern. Nichts desto weniger aber kann man sich doch an dessen Gebrauch so sehr gewöhnen, daß man täglich 200 und mehr Gran davon genießen kann, ohne üble Wirkungen zu empfinden. Vor einigen Jahren war in London ein Türk, Namens Mustapha Satoor, welcher täglich 3 Quentlein Opium aß, und sich damit munter und vergnügt machte; und Junker hat eine Frau gekannt, welche täglich ein ganzes Loth (240 Gran) gemessen mußte, um sich munter zu erhalten. So ungeheuer dieser Unterschied in der Dosis des Opium ist, so ist er doch bloß eine Wirkung der Gewohnheit. Man gebraucht erst kleine Dosen desselben, um sich von allerley Schmerzen zu befreien. Weil es nun nur auf kurze Zeit wirkt, so fangen sich die Schmerzen bald wieder an, und man muß wieder Opium nehmen, um sie zu vertreiben. Nach wenigen Wiederholungen bemerkt man, daß die erste Dosis nicht

nicht mehr im Stande sey, den Schmerz zu lindern; und darum muß man etwas mehr davon auf einmal nehmen. Sind nun die Schmerzen langwierig, so muß man nach und nach die Dosis immer vermehren; und dieses ist der einzige Weg, wie man eine so große Menge dieses Giftes ohne Schaden vertragen lernt. Außerdem sind nur wenige Gran hinreichend, einen Menschen zu tödten. Es ist leicht zu erachten, daß die Gewohnheit an ein so heftiges Mittel die thierische Oekonomie zerrütten müsse; und daher tadeln kluge Aerzte mit Recht den fortgesetzten Gebrauch dieser Arzney. Sie wirkt, wie der Wein, wovon man immer mehr vertragen lernt, bis man zum Säuser wird. Ist man aber alsdann wol glücklich? Krüger widerräth um deswillen, besonders den Hypochondristen bey ihren mannichfaltigen Schmerzen, den Gebrauch des Opium, obgleich die Wirkung desselben für sie sehr reizend ist.

Wenn man wenig Opium zu sich nimmt, so ermuntert es das Gemüth, und macht fröhlich und unerschrocken. Daher bedienen sich die Türken desselben, ehe sie in eine Schlacht gehen, und die mohrischen Räuberbanden, wenn sie ihre Schelmstücke ausführen wollen. Boerhaave beschreibt diese Wirkung umständlich. „Wenn man einem, sagt er, der es nicht gewohnt ist, nur eine mäßige Dose eingiebt; so wird er so verändert, daß er nicht schläft, sondern eine gewisse Süßigkeit empfindet, als ob er in die elisäischen Felder versetzt worden wäre. Diese Empfindung ist ihm desto angenehmer, je stärkere Schmerzen er zuvor ausgestanden hat. Einige, die wider die podagrischen Schmerzen Opium genommen hatten, haben geschworen, sie wollten die Fortdauer dieses Zustandes mit allem, was ihnen am liebsten wäre, erkaufen, wenn sie nur darin hätten bleiben können.“ Wer sollte von einem so erwünschten Mittel eine solche Tücke vermuthen, als es doch gleichwol gewiß äussert, so bald man es zu häufig gebraucht? Rüssel, der Gelegenheit genug in Aleppo fand, die Wirkungen des Opium bey langem Gebrauche zu beobachten, macht den Grundsatz: „Wer das Opium zu stark gebraucht, wird für einen Wollüstigen gehalten,



halten, bekommt das Ansehn eines Betrunknen, und lebt nicht lange. Darvieur bemerkte an dem Emir Turabey, auf dem Berge Carmel, der fleißig Bergee aß, eine so große Schwäche der Nerven, daß ihm alle Glieder zitterten, daß seine Hände nichts fest halten konnten, und Kopf und Leib bey der geringsten Bewegung wankten. Es geht andern, die stark Opium brauchen, nicht besser. Wenn man eine Flinte bey ihnen losschöffe, oder ihnen laut zuredete, sagt dieser Schriftsteller, so würden sie entsetzlich erschrecken; so schüchtern ist ihr Gefühl. Sie sind stets bleichgelb, mager, finstler und verdrießlich, mögen kein Fleisch, keinen Wein, essen, bloß Früchte, und finden an nichts Vergnügen. So weit Darvieur.

Ein Brennen im Magen, und ein Drücken, als ob ein schweres Gewicht daran hiege, anfangs eine wilde Munterkeit, mit einem convulsivischen Lachen des Mundes, eine Erschlaffung und Schwachheit aller Glieder, Verrückung des Verstandes, Verlust des Gedächtnisses, eine Nebelung der Augen, und ein buntfarbiger Schimmer vor denselben, ja, eine völlige Blindheit, ein Stammeln der Zunge, eine dumme Schläfrigkeit, ein feltner Puls, eine starke glühende Röthe des Gesichts, eine Erschlaffung des untern Kinnbackens, Geschwulst der Lippen, schwerer Athem, Wuth, Räjeren, ein heftiges Jucken in der Haut, Ekel, Schwindel, Schlafsucht, Schlagflüsse, Erbrechen, Schlucken, ein unordentlicher Puls, Krämpfe, kalte Schweisse, Ohnmachten, kalter Athem, und der Tod; dieses sind die Grade des Elendes, durch welche das Opium, in zu grosser Dosi genommen, seinen Märtyrer ans Grab führt. Welch ein abscheulicher Schauplatz ist dieses nicht! und wie kann man es einem Menschen verdenken, der sein Leben lieb hat, wenn er dieses Mittel mit Schaudern verabscheut?

Hierzu kommt noch die Ungewißheit der Wirkungen des Opium. Zuweilen wirkt es in geringer Menge ungemein stark, gleichwie es zuweilen in größrer Menge nichts ausrichtet. Lorry hat einen Menschen gesehen, der sich vollkommen wohl befand, und welcher in neuen Gefäßen ungeräu-

nigtes Opium umrührte, das erst in demselben Jahre gesammelt, und kürzlich aus Constantinopel angekommen war. Dieser Mensch ward nicht erst im Anfange lustig, wie sonst wol zu geschehn pflegt, sondern er ward auf einmal ganz sinnlos, und kam nicht eher wieder zu sich selbst, als bis er eine halbe Stunde in einem leichten Schläfe gelegen hatte. Ein anderer, der vier Gran Opium nahm, um sich ein heftiges Zucken zu vertreiben, ist nicht davon emgeschlafen, und hat sein Zucken behalten. Ob man gleich zugeben muß, daß das Opium und alle schlasmachende Mittel besänftigen und einschläfern; so ist doch auch nicht zu leugnen, daß sie reizen, und Krämpfe verursachen. Allein, sie wirken weder bey allen Personen, noch bey allen Krankheiten Besänftigung, und sie reizen auch nicht in allen Fällen die Nerven. Lorry mußte einem mittelmäßigen Hunde 20 Gran Opium geben, ehe er ihn in Schlaf bringen konnte, wovon er über den ganzen Leib zitterte, woben ihm zugleich die Augen dunkel wurden und die Ohren nieder hingen. Es ward ihm sehr schwer, den Hintertheil des Leibes zu bewegen, und er stieß beständig einen weissen schlimigten Schaum von sich. Nach Verlauf von 6 Stunden ward er wieder munter, und fraß und soff. Wenn solche Thiere erkönet werden, so findet man ihren Magen außerordentlich ausgedehnt; und Boerhaave mußte Verspiele, da man das Opium noch völlig im Magen wieder gefunden, nachdem es seine ganze Wirkung schon gethan hatte. Ich habe im 32sten Stücke vom Bilfenkrautsaamen eben diese sonderbare Sache erzählt. Wenn man diese Wirkung mit andern zusammen hält, so scheint es, als ob zuweilen ein fast unbegreiflich kleiner, und hernach wieder ein ungeheurer grosser Theil entweder nichts, oder einerley, wirkte. Lorry löste nur einen halben Gran Opium in einem Möffel Wasser auf, und brachte es einem mittelmäßigen Hunde als ein Elstier bey. Der Hund bekam davon alle Zufälle des vorigen. Er gab vom Elstiere keinen Tropfen wieder von sich. Er schäumte eben so, wie jener Hund. Er zitterte über den ganzen Leib, und der Hintertheil seines Leibes war gelähmt. Sein Kopf sank von selbst bald da, bald dorthin,

bis

bis das Thier mit Schrecken auffuhr, und ihn wieder in die Höhe richtete. Er kroch mit den Vorderfüßen von einem Orte zum andern. Er wollte kein Wasser fausen, ob er gleich keinen Abscheu davor zu haben schien. Am andern Morgen war er völlig wieder hergestellt.

Wenn das Opium im Magen und in den untersten Gedärmen solche heftige Wirkungen äussert, so sollte man glauben, daß es noch viel ärger wirken würde, wenn man es unmittelbar mit dem Blute vermischt. Lorry hat es versucht. Er eröffnete einem Hunde die Schenkelblutader ein wenig, und ließ so viel Blut auslaufen, als er Opium hinein spritzen wollte. Er lösete 30 Gran in Wasser auf, und spritzte es blutwarm in die Ader. Dieses geschah mit vieler Vorsichtigkeit, und nur nach und nach: denn wenn man dieß nicht in Acht nimmt, so kann schon das bloße Wasser allein gewaltsame Zufälle veranlassen. Man verband hierauf die Ader. Der Hund hatte ein leichtes Zittern, eine abwechselnde Schläfrigkeit, und etwas Schaum vor dem Munde. Allein, alle Zufälle waren viel geringer, als in den vorigen Fällen. Dieser Versuch ist oft wiederholt worden, und man hat jederzeit gefunden, daß das Opium in der Masse des umlaufenden Bluts bey einem Hunde keine merklichen Wirkungen äussere.

Was will man nun wol von den Wirkungen dieses Mittels hoffen, wenn es nur äusserlich gebraucht wird? Man muß es, der Vernunft gemäß, für ganz unkräftig halten. Allein, man irrt sich zum Erstaunen. Einem mittelmäßigen Hunde ward über dem Schenkel eine leichte Wunde geschnitten, welche nicht tiefer, als in das zellige Gewebe, hinein drang. In diese Wunde wurden 24 Gran Opium als ein Pulver eingestreuet. Die Wunde ward stark verbunden, und man ließ das Thier laufen. Die Wirkung erfolgte bald. Der Hund ging anfangs mit niederhängenden Ohren, spielender Zunge, wilden Augen und heftig schäumendem Maule umher. Endlich fiel er in Schlaf, ob er sich gleich dagegen zu wehren schien. Hierauf erhob er sich wieder mit heftigen Berzuckungen, die im Schwanze anfangen, und sich hernach über den

ganzen Leib erstrecken. Der Schlaf selbst war mit einem Zittern vergesellschaftet. Nach vielen Stunden starb der Hund. Der Magen und die Gedärme waren sehr ausgedehnt und voller Luft, nicht anders, als wie sie sind, wenn das Opium in den Magen gebracht wird. Das Thier war ganz steif, ob man gleich erzählt, daß die Leichname der Türken auf der Wahlstatt, wegen ihres beständigen Gebrauchs des Opium, in allen Gelenken beugsam seyn sollen. Das Blut war weder röther, noch flüssiger, als in einem andern Thiere. Wenn wir dieses bewundern müssen, so wird die folgende Geschichte noch unbeareiflicher seyn. Ein gesundes Frauenzimmer von 35 Jahren, die bey öftern Colikschmerzen Sydenhams opiatische Tropfen häufig gebraucht, und nur etwas Ruhe und Nachlaß des Schmerzens davon verspürt hatte, legte sich bey heftigen Zahnschmerzen eine breite Musche von ungefähr 2 Gran Opium an den einen Schlaf. Im Augenblicke bekam sie rasende Phantasien und krampfhafte Verzuckungen des Mundes. Man riß ihr alsobald die Musche wieder ab, und die Tollheit, nebst den Convulsionen, hörten sogleich auf. Sie behielt nur ein wenig Kopfschmerzen, welche aber aufhörten, so bald das Zahnweh wieder anfing.

Wenn man alle diese erstaunlichen Wirkungen betrachtet, so muß man bekennen, daß sie nach solchen Gesetzen erfolgen, deren Grund und wahre Beschaffenheit wir noch nicht genug kennen. Das Opium ist eine Nervenarznei, welche die unempfindlichen Häute der Adern unverleht läßt, wenn man sie ins Blut mischt; den Nerven hingegen, die sie auch nur äußerlich berührt, ihre Sinnlichkeit, und den Muskeln, die diese Nerven in Bewegung setzen, ihre Beweglichkeit nimmt, ohne erst ins Gehirn zu wirken; die aber auch, wenn sie ins Gehirn wirkt, die Seelenwirkungen auf eben die Weise, wie der Branntwein, zerrüttet. Die Gesetze der Sinnlichkeit sind uns noch allzu wenig bekannt, und noch viel weniger können wir also von der Wirkung der Nervenarzneien philosophiren. Daher ist das Opium eins von den Mitteln, dessen Gebrauch in Krankheiten wir größtentheils aus der Erfahrung allein lernen müssen. Ich will die vornehmsten dieser Erfahrungen hier

hier erzählen, und viele werden im Stande seyn, bey meinen Lesern den übeln Begriff wieder zu vertilgen, welche ich ihnen bisher vom Opium gemacht habe. Es ist ein scharfes Messer, das man nie Kindern oder unbehutsamen Leuten in die Hände geben muß, das aber in der Hand eines geschickten Operateurs Wundercuren bewerkstelligt.

Es giebt Krankheiten, worin das Opium sehr schädlich ist, oder worin man doch dasselbe nicht ohne Gefahr gebrauchen kann. So sind alle die Fälle, wo Zeichen von Vollblütigkeit, von Verstopfungen oder Entzündungen vorhanden sind. Alle schlafmachende Mittel erregen eine Wallung im Blute, welche die Vollblütigkeit gefährlicher macht. Bey allzu starken Blutflüssen ist es eben so mißlich zu gebrauchen, indem es dieselben durch die erregte Wallung nur allzu leicht vermehrt. In der Ruhr ist es unvorsichtig gehandelt, wenn man das Opium ohne Unterschied wider die Schmerzen verordnet. Erst nach dem Gebrauche hinlänglicher Abführungsmittel, und wenn, nach gehobner Ursache der Ruhr, nur noch die Kräfte wieder herzustellen sind, ist das Opium etwa brauchbar. Außerdem aber macht es den Kranken nur einen erzwungenen flüchtigen Schlaf. Die verdorbenen Materien häufen sich an, und verderben immer mehr. Die Entzündung verwandelt sich in den heißen Brand, und diesen begleitet der Tod. So urtheilt der D. Young. So urtheilt auch Pringle, wenn er sagt, daß in der Ruhr die Opiate gar nicht eher gegeben werden müssen, als bis die ersten Wege rein gemacht sind, weil sie die Winde und faulen Säfte einschließen. Man könnte hinzufügen, weil das Opium den Magen und die Gedärme schon an sich gewaltig aufbläht, indem es darin eine Menge elastischer Dünste erzeugt. Wenn aber die Reinigung der Gedärme geschehn ist, so rath er, daß man mit kleinen Dosen den Gebrauch des Opium anfangt. Erfolgt alsdann doch davon keine Ruhe, so ist es ein Zeichen, daß noch mehr purgirt werden muß. Wenn die Krankheit ohnedem im Abnehmen ist, so ist der Theriak und das Opium ein vortrefliches Mittel, wie solches der D. Daignan versichert; und Herr Lamboma, welcher ein

eignes Werk von den mannichfaltigen Arten des Durchlaufs geschrieben hat, dringt ebensals darauf, bey der Ruhr die Purganzen mit den Opiaten zu verbinden. Ich führe mit Fleiß lauter neuere Schriftsteller an, weil diese in Sachen, die auf wiederholten Erfahrungen beruhn, allezeit das größte Ansehen haben. Ausserdem ist bekannt, daß der häufige Gebrauch der Opiate bey der Colik eine Lähmung zurück lasse, die oft schlimmer ist, als die Colik selbst.

Wenn das Opium bey heftigen Schmerzen zu stark gebraucht wird, so kommen sie entweder bald desto heftiger wieder, oder es macht die Theile des Leibes lahm und unempfindlich. Wenn es in Gichtschmerzen und Reissen gemißbraucht wird, so entstehen davon contracte Glieder. In der fallenden Sucht macht es Albernheit, und in hitzigen Krankheiten vermehrt es alle Uebel, besonders das Delirium. Die Herren Tralles und Tissot, welche vom Gebrauche des Opium, besonders in hitzigen Krankheiten, unübertrefflich geschrieben; bedienen sich desselben nur mit der größten Besorgsamkeit in den Blättern, worin es Sydenham und Herr v. Haen fast für die lange Weile geben, es mag der Zustand der Krankheit beschaffen seyn, wie er wolle. Meine Leser werden hierüber eine vortrefliche Abhandlung in meinem 272 Blatte lesen. Auch in andern Krankheiten ist das Opium sehr vorsichtig zu gebrauchen. Wer kurzlustig und ausgemachsen ist, dem versezt es die Luft, und schwindstüchtigen, hektischen und wassersüchtigen Personen beschleunigt es den Tod, indem es ihnen ihr Elend auf eine kurze Zeit erleichtert. Man hat aus den obigen Versuchen ersehn, daß man es sogar in Elystieren vorsichtig gebrauchen muß; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß es auch auf diesem Wege sogar bis ins Gehirn wirken könne, indem es bey den Menschen eine schwere Schlassucht verurrsacht. Man hat die Blätter des Bilfenkrauts, welches eben so, wie das Opium, wirkt, in Elystieren wider die Steinsämeren abgelocht bengebracht, und es ist doch darauf eine Berrückung des Verstandes erfolget.

Es gibt andre Krankheiten, wider welche das Opium nichts hilfe, ob es gleich auch keinen großen Schaden stiftet.

Viele

Viele gebrauchen es mit grosser Hoffnung in Augenwassern wider das Augenweh; aber gemeinlich ohne alle Wirkung. Man hat es auch in bössartigen Schäden umsonst versucht. In der Berrückung des Verstandes, oder der lustigen Nartheit (Mania) ist es von vielen versucht, und unkräftig befunden worden. Der D. Mead versichert aus eignen Erfahrungen, daß die tolln Leute vom Opium nicht beruhigt werden, und Lorry bestätigt es. Ein Mensch von 30 Jahren, den die Liebe und allerley Zweifel närrisch gemacht hatten, befand sich wohl, ausser, daß er alle Nächte grimmig wütete. Herr Lorry verordnete, um ihn zu beruhigen, einen Trank aus besänftigenden Mitteln, wodurch er so weit gebracht wurde, daß er drey Stunden schlief. Endlich that er einen Gran Opium hinzu, und die Wuth des Kranken war diese Nacht viel heftiger, als sonst. Als er den andern Tag, unerschrocken, zween Gran Opium in den Trank mischte, war die Wuth doppelt so heftig. Der Kranke war den Tag niedergeschlagen, matt und ruhig, hatte aber Zuckungen über den ganzen Leib. So wenig Recht hat das Opium am Verstande, und darum weihet es Pope mit Recht in seiner Dunciad der Göttinn der Dummheit und ihren Kindern.

Die Göttin goß alsdann ihr Opium

Auf sein gesalbtes Haupt, mit dunkeln Worten. — I. B.

und im dritten Buche:

Baw, nimm nunmehr den Wohnkranz von der Stirne,  
Und leg ihn um dies Haupt. —

Doch genug gescholten! Das Opium läßt sich auch loben. Es erfordert nur von denen, die es verordnen, Verstand, ob es gleich keinen macht. Geoffroy hat eine Regel vestgesetzt, den Gebrauch des Opium zu bestimmen: Daß man es nie geben soll, wo die Natur eine Ausführung vor hat. Eben so wenig muß man es gebrauchen, wo die Stillung der Schmerzen gefährlichere oder grössere Uebel nach sich ziehen würde, als sie selbst sind. Kurz, das Opium hat einen eingeschränkten und vorsichtigen Gebrauch. Es ist in allen Fällen ein götliches Mittel, wo es gut angebracht wird. Ausserdem aber

wird es nicht leicht gebraucht, ohne erheblichen Schaden zu thun. Solchergestalt darf man ihm bloß darum nicht trauen, weil man den Einsichten des Arztes nicht immer trauen kann, der es verordnet. Seine Gefahr besteht darin, daß man nicht damit irren darf. Ich habe schon gesagt: Es ist ein scharfes Messer, das seine Dienste vortrefflich thut. Allein, man muß sich hüten, daß man es nicht bey der Klinge angreife, oder in seine Schneide falle. Ich will, nach dem D. Young einige Krankheiten anführen, worin das Opium uns vergleichliche Dienste zu thun pflegt.

Die Erfahrung lehrt, daß in den Nieren- und Steinschmerzen 50 bis 60 Tropfen vom aufgelösten Opium (Laudanum) den Kranken aus dem unaussprechlichsten Schmerzen in die süßeste Ruhe führen. Der zuvor in den Harnwegen aufgehaltne und eingeklemmte Stein fällt ohne Schmerzen in die Blase, und der von dem krampfhaften Zusammenziehen des engen Uringanges, durch den der Stein geht, verursachte Schmerz wird zugleich gehoben, indem der Krampf nachläßt, und dem Steine den Weg öffnet. Diese Wirkung läßt sich aber nur von den grossen Dosen des Opium erwarten. Die kleinen thun hier eben das, was sie in den hysterischen Zufällen thun, nämlich sie vermehren den Krampf.

Zur Vermehrung der Wehen, Beförderung der Blutflüsse, und zur Verhütung der Nachwehen ist kein Mittel in der Welt besser, als das Opium. Obgleich diese Wirkungen einander entgegengesetzt zu seyn scheinen, so lassen sie sich doch eben so, wie im vorigen Falle, erklären.

Diejenige Schwachheit der Kinder, welche sie zur englischen Krankheit und zu den verhärteten Drüsen geneigt macht, und in beyden Fällen mit dem Durchlaufe vergesellschaftet ist, erfordert kleine Dosen von Opium, woben absorbirende Mittel, Stahl und Chinarinde zu gebrauchen sind.

Das, was das Opium in gewissen Perioden der Blattern, wo ein größrer Trieb der Säfte und die Wiederherstellung der Eiterung erfordert wird, so nützlich macht, ist zugleich die Ursache, warum man es bey innerlichen Entzündungen, wo die Eiterung durchgängig zu fürchten ist, vermeiden muß.



Alledann muß man Ausführungen befördern, aber nicht noch mehr anfüllen. Doch leidet diese Regel Ausnahmen; und ob es gleich gewiß ist, daß die schlafmachenden Mittel da schädlich sind, wo das Blutlassen nützlich ist, so kann man doch zuweilen beides hinter einander verordnen, wenn eins dem andern zur Verbesserung dient, und ihre guten Wirkungen nicht mit ihren übeln veragesellschaftet sind. Doch erfordert dieses Verfahren eine grosse practische Klugheit, damit man nicht von beenden Mitteln durch ihre Zusammensetzung nur die übeln Wirkungen befördre, die guten aber verhinde. (S. das 272ste Stück.)

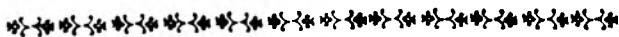
So nützlich es in gewissen Absichten seyn mag, 2 bis 3 Stunden vor einer chirurgischen Operation eine Dosis Opium einzunehmen, so schädlich ist doch die Wiederholung derselben nach geschehner Operation. In solchem Falle ist das Blutlassen und eine gute Lebensordnung nützlich, das Opium hingegen schädlich. Eben dieses gilt von den Beinbrüchen. Nur muß man die Rippenbrüche ausnehmen, deren Spiken die empfindlichen Theile stechen, und den Husten verursachen, welcher den Verband in Unordnung bringt, und die Vereinigung der Theile hindert, und welchen das Opium verhütet. Wenn man von einer zu starken Bewegung ermüdet ist, so macht ein Mittel von Opium die Lebensgeister wieder munter, und man geräth in einen angenehmen Zustand, zumal, wenn man dabey, wie Herr Young rath, ein warmes Fußbad gebraucht.

Wenn man einmal gesehn hat, was schwindfüchtige, hectische, mit auszehrenden Fiebern, oder mit dem grausamen Krebse behaftete Personen von einer Dose Opium für Entzückung empfinden; und wenn man hingegen wieder bedenkt, daß man ihren Tod durch die Darreichung dieses Mittels beschleunige: so geräth man in eine dringende Verlegenheit, die ich mir nicht zu entscheiden getraue. So viel weiß ich aus eigenen Erfahrungen, daß das Opium in einer Schwindfücht, die vom Bluthusten entstanden, und noch je zuweilen mit blutigem Auswurfe vergesellschaftet ist, die schädlichsten Wirkungen leiste, und gemeinlich einen neuen ungestümen

Bluthusten erzeuge; daß es in der Schwindsucht mit eitrigem Auswurfe, besonders wenn der Kranke schon erschöpft ist, die auszehrende Hitze vermehre, den Auswurf hemme, und eine große Beängstigung mache; daß es aber hingegen in derjenigen Schwindsucht, die von einem Fehler der Nerven entsteht, zuweilen wunderbar helfe. Ich habe es in einer solchen, einem schon delirirenden und bis aufs Mark ausgezehreten schwindsüchtigen Manne verordnet, bey dem es den Husten also bald vertrieb, und ihm einen angenehmen Schlaf zuwege brachte, worin er sich dergestalt erholte, daß er nach viermaligem Gebrauche desselben Mittels wieder an seine Arbeit gieng, und noch diesen Tag gesund lebt, ohne die mindeste Brustbeschwerde zu empfinden, ob er gleich damals, welches nun zehn bis zwölf Jahr her ist, von jedermann für einen völlig schwindsüchtigen und verlornen Mann gehalten wurde. Jedoch diese Sache erfordert größere Autoritäten, als die meine ist. Ich will dasjenige anführen, was Herr Young davon sagt, und ich schreibe es mit Empfindungen, die mich nöthigen, diese traurige Materie zu verlassen. „Ich habe viel schwindsüchtige Kranke gehabt, sagt Herr Young, die zu arm waren, um sich schlasmachende Mittel anzuschaffen, und die viel auszustehn hatten, ehe sich die Natur durch den Auswurf einen Weg bahnen konnte; worauf sie zwar zu husten fortfuhren, aber doch viel und leicht auswarfen. Es ist wahr, die Krankheit gieng immer ihre Bahn fort, und beschloß sich endlich mit dem Tode. Allein, die Leute starben langsam und gradweise; sie behielten ihren Verstand bis ans Ende, und verschieden völlig erschöpft. Die vornehmen Leute hingegen, die für jedes Uebel ein Recept verlangen, und für jeden Zufall ein eignes Mittel haben wollen, werden ungeduldig, wenn man ihren Husten nicht stillt, und ihnen nicht des Nachts Ruhe verschafft. Diese beyden Wirkungen kann das Opium allein verrichten. Die Kranken nehmen es in verschiednen Gestalten, und schlafen davon besser, und husten weniger. Sie gebrauchen es gern fort, werden Sklaven davon, und müssen die Dose desselben vermehren. Ihr Schlaf wird unruhiger; sie beklagen sich, ohne

es selbst zu merken; und dieser Streit der sterbenden Natur giebt das schrecklichste und erbärmlichste Schauspiel. Am Tage ist ihr Kopf wüste, und in ihren letzten Stunden und Tagen ziehen sie mit grosser Beschwerlichkeit Luft, verlieren das Gedächtniß, sind in einer Art von Delirio, und können, alles Opium ungeachtet, nicht von dem Durchlaufe befreuet werden. Der Arme, der kein Opium haben kann, geht mit Leib und Seele ruhig zu Grabe, wogegen der Reiche gemeinlich im Delirio stirbt. Das Opium ist ihm im Grunde schädlich. Denn es vermehrt die Verstopfung der Lunge, indem es die Reizung des Geschwürs mildert. Es ernährt die Entzündung, und verbirgt ihre Zunahme. Es giebt Kräfte, den Husten auszuhalten; allein, es vermehrt die Ursache des Hustens. Soll man aber deshalb einem armen Kranken, dem man nicht helfen kann, das süsse Palliativ versagen, warum er bitet? Ist die Noth eines Sterbenden, der um einen Augenblick Erleichterung fleht, wol etwas anders, als die Stimme der Natur, der doch ein Arzt Gehör geben soll? „

Wie gern möchte ich eben dieses vom Gebrauche des Opium beim Krebse sagen! So lange man noch kein zuverlässiges Mittel wider dieses greuliche Uebel gefunden hat, würde es fast eine Grausamkeit seyn, den Kranken die einzige Erleichterung zu versagen, die man ihnen geben kann. Man nenne den Zustand, welchen das Opium verursacht, eine Art der Trunkenheit; man sage, daß es die Schmerzen auf Kosten des Lebens unterbreche. Alles dieses kann wahr seyn. Allein, vielleicht ist der vollkommene Gebrauch der Sinne, die doch auf den allertraurigsten Gegenstand gerichtet sind, eben so wenig ein Vortheil mehr, als die Verlängerung eines peinlichen Lebens. Es ist wahr, es giebt eine Weltweisheit, welche lehrt, die Anstalten und den Fortgang einer langen Marter, die sich mit dem Tode beschließen soll, ohne Erschütterung zu betrachten. Allein, ohne zu untersuchen, ob diese Weltweisheit die wahre sey, können wir sicherlich ihre Allgemeinheit in Zweifel ziehen. Der Arzt wird viel öfter gerufen, Menschen zu sehen, als Weise.



## Zwey und vierzigstes Stück.



### Brem. Beytr.

Laß nur Gefild und Gärten trauren;  
 Wir lassen unsre Lust stets dauern.  
 Denn darum haben wir Verstand.  
 Wir können noch bey'm Frost empfinden.



**W**enn die Menschen einmal anfangen werden, zu glauben, daß Gott klüger seyn müsse, als sie; so werden alle die Klagen aufhören, welche sie beständig über die Einrichtung der Welt führen, und worunter die keine der geringsten ist, daß sie über die jährliche Wiederkunft des Winters seuffzen.

Wie wäre es, wenn wir uns darüber zufriednen gäben, und wenigstens zuweilen daran dächten, ob Gott nicht doch wol Recht haben könnte? Sollten wir einmal alle die Absichten übersehen, die der uns so unwillkommene Winter befördern muß, so würden wir ihn gewiß, als einen Wohlthäter des Erdbodens, des Gewächsreichs, des Thierreichs, und als einen Freund des Lebens und der Gesundheit, lieb gewinnen. Ich, der ich ihn bloß als Arzt betrachte, finde ihn bey weitem nicht so mürrisch, so unfreundlich und so feindselig, als ihn die weichlichen Dichter finden, die ihn einen Murrkopf, einen finstern Graubart, einen Freudenstöhret nennen. Ich finde ihn nicht so rüchisch, nicht so gefährlich, als ihn die schwermüthigen Unzufriedenen beschreiben, die ihn die allerungesundeste Jahreszeit nennen. Nicht doch! der Winter ist lieblich, und ist gesund.

Beweis es! hör' ich alle schreyn.  
 Nun gut, es soll beworien seyn.

Eine trockne Kälte reinigt die Luft, das Element, worin wir leben, von allen den faulenden und schädlichen Dünsten, womit sie in wärmern Jahreszeiten überhäuft wird. Mein alter Klippmann pflegte um deswillen den Winter die Purganz der Atmosphäre zu nennen. Nichts befördert die Fäulniß mehr, als die Wärme, und nichts bändiget sie geschwinder, als der Frost. Es gehört zur Fäulniß eine gewisse Entwicklung und Auflösung der subtilsten Theile eines Körpers, welche der Frost verhindert, weil er die Eigenschaft besitzt, die Körper zusammenzuziehn, und ihre Theile in engerer Verbindung zu erhalten. Dieser Vortheil ist für unsre Gesundheit so offenbar wichtig, daß ich ihn nicht einmal beweisen werde, nachdem ich in meinem 33ten Blatte die gräßlichen Gefahren beschrieben habe, welche man von dem Genuße einer unreinen und faulenden Luft zu befürchten hat. Zudem macht eben diese zusammenziehende Kraft des Frostes die Luft zugleich schwerer, und die Erfahrung lehrt unwiderrsprechlich, daß eine schwere Luft der Gesundheit zuträglich sey, und daß sich empfindliche Personen, oder diejenigen, welche immer kränklich sind, weit besser befinden, wenn die Luft schwer ist, und das Quecksilber in der Röhre des Wetterglases steigt, als wenn sie leicht ist, und das Quecksilber fällt. Der Umlauf des Bluts und die unmerkliche Ausdünstung gehen in einer schweren Luft viel lebhafter und besser vorstatten, und wir finden uns zu allen Bewegungen besser aufgelegt und geschickter. Gleichwie nun schon hierdurch der Frost ein Beförderer der Gesundheit wird, so bestärkt er sich in diesem Charakter noch mehr durch die Wirkungen, welche er unmittelbar im menschlichen Körper selbst hervorbringt. Denn er stärkt nicht allein durch sein Zusammenziehn die festen Theile, sondern er zieht auch die flüssigen mehr zusammen, und verhindert sie, aus ihrer natürlichen Mischung zu treten, und in die Fäulniß überzugehen. Dieses ist die Ursache, warum soaar todte Körper in großer Kälte nicht faulen. Ein holländisches Schiff hatte sich einstmals zu weit gewagt, und war ben Spitzbergen im Eise sitzen geblieben. Die Kälte ward im Winter so groß, daß

das

das Feuer, welches die Leute in ihrer Hütte anmachten, nichts helfen wollte, weshalb sie in ihren Betten liegen bleiben mußten, worinn einer nach dem andern, nach einer schmerzhaften Erstarrung, erfror, wie solches der letzte von ihnen in dem Tagebuche aufgezeichnet hatte. „Alle meine Gefährten, schreibt er, sind erbärmlich umgekommen, und ich selbst erwarte mein nahes Ende augenblicklich.“ Im folgenden Frühjahre fand man die ganze Gesellschaft gleichsam schlafend, und von der Fäulniß unversehrt, weil sie die Stärke des Frostes zwar zusammengeschrumpft und mager gemacht, aber auch vor aller Verwesung beschützt hatte.

Man sieht ohne mein Erinnern, daß diese Wirkungen der Kälte nur von einem sehr hohen Grade des Frostes zu befürchten sind, und ich bin nicht geneigt, diesem eine Lobrede zu halten, ob ich es gleich mit Rechte thun könnte: Denn Ellis versichert, daß viele Europäer in den Gegenden von Sudsonsbay, dieses kalte Land allen andern in der Welt vorziehen; und sich nicht wieder zurück sehnen. Vielmehr schränke ich mich heute nur auf die Wirkungen des bey uns gewöhnlichen Grades der Winterkälte ein, und von diesem kann ich mit Recht behaupten, daß er unsre Säfte vor dem Gifte der Fäulniß schütze, der uns in den warmen Jahreszeiten so gefährlich ist. Er thut aber noch mehr. Er befördert zugleich die unmerkliche Ausdünstung desto nachdrücklicher, weil eine jede Ausdünstung um desto stärker wird, je größer der Unterschied der Wärme des ausdunstenden Körpers von der Luft ist, die ihn umgiebt. Wenn man daher in kalter Luft durch eine heftige und anhaltende Bewegung noch dazu das Geblüt über seinen natürlichen Grad erhitzt, um sich von innen heraus zu erwärmen; so wird die Ausdünstung des Körpers so stark vermehrt, daß selbst die Materie unsrer Kräfte mit verlohren geht, und unser Leib äusserst abgemattet wird. Wer ein Vergnügen daran findet, mit Schrittschuhen auf dem Eise zu gehen, der muß dieses wissen, und seine Maßregeln darnach nehmen, wosern er nicht am Ende seiner Lustreise ohnmächtig niederfallen wird. Er würde sich schlecht rathen, wenn er der Gefahr mit flüchtigen und geistreichen Getränken ver-

vorzubeugen gedächte, weil dergleichen Getränke die Ausdünstung nur noch mehr befördern. Er muß vielmehr solche Speisen zu sich nehmen, deren Milchsaft lange mit dem Blute herumlaufen muß, ehe er solche flüchtige Theilchen erzeugen kann, die durch die Schweißlöcher verfliegen. Von dieser Art sind die geräucherten Speisen, sonderlich der Speck, ein Mehlbren, und grobes hartes Brodt. Bey einer mäßigen Bewegung in gewöhnlicher Kälte hat man keine Gefahr von Ohnmachten zu befürchten. Vielmehr wird dadurch Leib und Gemüth munter und stark erhalten.

Wie kann dieses auch anders seyn? Wenn der Frost nicht so heftig ist, daß er unsre Muskeln lähmt, und unsre Säfte zu Gerinnung bringet; so wirken jene mit stärkerm Nachdrucke, so werden uns alle Bewegungen leichter, so fassen wir alle unsre Handlungen kürzer, und so genießten wir des Zustandes einer gut vorstatten gehenden Ausdünstung mit einem Vergnügen, das allezeit eine blühende Gesundheit begleitet. Man darf nur auf seine eignen Empfindungen Acht geben, um hiervon überzeugt zu werden. Es ist ein Vergnügen, die Leute auf den Strassen zu sehn, wie sie der reine Frost so hurtig und lebendig macht. Wer sonst mit spanischen Schritten einher trat, und nach dem langsamsten Takte spazierte, der eilt dann mit kurzen Schritten und raschem Trabe durch die Strassen. Der Phlegmaticus selbst, und die alte Matrone nehmen ihre Glieder zusammen, und überlaufen sich selbst. Der Jüngling tritt zuversichtlicher nieder, und scheuet den Augenblick, da er still stehn soll. Es ist, als ob jedermann mehr zu thun hätte, wie im Sommer. Man spricht sich kurz, und wünscht sich in Eil, wohl zu leben. Diese Hurtigkeit ergeht, ob sie gleich nur erzwungen ist; und das Gemüth nimmt Theil an einer lustigen Verwandlung, woben man sich sehr wohl befindet. Ein jeder Mensch gefällt sich, wenn er lebhaft und munter ist; und dieses geht so weit, daß uns Strapazen eine Lust werden, wenn wir nur die Kräfte fühlen, sie auszubauen. Die Geschäftigkeit, die Munterkeit, die Lebhaftigkeit, ist das eigentliche Leben der Menschen, und der Genuß, den das Gemüth davon hat. Der niedergeschlag-

genste

genste Mensch vergißt seine Grillen, und lebt auf, wenn er alle Hände voll zu thun hat, und die Vergnügungen aller Thiere bestehen darin, daß sie sich jagen, daß sie laufen, springen, und allerlei Bewegungen vornehmen, ob sie gleich selbst keinen Zweck davon wissen. Der Frost setzt uns in diese Wirksamkeit, indem er uns, der Empfindung nach, leichter macht, weil er die Kräfte unsrer besten Theile durch seine zusammenziehende Kraft stärket. Wir fühlen es bald bey heitern Wintertagen, wie rüstig und vermögend wir sind. Wir spielen mit unserm Körper, wie mit einem Federballe, weil er unsern Kräften zu leicht ist. Der Frost scheint uns Flügel zu geben, und Arbeit und Uebungen sind uns ein Kinderspiel. Hierzu kommt der Eindruck, welchen der Anblick eines heitern Wintertages in unsern Gemüthern macht, und der uns natürlicher Weise ermuntert. Die Luft glänzt von Millionen kleiner Eistheilen, in welchen sich die Sonnenstrahlen spiegeln; und die Sonne wärmt uns mit mehr Entzücken, wenn sie uns in ihren warmen Wirbel gegen die Kälte in Schutz nimmt. Das Eis selbst, oder, wenn man lieber will, das erkältende Salz, welches im Dunstkreise schwebet, brennt unsre Haut, wie ein Feuer, und färbt unsre Wangen, daß sie, wie junge Rosen, glühen. Daher haben zu allen Zeiten die Naturforscher die Wirkungen der Kälte mit den Wirkungen der Hitze in Vergleichung gestellt, wie ich schon im 11ten Blatte S. 151. erinnert habe, und daher sagte schon Virgil, daß die Kälte brenne:

*Penetrabile frigus adurit.*

Man kann dieses nicht besser einsehn, als wenn man die Wirkungen der Kälte in ihrem höchsten Grade betrachtet. Wenn in Hudsons Bay der Wind von den Polen herweht, so ist die Luft mit sichtbaren Eistheilen ganz angefüllt, welche die Haut dergestalt brennen, daß wirkliche Brandblasen davon entstehen, die anfänglich weiß sind, und hernach so hart, wie Horn, werden. Zu solcher Zeit ist aber auch die Kälte so heftig, daß auch in den kleinsteu geheuten Zimmern alles, was flüßig ist, sogar der Weingeist selbst, gefriert, und die Betten



Betten mit einer Eisirinde, die etliche Zoll dick ist, überzogen werden, welche man täglich davon abschälen muß. Das Wild gefriert in dem Augenblicke, da es geschossen worden, und bleibt vom Weinmonate an, bis zum April unverändert wie frisches Fleisch. Wenn man Eisen anrührt, so kleben die Finger, und wenn man ein Glas Brantwein trinkt, die Lippen am Glase so fest daran, daß die Haut sitzen bleibt. Ellis erzählt, daß einer von seinen Leuten eine Flasche starken Brantwein aus dem Hause in seine Hütte getragen, und in Ermangelung eines Pfropfs, seinen Finger darauf gesteckt habe, welcher in kurzer Zeit darin so fest gefroren, daß sich der Mann ein Stück vom Finger habe abschneiden lassen müssen. Eine Art, die in der Kälte gelegen hatte, ward nur etwa einen halben Fuß weit von einem tüchtigen Feuer gehalten. Gleichwol, als man Wasser drauf goß, verwandelte sich dasselbe augenblicklich in Eis, das sehr langsam aufthauete. Bier, das zwölf Fuß in die Erde gearaben war, gefror, und zersprengte die Fässer: anderer solcher Umstände zu geschweigen. Bey einer gelindern Kälte sind diese Wirkungen milder. In dessen aber weiß jedermann, daß man sich in kalter Luft durch die Bewegung auf eine weit gesündere Weise erwärmen kann, als in den wärmsten Zimmern.

Was mag nun also wol die Ursache seyn, daß die meisten Menschen den Winter als eine traurige und ungesunde Jahreszeit verabscheuen? Unstreitig wol die Erfahrung, daß man sich zu dieser Jahreszeit gemeinlich schlechter befindet und weniger ausgeräumt ist, als in den übrigen Jahreszeiten. Da hieran der Winter an sich selbst nicht Schuld seyn kann, wie ich ist eben gezeigt habe, so müssen gewisse zufällige Umstände in Betrachtung gezogen werden, wovon ich ist meinen Lesern die vornehmsten entdecken will, um sie dadurch vielleicht in den Stand zu setzen, ihnen vorzubeugen und abzuhelfen.

Es giebt Leute, die bloß darum mit dem Winter unzufrieden sind, weil sie nicht frieren wollen. Sie gehen mit denen in einem Paare, die dem Sommer fluchen, weil ihnen die Hitze zur Last wird. Ich getraue mich nicht, diese Unzufriednen zu bekehren. Allein, ich getraue mich wol, sie auszuladen.

Was ist das mehr, ein wenig zu frieren? und wenn dies ja unerträglich ist, wie viel Wiß gehört denn dazu, sich vor der Kälte zu beschützen? Was fehlt uns noch, wenn wir Nahrung und Kleider haben? Geben uns nicht alle Thiere ihre Bälge her, um uns vor der Kälte zu bedecken? Ein Glas Wein oder liqueur zündet in unserm Inwendigen ein Feuer an, wogegen ein gemeiner Frost nur ganz ohnmächtig streitet. Eine starke Nahrung macht uns durch und durch warm; und wenn alle diese Mittel zusammen genommen werden, so ist der gewöhnliche Winterfrost gar nicht mehr fürchterlich. Diocles, ein Arzt, der zu den Zeiten des Aristoteles lebte, muß dieses schon eingesehen haben. Denn, er schrieb in seinem Briefe an den asiatischen König, Antigonus, der voller Lebensregeln war, man müsse desto mehr essen, desto weniger trinken, aber desto stärkern oder desto mehr unvermischten Wein trinken, je stärker die Kälte wäre. Ich rede nicht von der Armuth; denn für diese sorgt die Natur im Winter selbst, wie für die Thiere. Anstatt, daß sie diesen gegen den Winter dicke und weiche Pelze wachsen läßt, die sie erwärmen, so härtet sie den Körper der Tagelöhner durch die Gewohnheit, welche sie gegen die Kälte unempfindlich macht. Es käme nur auf uns an, um uns allesammt dieser Wohlthat theilhaftig zu machen. Wir dürften nur dem Froste entgegen gehn, so würde er uns nach und nach nicht nur erträglich, sondern sogar höchst angenehm werden. Sollten wir mitten in den Hundstagen auf einmal in eine solche kalte Luft gebracht werden, als wir um Weihnachten ohne besondre Ungelegenheit ertragen können; so würden wir uns die schrecklichsten Krankheiten und den Tod selbst zuziehen. Weil wir aber nach und nach von der Wärme zur Kälte übergehn, so können wir durch die Gewohnheit den Winterfrost ohne Gefahr ertragen. Ein Frauenzimmer bietet mit ihrer offenen Brust allen Witterungen Troß. Ein Barfüßer weiß nichts von der Erkältung der Füße; und wenn wir alle Nationen des Erdkreises durchgehn sollten, so würden wir finden, daß kein Theil unsers Leibes übrig wäre, der nicht durch die Gewohnheit ver-  
 gend

gend gemacht werden könnte, sehr lebhafteste Grade des Frostes ohne alle Bekleidung und ohne alle Gefahr zu ertragen. Es ist also bloß unsre Verjüngung Schuld daran, wenn es uns im Winter unerträglich fällt, die kalte Luft auszustehn. Dieser Fehler liegt an uns, und nicht an der Jahreszeit. Wir können ihm abhelfen, wenn es uns beliebt; und dieses ist es eben, was ich beweisen wollte.

Allein, es giebt noch andre Klagen über den Winter, die vielleicht besser gegründet sind? Wir wollen es sehen. Der Frost zieht unsre flüssigen Theile zusammen. Sie stocken in unsern kleinsten Gefäßen. Die dabei rührende Verstopfung zieht eine Entzündung nach sich, und so entstehen Catarrhen, Schnupfen, Husten, Entzündungsfieber u. s. w. Liegt nicht die Schuld von diesem allen bloß an der kalten Luft? Es kann seyn. Allein, wor wehrt es uns, uns gegen die Anfälle der Kälte zu schützen? Warum soll der Winter nicht eben das Recht haben, was der Sommer hat? Obgleich dieser unsre Säfte zu sehr auflöst und zur Fäulniß geneigt macht; ob wir uns gleich bey grosser Hitze durch kaltes Getränk, Zugluft und kühlende Speisen viel leichter, als im Winter, erkälten, und die grausamsten Krankheiten zu ziehen können; so preisen wir ihn dennoch unaufhörlich als eine der besten Jahreszeiten, weil nichts mehr, als ein wenig Behutsamkeit dazu erfordert wird, um alle diese Gefahren von sich abzuwenden. Es hat mit dem Winter eben dieselbe Beschaffenheit. In den Nordländern, wo die größte Kälte regiert, findet man die dauerhaftesten und ältesten Leute; frenlich darum, weil sie der Kälte gewohnt sind. Gewohnheit und Behutsamkeit würden uns eben so vest machen; und wenn wir beides für leicht halten, wenn von mildern Jahreszeiten die Rede ist, warum scheint es uns nur im Winter so schwer zu seyn? Der Frost selbst spornet uns zur Bewegung an, wie ich oben gesagt habe. Man folge diesem Triebe. Man erwärme sich in kalter Luft durch Arbeit und Leibesübung. Man setze sein Blut in den Grad der Wärme, der von keinem Froste erkaltet; so wird der Winter wenigstens eben so wenig gefährlich seyn, als die übrigen Jahreszeiten.

Es ist nicht der Frost, sondern unsre Unbehutsamkeit, wodurch wir uns die Winterkrankheiten zuziehen.

Es giebt eine weit fruchtbarere Quelle der Winterkrankheiten, die aber doch eben so wenig dem Winter zur Last gelegt werden kann, als der Frost. Es ist die künstliche Hitze, die wir uns in unsern Wohnzimmern zubereiten, um der Gewalt des Winters Trost zu bieten. Anstatt daß wir nur darum einheizen sollten, um nicht zu frieren, so erwärmen wir unsre Zimmer, um darin eine viel größere Hitze auszustehn, als in den heißesten Hundstagen. Ich übertreibe nichts, indem ich dieses sage. Denn die Wettergläser können die Sache entscheiden. Es läßt sich leicht erachten, was für Wirkungen eine so große Veränderung der Luft in unserm Körper äußern müsse, wenn wir aus einer solchen Hitze, als in den geheizten Zimmern zu seyn pflegt, hinaus in die Eiskälte gehen müssen. Aber dieses ist noch nicht alles. Es ist nicht genug, daß wir die Luft unsrer Wohnzimmer unmaßig erhitzen, sondern wir machen sie auch im Winter zu einem faulenden Sumpfe von den schädlichsten Ausdünstungen. Der vorsichtige Hausvater, der die Kosten der Feuerung ersparen will, und der nicht bedenkt, daß sie ihm sein Doctor doppelt abfordern wird, verklebt seine Fenster, verhängt seine Thüren, verstopft alle Luftlöcher, und leidet, daß der Dampf der Kohlen und Speisen, die Ausdünstungen seiner Familie, und alles, was Wärme hat, seinen Aufwand an Feuerung vermindere, und dafür lieber seinen Arzt bereichere. Der Himmel weiß es, daß ich den Aerzten ihr Brod gönne. Allein, ich muß, wie der Todtengräber, alle Menschen bedauern, die mich ernähren, und die nicht für klug halten, die uns etwas zuwenden, wenn sie es verhüten können. Es ist gewiß und wahrhaftig, daß diese unüberlegte Sparsamkeit unzählige Krankheiten verursache, und viele Tausende tödte. Als ich dieses einstmals einem Manne sagte, der allzu klug war, antwortete er mir: Wenn die Unkosten doch auf eins hinaus liefen, er möchte mehr Feuerung bezahlen und gesund bleiben, oder weniger Torf brauchen, und den Doctor bereichern, so wollte er doch das letzte noch lieber thun,

als frieren. Ich hatte nicht von ihm verlangt, daß er frieren, sondern nur, daß er sein Zimmer mäßig erwärmen, und zu gelegnen Zeiten die frische Luft hindurch streichen lassen sollte. Allein, er that, was ihm am klügsten schien, und starb im folgenden Frühjahre an einem faulenden Fieber mit noch zweyen Personen aus seiner Familie.

Ich weiß noch mehr Ursachen, warum der Winter ungesund ist. Meine Leser mögen selbst urtheilen, ob wir, oder der Winter, die Schuld haben? Die langen Abende sind uns ein Greuel. Viele Leute haben nicht die Gabe, bey Lichte zu denken. Gleichwol schämen sie sich der Hühnermaximz, mit der Sonnen Untergange zu Bette zu gehen. Im Wachen quält sie die lange Weile auf die unerträglichste Weise: Denn

— Mühsig gehn, wenn mans nicht recht versteht,  
Ist schwerer, als man denken sollte.

Sie bitten also Gesellschaft zu sich, und diese Gesellschaft würde nicht kommen, wenn sie nichts zu essen fände. Nun giebt Gott zum Glück um diese Jahreszeit das herrliche Ochsenfleisch, und wer besucht nicht gern einen Freund, der eingeschlachtet hat? Dieser Freund weiß aber zu leben. Zu leben wissen, heißt bey uns bennah nur so viel, wenigstens beym Tractiren, als seinen Gästen so viel Speisen vorsehen, daß sie von dem Gerichte, worauf man sie genöthigt hat, keinen Bissen mehr essen können, ohne sich den Magen zu verderben. Man verdirbt sich also den Magen, um das Hauptgericht nicht zu verschmähn. Hieraus entsteht eine Unverdaulichkeit, welche bey uns eine gemeine Winterkrankheit ist, die in einer dreyfachen Verhältniß steht. Denn sie ist desto ärger, je mehr Ochsen man bey seinen Freunden zu besehen hat, je mehr Deßfleisch man selbst verzehret, und je mehr Fenerzeuge in und um Weihnachten herum einfallen. In den Jahren, da das Weihnachtfest auf den Donnerstag oder Montag fällt, grassiren im Jenner viel mehr Magenleider und andre Magenkrankheiten, als in den andern magern Jahren. Denn, wie läßt sich frenlich wol die Geburt

Christi vier Tage hinter einander fernern, ohne sich den Magen zu verderben! Unfre Winterschmäuse haben also einen grossen Anspruch auf unfre Winterkrankheiten; und ich habe dabey des Trirkens darum nicht gedacht, weil es in der Definition unsrer Schmäuse liegt, welche nichts anders sind, als eine feyerliche Ueberladung des Magens, von welcher man betrunken zu Bette geht.

Viele klagen den Winter darum an, weil es ihnen darin an Gelegenheit zu Leibesübungen und Ergötzlichkeiten fehlt. Wendes macht sie schwermüthig und ungesund. „Im Sommer steht uns das freye Feld offen. Der Himmel ist den Spaziergängern günstig, und die Gärten schmücken sich, um uns zu empfangen und zu vergnügen. Im Winter kann man nicht aus dem Zimmer kommen. Die Natur ist zu traurig. Man mag sie nicht sehn. In den Häusern aber „sitzt in allen Winkeln die lange Weile, und gähnt. — —“ Ich nehme die Beschuldigung an. Aber ich bitte die, welche sie erfinden, mir zu sagen, was sie im Sommer auf dem Lande vornehmen? Weil sie mir nicht gleich selbst antworten können, so mag es Sagedorn thun, der gewiß Hamburg besser kannte, als Hamburg ihn.

Arrell, der Kitz, des Buchers blasser Knecht,  
zieht auf das Land, vergnügt sich, aber schlecht,  
So wie ein Slav, den Furcht und Kette lähmen,  
Mehr kriecht, als geht, wenn wir sie von ihm nehmen.

Was sichtbar ist, sey nur dem Pöbel schön!  
Die Geisterwelt entzückt den Weisen.  
Wie Democrit, vertieft er sich in Träume,  
Sitzt in dem Wald, und sucht im Walde Bäume.

Nasidien, der Comus unsrer Zeit,  
Rollt durch das Thor, in stolzer Herrlichkeit,  
Erreicht sein Gut, mit neun und zwanzig Gästen,  
Wie in der Stadt, sich stundenlang zu mästen.

Es eilt Quadrat, er, seines Noms Tribun,  
Zu Gärten hin, wie seine Nachbarn thun.  
Der Blüthen Duft, der Blumen Reiz zu fühlen?  
Nein! ungestört und vortheilhaft zu spielen.

Wir deucht, alle diese Ergößungen erfordern keinen Sommer. Vielleicht aber erfordert der Winter sie. Es kann seyn. Ein Mensch, der nichts zu thun hat, muß entweder spielen oder essen, oder unnütze Dinge denken, oder Geld zählen, oder schlafen. Denn, wer kann ohne Beschäftigung seyn? Vielleicht aber könnte man sich auch andre Beschäftigungen, die zugleich Leibesübungen und andre Vergnügungen wären, die ein wenig Seele erforderten, erwählen. Der Winter ist nicht arm an dergleichen Lustbarkeiten. Was uns an der Jagd und am Fischfange abgeht, das kann die Schlittenfahrt und der Schrittschuh ersetzen. Es giebt Tage genug, da man im Winter mit eben so viel Vergnügen, als im Sommer, spaziren gehen, reiten und fahren kann. Anstatt der Blumen kann man die regulären Sechsecke des Schnees, seine künstlichen Figuren, und die Mathematik im Eise bewundern. Man kann sich bey gesitteten Schauspielen erbauen, belustigen, und im Wiße und in der Tugend zugleich üben. Man kann beim Tanzen nach der Musik schwitzen, und bey der Leibesübung die Charaktere der Leidenschaften studiren. Der Takt, der die Glieder im Tanze regt, kann das Herz durch alle Schulen der Leidenschaften führen. Denn, so wie er das Ohr schlägt, so formirt sich der Puls des Herzens zu seiner Leidenschaft. Die Musik hat noch einen andern Vortheil wider die Schwermuth, den Horaz nennt:

Cantamus vacui.

Wir singen, wann wir müßig sind. Dieses Vergnügen ist eine Leibesübung, wobey man denken, und eine Art zu denken, wobey man empfinden kann.

Daß wir Angen sollen  
 Fröunde! dieses wollen  
 Jugend, Lieb' und Wein.  
 Nach der alten Sage,  
 Sollten unsre Tage  
 Nur ein Trillo seyn.

Wenn alles dieses nicht hinlänglich scheint, so giebt es noch eine Arbeit, die zugleich ergößt und nützlich ist, nämlich das Drehsehn. Kurz, wer sich im Winter nicht zu vergnügen

weiß, und wer über Mangel der Gelegenheit zu Leibesübungen klagt, der ist in allen Jahreszeiten nur eine Bildsäule. Ich behaupte nicht, daß der Winter die beste Jahreszeit sey. Allein, ich glaube, daß wir nicht Ursache haben, uns über ihn zu beschweren. Unstre Verzärtelung, unstre Unvorsichtigkeit, unstre Ueppigkeit, Trägheit, Bequemlichkeit, unster Uebermuth, der Mangel des Geschmacks, des Witzes und der Entschlossenheit, der Ekel an Arbeit, und die Liebe zum Müßiggange, sind die einzigen Ursachen, welche vielen den Winter beschwerlich, gefährlich, traurig und unerträglich machen.



### Mein Herr,

Ich Endesunterschriebener Magister Ergo habe diejenige Krankheit, welche die Philosophen die Disparität nennen. Ob ich gleich dieses nimmermehr zugeben würde, wenn Sie es mir sagten; so behaupte ich es doch ist freywillig, um Ihnen Gelegenheit zu geben, sich mit mir einzulassen, wenn Sie eins mit mir versuchen wollen. In der That kann ich es nie wohl leiden, daß jemand Recht hat; und wenn ich dazu verdammt wäre, mit jemand ein paar Stunden zu sprechen, der mir nichts, als das Einmaleins, vorsagte: so glaube ich nicht, daß er mich überzeugen würde, daß zweymal zwey vier ausmacht. In meiner Jugend gewöhnte ich mir dieses Widersprechen aus Ehrgeiz an, um meine Gelehrsamkeit in allen Theilen der menschlichen Erkenntniß zu zeigen. Nach und nach aber ist es bey mir eine unüberwindliche Gewohnheit geworden, die wirklich eine Krankheit meines Gemüths genennt werden kann. Der bloße Anblick eines Menschen, der so ein Gesicht macht, als wenn er von etwas überzeugt wäre, erheit mich, und ich muß mir zuweilen Gewalt anthun, daß ich ihn nicht auf der Straße anrede, um ihm seine Irrthümer zu offenbaren. Sie werden den Angelus Angelote kennen, der sich auf die Straße stellte, und die Vorübergehenden bat, ihm ein schweres Thema aufzugeben, worüber er aus dem Stegreife eine lange Rede halten könnte. Was dieser in der Redekunst war, das bin ich im Disputiren. Ich spazierte sonst oft auf dem Walle und im Jungfernstiege. Allein, ich habe es einstellen müssen, weil ich fast nie ohne Aergerniß nach Hause gekommen bin. Die meisten Gesichter, die ich da sehe, haben so gesetzte und ruhige Mienen, als ob ihre Seelen lauter ausgemachte Wahrheiten gedächten, und es ist doch nicht möglich, daß sie in keinem Stücke irren sollten. Einstmals

gleng



gieng ich auf dem Balle hinter zweo Personen her, davon die eine viel redete, und worauf die andre nicht anders zu antworten wußte, als: Ja, ja, da haben Sie Recht. Ich hätte versten mögen über die ungeschickte Antwort. Ich räusperte laut, so oft er seinen Beyfall gab, um ihn zu unterbrechen. Er sahe sich nach mir um, und sagte im Umdrehen, als er mich ansah: Ja, ja, da haben Sie allerdings Recht. Ich antwortete voll innerlichen Grinns: Nein, erlauben Sie mein Herr, ich habe nicht Recht. Nach einem kurzen Erstaunen erwiederte der Herr: Um Vergebung, mein Herr, ich spreche nicht mit Ihnen, sondern mit diesem Herrn, woben er auf den Kaufmann zeigte. Ganz wohl, verleschte ich, er hat aber auch nicht Recht. Sie sahen mich beyde starr an, lächelten gegen einander, und giengen ganz gelassen fort. Ich sahe wohl, daß sie mich für einen Narren hielten. Aber eben darum, weil sie es glaubten, glaube ichs noch bis diese Stunde nicht. Nein, ein Narr bin ich nicht; aber krank bin ich, und ich wollte, um so vieler Ungelegenheiten willen, von Herzen gerne, daß ich den Leuten erlauben könnte, Recht zu haben. Ich habe mir mit meinen Disputiren schon so viel Feinde gemacht, daß mich fast niemand mehr zu sich bittet, als wer eine Magisterheize anstellen will, wo man mich dann mit einem andern, der auch gerne widerspricht, zusammenläßt, daß wir uns zanken müssen, bis uns der Wirth wieder gehn heißt. Alles dieses kann, wie Sie leicht denken können, ohne Aergerniß nicht abgehn; und weil mir dieses von Tage zu Tage schädlicher zu werden scheint, so bitte ich Sie, um Ihrer Barmherzigkeit willen, schlagen Sie mir ein Mittel aus einem von den dreyen Reichen der Natur vor, wodurch ich entweder schweigen, oder, wo es nicht anders seyn kann, wenigstens dann und wann, Unrecht haben lerne. Es muß aber ein heftiges Mittel seyn. Denn meine Natur wehrt sich wie ein Beyer. In sehnlicher Erwartung verharre ich

Dero

ergebenster,  
M. Ergo.

## Antwort.

Herr Magister,

Gott Lob! für Ihr Uebel ist noch Rath. Ich weiß ein heftiges Mittel, heftiger, als eins aus den dreyen Reichen der Natur, das schon manchen Magister zum Stillschweigen gebracht hat: Nehmen Sie sich eine Frau. Ich bin

Dero

ergebenster.

---

 Drey und vierzigstes Stück.
 

---



---

 Gleim.
 

---

Was schüttet nicht der reiche Prasser  
 In seinen vollen Bauch!  
 Da werdet ihr, ihr Würmer, fressen!  
 Da werdet ihr uns ganz vergessen!

---

**D**iogenes sagte, daß diejenigen unvernünftiger als Vieh wären, die, wenn sie dürsteten, nicht aus dem ersten Brunnen tranken, sondern hingiengen, um ihren Durst in Weine zu löschen. Ich nehme an seinem Schimpfen keinen Theil. Allein, so viel weiß ich, daß Darius, als er auf seiner betrübten Flucht trübes und faules Wasser trank, den Umstehenden die Versicherung gab, er habe niemals mit mehr Vergnügen getrunken. Der Durst ist es, der uns das einfältigste Getränk zu einem Nectar macht, und der Hunger würzt uns die schlechtesten Speisen. Der syracusische König, Dionysius, verachtete die schwarze Blutbrühe der lacedämonier, woran sich diese mit dem größten Vergnügen sättigten, weil sie der Hunger zur Tafel nöthigte, welcher dem Könige fehlte. Hunger und Durst, sagt der gemeine Mann, sind die besten Köche; und diese beyden Begierden sind die Triebfedern, welche uns die Natur bengelegt hat, um uns zu der Sorge für unfre Erhaltung aufzumuntern. Wenn Hunger und Durst nicht weh thäten, so würden die meisten Menschen aus Nachlässigkeit verhungern und verdursten. Der Mensch ist gewohnt, nach seinen Empfindungen und Leidenschaften zu handeln, und er vergißt seine nothwendigsten Pflichten, wenn ihn nicht eine von diesen Triebfedern zu ihrer Beobachtung zwingt.

Was uns die Natur in der besten Meinung geschenkt hat, eben den Hunger und Durst, der nur eine dringende Erinnerung ist, an unsre Erhaltung zu denken, haben wir, nach der eignen Unart unsrer Herzen, in zwen Laster verwandelt, die unsern Untergang unvermeidlich befördern. Wir unterscheiden uns hierdurch von den meisten Thieren, welche im Genuße ihrer Nahrungsmittel selten über den Punkt der Sättigung gehn, und dafür den Vortheil genießen, daß sie, mit weniger Beschwerlichkeit, weit öfter das natürliche Ziel ihres Lebensalters erreichen, als wir. Die Menschen hingegen haben das Essen und Trinken zu Wollüsten gemacht, worinn sie nicht allein Ausschweifungen beechen, sondern worinn sie auch sogar eine Ehre suchen. Ich habe in einigen meiner Blätter die Gefahr dieser Wollüste für die Gesundheit beschrieben, und ich hätte geglaubt, daß sie um desto mehr Eindruck bey meinen Lesern machen würden, je unversächtiger alle die Zeugnisse waren, die ich aus der Geschichte entlehnt hatte, um die Vorzüge der Mäßigkeit und Nüchternheit vor den Lastern der Schlemmer und Säuser zu erweisen. Nichtsdestoweniger muß ich mit Leidwesen sehen, daß mich einige verstockte Schwelger ohne allen Nutzen lesen, und daß sie sogar ihre Ausschweifungen beschönigen, und neuen Beweisen andre entgegen setzen. Ich habe seit einiger Zeit verschiedne Sendschreiben von dieser Art empfangen, und ich würde das Ansehen geben, als ob ich meiner Sache nicht gewiß wäre, wenn ich nicht diejenigen hier einrücken wollte, welche die schenbarsten Argumente wider die Mäßigkeit und Nüchternheit in sich enthalten. Ich habe das Vertrauen zu meinen Lesern, daß sie sich durch diese leichtn Gründe und elenden Vorwände nicht werden irre machen lassen. Sie dürfen sich nur allezeit der Geschichte des Todes Alexanders des Grossen erinnern, um überzeugt zu bleiben, daß Freßien und Saufen gerade zum Tode und Verderben führe. Alexander der konnte 20 Becher von außerordentlicher Größe ausleeren, ehe er trunken ward. Er hatte also eben den Vortheil, in welchen die Säuser so viel Hoffnung setzen, daß er zwar viel trank, aber auch viel vertragen konnte. Ich habe schon im

14ten Stücke die Nichtigkeit dieses Vorwandes erwiesen, und Alexanders Beispiel bestätigt dieses besonders. Der Macedonier Proteas war damals der größte und berühmteste Säufer auf Erden. Diejem Helden brachte Alexanders der eine Gesundheit aus seinem Herkulsbecher zu, welcher so schwer war, daß ihn zweien Mann tragen mußten, und der ungefähr 16 Pfund Flüssiges in sich hielt. Diesen Becher leerte Alexander aus. Bald darauf aber fiel er ohnmächtig zur Erde, und mit dieser Ohnmacht fing sich diejenige Krankheit an, woran er starb. Plutarch leugnet zwar diese Umstände von Alexanders Tode. Allein, er gesteht doch zu, daß derselbe den ganzen Tag, da ihn seine letzte Krankheit befallen, getrunken gehabt habe. Seneca macht eine Reflexion über diesen niedrigen Tod, die würdig ist, angemerkt zu werden. *Alexandrum, sagt er, tot itinera, tot praelia, tot hiemes, per quas, victa temporum locorumque difficultate, transierat, tot flumina ex ignoto cadentia, tot maria tutum dimiserant; intemperantia bibendi, & ille Herculeanus ac fatalis scyphus perdidit! Epist. 83.* Wie leicht hätte der Held sein unglückliches Schicksal vorhersehen können, wenn er nur dasjenige überlegt hätte, was er bey dem Leichenschmause des Philosophen Calanus, der sich vor ihm lebendig verbrannte, selbst mit angesehen hatte! Alexander hatte bey diesem Schmause ein Wettlaufen angestellt, woben die Sieger drey verschiedene Preise zu hoffen hatten. Von diesen Wettläufern blieben 35 auf der Stelle todt, und 6 andre starben bald hernach. Promachus selbst, der in diejem Kampfe Sieger blieb, und eine Humpe, die 32 Pfund hielt, ausleeren konnte, starb schon am dritten Tage nach diesem Siege. Gewiß, diese Folgen sind eines so niedrigen Sieges würdig!

Da ich von den Folgen der Unmäßigkeit und Völlerey schon ehemals gehandelt habe, so will ich, um keine unnöthige Wiederholungen zu machen, meine Leser ersuchen, nach der Durchlesung der beyden folgenden Sendschreiben, jene Blätter nochmals anzusehn, weil ich mehne, daß darinn alles

alles enthalten sey, was man nöthig hat, um die Vertheidigung dieser Laster zu entkräften.

Mein Herr,

Die Schlachtezeit ist da, und wir schmausen alle Tage. Nun lebe man erst recht auf, mein lieber Herr Arzt! Nun ist es noch eine Lust, bey Tische zu sitzen! Wir wünschen so manchemal, daß Sie bey uns seyn, und mitessen möchten, damit wir das Vergnügen hätten, Sie selbst sich widerlegen zu sehn. Theurer, theurer Freund! Sie sind sehr für die Mäßigkeit! Sie schreiben davon, als ob Leben und Tod darauf ankäme, sich satt zu essen und zu trinken. Wenn Ihre Regeln wahr seyn sollten, so müßten wir alle, wie die chinesische Ziege Jang, geschaffen seyn, von welcher Navarette in seiner Beschreibung von China erzählt, daß sie Ohren und Nase, aber keinen Mund habe, und bloß von der Lust lebe. Sagen Sie, warum gönnen Sie uns keine Schmause nicht? Wir machen es ja doch noch lange nicht so arg, als die drey Apicii zu Rom, welche ganz anders schmauseten! Sie werden wissen, daß der eine von ihnen drittelhalb Millionen mit Schmausen verthan hatte, und sich dadurch in solchen Schulden gesehen, daß er genöthigt war, den Zustand seines Vermögens zu untersuchen. Wie erschrock er aber nicht, als er nur zweymal hundert und funfzig tausend Pfund noch vorräthig hatte! Was sollte er thun? Er sah wohl ein, daß er bey dieser Armuth bald würde Hungers sterben müssen; und weil der Hunger weh thut, so vergab er sich aus Verzweiflung mit Gifte. Dies nenne ich schmausen, mein Herr! und wenn wir es so machten, so könnten vielleicht Ihre Lebensregeln für Hamburg seyn. Allein, wenn Sie bedenken, welche Menge von Menschen sich in die 5000 Ochsen theilt, die ungefähr in den 5 Wochen der Schlachtezeit bey uns geschlachtet werden, und wie viel Zeit man damit zubringt, sie zu verzehren; so muß man schwermüthig seyn, wenn man unsre Ochschmause für gefährlich halten soll. Gesezt auch, daß wir dabey noch zehn andre Gerichte hätten, und daß wir alle Tage so schmauseten; so wird doch gewiß nicht gleich der Tod darauf stehen, wie Sie uns verkündigen; und was ist das mehr, daß man sich zuweilen den Magen überladet? Die alten Philosophen haben behauptet, daß dann und wann eine Ausschweifung in der Lebensordnung gesund sey, und die Erfahrung lehrt, daß man eine ungeheure Menge von Speisen ohne Nachtheil der Gesundheit vertragen kann, wenn man nur den Magen dazu hat. Sie haben selbst in Ihrem 27sten Stücke auf der ersten Seite das Beyspiel eines gefräßigen Knabens aus England angeführt, und ich kann diesem noch ein andres an die Seite setzen. Reinhold von Beaune, ein Erzbischof zu Bourges, und nachher von Sens, mußte des Nachts, wenn

wann er 4 Stunden geschlafen hatte, nämlich eine Stunde nach Mitternacht, aufstehn, um zu essen. Dann legte er sich wieder schlafen bis um 4 Uhr des Morgens, da er zum andernmale speiste. Um 8 Uhr frühstückte er; und dann speiste er zu Mittage nicht anders, als ob er noch keinen Bissen genossen hätte. Vier Stunden nach der Mittagsmahlzeit aß er sein Vesperbrod. Hierauf folgte die gewöhnliche Abendmahlzeit, und zuletzt nahm er noch beim Schlafengehn ein Gericht zu sich. Sie können leicht erachten, daß seine Mahlzeiten nicht klein gewesen seyn müssen, da er im Winter eine ganze Stunde, und im Sommer 5 Viertelstunden bey der Tafel saß. Ich möchte wol das Urtheil lesen, das Sie von diesem Manne fällen würden, ehe Sie wüßten, wie er sich bey so vielem Essen befunden hat. Vermuthlich würden Sie ihm einen ganz verdorbnen Magen, eine Unrührigkeit zu allen Leibes- und Gemüthsgeschäften, und Gott weiß! was für böse Krankheiten zu erkennen. Aber nein! Er war ein muntres und geschäftiger Mann. Sein Kopf war immer heiter. Er konnte studiren und verdauen zugleich, und er war so selten krank, als ob er die beste Lebensordnung von der Welt führte. Er mußte bloß die Leibesbewegungen, sogar das Spazierengehn, vermeiden, um seinen Hunger nicht noch mehr zu reizen, und alles, was er that, um gesund zu bleiben, bestand darin, daß er öfters eine Purganz einnahm. Was sagen Sie, Herr Arzt, könnte das nicht für uns Hamburger auch hinlänglich seyn? Es fehlt uns ja nicht an Rhabarber. Was mich betrifft, so habe ich nicht die geringste Furcht vor Schmäusen. Vielmehr wünsche ich immer, wenn ich wo zu Gaste bin, daß doch der Zauberer Michael Scott, noch von der Gesellschaft seyn möchte, welcher oft Gastgebote anstellte, ohne das Geringste darauf zuzurücksetzen, hernach aber, wenn die Gäste versammelt waren, die Geister beschwor, daß sie ihm Essen bringen mußten. Welch Entzücken muß das gewesen seyn, wenn der liebe Wirth anfang zu nöthigen, und sagte: Speiset, meine Freunde! Dieses Gericht ist aus der Küche des Königs von Frankreich; dieses kommt aus der Küche des Königs von England; dieses aus Spanien! u. s. w. Der Wund wässert mir, wenn ich nur daran gedente! Ich kann von mir mit Recht sagen: Ich esse mich nimmermehr satt. Ich bin immer hungrig, und doch ist mein Magen immer gefüllt, und doch esse ich nie zu viel! Aber was macht es? Ich trinke auch stark dabey. Ich weiß wohl, daß Plater sein hohes Alter davon herleitete, daß er nie eher getrunken hatte, als bis er sich satt gegessen gehabt. Allein, glauben Sie mir, die wenigsten alten Leute wissen es selbst, wovon sie so alt geworden sind. Mir bekommt das Trinken bey Fische wohl; und ob Sie gleich das starke Trinken auch tadeln, so kann ich doch mein Glas unmöglich leer vor mir sehn sehn. Ich habe das Weyspiel des D. Goults auf meiner Seite. Diesen Vater durstete so stark,

stark, daß er nicht nur in allen Gesellschaften bey Tage, sondern auch sogar des Nachts trinken mußte. Ein mittelmäßiges Glas löschte ihm den Durst nicht, sondern es reizte denselben nur noch mehr. Daher mußten seine Freunde die größten Gläser für ihn aussuchen, und doch war ihm keins groß genug. Man mußte demnach für ihn ein eignes Glas machen lassen, welches so groß war, daß es mit beyden Händen aufgehoben werden mußte. Dieser durstige Vater besand sich vollkommen wohl, und genoß der besten Gesundheit. Aber wars um bleibe ich bey einzelnen Beyspielen? Erkundigen Sie sich auf der Insel Gothland bey dem Herrn Hiorth, so wird der Ihnen sagen, daß dort die Leute unmäßig essen, und in starken Getränken Ausschweifungen begehn, daß es da viel alte Leute giebt, und daß er selbst über dreyhundert gezählt hat, die nicht unter siebenzig Jahr alt gewesen sind. Was haben sie also davon, mein Herr, daß Sie uns weiß machen wollen, man könne nie ohne Nachtheil der Gesundheit schmausen und zechen? Sie werden sagen, daß die von mir angeführten Beyspiele von Leuten handeln, bey denen Hunger und Durst zu Krankheiten geworden sind. Allein, ich muß Ihnen hierauf mit dem Horaz antworten:

Prætulere delirus inersque videri,  
Dum mea delectent mala me, vel denique fallant,  
Quam sapere & ringi.

Ich verharre, u. s. w.

Salomon Schmecker.

Mein Herr,

Sie haben uns in Ihrem 1ten, 14ten und 16ten Stücke Regeln von der Mäßigkeit im Essen und Trinken geprediget, die einem Mönche und Arzte und Philosophen wohl anstehen. Allein, ich muß Ihnen sagen, daß diese drey Arten von Leuten überhaupt den Fehler haben, daß sie die Welt nicht kennen. Wenn Sie so fortfahren wollen, uns strenge Lebensregeln zu geben; so wird man bald aufhören, Sie zu lesen. Denn was wir thun sollten, wenn wir um der Gesundheit und der Tugend willen lebten, das wissen wir alle. Allein, weil wir leben müssen, um in der Welt fortzukommen; so müssen Sie uns andre Regeln geben, die thunlicher sind. Im Anfange hoffte ich dieses von Ihnen. Allein, Sie scheinen sich vergessen zu haben. Sie schreiben in Ihrem 3ten Stücke: „Ein jeder Mensch, vom freyesten Könige an, bis auf den gekauften Sklaven, hat Pflichten seines Standes, die er beobachten muß, ob er gleich Leben und Gesundheit dabey verwahtloset.“ u. s. w. Zu diesen Pflichten, mein Herr, gehört auch das Schmausen und Trinken.

Weil

Weil man diese Art der Geselligkeit in der Welt nicht entbehren kann, so muß man sie mitmachen, sollte man sich auch gleich dabey aufopfern. Weil sie aber mit Beyspielen von großer Mäßigkeit und Mäcchternheit so freygebig sind, so sollen Sie wissen, daß ich Ihnen auch einige anführen kann, die für meine Maxime streiten. Im 15ten Jahrhundert lebte der Cardinal und Erzbischof zu Arles, Almandus, und er war im Conclave so arbeitsam und so mäßig, daß die übrigen Conclavisten übel auf ihn zu sprechen waren, als man ihnen von ihren ordentlichen Speisen etwas abbrach, und ihnen dabey sein Beyspiel vorstülte. „Was für eine Vergleichung!“, sagte der Erzbischof von Cracau. „Ihr sprecht mir da von einem Franzosen, von einem mäßigen Manne, der keinen Bauch hat, oder der vielmehr kein Mensch ist. Ich kann durch den Borhang, der uns scheidet, alles sehen, was er macht. Ich habe ihn noch niemals essen oder trinken sehen; er schläft weder Nacht noch Tag; er liest beständig, oder hat sonst Geschäfte. Er denkt an nichts weniger, als an seinen Bauch. Das ist mein Mann nicht! Ich habe mit dergleichen Leuten nichts zu thun!“, Sehen Sie, mein Herr, das war ein Cardinal, ein Kirchen-Engel, der: dieß sagte. Der Triumvir, Marcus Antonius war auch kein schlechter Mann, und doch erzählte uns Plinius von ihm, daß er sogar ein eignes Buch von seiner Trunkenheit geschrieben habe. Sollen Sie Philosophen wissen, die meines Sinnes waren, so lesen Sie, was Athenäus von den beyden Weltweisen, dem Lacydes und Timon, erzählt? Diese beyden Herren waren zwey Tage bey einem Gastgebote, wo sie sich tüchtig voll tranken. Den ersten Tag mußte Lacydes weggehen; am andern aber traf der Schimpf den Timon, und dergleichen Wertsaufen war bey den alten Philosophen nichts Seltnes. Sie müssen also bedenken, daß es wenigstens eben so viel Beyspiele wider, als für die Mäßigkeit, gebe. Was aber Ihre Drohungen betrifft, daß man sich dadurch krank und elend mache, und vor der Zeit sterbe, so müssen Sie wissen, daß ein Mann, der die grosse Welt versteht, sein Leben für nichts zu achten gewohnt ist. Denn unter allen Schmauzern und Trinkern ruiniren sich doch nur einige. Die meisten, wenigstens die Hälfte von uns, wird eben so gesund alt, als die Hälfte von Ihrer Parthey. Folglich ist unser Schicksal hierinn gleich. Hernach aber muß auch die andre Hälfte von uns, die unglücklich ist, bedenken, daß sie in ihrem Verusse stirbt. Wer wollte aber in seinem Verusse vor dem Tode furchtsam seyn? Rechnen Sie einmal nach, wie viel tausend Menschen nur in dem gegenwärtigen Kriege todt geschossen, oder zu Krüppeln geworden sind. Wie viel Prinzen, Herzoge, Grafen, Freyherrn, wie viel der allerrechtschaffensten Leute! Wer sind denn wir armen Leute, daß wir mit unserm Leben so rar thun? Was verbindet jene, hinzugehn, und sich todt und lahm schießen zu lassen? Nichts, als die Ehre, sich nach



nach dem Laufe der Welt bequem zu haben. Uns verpflichtet nichts Geringers, uns todt zu essen oder zu trinken. Unser Schicksal ist allezeit noch günstiger; denn wir sterben in den Vergnügungen, und jene in der mühseligen Arbeit, ihren Nächsten die Hälse zu brechen. Schliessen Sie nicht von sich auf andre Leute. Sie sind ein verzärtelter Gelehrter, und unsre Väter, die alten Deutschen, würden Sie gejagt haben, wenn Sie ihnen die grossen Züge aus ihren Krügen hätten abdisputiren wollen! Mein, verstehen Sie mich wol:

Der Welt das Wasser anzupreisen,  
Erlaubt man Aerzten, oder Weisen:  
Das will die Pflicht.  
Allein, des Vorzugs dich berauben,  
Du freudenvoller Saft der Trauben,  
Das will sie nicht!

Schlagen Sie uns künftig Regeln vor, wie wir uns bey Schwäusen und Bechern gesund und alt essen und trinken können; so wird man sie gern lesen, und ihnen auch gehorchen. So macht es der Officier im Kriege. Wenn er einen reissenden Fluß im Arme hat, so hört er gern, was sein Feldscheer rath, und läßt sich bähnen und reiden, und gart handhaben, als ob er ein rohes Ey wäre. Wenn er endlich wieder hergestellt ist, so geht er hin vor die Kanonen, und läßt sich den Arm wegschiessen. Was ist's mehr? der Arm ist fort, und hätte die Kugel den Kopf mitgenommen, was wäre es mehr? Der Kopf wäre fort. Wenn Sie uns die Regeln mittheilen, wie wir uns, beym Ausschweiften, pflegen, präserviren und wiederherstellen sollen; so sind Sie unser lieber Feldscheer. Es soll alles geschehen, was Sie verlangen. Wenn wir uns den Tag darauf todt trinken, was ist's mehr? wo sind wir todt. Wenn Sie uns aber sagen, Ihr müßt nicht trinken; so passen wir darauf eben so viel, als der Officier, wenn ihm der Feldscheer sagen wollte: *Nun treten Sie ja vor keine Kanone!* Ich bin übrigens mit aller Hochachtung, u. s. w.

L' B. de Nimmernächtern.

Ich müßte auf dieses Schreiben zu viel antworten, wenn ich alles anführen wollte, was sich darauf sagen läßt. Ich glaube wohl, daß dieses die wahrhaftesten Maximen der Schwelger sind. Denn sonst läße sich nicht begreifen, warum alle Vorstellungen so wenig wider ihr Laster fruchten. Wenn ihnen das Leben eine solche Kleinigkeit ist, so ist es uns andern doch lieber; und wenn es bey uns eine Schwachheit ist, so ist doch diese Schwachheit kein Laster, wie das  
 § Der Arzt. II. Th. Berth Ausg. P p Ihrige.

ibrige. Dieses ist der Grund, warum man mit den Mitteln, diese Laster zu unterhalten, und angenehmer und erträglicher zu machen, nicht sehr freigebig ist. Inzwischen beschuldiget mich der Herr Baron mit Unrecht, daß ich den Schmeusern und Trinkern keine Mittel vorschläge, ihre Gesundheit nach geschehenem Vergehen wiederherzustellen. Eben die Blätter, die er angeführt hat, sind voll von solchen Marumen. Allein, sie sind nicht hinreichend. Denn wir haben kein andres hinreichendes Mittel, als Mäßigkeit und Nüchternheit.

### Wohlgelahrter Herr,

Ich hab einen lützen netten Hund, der seit drey Tagen nicht fressen mag, und ganz elend ist. Können Sie mir da nicht was vor rathen? Er liegt mir gar zu sehr am Herzen, und ich wollte meine liebe alte Tante tausendmal lieber verlieren, als ihn. Ich wohne gleich neben Sie über. Die dumme Dörn versteht kein Hochdeutsch, drum muß ich man selbst schreiben. Ich heeß

Mamsell Goos.

### Antwort.

Mamsell Goos,

Ihr Hund wird fasten, Erbrochen fressen, sich brechen, und wieder genesen. Lassen Sie ihn nur machen, und fragen Sie nie wieder einen Arzt für ihn um Rath, am allerwenigsten auf hochdeutsch. Wenn die Hunde den Rath der Aerzte nöthig hätten, so würden sie auch selbst Aerzte unter sich haben. So kannt es genug seyn, Mamsell Goos.

Ich muß mich gegen die Aerzte entschuldigen, daß ich diesen Brief nicht übel aufnehme. Es ist mir bekannt genug, daß wir es unsrer Ehre für nachtheilig halten, unsre Kunst an Thieren zu versuchen. Wir überlassen dieses den Hirten und Schmieden und Knechten, und es ist kaum zu vergeben, daß einige von uns Mittel gesucht haben, das Sterben des Hornviehes zu verhüten. Es muß billig ein Unterschied unter den Viehärzten und Menschenärzten bleiben. Allein, die Hunde machen mit Recht eine Ausuahme, weil sie vor aller andern Thieren ganz besondere Würden besitzen. Ihr Name steht in dem Himmel. In Aegypten betete sic an, und sie sind die beständigen Begleiter der Diane. Eine ganze Sekte von Philosophen hat sich nach ihnen ge-

nennt

nennt, und ihnen nachgeahmt. Die größten Leute haben sie ihres vertrauesten Umgangs gewürdigt. Thesens und der gallische König Dagobert haben ihre meiste Lebenszeit mit ihnen zugebracht. Carl II. König von England, gieng nie in den Staatsrath, ohne sich von seinem lieben Spanischen Hunde begleiten zu lassen; und Jacob, sein Nachfolger, der sich in einem grossen Sturme aus seinem Schiffe retten mußte, weil es schon zu sinken anfing, rufte den Matrosen mit kläglicher Stimme zu: Ihr Kinder! Helft nur vor allen Dingen meinen Hunden und dem Herzoge von Marlborough! Es muß also keine Schande seyn, einem geliebten Hunde das Leben zu retten, zumal, wenn er der Liebling eines Frauenzimmers ist.

Die Kläger weihen ihm Gedichte:  
 Denn, wer Prozesse führt, ist schlau.  
 Der Mann regiert die Stadtgerichte,  
 Die Frau den Mann, der Wops die Frau.  
 Prozesse bald beglückt zu schliessen,  
 Kommt man bey Wopsen streichelnd ein:  
 Und von der Frau gelüßt zu seyn,  
 Muß selbst der Mann erst Wopsen küssen.

Was aber noch das meiste ist, so schämen wir uns ja nicht, die Hunde zu tödten, um an ihnen zu lernen. Warum sollte es schändlicher seyn, sie zu erhalten? Die Vorzüge der Menschen sind nicht alles zeit ausser Streit, wie die Grabschrift auf den Hund des Grafen von Clermont lehrt, welche ein Priester verfertigte, den der Graf zu dieser Arbeit zwang:

Cy git *Caron*, qui, sans peut-êre,  
 Avoit plus de sens que son Maître.



---

 Bier und vierzigstes Stück.
 

---

Gellert.

— — Daß der größte Theil der Welt  
 Das Schlechte für das Gute hält,  
 Dieß Uebel sieht man alle Tage,  
 Allein, wie wehrt man dieser Plage?

---

Ludewig XI. König von Frankreich, hat einstmals Gott auf den Knien um Verstand, ein böses Vorhaben auszuführen, und verprach dafür an Kirchen und Klöster Geld zu geben. Wir andern, die wir über die Kühnheit spotten, beäugen sie unzählige mal mit eben der Treueherzigkeit, weil es uns oft an hinlänglicher Scharfsinnigkeit fehlt, um das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Wenn man sich mit einem schädlichen Hausmittel das Fieber vertreibt, und indem man es einnimmt, Gott bittet, sein Gedenken da zu geben; so kniet man eben so thöricht vor Gott, als Ludewig.

Nil mortalibus arduum est.  
 Cælum ipsum petimus stultitia; neque  
 Per nostrum patimur scelus,  
 Iracunda Jovem ponere tulmina,

Ich muß einmal über diese Thorheit der Menschen reden. Vielleicht kann ich einen oder den andern dahin bringen, daß er sich mehr mehr für klüger hält, als er in der That ist. Dieser Fehler ist, was die Arzneikunst betrifft, unter den Menschen fast allgemein. Sie trauen sich selbst zu viel Einsichten in ihre Leibesbeschaffenheit und Krankheiten zu. Sie unternehmen Curen, womit sie sich vergebem, und unterlassen nie, wenn sie mit dem Tode ringen, Gott Vorwürfe zu machen, daß er die Mittel nicht habe segnen wollen.

len. Hier legt sich ein Vater, dort ein Ehemann, hier eine Mutter, dort eine Gattin auf die Knie, und meint, und fragt Gott mit ringenden Händen: Warum hast du mir meinen Gatten, mein Kind, genommen, die ich so gern behalten hätte? da sie doch mit der bittersten Reue um die Vergebung des Mordes stehen sollten, den sie an ihren Gatten und Kindern begangen haben. Sie selbst haben sie gerödtet, indem sie sie zu dem Gebrauche der schädlichen Arzneimittel überredet oder gezwungen haben, welche sie aus falscher Klugheit für heilsam hielten, und wodurch sie doch ihren Tod natürlicher Weise unvermeidlich machten. Ich weiß kaum, was ich zu diesem Verfahren der Menschen sagen soll. Wir sind in vielen unerheblichen Dingen so vorsichtig und behutsam, daß man glauben sollte, es würde die größte Mühe von der Welt erfordern, uns in Sachen, die unser Leben und unsre Gesundheit betreffen, zu einem Entschlusse zu bringen; und gleichwol ist in eben diesen Sachen niemand leichtgläubiger und entschlossener, als wir. Wir überzählen hundert Thaler an Schillingen dreß- vier- und mehrmals, und wenden jeden Schilling um, um ein paar reducirte herauszufinden und auszuwerfen, die uns um nichts ärmer machen würden. Wir setzen die halbe Stadt in Bewegung, um zu erforschen, ob ein Mann sicher genug sey, dem wir ein paar hundert Mark auf Zinsen leihen wollen. Hingegen nehmen wir ohne Bedenken ein Mittel ein, das uns ein Reffträger oder ein Charlatan verkauft, und von dessen Wirkung Leben und Gesundheit abhängt. Ich weiß nicht, warum uns ein paar Schillinge so am Herzen liegen, wenn uns Leben und Gesundheit so nichts würdig scheinen. Ich will heut einige Curen erzählen, wodurch sich gewiß schon viel taußend Menschen entweder umgebracht, oder doch auf geranne Zeit krank und unglücklich gemacht haben, deren Beispiele dennoch niemanden abschrecken, diese Curen noch alle Tage an sich selbst zu wiederholen. Ich will sie erzählen, um meine Leser in der Kunst zu üben, das trokige und herzoarte Ding,

Das räthselhafte Herz der Menschen zu verstehen.

Wer kennt nicht die kalten Fieber? Sie gehören unter die Krankheiten, welche die Aerzte leicht erkennen und gründlich curiren können, ohne daß weder viel Zeit, noch Umstände dazu erfordert werden. Da dem also ist, so sollte man glauben, daß kein Mensch Anstand nehmen würde, dergleichen Krankheiten solchen Personen zu übergeben, die ihre Natur kennen, und die Art und Weise verstehen, wie ihnen mit dienlichen Arznenen beizukommen ist. Aber nein. Eben darum, weil man weiß, daß gründliche Aerzte mit kalten Fiebern leichtfertig werden können, hält man dieselben für Krankheiten, welche sich nicht der Mühe verlohnen, um einen Arzt darüber zu Rathe zu ziehen. In jeder Strasse, ja fast in jedem Hause wohnt eine Person, die kalte Fieber zu vertreiben weiß; und dieses sind die Orakel, welche die Kranken am ersten um Rath fragen. Es giebt in der That eine Menge von Mitteln, nach deren Gebrauche ein kaltes Fieber aussen bleibt; und diese Mittel sind auch den Unwissendsten bekannt. Allein, eine tausendfältige betrübte Erfahrung hat gelehrt, daß man die kalten Fieber nicht ohne gewisse vorhergegangene Zubereitung des menschlichen Körpers vertreiben dürfe, wenn man nicht ärger Krankheiten nachher zu befürchten haben soll, als das Fieber selbst war. Es giebt hitzige Arznenen, welche das kalte Fieber gewiß vertreiben, die aber vernünftige Aerzte darum nicht verordnen, weil sie wissen, daß sie dadurch in hitzige verwandelt werden, welche von viel größrer Gefahr sind. Es giebt zusammenziehende Arznenen, welche ebenfalls das Fieber vertreiben, welche man aber darum verhütet, weil, statt des Fiebers, Wassersucht, Gelbsucht, Schindsucht, Abiehrung und der Tod erfolgen. Es giebt endlich auch gute Fieberarznenen, womit sich ein Fieber untrüglich vertreiben läßt, welche aber dennoch gefährliche Folgen nach sich ziehen, wenn man sie zu einer Zeit gebraucht, da der Körper noch nicht hinlänglich gereinigt ist, um, nach dem Aussensbleiben des Fiebers, wieder stark, munter und gesund zu werden. So leicht also die Cur eines Fiebers ist, wenn man die Natur der Krankheit, der Leibesbeschaffenheit eines Kranken, und der Arznenmittel kennt, unter welchen die Wahl getroffen

getroffen werden muß; so gefährlich und mißlich ist eine Fiebercur, die ohne alle diese Einsichten unternommen wird. Die Erfahrung spricht hierin für mich mit tausend Zungen. Man sieht täglich Leute von kalten Fiebern genesen, die ihre vorige Gesundheit bald wieder erhalten haben, weil sie sich einsichtsvollen Leuten zur Cur übergeben hatten. Man sieht täglich eine Menge Menschen auf den Strassen, wie Schatten, herum schleichen, die sich die Fieber entweder mit schädlichen Arzneyen, oder zur Unzeit vertrieben haben; einen mit wassersüchtigen Beinen, einen mit trommelsüchtigem Bauche; alle, wie lebendige Gerippe, vertrocknet, verkrummt, schwind-süchtig, hectisch, mit hypocratischen Gesichtern; viele, die in den Betten rasen, und von der Hitze verzehrt, und vom häufigen Triebe des Bluts unsinnig gemacht werden. Wer zieht Nutzen aus diesen Beispielen? Wer vergleicht das Glück und Unglück der auf so verschiedene Weise vom kalten Fieber befreieten Menschen? Die Aerzte allein beobachten diese Curirten. Sie schliessen daraus, wie man eine gründliche Cur dieser Krankheiten veranstalten müsse. Sie triumphiren über die augenscheinlichen Vorzüge der erleuchteten Kunst vor den schädlichen Kunstgriffen der pöbelhaften blinden Erfahrung. Sie erwarten die armen Kranken, welchen sie auf eine sichere, geschwinde und angenehme Weise helfen könnten. Allein, diese gehn hin zu den Weibern und Laboranten; und wenn diese sie verdorben haben, so ist es noch ein Glück, wenn sie zum Arzte kommen, um sich von der heillosen Cur ihres Fiebers wieder herstellen zu lassen. Es ist erstaunlich, daß alles dieses wahr ist, daß es schon von je her wahr gewesen, und daß es vielleicht zu allen Zeiten wahr bleiben wird! Es sind unstreitig viel tausend Menschen an Fiebercuren gestorben, die das Fieber selbst nie würde aufgerieben, oder auch nur in Gefahr gesetzt haben. Wie soll man diesem grossen Elende abhelfen?

Ein einziges Mittel ist auf Erden:

Allein, es ist unendlich schwer.

Die Menschen müßten weise werden;

Doch seht! sie werdens nimmermehr!

Uns stürzt, uns quält, uns tödtet unser Bormiß, unser Aberglaube, unsre unsinnige Klugheit; und wenn wir nicht selbst verschmizt genug sind, unsern Untergang oder unser Elend zu erfinden, so regiert unsern Wiß ein Weib, ein Püfcher, ein Charlatan. (\*) Wir wollen es aus mehrern Beyspielen sehen.

Es giebt Ausschläge der Haut, wovon einige nicht mit Gewalt heraus getrieben werden müssen, wenn sie nicht gefährlich werden sollen. Es ist eine allgemeine Maxime der meisten Menschen, diese durch hitzige Arzneyen mit Gewalt heraus zu treiben. Es giebt andre Ausschläge der Haut, welche nicht zurück getrieben werden können, ohne die Kranken in Lebensgefahr zu stürzen; und bey diesen ist die allgemeine Maxime, sie mit Gewalt zurück zu treiben. Scheint es nicht, als hätten alle Leute einen Eid gethan, ihren eignen Ruin aus allen Kräften zu befördern? Die Blattern, der Friesel, und andre mit hitzigen Fiebern verbundene Ausschläge, sind von der ersten Art. Man läuft allezeit desto mehr Gefahr, je mehr solchen Ausschlag man hat, und um deswillen muß man ihn nicht ohne Noth vermehren. Allein, die Weiber und Püfcher wissen, daß das Gift vom Herzen abgetrieben werden muß. Sie ersticken die Kranken in heißen Betten und in der stinkenden Hitze der Zimmer. Sie treiben mit Schaaskoth und andern eben so säuischen, als schädlichen Mitteln den Ausschlag heraus, und sind froh, wenn sie ihren Zweck erreicht haben, und den ganzen Leib voll Blattern und Friesel stehn sehn. Was hat Stahl damit ausgerichtet, daß er diesen Unsinnigen die Beyspiele der Kinder vom Lande zeigte, die bey wenig Blattern, ohne austreibende Mittel, essen, trinken, spielen, auf der Strasse herum laufen, und gesund werden; dahingegen die Blattern in den Städten wie eine Pest aufräumen. Was werden die neuern Beyspiele der Inoculation helfen, die uns lehren, daß man, um der Gefahr der Blattern zu entronnen, nichts weiter nöthig habe, als eine Kunst, nur die

(\*) Man vergleiche das 177. 216. 293. und 294. Stück.



die allerm wenigsten, die möglich sind, zu bekommen? (\*) Was hilft der treue Eifer so vieler gelehrter Aerzte, die auf die hitzigen austreibenden Mittel beim Auschlaage schmälen? Nichts! Hier, wo es schädlich ist, auszutreiben, treibt jedermann aus; da, wo es nützlich wäre, und hier allein, treibt jedermann zurück. Die Krätze, die Finnen, die ausge schlagenen Köpfe sind von dieser Art. Ein böser Geist besitzt alle das niedrige Volk, das in die Arzneykunst vpuscht, sich diese Auschläge mit Schwefel, Quecksilber, Bleyweiß, und andern gefährlichen Mitteln zu vertreiben. Von der zurückgetriebnen Krätze sieht man allzu oft, was die Beobachter aller Zeiten schon davon haben entstehen sehn, nämlich Steckflüsse, Schlaagflüsse, Verlähmungen, Schwindsucht, und lauter solche Krankheiten, welche bald oder spät tödten (\*\*). Von der Zurücktreibung der Finnen, Leberflecken, des Kupfers im Gesichte, der Schwären und der ausge schlagenen Köpfe entstehen Blindheit, Taubheit, Geschwüre, offene Schäden, ja, Schlagflüsse und tödliche Uebel. Alles dieses schreckt niemanden, ob es gleich uralte und die allerneusten Erfahrungen in unzähligen Beispielen beweisen. Es ist, als ob wir berufen wären, in allen unsern medicinischen Entschlüssen die schlimmste Wahl zu treffen! Es thut mir leid, daß ich nicht eifern kann. Aber deshalb kann doch bey so groben Veraehungen nicht geschwiegen werden. Ich will den Herrn D. Johann Frank, einen rechtschaffnen Schwaben, für mich reden lassen, welcher in einer deutschen Schrift mit einem griechischen Titel, nämlich: D. Richard Lomeri, &c. ΒΡΩΜΟΓΡΑΦΙΑ, oder Haberbeschreibung, in diese Form gebracht von D. Joanne Franco. Ulm, Frankfurt und Leipzig. 1744. 2 Bogen, in Octavo, seinen Zorn an den Puschern so ausgelassen hat, wie es sich für ihre Fähigkeiten schiekt. Er sagt also: Der günstige Leser erlaube mir, daß hier ein wenig ausschweifen möge, weil einem rechtschaffnen Medico die Unbilligkeit wehe thut, daß

P p 5

Pfu

(\*) Siehe das 241. Stück.

(\*\*) Siehe das 300. und 301. Stück.

„Pfuscher, Weiber, welche nicht einmal einen Mor-  
 „gensegen lesen können, und ander heillofes Gesind,  
 „solche gewissenhafte schwere Profession anzufalen sich nicht  
 „entblöden, wellens noch beschöner, sie hätten grosse Wissens-  
 „schaft davon, stattliche Bücher, wären auch wohl gereist,  
 „und gesehen, welches andern tief verschlossen gewesen, hät-  
 „tens von Eltern, ja, durch einen Engel wären sie dazu  
 „beredet worden, und was dergleichen Aufschneiderereyen mehr  
 „kenn mag. Es sollte aber zwischen rechtmäßigen Ärzten  
 „und Pfüchern ein Unterschied verbleiben, so lange die Tage  
 „des Himmels währen, wer sich nur verlässet auf seinen  
 „Beruf, sich eines guten Namens befließiget, sein Thun  
 „nicht auf Prales stellet, u. s. w. so wird sich der Unter-  
 „schied bald weisen. Pralet ein Weib mit ihren Büchern,  
 „lieber, wo kommen sie her, als von Medicis? Wer kann besser  
 „von Reisen her schwätzen, als Bettler, Beutelschneider,  
 „und Schnalzer, werden aber in der Arzney nicht darum  
 „gelehrt. Und lieber, was hilfts einem Bauern, wenn er  
 „des Spaten Teutschen Advocaten, oder Herin Scriveres  
 „Seelenschak, und Herbers unerkannte Sünden sollte lesen,  
 „was würde er auf die Canzel oder Canzlen bringen? Ich  
 „achte dafür, er würde jedermann zum Hohngelächter wer-  
 „den. So und nicht anders gehet es auch, wenn eine  
 „Stümpferin mit ihrem Kräuterbuch aufgezoogen kommt, sie  
 „errappt eben so bald in Haupteschmerzen ein Sälblein, wel-  
 „ches man sonst vor die Läuse pflegt den Kindern an den  
 „Kopf zu schmieren, dergleichen mir viel unter die Hand  
 „kommen.“

Herr Frank hat Recht. Es ist eine Schande, daß die  
 Schnalzer und Stümpferinnen in der Welt sind! Was ist  
 aber das, daß sie von Fürsten und gemeinen Leuten, von  
 Gelehrten und Bürgern, von Klugen und Thoren zu Rathe  
 gezogen und gebraucht werden? und was ist das, daß es  
 in allen diesen Ständen selbst unzählige Schnalzer und  
 Stümpferinnen giebt? Doch damit mich der Zorn nicht  
 auch hinreisse, so will ich meinen angefangnen Vortrag  
 fortsetzen.

Es giebt hitzige Fieber, worin die Natur selbst gewisse Ausführungen unternimmt, auf welchen das Heil der Kranken beruht. Hierhin gehören die Blutflüsse, besonders durch die Nase. Man kann kein größeres Versehen begehn, als wenn man die kritischen Ausführungen unterbricht; und eben dieser Fehler ist es, den man häufig begeht. Man kann sich nicht einbilden, daß einem Kranken und schwachen Patienten ein reichliches Nasenbluten dienlich seyn könne. Es wird also für gut gefunden, dasselbe zu stopfen, und dieses geschieht entweder mit kaltem Wasser, welches der Kranke in die Nase ziehn muß, oder mit Vitriol und andern stopfenden Mitteln. Der Erfolg hiervon ist, daß das Nasenbluten aufhört, daß der Kranke entsetzlich zu rasen anfängt; daß sich sein Gehirn entzündet, und daß ihn entweder diese Entzündung oder ein Schlagfluß tödtet. Diese grausame Sorgfalt und Klugheit würde bey Leuten, die ihre Folgen wissen, eine förmliche Mordthat seyn. Bey denen, die sie nicht wissen, ist sie ein verdammlicher Vorwitz, und er ist darum nicht zu entschuldigen, weil man die Folgen einer Handlung, die das Leben eines Menschen betrifft, billig vorher wissen mußte, ehe man sichs unterstünde, sie zu unternehmen.

Die Vertreibung der Schmerzen ist eine neue Art von Curen, wodurch sich die Menschen unglücklich machen. Die meisten Menschen gerathen gleich aus ihrer Fassung, so bald sie nur den geringsten Schmerz ausstehn sollen, und diese Ungeduld setzt sie so außer sich, daß sie den unvernünftigsten Rathschlägen Gehör geben, um nur die Schmerzen nicht mehr zu empfinden. Die zärtlichen Leute mögen einwenden was sie wollen, so ist es gewiß, daß man durch Standhaftigkeit und Geduld einen großen Grad der Schmerzen ertragen kann, wenn man nur geneigt ist, sich tapfer zu erweisen. Wir sehn es aus den Beispielen der Stoiker, wie man sich bloß aus Eigensinn standhaft gewöhnen kann. Als der Weltweise und Sklave Epiktet von seinem Herrn mit einem Prügel aufs Bein geschlagen wurde, so bat er ihn ganz gelassen, es bleiben zu lassen, weil er ihm sonst das Bein zerschlagen würde. Der Herr, den diese

Gelassenheit verdroß, zerschlug ihm hierauf wirklich das Bein, und Epiktet sagte nichts weiter dazu, als: Habe ich es nicht gesagt, daß du es zerschlagen würdest? Als Pompejus den kranken Posidonius besuchte, der an der Sicht grosse Schmerzen ausstand; so leugnete dieser doch, daß ihn der Schmerz quäle. Er ist der, den der Herr von Zaller beschreibt,

Der bey des Zeno buntem Thor  
 Verschwur die Menschheit und die Thränen.  
 Wie sehr er litte, schrie er noch:  
 Die Schmerzen sind kein Uebel doch!  
 Und knirschte heimlich mit den Zähnen.

Alles dieses aber ist nur Kinderspiel gegen die Gelassenheit, womit die Wilden in America die allerentsetzlichsten Martern ausstehn, ohne nur das geringste Zeichen von Schmerzen blicken zu lassen. Sie lassen sich lebendig schinden, rösten, mit glühenden Zangen ein Glied nach dem andern abnehmen, siedendes Del in den Hals und die Wunden gießen, und sind dabey dennoch so lustig, und reizen so die Grausamkeit ihrer Peiniger auf alle nur mögliche Weise, daß man glauben sollte, sie müßten das größte Vergnügen an diesen Martern finden. Ich fordre von meinen Lesern weder die unmenschliche Uempfindlichkeit der Stoiker, noch die barbarische Geduld der Wilden. Ich kann auch nicht von ihnen verlangen, daß sie die Kunst verstehn sollen, womit sich der seltsame Mann, Cardanus, freywillig dergestalt ausser sich selbst setzen konnte, daß er in eine Art von Entzückung gerieth, worinn er die Schmerzen des Podagra nicht empfinden konnte. Allein, das kann ich wol von ihnen fordern, daß sie in solchen Fällen, wo die Vertreibung der Schmerzen ihr Unglück seyn würde, dieselben mit einer anständigen Ergebung und Fassung ertragen lernen. Cicero hat ihnen hierzu einen Grund angegeben, der auf Beobachtungen beruhet. Dolor, sagt er, in longinquitate levis, in gravitate brev's est. Ein lange anhaltender Schmerz ist nicht heftig, und ein heftiger hält nicht lange an. Es ist also möglich beyde zu ertragen,

wenn

wenn es so seyn muß; und es muß so seyn, wenn die Cur des Schmerzens größte Gefahren nach sich zieht. Allein, wo finden wir diese weisen Kranken, die ihre Schmerzen geduldig ertragen sollten? Obgleich so viel Leute plötzlich gestorben sind, die sich das Podagra zurück getrieben haben; so geschieht es doch noch immer, weil es die Podagrici nicht für nöthig halten, ihre Pein, die doch abwechselnd und kurz ist, auszustehn. Ich habe neulich in den Anmerkungen vom Opium gezeigt, was dieses schmerzstillende Mittel für Unglück stiftet, wenn es unbehutsam gebraucht wird. Dieses geschieht aber täglich, und die Aerzte sind dazu gewissermassen gezwungen, weil ihre Patienten durchaus ihre Schmerzen nicht länger ertragen wollen, als es ihnen beliebt. (\*) Wenn es die Aerzte nicht thun wollen, so thut es der Charlatan. Er vertreibt ihnen die Kopfschmerzen; und ob sie gleich davon zu rasen anfangen, so sind doch die Schmerzen vertrieben! Er stillt ihnen die Colik, den Durchlauf und die Ruhr; und ob sie gleich darnach eine Lähmung, oder die Wassersucht, oder ein faulendes Mordfieber behalten, das ihnen das Leben kostet: so sind doch die Schmerzen vertrieben! Er stillt ihnen das einseitige Reissen, und erstickt den Brand der gichtischen Schärfe; und ob sie gleich statt dessen an der ganzen Seite gelähmt und fühllos werden, so sind doch die Schmerzen vertrieben! Wenn hierbey menschliche Vernunft Statt finden kann, so muß ich fragen, was Unsinn sey? Was aber noch mehr ist, so können eben die Leute, die so unleidlich sind, daß sie sich einen mäßigen Schmerz mit Lebensgefahr vertreiben, wenn es ihnen ungelegen ist, ihn auszustehn, zu andrer Zeit die größten Schmerzen mit Lachen ertragen. Sie nehmen eine höllische Purganz, wenn sie zur Frühlingscur gehört, ohne Bedenken ein, und machen nichts daraus, wenn sie ihnen gleich die ärgsten Leibes-schmerzen verurrsacht. Sie können ben gewissen Spielen, oder wenn es darauf ankommt, ihre Stärke und Standhaftigkeit

(\*) S. das 160. und 161. Stück.

haftigkeit zu beweisen, die heftigsten Schmerzen ausstehn. Nur wollen sie um ihres Lebens und um ihrer Gesundheit willen keine Pein ertragen, wenn sie auch noch so erträglich wäre.

Ich weiß wohl, daß unter allen Kranken, einer, der großen Schmerz ausstehen muß, vergleichungsweise das größte Mitleiden verdiene, und daß man schuldig sey, die ersten Augenblicke in Acht zu nehmen, da man ihm Linderung schaffen kann. Allein, davon kann ich mich nicht überzeugen, daß man diese Linderung auf Kosten und Gefahr des Lebens suchen oder geben müsse, so lange der Schmerz nicht selbst das Leben in Gefahr setzt. Ich gestehe alle Arten der Linderungsmittel zu, die ohne solche Gefahr gebraucht werden können. Allein, die Mittel, welche man gemeinlich, und zwar mehrentheils zu früh, wählt, sind das, was dem Engländer der Strick war, welcher sich aufhängt, um sich den Spleen zu vertreiben.

Ich muß noch der Geschwulst gedenken, welche auch unter die Krankheiten gehört, womider die heillossten Curen gemein sind. Es giebt gewisse verdammte Künste, die Roste, oder das bey uns sogenannte heilige Ding, zu vertreiben, wovor ich alle meine Leser aufrichtig warnen muß. Diese Krankheit ist an sich leicht heilbar, wenn man ihr nur Zeit giebt, und keine böse Künste dabey gebraucht. Wird sie aber schlecht gehandhabt, so entstehen entweder üble Geschwüre daraus, die viel länger dauern, und schwer zu curiren sind, oder die Roste tritt zurück, und es entsteht eine Entzündung der inwendigen edlern Theile, welche das Leben in die größte Gefahr setzt. (\*) Auch die Geschwulst der Beine gehört hieher. Es gehört bey uns zum Wohlstande, dünne Beine und starke Waden zu haben. Mehr diese Eitelkeit als irgend ein anderer Bewegungsgrund, ist die Ursach, warum man sich so eifrig bemüht, die geschwollenen Beine wieder dünne zu machen. Ich bin nicht dagegen, daß man wider dieses Uebel Arznen gebrauche. Allein, der geübteste Arzt hat dazu seine ganze Beurtheilungskraft nöthig,  
um

(\*) S. das 305. Stück.

um dieses schwierige Unternehmen so auszuführen, daß der Kranke dabey keine Gefahr laufe. Nichts destoweniger eilet man ohne Bedenken zu den allermisslichsten äußerlichen Mitteln, wodurch man nur allzugeschwind seinen Zweck, aber auch sein Unglück erreicht. So bald die Geschwulst dadurch aus den Beinen vertrieben worden ist, kommt sie an einer andern weit gefährlichern Stelle wieder zum Vorschein, indem sie sich nach den obern Theilen hinzieht, und mehrentheils den Unterleib einnimmt. Zuweilen aber entstehen auch statt der Geschwulst offene Schäden und triefende Geschwüre an den Füßen, welche beschwerlicher sind, als zuvor die kalte und unschmerzhafteste Geschwulst war.

Ich bin heute auf eine Materie gerathen, mit der ich leicht einen ganzen Band dieser Schrift allein anfüllen könnte. Die leichtsinnigkeit der Menschen, womit sie sich selbst in ihren Krankheiten zu helfen suchen, ist eine Quelle vieler ganz neuer Krankheiten, welche eine besondere Klasse ausmachen, und wovon wir sonst nicht einmal Begriffe haben würden. Wie viel tausend Menschen sind nicht schon an heillosen Curen gestorben, oder Zeit ihres Lebens ungesund gemacht worden? Es muß, wie ich schon gesagt habe, ein böser Dämon über uns gebieten, der uns in allem, was unsre Erhaltung angeht, die schädlichsten Rathschläge ins Herz giebt; oder es muß den Menschen weit weniger an ihrer Erhaltung und Wohlfart liegen, als sie vorgeben; oder es muß uns nicht nur natürlicher, sondern auch angenehmer seyn, zu unserm Schaden zu irren, weil uns keine Warnung schrecken kann, unsers Vornitz zu bändigen. Die Fälle, welche ich heute erzählt habe, sind nur die wenigsten von so unzählbaren Proben. Ich fürchte, meinen Lesern theils zu tadelstüchtig, theils zu trocken zu scheinen, wenn ich in dem klagenden Tone, womit ich dieß willkührliche Elend der Menschen erzählen muß, länger fortfahren mollte. Nichtsdestoweniger ist es eine meiner würdiaften Pflichten, die verderblichen Mißbräuche der Arznenen und Curen aus dem Gesichtspuncte ihrer erschrecklichen Folgen allen denen vor Augen zu legen, die zu leichtsinnig mit einem Leben umgehen, das doch

nicht

nicht ihr Eigenthum ist, die es durchaus nicht leiden wollen, daß sie krank werden; die sich einbilden, daß es einerley sey, durch welche Mittel sie ihre Uebel vertreiben; die zu ungeduldig, zu weichlich, zu trotzig sind, um ein wenig auszuhalten, und Geduld zu geben, und die sich auf keine Weise in die kluge Maxime schicken können, die kleinern Uebel zu ertragen, um dadurch viel größern zu enttinnen.



### Mein Herr Arzt,

Nun muß ich Sie doch auch was fragen, weil ich sehe, daß so viel Leute an Sie schreiben. Die Leute sagen mir, daß ich mein Kind nicht wiegen soll, es würde davon dumm im Kopfe, und schliefe eben so gut, wenn man es nicht ans Wiegen gewöhnte. Ich habe schon zwey Kinder gehabt, und habe sie gewiegt. Nun gehe ich mit dem dritten; und wenn ich nicht soll, so will ich das nicht wiegen. Es ist wahr genug, daß die Leute immer sagen: O, der and die ist dumm gewiegt; aber ich glaube doch, daß es den armen Kindern recht wohl thut, wenn sie gewiegt werden. Es soll auf Ihren Ausspruch ankommen. Ihre Dienerinn

Eya Boleya.

### Antwort,

### Madame,

Saben Sie Aufwartung genug für ihr drittes Kind, so lassen Sie es nicht wiegen. Es ist gewiß, daß Kinder ohne Wiegen erzogen werden können, und ich weiß viele Beispiele davon. Allein, es ist unbequem für die Kinderwärtnerinnen, weil sie sie destomehr tragen und pflegen müssen, so oft sie unruhig werden. Leidet dieses aber Ihre Gelegenheit nicht, so wiegen Sie es nur immerhin ohne Besorgniß. Lassen Sie der Wiege aber keinen Schwung geben, sondern sie mit der Hand sanft leiten. Denn nur das heftige Wiegen ist den Kindern schädlich, weil es sie dumm und schwindlicht macht.





## Fünf und vierzigstes Stück.

von Haller.

Im weiten Labyrinth von scheinbaren Begriffen  
Kann auch der Klügste sich in fremde Bahn vertiefen;  
Und wenn sein sicherer Fuß sich nie vom Pfad vergißt,  
Am Ende sieht er doch, daß er am Anfang ist.

Als ich meinen Lesern in meinem 18ten Stücke die Gesetze beschrieb, nach welchen die Empfindungen und Gedanken der Seele in unsern Körper wirken, habe ich ihnen eine große Schwierigkeit verhehlt, weil ich vorher mußte, daß ich sie nicht würde auflösen können. Es fragt sich nämlich, wie die Seele, die doch nur Vorstellungen hervorbringt, einen Körper, und zwar eine so künstliche Maschine, wie der menschliche Körper ist, in Bewegung setzen könne? Wie kann die denkende Kraft Bewegungen in einer Maschine hervorbringen? und worin besteht eigentlich der Einfluß der Seele in ihren Körper? Diese Frage ist nur halb medicinisch: denn die Seelenlehrer haben eben so viel, und, wenn man es genau untersuchte, vielleicht einzig und allein Verbindlichkeit dazu, diese Schwierigkeit zu untersuchen. Nichtsdestoweniger nehmen wir billig an einer Untersuchung Theil, die uns das ganze Geheimniß der menschlichen Natur erklären würde, wenn sie zu Stande gebracht werden könnte. Jederman ist neugierig, zu wissen, warum sich sein Arm oder sein Fuß augenblicklich bewegt, so bald in der Seele der Gedanke entsteht, daß er bewegt werden soll. Was hat dieser Gedanke für Kraft über die Muskeln, die den Arm und den Fuß bewegen? Erregt er einen Einfluß der Lebensgeister in diese Theile, so fragt es sich von neuem: Wie kann der Gedanke die Lebensgeister an einen gewissen Ort senden?

senden? Was ist der Gedanke? Wie stößt er an die Lebensgeister an? Wie, und in welchen Punkten berührt die Seele den Körper? Wie wirkt sie in ihn? Wie wirkt er in sie zurück? Durch welchen Weg empfängt die Seele Vorstellungen vom Lichte, vom Schalle, vom Süßen und Sauern, vom Harten und Weichen, so bald das Licht unsre Augen, die bebende Luft unser Ohr, die aufgelösten Salze unsre Zunge, und die Körper unsre Haut berühren? Bewegen sich etwa bei den Empfindungen die Lebensgeister rückwärts von der Oberfläche unsers Körpers nach dem Sitze der Seele? Gut. Aber wenn sie bis dahin gekommen sind, wie rühren sie die Seele an? Wie erfährt sie durch diese Berührung, wie stark die Lichtstrahlen gebrochen sind? wie schnell die Lufttheilchen zittern? u. s. w. Man sieht wohl, daß der Punkt der Mittheilung der Vorstellungen und Bewegungen die Schwierigkeit sey, die allezeit bleibt, man mag die Sache betrachten, von welcher Seite man will. In einer so schweren Sache getraue ich mir nicht, ein Urtheil zu fällen. Allein, was mögen doch die erleuchteten Philosophen für Entdeckungen gemacht haben, um uns diesen wechselseitigen Einfluß der Seele in den Körper, und des Körpers in die Seele begreiflich zu machen? Ich bin schuldig, meinen Lesern einmal hiervon Rechenschaft zu geben. Solchergestalt werde ich heute eins der gelehrtesten Blätter schreiben, dergleichen sie noch nie von mir empfangen haben. Lauter philosophische Weisheit wird der Inhalt desselben seyn. Was jemals die größten Meister der Weltweisheit von einer so wichtigen Sache, als die Harmonie des Leibes mit der Seele ist, gedacht und geschrieben haben, das will ich ihnen mit Worten erzählen, davon jedes eines hohen Werth hat. Ich sehe schon das angenehme Erstaunen vorher, womit sie bei jeder Zeile gelehrter werden, und lachen werden. Alle Dunkelheit, alles Geheimnißvolle, was sie bisher in der Vereinigung des Leibes und der Seele abgeschreckt und verwirrt hat, wird, wenn ich richtig mutmase, vor ihren Augen verschwinden, und ihre bisherige Blindheit wird ihnen wie Schuppen vom Gesichte fallen. Ich muß eilen, um ihnen dieses

dieses Vergnügen alsobald zu machen, und ich hoffe, sie sollen unter dem Lesen öfters an mich gedenken.

Weil die Schwierigkeit so groß war, die Harmonie des Leibes und der Seele begreiflich zu machen; so konnte man leicht versucht werden, zu wünschen, daß diese ganze Harmonie nicht wahr seyn möchte. Dieses konnte so angehen, wenn man bewiese, daß der Mensch entweder keine Seele, oder daß er keinen Körper hätte. Es gab Philosophen, die dieses Mittel versuchten. Die Seele zu leugnen, das war ganz unmöglich: denn sie ist eben die Kraft, die in uns gedenkt. Ein Zweifel ist auch ein Gedanke; und also bewies selbst der Zweifel, daß man eine Seele haben müßte. Allein, das war wohl möglich, daß sich eben diese Seele nur bloß einbildete, einen Körper zu haben. Woraus wollte man wol beweisen, daß wirklich ein Körper vorhanden wäre? Daraus, weil man ihn sehn, fühlen und greifen konnte? Thorheit! Alles dieses sind Chimären, die sich die Seele selbst macht. Wie oft sehn und greifen wir nicht im Traume und in den Phantasien Körper und Personen, welche doch nirgends vorhanden sind? Eine gewisse Frau, welche sonst ganz vernünftig war, sahe immer einige große Hunde neben sich, welche sie ansallen wolten. Diese Frau würde alle Menschen für unsinnig gehalten haben, welche sie hätten überreden wollen, daß wirklich keine Hunde da wären. Was nun bey ihr, in Absicht auf die Hunde Berrückung war, das kann der menschlichen Seele in Absicht auf alle Körper, die außer ihr vorhanden zu sehn scheinen, natürlich seyn. Die Seele selbst ist kein Körper. Denn wie kann sich ein Körper seiner selbst bewußt seyn? Wie kann er denken? Sie ist also ein einfacher Punkt, und dieser Punkt ist allein wirklich vorhanden. Seine Beschäftigung besteht bloß darinn, sich in seiner Phantasie eine ganze Welt voll Körper einzubilden, und sich daraus ein Fabelreich, eine eingebildete Welt zu erschaffen, wovon nichts vorhanden ist. Die Leute, welche dieses im Ernste glaubten, und das ganze Weltgebäude bloß für einen Gedanken hielten wurden Idealisten genennt. Ihnen war die große Ordnung des Weltbaues,

baues, die Pracht der Schöpfung, die ganze Körperwelt, der Erdboden und die Geschichte der Menschen nichts mehr, als der Traum einer müßigen Seele, die nichts als andre solche denkende Punkte um sich hatte, welche zusammengenommen, die wahre Welt ausmachten. Diese Welt von phantasirenden Monaden konnte leicht aller der Schwierigkeiten lachen, worüber sich die andern Menschen die Köpfe zerbrachen, um zu entdecken, wie Leib und Seele in einander wirkten. Denn warum waren diese Leute so einfältig, zu glauben, daß sie Körper besäßen? Wie konnten sie den Einfluß der Seele in einen Leib erklären, der nirgends anzutreffen war, und den sich ihre eigene Phantajen bildere?

Die Idealisten waren wenigstens so bescheiden, daß sie andre denkende Wesen neben sich duldeten, ob sie gleich die Wirklichkeit aller Körper leugneten. Als man aber anfangen wollte, sie zu belehren, und ihnen zu beweisen, daß sie wirklich Körper hätten; so bemerkten einige Philosophen, daß diese Sache so leicht eben nicht wäre; und dieses gab Anlaß, die Kühnheit noch höher zu treiben. Es gab Weltweise, die aus der Schwierigkeit das Daseyn der Körper zu beweisen, den Schluß machten, daß die Schwierigkeiten nicht geringer seyn würden, wenn man die Wirklichkeit anderer denkender Wesen ausser ihnen beweisen sollte. So wie die ganze Körperwelt eine bloße Erscheinung seyn konnte, so konnten es auch die übrigen denkenden Wesen seyn, die mit in die Reihe der wirklichen Dinge gehören wollten. Der Einfall war viel zu vornehm, als daß sich die Philosophen desselben hätten schämen sollen. Man kann leicht denken, wenn ein Philosoph Gelegenheit findet, sich zum Herrn des ganzen Weltgebäudes zu machen, daß er diese Ehre nicht verachten werde. Es fanden sich demnach bald Leute, die dieses System vertheidigten. Sie leugneten nicht allein die ganze Körperwelt, wie die Idealisten, sondern sie behaupteten auch, daß es ausser ihnen kein andres denkendes Wesen in der Welt gäbe. Man nannte sie Egoisten. Ein Egoist hielt sich also ganz allein für das einzige erschaffne Wesen. Alle andre Leute, die es eben soviel empfanden, als

als er, daß sie gedachten, waren in seinen Augen nichts, als Chimären, die er sich selbst erfand. Er allein war die ganze wirkliche Welt, und alles Uebrige, was man bisher mit dazu gerechnet hatte, waren nur seine Phantasemen. Er sagte ohne Bedenken: Ich bin; aber nichts konnte ihn bewegen, zu conjugiren. Es war ihm lächerlich, wenn er sagen sollte: Du bist, er ist, ihr seyd; und wenn man lange genug mit Beweisen in ihn gedrungen hatte, um ihn zu überführen, daß er nicht allein in der Welt wäre; so lachte er über die närrischen Einfälle seiner Einbildungskraft, die sich selbst Gegner mit schweren Beweisen ersann, die ihn widerlegen sollten, da er doch mehr als zu wohl wußte, daß niemand existirte, als er selbst. Wie war es nun wol möglich, einen Egoisten zu widerlegen? Hätte man ihn auch gleich durch Prügel, die sonst gut überzeugen, vom Daseyn seines Körpers und andrer Wesen außer ihm überführen wollen; so würde er doch diese ganze betrübtete Scene nur für einen von seinen bösen Träumen gehalten haben; und hätten ihn auch die Prügel gezwungen, zu conjugiren, so würde er doch am Ende gelacht haben, daß ihn ein böser Traum gezwungen hätte, wider die offenbarste Wahrheit zu zeugen.

Da die Körper an den Egoisten und Idealisten so mächtige Gegner fanden, so war es billig, daß den einfachen Wesen eben so mitgespielt wurde. Die Materialisten nahmen es auf sich, die Körper zu rächen. Sie leugneten, daß es einfache Dinge in der Welt gäbe. Alles ist Materie, sagten sie, alles in der ganzen Natur ist körperlich. Die Materie ist es, die sich bewegt, und denkt. Die menschliche Seele ist nichts anders, als der Inbegriff des Gehirns, der Nerven und der Lebensgeister, und durch ihren Mechanismus entstehen Gedanken und Empfindungen, welche selbst nichts anders, als eben diejenigen Bewegungen der Lebensgeister sind, wodurch unsre Gliedmaßen so und nicht anders bewegt werden, als wie es die Seele haben will. Wenn man diesen Leuten antwortete, es sey unbegreiflich, wie in Gedanken eine Bewegung seyn, und wie eine Materie denken könne; so berufen sie sich darauf, daß man eben so wenig begreife,

wie ein einfaches Wesen vermögend seyn sollte, Gedanken hervor zu bringen. Man hat sich viel Mühe gegeben, die Materialisten zu widerlegen. Allein, man sieht nicht, daß sie darauf paßten. Sie bilden sich ein, daß nach ihrem System nichts begreiflicher sey, als wie der Gedanke den Körper bewegt, weil dieses, nach demselben, nichts anders ist, als wenn ein Körper den andern fortstößt, oder eine Bewegung sich einem andern mittheilt. Sie sollten aber bedenken, daß die Mittheilung der Bewegung in der Naturlehre eine eben so schwere Aufgabe sey, als der wechselseitige Einfluß der Seele und des Körpers in der Seelenlehre.

Die Idealisten, Egoisten und Materialisten hatten den Knoten zerhauen, anstatt ihn aufzulösen. Sie sollten uns sagen, wie die einfache Seele in den Körper, und wie dieser in die Seele wirken könne. Allein, sie antworteten entweder, daß gar kein Körper vorhanden wäre, in welchen die Seele wirken sollte, oder, daß der Körper selbst zugleich die Seele, und einige seiner Bewegungen die Gedanken wären. Sie überhoben sich hierdurch der Mühe, uns den Einfluß eines unkörperlichen Wesens in eine Maschine zu erklären, und dieses war doch eben die Sache, die man zu wissen verlangte. Zum Glück aber fanden sich auch Philosophen, die sich die Mühe gaben, diesen Knoten ordentlich aufzulösen, und zu entwickeln; die weder die Körper, noch die einfachen Wesen aus der Welt zu verdrängen suchten, und die den Grundsätzen des Anaxagoras treu blieben, welcher zuerst Materie und Geist, und Leib und Seele unterschieden, und die Lehre der alten Materialisten über den Haufen gestoßen hat. Ich will meinen Lesern erzählen, wie sich diese billigern Leute den Zusammenhang des Leibes und der Seele vorzustellen haben.

Die ältesten Philosophen machten die wenigste Schwierigkeit aus der Sache. Sie stellten sich die Seele als eine Spinne vor, welche im Mittelpunkte ihres Gewebes saß. Dieses Gewebe war der menschliche Körper. Die Nerven waren die Fäden dieses Gewebes. Sie reichten bis an alle Punkte des Umfangs unsers Körpers, und flossen im Ge-  
hirne

hirne in einem Punkte zusammen, worin die Seele saß. So bald nun ein Gegenstand unsern Körper berührte, so ward ein Nerve erschüttert, und die Seele empfand diese Berührung in ihrem Mittelpunkte eben so, wie es eine Spinne fühlt, so bald eine kleine Fliege an einen Faden ihres Gewebes anstößt. Nun wußten wir, wie der Körper in die Seele wirkt. Wie wirkt aber die Seele in ihn zurück? Nichts ist leichter zu erklären, als dieses. Im Mittelpunkte des Gewebes, worin die Spinne sitzt, laufen alle Fäden des Netzes zusammen. Solchergehalt darf nur die Spinne ein solches Ende eines Fadens berühren, um es nach ihrem Belieben zu bewegen. So macht es die Seele im Gehirn. Wenn sie will, daß sich ein Arm bewegen soll; so zieht sie das Ende des Nervens, welcher den Arm bewegt, und so erfolgt die verlangte Bewegung. Kann was begreiflicher seyn, als diese Meinung?

Wenn das einer Meinung ein Ansehn geben kann, daß sie von gelehrten, ernsthaften, frommen Leuten geglaubt und behauptet wird, die nie den Verdacht auf sich geladen haben, daß sie mit ihrer Gelehrsamkeit spotten wollten; so ist diese Erklärungsart des Einflusses der Seele in den Körper gewiß nicht zu verachten. Man liest noch in ganz neuen Schriften großer Männer, die nie einen Scherz haben drucken lassen, daß der menschliche Körper ein purer todtter Klumpen, und gar keiner Bewegungskräfte fähig sey, außer denen, die ihm die Seele giebt; daß er in die Seele nie den geringsten Einfluß habe; daß aber die Seele in ihn, wie in einen rohen Teig hinein arbeite, ihn wie ein kleines Kind warte, und wie ein Doktor ihn pflege. Ich kann, in gelehrtem Latein, gedruckt lesen, daß die Seele den Körper hinsetze, und ihm den Leib öffne; daß sie die Speisen credenze, die man dem Magen bietet, und die, die ihr gefallen, in Arbeit nehme und verdaue, die andern aber entweder unverdauet liegen lasse, oder wieder hinweg breche; daß sie in Mutterleibe sich ihren Körper selbst gebauet habe, und daß sie ihn auch endlich im Tode selbst wieder zerstöre. Umsonst zeigten die Zergliederer den wundervollen Bau des menschlichen Körpers;

umsonst fanden sie die Maschinen, die einander in Bewegung setzten, und die Spuren ihrer ersten Triebfedern. Man nannte dieses angenehme Curiositäten, die aber zur Erklärung der Bewegungen unsers Körpers nichts beitragen könnten, weil nur allein die Seele die Bewegungen aller Theile unmittelbar wirkte. Umsonst wendete man ein, daß die Seele von der Struktur, von den inwendigen Bewegungen der Theile, von den Bedürfnissen und Hülfsmitteln des menschlichen Körpers nichts wüßte; daß sie sich nicht erinnern könne, den Körper in Mutterleibe gebauet zu haben, und daß sie, wenn dieses geschehen wäre, nicht nöthig haben würde, die Zergliederungskunst zu lernen. Denn man behauptete, daß sie alles dieses mit einem besondern Verstande verrichte, von dem sie selbst nicht wisse, daß sie ihn besitze. Umsonst wendete man ein, daß ein geistiges Wesen in einen Körper nicht unmittelbar wirken könne. Denn man berufte sich auf die Geschichte, da ein Engel in einer Nacht viel tausend Menschen in Davids Lager erschlagen hatte. Umsonst sagte man, daß alle diese Voraussetzungen doch noch nicht begreiflich machten, wie diese Wirkung der Seele in den Leib geschehe. Denn diejenigen, die diese Erklärungsart annahmen, versicherten, daß sie alles auf das vollkommenste begriffen.

Inzwischen blieben doch einige übrig, die es nicht fassen konnten. Sie halfen vielleicht Schwierigkeiten ab, die immer hätten bleiben können, und ließen andre unberührt, worauf lediglich alles ankam. Es schien ihnen alles gut zu seyn. Allein, der Seele ward die Regimentsforge allein zu schwer. Sie konnte nicht immer allenthalben seyn, und gleichwohl mußte doch jede Bewegung besorgt werden. Man gab ihr also Laquanen, welches auch Geister waren, und wovon jeder nur ein gewisses Glied allein zu besorgen hatte. Damit man aber nicht zweifeln möchte, ob diese Geister wirklich vorhanden wären, so gab ihnen Doläus Namen, und zwar, um des Respects willen, griechische Namen: Cosmetorges, Gasteranax, Birhimalka, Rachamalka, kurz, wie gesagt, griechische Namen, die alle auf Deutsch



zu erkennen gaben, was Herr Doläus war. Ein solcher Geist regierte das Herz; einer bewachte den Magen, einer die Leber, einer das Gehirn, u. s. w. Alles dieses wäre recht gut gewesen, wenn man nur gewußt hätte, wie diese Geister in Körper wirken könnten. Denn übrigens kosteten sie nichts, und man konnte ihrer so viel haben, als einem beliebte. Um diesen Hauptpunct zu erörtern, fanden sich politische Köpfe, welche die Sache beynähe deutlich gemacht hätten. Sie wußten wol, daß eine Seele, ein einfaches Wesen, nicht in einen Körper unmittelbar wirken, und ihn berühren konnte; daher setzten sie zwischen Leib und Seele ein drittes Ding in die Mitte, das sie den Geist nannten, und das man sich etwa so vorstellen muß, wie die Seele im Orbe piſto. In diesen Geist konnte auf einer Seite die Seele, und auf der andern der Körper wirken. Ich weiß nicht, ob er einfach, oder zusammen gesetzt war. War er einfach, so blieb die Schwierigkeit in Absicht des Körpers, und war er zusammen gesetzt, so blieb sie in Absicht der Seele wie zuvor; und wo ich nicht irre, so muß er doch wol eins von beiden gewesen seyn. Indessen gab es doch Leute, die vermittelst dieses Geistes besser zu begreifen miennten, wie Leib und Seele in einander wirkten. Sie urtheilten nach dem Grundsatz, daß zwey Augen zusammen gehören, zwischen welchen man eine Nase findet; und hierwider werden die wenigsten Menschen etwas einzuwenden haben.

Wären die Ueberzeugungen der Menschen nicht so wetterläunisch, so glaubte vielleicht noch jedermann an diese gelehrten Träume. Allein, die Einsichten der Menschen verändern sich, wie Wind und Wetter. Es war dem Cartesius vorbehalten, uns den Zusammenhang des Leibes und der Seele auf eine andre Art zu erklären, die uns aller weitem Fragen überhob. Wenn er sagen sollte, wie die Seele in den Körper, und dieser in jene wirkte: so antwortete er, daß Gott der Seele alle Gedanken, und dem Körper alle dazu gehörige Bewegungen, unmittelbar und auf eine übernatürliche Weise mittheilte, ohne daß weder dieser, noch jene durch ihre eignen Kräfte das geringste dazu bestrügen. In einer so wichtigen Sache

war es ja wol erlaubt, einen Gott aus der Maschine springen zu lassen; und ob man gleich aus dieser Antwort nicht einsah, wie Leib und Seele in einander wirkten, so erfuhr man doch daraus zu seinem Troste, daß es ein so großer Weltweiser, als Cartesius war, auch nicht wußte.

Endlich kam Leibniz, und erklärte uns die ganze Sache. Er betrachtete den Leib und die Seele des Menschen wie zwei Uhren, die beständig einerley Minute zeigen, ob sie gleich beyde von verschiednen Triebfedern bewegt werden. Die Seele bringt alle ihre Vorstellungen durch ihre eigne Vorstellungskraft, und der Körper alle seine Bewegungen durch den Mechanismus, und die bewegende Kraft aller seiner Maschinen hervor. Indem aber der Schöpfer einen gewissen Körper mit einer gewissen Seele verband, daß sie beyde in ihrer Verbindung ein einziges Ganzes, nämlich einen Menschen, ausmachen sollten; so verknüpfte er ihre Kräfte durch das allgemeine Gesetz, „daß der Körper, vermöge seiner bewegenden Kraft, in jedem Augenblicke solche Bewegungen hervorbringen sollte, welche sich zu der Empfindung oder Vorstellung schickten, die die Seele in eben demselben Augenblicke durch ihre Vorstellungskraft in sich zur Wirklichkeit brachte; und daß hinwiederum die Seele in jedem Augenblicke durch ihre Vorstellungskraft solche Vorstellungen und Empfindungen wirken sollte, die sich zu den Bewegungen schickten, welche der Körper in eben dem Augenblicke durch seine bewegende Kraft wirkte.“ Vermöge dieses allgemeinen Gesetzes der menschlichen Natur kann in unsrer Seele keine Vorstellung entstehen, welche nicht von einer Bewegung im Körper begleitet werden sollte, die damit harmonirt; und der Körper kann keine Bewegung hervorbringen, welche nicht mit einer harmonischen Vorstellung in der Seele verbunden wäre, obgleich deshalb weder die Seele in den Leib, noch der Leib in die Seele auf eine so handgreifliche Art wirkt, als wie man es sich bisher vorgestellt hatte. Es erklärte sich hieraus, warum die Maschine des Körpers stockte und stehn blieb, wann die Vorstellungen der Seele in Unordnung geriethen, oder aufhörten. Es erklärte sich, warum die

die ganze Maschine, ob sie sich gleich durch ihre eigne Kraft bewegte, alle ihre Bewegungen verlor, so bald die Seele von ihr schied, ob sie gleich die Seele nicht durch einen unmittelbaren Einfluß in Bewegung gesetzt hatte. Es erklärte sich, warum die Seele zu denken aufhörte, wenn ihr Körper in seiner Bewegung gehindert und zerstört wurde, ob er gleich die Vorstellungen der Seele durch seine eigne Kraft nicht hervorgebracht hatte. Es erklärte sich, warum mit allen Vorstellungen der Seele harmonische Bewegungen im Körper, und mit allen Bewegungen des letztern harmonische Vorstellungen der Seele verbunden seyn mußten, so lange die Vereinigung des Leibes und der Seele, das ist, so lange das allgemeine Gesetz ihrer Harmonie mit einander nicht aufgehoben wurde. Es erhellte aus diesem allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur, daß eine jede thierische Bewegung des Körpers in so fern ihren zureichenden Grund in den harmonischen Vorstellungen, und jede Vorstellung der Seele in so fern ihren zureichenden Grund in den harmonischen Bewegungen des Körpers haben mußte, als es nach diesem Gesetze unmöglich war, daß in einem Menschen weder die eine, noch die andre ohne diese gegenseitige Begleitung entstehen konnte, obgleich beide wesentliche Theile des Menschen ihre Berrichtungen durch ihre eigenthümlichen Kräfte bewerkstelligten. Die von dem Schöpfer vorherbestimmte Harmonie des Leibes und der Seele, welche die denkende Kraft der Seele mit der bewegenden des Körpers im Menschen unzertrennlich verbunden hatte, machte es unmöglich, daß die Seele Empfindungen und Vorstellungen hervorbringen konnte, ob sie gleich die Kraft dazu besaß, wenn nicht der Körper zugleich diejenigen Bewegungen wirkte, welche mit diesen Vorstellungen harmoniren; gleichwie auch die bewegende Kraft des Körpers nicht vermögend war, irgend eine thierische Bewegung zu wirken, wenn sie nicht zugleich die Seele mit einer harmonischen Vorstellung begleitete.

Dieses sinnreiche System hat den Beifall großer Geister erhalten, und es ist in der That das einzige, welches man annehmen kann, ohne seiner Vernunft Gewalt anzuthun.

So bald man zugeben muß, daß Leib und Seele zwey wesentlich von einander verschiedne Dinge sind, und daß die Seele ein immaterielles Wesen sey; so läßt sich der Einfluß beyder in einander auf keine vernunftmäßigere Weise erklären, als durch diese künstliche Harmonie, welche gemiß der höchsten Weisheit würdig ist. Nichtsdestoweniger hat dieses System noch immer seine Feinde, und es ward zu der Zeit, da Wolf seine Verfolgung austund, von einigen damaligen Gelehrten so lächerlich gemacht, daß man bennah gezwungen war, sich der Vernunft zu schämen, um nicht für einen Thoren gehalten zu werden.

Ich bin viel zu gering, in einer so wichtigen Sache einen Auspruch zu thun, welche das Werk der größten Geister ist, und worinn man länger als 50 Jahrhunderte auf die seltsamste Weise geirrt hat. Es ist genug, daß ich erzählt habe, was für Erfindungen der philosophische Wiß gemacht hat, um die große Aufgabe aufzulösen, die jeder Mensch sich selbst ist. Meine Leser werden die Wahl haben, zu welcher Parthey sie treten wollen. Es mag wohl keine geringe Sache seyn, ein Egoist zu werden. Denn er ist, mit einem Worte, Alles. Ein Idealist ist darinn besser daran, daß er Gesellschaft hat, mit welcher er sich am Schauspiele der Welt belustigt, so wie ein Zimmer voll Kinder ein Schattenspiel an der Wand ansieht. Ein Materialist hat den Vorthail, daß er Dinge leugnet, die man nicht sehen kann; denn so findet er überall Leute, die eben so urtheilen. Kurz, ein jeder kann eine Meinung erwählen, die ihm gefällt, und er wird, wenn sie auch noch so thöricht seyn sollte, versichert seyn können, daß er darinn Vorgänger gehabt habe, die Ansprüche auf die Unsterblichkeit machen, und daß für jeden Thoren ein Dunmer geschaffen sey, der ihn bewundert.

\* \* \*

### Mein Herr,

Ich kann nicht umhin, Ihnen meine Verwunderung über die seltsame Gewohnheit so vieler Völker zu erkennen zu geben, die alle mit einander einig geworden zu seyn scheinen, in einer einzigen Sache

zu rufen, nämlich über den Unsinn der Ehemänner, für ihre entbundenen Weiber in Betten zu liegen. Sie haben in Ihrem 21sten Blatte ganze Nationen angeführt, bey welchen dieser Gebrauch herrscht. Allein, Sie haben sich daselbst nicht so umständlich erklärt, als es eine so räthselhafte Narrheit zu verdienen scheint. Ich habe mir einige Mühe gegeben, mehr Licht in dieser Sache zu bekommen; und ob mir gleich der wahre Grund und Ursprung derselben noch immer verborgen bleibt, so sind doch die bloßen historischen Zeugnisse, daß eine solche Thorheit wirklich Mode gewesen, und noch diesen Tag Mode sey, schon an sich merkwürdig genua, um sie zu sammeln, und der Untersuchung derer zu empfehlen, die sich um die Geschichte und Geschlechtsfolge der menschlichen Thorheiten verdient machen.

Bayle hat eine Menge Zeugnisse von dieser Thorheit gesammelt. Er sagt von den Tibarenern, einem Volke in Asien am schwarzen Meere, daß sie zwey merkwürdige Gewohnheiten gehabt, davon er die andre für eine Folge der ersten halte. Sie beflissen sich des Spielens und Lachens außerordentlich, und setzten das höchste Gut darinnen; und so bald ihre Weiber von den Kindesnöthen befreyet waren, so legten sie sich ins Bette, stellten sich krank, und nahmen von ihnen alle Dienste an, die man sonst den Wöchnerinnen leistet. Apollonius sagt, daß sie stöhnten, sich Binden um den Kopf legten, und sich von den Weibern die Speisen zurecht machen, und die Badewasser wärmen ließen. Valerius sagt eben dasselbe von den Tibarnern. Ich wundre mich aber, wie Bayle sagen konnte, es sey augenscheinlich, daß sie bloß wegen desjenigen Sportgeistes also verfahren haben, welcher sie reizte, sich über alles zu belustigen. Denn wie läßt sich wol diese Erklärung bey allen den übrigen Nationen anbringen, die Keinen so lustigen Charakter haben? Hierhin gehören die alten Corsen, von welchen Diodor aus Sicilien sagt, daß ihre Weiber, wenn sie gebohren haben, soaleich ausgehen, und die Männer sich ins Bette legen, um auszuruhen. Von den alten Spaniern sagt Strabo, daß die Weiber das Land gebauet, und, nachdem sie gebohren haben, ihre Männer haben ins Bette legen lassen, wo sie ihnen aufwartet. Von ihnen leitet Colomies dieselbige Gewohnheit bey den ehemaligen Einwohnern von Vearn her, deren Weiber nach ihrer Entbindung aufgestanden sind, und gespielt haben, wogegen sich der Mann ins Bette gelegt. Von den Tartarn hat Marx Polo in seiner Reisebeschreibung eben dasselbe gesagt, und in ganz America, besonders in Kanada, ist nichts gewöhnlicher, als diese Tollheit. Die Jesuiten in Neuspantien haben sie sogar in Californien gefunden, und beschreiben sie in der Noticia de la California, welche erst 1757. zu Madrid herausgekomen. Ich kann nur die Worte des Auszugs hier anführen, welcher in den Mémoires de Trévoux, Août. 1759. von diesem Werke gefunden wird: „Die Californier haben eben den Gebrauch

„Brauch, wie einige Völker in Brasilien. So bald eine Frau ent-  
 „bunden ist, geht sie geschwind hin, das Kind zu waschen, und ihr  
 „Mann legt sich unter einen Baum, oder in seine Hütte. Hier liegt  
 „er drey bis vier Tage, ohne sich im geringsten zu bemühen. Er  
 „stellt sich krank, und beklagt sich, und unterdessen muß ihm seine  
 „Frau zu Essen schaffen, und ihn bedienen. Er nimmt auch die Glück-  
 „wünschungen von seinen Nachbarn an, welche sich um die Bette be-  
 „mühen, ihm den Antheil zu beschreiben, den sie an seinen Leiden und  
 „Umständen nehmen.“ Bayle muß selbst gestehn, daß die Absicht,  
 „das menschliche Leben lächerlich zu machen, damit man die Glückselig-  
 „keit genosse, die im Lachen besteht, die alten Corfen und die Ameris-  
 „caner nicht gereicht haben könne, dasjenige auszuüben, was die Tiba-  
 „renier gethan haben. Ich will mein Schreiben mit dessen eigenen  
 „Worten beschließen: „Ich wollte gern, daß man mir sagte, auf was  
 „für Ursachen die Einwohner in Canada, u. a. m. sich gegründet ha-  
 „ben, welche den Ehemann ins Wochenbette legen lassen? — Man  
 „würde vielleicht große Mühe haben, von einer so ungereimten Mode  
 „zu urtheilen.“ Ich verharre

Dero

Ergebener,

Oloff Wundremich.



## Sechs und vierzigstes Stück.

---

 von Haller.

Wer von der Tugend weicht, der weicht von seinem Glücke.

---

**A**schinus sagte beim Terenz zu seinem Vater: Mein  
 Vater, bitte du lieber, statt meiner, die Göt-  
 ter, denn, weil du ein besserer Mann bist, als ich,  
 so werden sie dich eher erhören. Ich muß dem Ver-  
 fasser des folgenden Sendschreibens eben die Antwort geben,  
 da er mich ersucht, meine Leser zu einer Tugend zu ermahnen,  
 worinn ich selbst gern Unterricht annehme, und wozu ich  
 keine

keine bessere Bewegungsgründe erwählen könnte, als die er in seinem Schreiben angeführt hat. Ich hoffe, daß außer mir noch mehr Leser seyn werden, die dieser Brief eines rechtschaffnen alten Mannes erbauen und rühren wird.

### Mein Herr,

Ich bin ein Mann, dessen Leben zum Ende eilt: das traurige Leben! Ich hatte eine Jugend ohne Freude, ein Leben ohne Gesundheit, ein Alter, das ein langsamer schmerzhafter Tod war. Bey dem allen habe ich viel gewonnen, und nur wenig verloren. Ich habe die Kunst gelernt, mich und mein immerwährendes Elend ohne Ungeduld zu ertragen, und habe dagegen nur den nichtigen Wunsch, die Liebe zum Leben, verlohren. Kaum weiß ich, wie dem zu Muth sey, der sein Vergnügen im Leben findet. Ich erinnere mich keines Tages, an welchem ich völlig gesund gewesen wäre, und daher gieng es mir eben so, wie jenem Soldaten im Heere des Antigonus, welcher darum den Tod verachtete, und fast im ganzen Heere der tapferste war, weil ihm eine langwierige Kränklichkeit das Leben vereckelte. Der König ließ diesen braven Streiter curiren. Allein, kaum war er genesen, so war er auch eben so feige, wie jeder anderer. Du bist selbst Schuld hieran, sagte er zum Könige, welcher ihm deshalb Vorwürfe machte: Denn, seitdem ich gesund geworden bin, habe ich erst Lust zum Leben, und Furcht vor dem Tode bekommen. Ich glaube gewiß, daß es so seyn muß. Das Leben an sich scheint den Menschen eine gleichgültige Sache zu seyn. Allein, Glück und Wohlfahrt macht es uns angenehm, Unglück und Elend aber verhaßt. Beides sind Ausschweifungen. Denn, menschliches Glück ist einer solchen Freude, und menschliches Elend solcher Thränen nicht werth. Daher suchen alle große Seelen die beyden Tugenden, die diesen Ausschweifungen entgegen gesetzt sind, und welche Horaz dem Delio anpreist:

Aequam memento rebus in arduis  
 Servare mentem, non secus ac bonis  
 Ab insolenti temperatam  
 Læritia.

Ich habe in beyden durch mein unaufhörliches Leiden eine gewisse Festigkeit erlangt. Denn ein beständiges Elend verhärter uns nach und nach gegen sich selbst, und umringt die Gegenstände unsrer Veranlassungen mit einem traurigen Schatten, der ihren Glanz so mächtig, daß er keine lebhaftere Eindrücke in unsre Herzen machen kann. Meine lange Erfahrung hat mich gelehrt, daß dieses der glücklichste Zustand sey, in welchen ein Mensch gerathen kann; denn, man findet nicht

leicht, daß der, welcher dem Glücke im Schooße sitzt, und keine Noth kennt, seiner Pflichten eingedenk leben sollte. Das Glück macht unsre Herzen übermüthig und spröde; nur durch Unglück werden sie weich und biegsam. Ich habe demnach meine Noth nach und nach lieb gewonnen, wie man einen strengen Hofmeister im Alter lieb gewinnt, ob man gleich in der Jugend tausendmal gewünscht hat, seiner los zu werden. Das Glück, die Ruhe, diese Freude, wobey nur das Gemüth lachen kann, die süßen Früchte der strengen Zucht, unter welcher mich die Noth alt gemacht hat, sind in meinen Augen so große, so herrliche Vorzüge, daß ich nicht aus der Welt gehn will, ohne ein öffentliches Zeugniß von der Zufriedenheit abzulegen, wodurch sie mein Alter beglückt, und ohne den Lejern, für die Sie schreiben, eine bewährte Maxime anzupreisen, welche niemanden nothwendiger ist, als Kranken.

Wir sind gewohnt, uns gegen das Schicksal aufzulehnen, wenn es uns niederbeugt. Die meisten Menschen ertragen ihre Krankheiten und Widerwärtigkeiten mit einer Ungebuld, mit so viel Murren, mit so viel Troß gegen Gott, als ob sie ein Bündniß mit ihm gemacht hätten, daß er ihnen alles nach Wunsche gehn lassen sollte. So trozig durfte Gäncher Gott anreden:

Was willst du mit dem Schatten zanken?  
 Beweis an Stärkern deine Macht!  
 Wer wird dir in der Hölle danken?  
 Ach! hast du dies noch nicht bedacht?  
 Du kommst mit Donner, Blitz und Sturm!  
 Wer ist der große Feind? Ein Wurm.

O, mein werthester Freund, es ist wahrlich kein Trost, keine Ruhe in solchem Unsinne! Geduld und Hoffnung, eine völlige Ergebung in den Willen dessen, der unsre kleinen Schicksale ordnet, und selbst die großen Vortheile für unsre Herz und unsre Sitten, die aus der Empfindung unsers Elendes fließen, sind die besten und zuverlässigsten Mittel, uns zu erlösen, wann wir leiden, und uns zu stärken, um das drückende Gewicht unsrer Widerwärtigkeiten zu ertragen. Wenn Sie doch alle Stärke der Beredsamkeit an, um ihren Kranken die Zufriedenheit in ihrer Noth zu empfehlen. Zeigen Sie ihnen, wie verächtlich ein Mensch aussieht, der, wenn ihn sein Schöpfer demüthigt, trozig oder verzagt wird, und wiederholen Sie ihnen das geachtete, was Seneca sagte, daß es dem großen Jupiter selbst ein Vergnügen seyn müsse, wenn er vom Himmel herunter schaue, und den Cato, mitten unter den Trümmern seines Vaterlandes, seine Rechtschaffenheit behalten sähe, und daß kein Schauspiel auf Erden des Anblicks des Schöpfers, der auf sein Werk Acht hat, würdiger sey, als wenn ein tapftrer Mann das Leiden, das er ihm aufgelegt hat, überwindet.



windet. Lehren Sie sie doch so beten, wie der grosse Heide Socrates betete: Gieb uns, o Jupiter, alles was uns gut ist, es mögen nun solche Sachen seyn, warum wir bitten, oder solche, warum wir nicht bitten, und wende von uns alles ab, was uns schädlich ist wenn es gleich solche Sachen sind, warum wir bitten! Ich habe schon gesagt, daß ein beständiges Glück unsern Charakter verderbe, und dieser Charakter wird doch dereinst alles entscheiden, was uns in ewiger Zukunft wiederfahren soll. Daher ist es nicht schwer, uns, wenn wir nur wollen, zu überzeugen, daß uns unsre Wohlfahrt zuweilen schädlich seyn könne, und daß der göttliche Ausspruch Grund habe, daß Gott den tüchtigen, den er lieb hat. Epikret hatte bey seinem Sklavenstande eine Maxime gelernt, die allen Menschen unvergänglich seyn sollte. „Die Welt, sagte er, ist einer Schaubühne ähnlich, wo ein jeder seine bestimmte Rolle hat. Die größte Pflicht, welche einem Menschen obliegt, ist diese, seine Rolle gut zu spielen. Es ist unser Werk nicht, zu sagen, ob wir nicht eine bessere Rolle hätten bekommen können? Wir müssen uns nur in der unsrigen vortrefflich zu erweisen suchen. Schicken wir uns nicht recht dazu, so liegt der Fehler nicht an uns, sondern an dem, der die Partien ausgetheilt hat, und das ganze Schauspiel anordnet!“

Wären die Christen, wären auch nur die grossen Geister, die diesen Namen für sich zu klein halten, so weise, als Epikret, so groß, als Socrates, so standhaft, als Seneca; so würden wir nie Kranke unter ihnen sehn, die in verzweifelnder Dummheit sagen: „Ich will durchaus entweder gesund seyn, oder sterben! Ich bin das nicht gewohnt, so viel auszustehn, und kann und mag es nicht ertragen! Mein Doctor muß mir bald helfen; und hilft er nicht bald, so soll der zweete kommen. Ich will hundert rufen lassen, bis ich den treffe, der seine Sache versteht. Ich will ein Altartuch, ein Kanzeltuch, einen silbernen Becher der Kirche schenken. Denn, ich muß gesund seyn; und wenn alles nicht helfen will, so hilft doch eine Kugel vor den Kopf, oder ein Strick um den Hals.“ Schande! Schande! nicht nur für einen Christen, nicht für einen Philosophen, nicht für einen grossen Geist, sondern schon Schande für eine vernünftige Seele, die mit so lächerlichem Grunns ihren Schöpfer zur Rede stellt, ihre Pflichten so wenig versteht, und ihr Leiden so knechtisch, so weiblich erträgt! Nichtsdestoweniger hört man diese und noch viel härtere Reden bey so manchen Krankenbetten, und nirgends findet man den Mann, der seine Hoffnung auf Gott setzte, und der sich überwinden könnte, Gott für sein heilsames Leiden zu danken.

Chryssippos erkannte das schon, was in Leibnizens Munde eine neue Lehre zu seyn schien, „daß die Krankheiten in der Welt, als unvermeidliche Folgeerungen von der Vorsehung zugelassen worden wär

ren.“ Dieß sagt nun ein heidnischer Weltweiser, und es ist kein biblischer Spruch, den man ihn für keinen bündigen Beweis mehr zu halten pflegt. Es ist eine Wahrheit, die eine bloß reine natürliche Vernunft predigt. Was folgt aber daraus, wenn unser Elend von der Zulassung dessen abhängt, der uns ins Leben gerufen, und uns zu Glückseligkeiten bestimmt hat, deren Erlangung er in die willkürliche Bildung unsers sittlichen Charakters setzt? Sollten wir das Leiden verfluchen, wodurch unser Charakter geläutert, und des uns bestimmten Glücks fähiger gemacht wird? Sollten wir murren, daß ein Mensch nicht ohne alle Noth leben kann? Verstehn wir so gut die Absichten der Vorsicht, die Zwecke der Schöpfung? Ist uns wol etwas unerträglicher, als das Wohlleben? Berwildern würden wir; grausam, übermüthig, trohig, unsinnig würden wir werden, wenn uns nicht die Noth milderte, und unser Hertz in seinen Schranken zurückhielte!

Nich verquängt immer die edle Ruhe des Asklepiades von Phlia, im Peloponesischen, womit er das Unglück ertrug, daß er blind wurde. Er pflegte zu rühmen, seine Blindheit habe ihm das zuwege gebracht, daß er stets einen Knaben mehr in seiner Gesellschaft hätte. Ich weiß einen Wucherer, der, in eben dem Zustande, den Oculisten, der ihn curirte, hundert Ducaten, und Gott eine Repetiruhr in die Kirche, gerade gegen der Kanzel über, gelobte.

C'est un homme d'honneur, d'une pieté profonde,  
Qui veut rendre à Dieu ce qu'il a pris au Monde.

Ich weiß nicht, woher es gekommen, daß die edle Großmuth im Unglück, die doch so sehr aller Menschen Pflicht ist, bey uns weit seltner, als im Alterthume gefunden wird, obgleich damals die Vernunft der Weltweisen weniger Hülfsmittel zu ihrer Befriedigung hatte, als uns die Religion und die erheiterte Weltweisheit darbietet. Waren damals mehr grosse Seelen auf Erden, oder besteht unsre Großmuth vielleicht in bequemern Tugenden, welche der Eigentliebe nicht so viel kosten? Epaminondas ward einstmals gefragt, ob Chabrias, Iphicrates, oder er selbst mehr Hochachtung verdiente? Wo konnte er, als ein grosser Mann, rühmlicher antworten, als: Bevor dieses entschieden werden kann, muß man uns erst sterben sehen! In diesem kritischen Augenblicke, wo sich die Noth so über uns gehäuft hat, daß wir von ihr erdrückt werden, wolle Epaminondas seine Götze der Seele entscheiden, und jedermann weiß, wie schmeichelhaft diese Entscheidung für ihn war. Man kann eben so sagen: Bey Noth und Elende, in Kummer und Krankheit wird sich entscheiden, wer eine edle Seele besitze! Es wird der seyn, der sich dem Willen des Höchsten unterwirft, und den Hoffnungen einer künftigen Glückseligkeit das gegenwärtige kurze Leiden aufopfert. Diese  
Christ:

ristlichen Hoffnungen sind nicht abergläubisch, und noch weniger  
 cossen Geistern unanständig. Sie wissen, was Cicero davon sagte:  
*Nescio, quomodo inhaeret in mentibus quasi saeculorum quoddam  
 aurum futurorum, idque in maximis ingeniis altissimisque ani-  
 ms existit maxime & apparet facillime*

Es sollte mir ein wahres Vergnügen seyn, wenn diese Vorstellun-  
 gen vermögend wären, einige Nothleidende zu trösten und zu beruhig-  
 en, gleichwie sie mir in meinem langwierigen Elende einzig und  
 allein Trost und Beruhigung verschafft haben. Vereinigen Sie Ihre  
 Bemühungen mit den meinigen, und glauben Sie nicht, daß es einem  
 Arzte unanständig sey, mit seinem Kranken zu moralisiren. Wie oft  
 kommt nicht das ganze Glück seiner Cur darauf an, daß das Gemüth  
 des Kranken zufriednen gesprochen wird, und welche Arzney ist wol auf  
 Erden, die dieses bewerkstelligen könnte, wenn es nicht die Bewe-  
 sungsgründe der Religion und der Sittenlehre bewerkstelligen? Rien  
 ne prouve la Religion, comme la jouissance; sagt *Sorret* in seinem  
*Essai sur les Mœurs*. Le meilleur syllogisme en faveur du Chri-  
 stianisme, c'est la paix d'un coeur Chrétien. Ich habe die Erfah-  
 rung davon, und gönne es allen Verrückten und Elenden, die unaus-  
 sprechliche Süßigkeit zu schmecken, welche aus dem Vertrauen auf Gott,  
 aus der Ueberzeugung von seiner väterlichen Liebe, und aus der völli-  
 gen Ergebung in seinen Willen fließet. In dieser Gemüthsfassung,  
 und zwar in dieser allein, kann man mit grosser Seele leiden, und  
 der Noth spotten, wie ihr ein Christ spotten darf. Ich fürchte, daß  
 Sie die Ernsthaftigkeit eines alten Mannes, den seine Noth ge-  
 schwächt macht, ermüden werde, und daher will ich dieses Schreiben  
 mit der Hoffnung beschliessen, daß Ihnen wenigstens meine gute Ab-  
 sicht gefallen wird. Ich eile zu meiner Ruhe. Ich erwarte den Tod,  
 wie man einen Freund erwartet, der längst zu kommen versprochen,  
 und der sich viel später einstellt, als man ihn gewünscht und erwartet  
 hat. Er wird, um mich der Vergleichung des Epikureers zu bedie-  
 nen; er wird kommen, um mich von dem Schauplatz abzuführen,  
 auf welchem ich eine so traurige Rolle habe spielen müssen; und ich  
 hoffe zu Gott, er werde mich dereinst auf einem neuen Schauplatz  
 wieder aufführen, wo die Parrien anders ausgeheilt werden, und  
 wo vor dem Angesichte der Gottheit für mich Freude seyn wird.

Dann werden unter meinen Füßen

Tief in den Abgrund Zeiten fließen,  
 Wovon ich diesen Theil genos,  
 Der, reich an dräuenden Gefahren,  
 Die, Blitzen gleich, mein Haupt umschren,  
 Wie eine dunkle Wetterwolke bang und betrübt vorüberfloß.

Dann zeigt der, der im Himmel wohnet,  
 Mir der gebrauchten Mittel Reich,  
 Wie er gerecht gestraft, belohnet,  
 Und stets mein Freund gewesen sey.  
 Wie werd ich ihn, den Freund, nicht lieben,  
 Wenn er mich huldreich überführt:  
 Hier sey nichts unerfüllt geblieben,  
 Was dort mich glücklich machen wird.  
 Wie wird sein Wohlthun mir gefallen!  
 Wie soll sein Lob von mir erschallen!  
 Das Lob der Gottheit, die mich liebt!  
 Herr, ewig sey von allen Zungen  
 Mit mir dein grosses Lob besungen,  
 Du, der Geschöpfe Freund und Vater, der wohl thut, segnet  
 und vergiebt.

Ich bin, u. s. w.

J. S. M. \* \* \*

Das vorhergehende Sendschreiben veranlaßt mich, einige Betrachtungen über den Einfluß des moralischen Charakters der Menschen in den physikalischen Zustand ihres Körpers anzustellen. Es ist dieses einer von den unerkannten Vorteilen, welche die Tugend den Menschen gewährt; und man lernt daraus erkennen, wie auch selbst die uns auferlegten Pflichten nichts anders als Anweisungen zu unsrer Wohlfahrt sind. Die ersten Bewohner des Erdbodens, und alle Völker des Alterthums hatten unstreitig bessere Sitten, als wir, die wir verzärtelt, weichlich, üppig und wollüstig geworden sind. Sie baueten das Land, und trieben die nothwendigen Künste des Lebens. Die Einfach herrschte bey Grossen und Niedrigen, und man sah weder Pracht noch Kunst auf ihren Tafeln, oder in ihrer Kleidung und Wirtschaft. Die größern Monarchien sungen erst an, einen falschen Geschmack und die Heppigkeit unter den Menschen einzuführen. Die Welt nahm täglich an Mäßigkeit, Sparsamkeit und Tugend ab, und die besten Philosophen haben gefunden, daß dieses eine der wichtigsten Ursachen gewesen, warum das menschliche Geschlecht in alten Zeiten weit zahlreicher, stärker, dauerhafter, und überhaupt gesunder gewesen, und älter-

